

Jochen Fahrenberg

Psychologische Interpretation

Biographien – Texte – Tests



Psychologische Interpretation. Biographien – Texte – Tests

Jochen Fahrenberg

(2002 bis 2010 im Verlag Hans Huber, Bern)

© Copyright Jochen Fahrenberg, 1. 1. 2011

Der Text kann von dieser Homepage als PDF-Datei heruntergeladen und zitiert werden als:

Fahrenberg, J. (2002, e-Buch 2011). Psychologische Interpretation. Biographien – Texte – Tests. Online im Internet: <http://www.jochen-fahrenberg.de> [PDF-Datei, 449 Seiten, 5 MB, und Datum des Downloads].

Hinweis zum Urheberrecht

Für Dokumente, die in elektronischer Form über Datennetze angeboten werden, gilt uneingeschränkt das Urheberrechtsgesetz (UrhG). Insbesondere gilt: Einzelne Vervielfältigungen, z.B. Kopien und Ausdrucke, dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden (Paragraph 53 Urheberrecht).

Die Herstellung und Verbreitung von weiteren Reproduktionen ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Urhebers gestattet. Der Benutzer ist für die Einhaltung der Rechtsvorschriften selbst verantwortlich und kann bei Missbrauch haftbar gemacht werden.

Es ist zu den folgenden Bedingungen erlaubt, das Werk zu vervielfältigen, zu verbreiten und öffentlich zugänglich zu machen: Namensnennung des Autors in der von ihm festgelegten Weise. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen den anderen Nutzern die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitgeteilt werden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. – Diese Lizenz lässt die gesetzlichen Schranken des Deutschen Urheberrechts unberührt.

Robert Heiß (1903 – 1974) und

Hans Thomae (1915 – 2001)

gewidmet

Das Umschlagbild zeigt eine mexikanische Maske, wahrscheinlich die Darstellung eines Vegetationsgottes, mit den drei Stadien Jugend, Alter und Tod. Die Abbildung stammt aus dem Katalog einer Ausstellung der Villa Hügel, Essen.

Vorwort 2002

Dieses Buch über psychologische Interpretation entstand aus meinen Übungen zur Biographik und den Übungen zur Inhaltsanalyse im Grundstudium der Psychologie. Das Buch ist als eine Ergänzung zur Methodik der differentiellen Psychologie und teilweise auch als Anleitung für entsprechende Abschnitte eines Empiriepraktikums gedacht. Es gibt darüber hinaus Beispiele und eine systematische Übersicht über viele Aufgabengebiete der psychologischen Interpretation.

Psychologisch interpretiert wird in der Biographik und bei der Auswertung von Interviews, von Anamnesen und Texten. Dies geschieht jedoch oft ohne die früher übliche lange Ausbildung in den allgemeinen Strategien und den speziellen Regeln der Interpretation.

Die Traumdeutung, die Schriftdeutung (Graphologie) und die Interpretation von projektiven Tests liegen heute am Rande der Psychologie. Im Studium spielen sie praktisch keine Rolle mehr. Sie werden kaum mehr praktiziert, so dass Kenntnisse und Training allmählich verloren gehen. In diesen Verfahren sind jedoch Regeln und Strategien enthalten, welche weit über diese unmodern gewordene Psychodiagnostik hinaus und jenseits der Fragen nach ihrer empirischen Validität methodisches Interesse verdienen.

Psychologisches Interpretieren wird in diesem Buch nicht als Aufgabe für die Intuition eines Menschen oder als Deutungskunst dargestellt, sondern in einem "handwerklichen" Sinn begriffen. Interpretation ist eine lehrbare und lernbare Methodik der Psychologie.

Bei diesem Thema ist es sinnvoll, die eigene Orientierung zu erwähnen und die Ausbildung, welche das "Vorverständnis" und die Zielsetzung dieses Buchs mitbestimmen. Eine Ausbildung in der Interpretation projektiver Verfahren und in Graphologie (damals beides noch mit Diplomklausur) sowie in psychologischer Begutachtung erhielt ich von Robert Heiß und seinen Mitarbeitern als Student am Freiburger Psychologischen Institut. Die Interpretation von Träumen lernte ich in Seminargruppen von Hans Bender. Gelegenheit für biographische Anamnesen von Patienten gab es während der beruflichen Tätigkeit in Kliniken und bei verschiedenen Projekten.

Katrin Trepte und Christiane Kuwert bin ich sehr dankbar, dass sie mir zwei von ihnen ausgearbeitete Biographien als Beispiele zur Verfügung stellten. Marcel Baumann, Andreas Sieburg, Mamke Schrag-Wagener und Miriam Unverzagt lasen Teile des Manuskripts und haben geholfen, dieses Buch verständlicher zu machen. Zu danken ist auch Frau Ulla Probst für die Hilfe beim Manuskript und Herrn Thomas Hammelmann für das Lay-out.

Freiburg i.Br., 2002

Jochen Fahrenberg

Vorwort zum e – Buch 2011

Seit dem Erscheinen dieses Buchs sind acht Jahre vergangen. Der Verlag Huber hat jetzt die Auslieferung eingestellt und das Copyright zurückgegeben.

Der nunmehr als e – Buch verfügbare Text wurde nicht durch Einfügung neuerer Literaturhinweise aktualisiert, denn die Prinzipien und Methoden der Interpretation bleiben unvermindert gültig. Nur zwei Hinweise wurden aufgenommen.

Beim Schreiben des Buches war mir zwar Wilhelm Wundts Experimentalpsychologie geläufig, und ich wusste auch von seiner großen Kulturpsychologie (*Völkerpsychologie*), nicht aber von seiner Interpretationslehre in der *Logik der Geisteswissenschaften*, wo sie von der zweiten Auflage (1895) an als allgemeine Methode der Geisteswissenschaften dargestellt ist. Da Wundt die Psychologie als eine Geisteswissenschaft ansah, gehört die Interpretationslehre wesentlich zu den Methoden der Psychologie, sie geht dem Kapitel über die speziellen Methoden der Psychologie voran.

Das 45 Seiten (in der 4. Aufl., 1921) umfassende Kapitel ist die erste von einem Psychologen verfasste Interpretationslehre. Sie wird jedoch in der Fachliteratur über „qualitative Methoden“ der Psychologie und Sozialforschung nicht mehr erwähnt. So scheint sie heute, trotz ihrer großen wissenschaftstheoretischen und wissenschaftshistorischen Bedeutung, weitgehend vergessen zu sein – so wie auch Wundts umfassende Wissenschaftskonzeption der Psychologie.

Angesichts der zahlreichen Lehrbücher der Statistik und Experimentalmethodik für das Grundstudium der Psychologie fällt auf, dass ein entsprechender Basistext zur Interpretationslehre nach wie vor fehlt. Dieses Kompendium müsste *alle* wichtigen Methoden und Anwendungsbereiche umfassen und geeignete Übungsbeispiele enthalten. Diese Aufgabe ist heute wahrscheinlich nur noch von einer Autorengruppe zu bewältigen.

Freiburg i.Br., Januar 2011

Jochen Fahrenberg

Fahrenberg, J. (2008). Wilhelm WUNDTs Interpretationslehre. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 9(3), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/1151/2557>

Fahrenberg, J. (2008). Interpretationslehre für Psychologen, Pädagogen und Sozialwissenschaftler. Ein öffentlicher Vorschlag für einen erhofften Basistext (mit Übungsmaterial auf CD/DVD). *Journal für Psychologie*, 16(1), Beitrag im Diskussionsforum, <http://www.journal-fuer-psychologie.de/111.html>

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung und Kapitelübersicht	1
1.1	Interpretation	1
1.2	Inhaltsübersicht	9
1.3	Zusammenfassung	12
2	Ein Traum als einführendes Interpretationsbeispiel	15
2.1	Zielsetzung	15
2.2	Der Text	16
2.3	Psychologische Übersetzung	16
2.4	Erster Durchgang zur Übersetzung mit Interpretationsansatz	18
2.5	Zweiter Durchgang zur Erweiterung des Ansatzes und Hervorhebung des Themas	19
2.6	Dritter Durchgang zur kritischen Prüfung von Gegenentwürfen	22
2.7	Spontane Einfälle als Kontext	25
2.8	Biographische Daten und Lebenssituation als Kontext	26
2.9	Kommentar mit Einwänden und Erwiderungen	28
2.10	Zusammenfassung	31
3	Prinzipien, Strategien und Regeln	35
3.1	Absichten dieses Kapitels	35
3.2	Prinzipien	36
3.3	Strategien	41
3.4	Regeln	49
3.5	Evidenz und Überzeugungskraft	51
3.6	Ausblick	56
4	Autobiographische Versuche	57
4.1	Übersicht	57
4.2	Die erste Erinnerung	58
4.3	Erinnerte frühe Eigenschaftsattribuierungen	62
4.4	Tageslauf-Protokoll	65
4.5	Autobiographische Skizze	73
4.6	Autobiographie und Literatur	80
5	Biographik	83
5.1	Übersicht	83
5.2	Die Aufgabe	85
5.3	Gesprächsführung	88

5.4	Interpretationsansatz	90
5.5	Interpretation und Rückmeldungen	91
5.6	Das Beispiel einer Biographie: Anna, 21 Jahre	92
5.7	Kommentar zum Beispiel	105
5.8	Kommentar zur Methodik	107
5.9	Biographisch-Narratives Forschungsinterview	109
5.10	Allgemeine Prinzipien des biographischen Verfahrens	110
5.11	Biographien und Krankheitsdarstellungen (Pathographien)	113
6	Psychologische Biographik und biographische Forschung	117
6.1	Übersicht	117
6.2	Beschreibungseinheiten	118
6.3	Exploration und halb-strukturiertes Interview	123
6.4	Formen von Biographien und biographisch orientierten Interviews	128
6.5	Erzählte Zeitgeschichte, Tagebücher und Psychohistorie	139
6.6	Biographisch orientierte Persönlichkeitspsychologie	142
6.7	Zusammenfassung	146
7	Trauminterpretation	149
7.1	Übersicht	149
7.2	Traumtheorien und Perspektiven der Traumdeutung	149
7.3	Gesichtspunkte zur Beschreibung von Träumen	162
7.4	Untersuchungsbefunde	164
7.5	Zusammenfassung	166
8	Textanalyse und Inhaltanalyse	169
8.1	Übersicht	169
8.2	Material für Inhaltsanalysen	171
8.3	Prinzipien der Text- und Inhaltsanalyse	174
8.4	Verschiedene Ansätze der Text- und Inhaltsanalyse	179
8.5	Anwendungsbeispiele	190
8.6	Ablaufschema und Typologie der Text- und Inhaltsanalyse	194
8.7	Gottschalk-Gleser Verfahren	198
8.8	Computer-unterstützte Textanalyse	204
8.9	Interpretation darstellender Kunst	206
8.10	Zusammenfassung	215
9	Testinterpretation	219
9.1	Übersicht	219
9.2	Grundlagen der Projektiven Tests	221

9.3	Der Thematische Apperzeptions-Test TAT (Murray)	224
9.4	Der Sceno-Test (von Staabs)	236
9.5	Der Rorschach-Test	237
9.6	Das Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI	242
9.7	Psychophysiologische Untersuchung	253
9.8	Ein Pseudo-Gutachten	255
9.9	Assessment	256
9.10	Zusammenfassung	257
10	Schrift-Interpretation	259
10.1	Übersicht	259
10.2	Grundlagen der Graphologie	260
10.3	Methodenkritische Gesichtspunkte	268
10.4	Zusammenfassung	271
11	Biographik und Prozessanalyse	273
11.1	Übersicht	273
11.2	Beschreibungseinheiten	274
11.3	Grundlagenkritik	285
11.4	Konzeptionen prozessbezogener Persönlichkeitsanalyse	292
11.5	Zusammenfassung	309
12	Interpretationslehre – Heuristik und kritische Prüfung	313
12.1	Übersicht	313
12.2	Philosophische Fragen	315
12.3	Wissenschaftstheoretische Auffassungen	330
12.4	Zur allgemeinen Interpretationslehre	335
13	Interpretation: Ausblick auf Forschung, Praxis und Ausbildung	373
	Anhang	385
	Literaturverzeichnis	399
	Personenregister	427
	Sachregister	435

1 Einleitung und Kapitelübersicht

1.1 Interpretation

Interpretationen stellen Beziehungen her. Eine Aussage oder ein geschriebener Satz, auch eine Beobachtung oder ein Untersuchungsergebnis werden in einen Zusammenhang mit anderen Daten gebracht, um etwas zu verstehen oder zu erklären. Es gibt Strategien mit Regeln und Konventionen, welche diesen Prozess leiten können. Die Interpretation (lat. Deutung, Übersetzung) folgt also – im Unterschied zum ungeübten oder nur spekulativen Denken – bestimmten Prinzipien und ist damit lehrbar und lernbar.

Interpreten sind Übersetzer, die wie Dolmetscher eine zunächst unzugängliche Sprache verständlich machen. Damit dies gelingt, muss den Lauten oder Schriftzeichen eine inhaltliche Bedeutung gegeben werden, welche der ursprünglichen möglichst nahe kommt. Diese Übersetzung ist durch eine lexikalische Wort-für-Wort Übertragung nur unzureichend zu leisten. Oft sind Nuancierungen und Umschreibungen notwendig, welche auf die konkreten Anwendungen der Zeichen und auf häufig vorkommende Zusammenhänge verweisen. Der Interpret bzw. die Interpretin müssen dabei einfallsreich sein und zugleich kritisch unterscheidend vorgehen, damit eine zutreffende Übersetzung entsteht.

Eine *Interpretation* ist allgemein als *Übersetzung einer Aussage mit beziehungsstiftenden Erläuterungen* anzusehen. Dies ist eine grundlegende Methode des Denkens und der Verständigung – so fundamental wie Begriffsbildung und Urteilsbildung.

Interpretation von Untersuchungsergebnissen

Wir sprechen z. B. von Interpretation, wenn das Ergebnis eines Experiments im Hinblick auf die theoretische Fragestellung dieser Untersuchung diskutiert wird. Das Experiment soll ja eine Antwort geben, ob eine zuvor formulierte Hypothese beibehalten werden kann oder verworfen werden muss. Die Aufgabe der Untersucher ist jedoch mit der statistischen Entscheidung über die Zufälligkeit oder Nicht-Zufälligkeit der statistischen Prüfgröße noch nicht beendet. Das Ergebnis der empirischen Prüfung muss anschließend auf die theoretischen Erwartungen bezogen werden: Was bedeutet das Resultat für den theoretischen Ansatz? Das Ergebnis soll konstruktiv weiterführen, neue Beziehungen erkennen lassen und weitere Experimente anregen. In diese Diskussion gehört auch der Vergleich mit den Ergebnissen anderer Untersucher, um Übereinstimmungen und

Widersprüche darzulegen. Diese *beziehungsstiftende, heuristische Funktion* ist ein wesentliches Merkmal der Interpretation.

Heuristik (griech. finden, erfinden) ist die Lehre von den Begriffen und Methoden, die unsere Erkenntnis erweitern, aber selbst noch keine Gründe oder Beweise geben. Es sind Annahmen, Arbeitshypothesen, vermutete Zusammenhänge oder Modelle, die einen *heuristischen Wert* als Entwürfe haben.

Eine überzeugende Interpretation verlangt jedoch mehr. Jeder Untersuchungsbefund wurde unter bestimmten Voraussetzungen gewonnen. Es gibt häufig methodische Schwierigkeiten oder organisatorische Mängel, so dass die Daten vielleicht nicht so zuverlässig und gültig sind wie es erwartet wurde. Diese Vorbehalte sind herauszuarbeiten und kritisch zu bewerten, damit andere das Ergebnis in den gegebenen Grenzen nachvollziehen können. Vielleicht gewinnt die Interpretation sogar an *Überzeugungskraft, wenn Grenzen aufgezeigt werden* oder wenn denkbare Alternativen mit guten Argumenten zurückgewiesen werden. Diese abwägende und auch selbstkritische Einstellung kennzeichnet die methodisch kompetente Interpretation einer psychologischen Untersuchung.

Das Beispiel des Experiments lässt erkennen, welche vielfältigen Zusammenhänge durch eine Interpretation erschlossen werden können. Wir benötigen *Strategien*, um nicht die Orientierung zu verlieren und in der Vielfalt unterzugehen. Bestimmte Verfahrensweisen und Zielvorstellungen helfen, unsere Interpretation zu entwickeln. Dieser Prozess geht weit über eine sprachliche Übersetzung hinaus. Er ähnelt der Konstruktion eines Gebäudes, hat aber den Vorzug, dass Teile der Konstruktion oder sogar der gesamte Aufriss während dieser Entwicklung geändert, umgestaltet und verbessert werden können, um schließlich zu überzeugen.

Verhaltensbeobachtungen

Auch das beobachtete Verhalten muss psychologisch interpretiert werden. Nur in seltenen Fällen wird eine Verhaltensweise isoliert zu begreifen sein ("Verhalten erklärt sich nicht selbst"). Verhaltenswissenschaftlich ist nicht nur nach dem aktuellen körperlichen Zustand und nach den situativen Anreizbedingungen zu fragen, sondern auch nach den Kontingenzen, d. h. den Beziehungen zwischen einer Verhaltensweise und ihren Konsequenzen. Dies führt zu den Zusammenhängen mit der individuellen Lerngeschichte weiter. Außerdem ist auf der subjektiven Ebene zu überlegen: Was beabsichtigte das Individuum mit einer Handlung? Wie wurde die Situation, in der das Verhalten stattfand (das "Behavior Setting"), erlebt und bewertet?

Biographik

Die Lebensgeschichte eines Menschen zu erschließen, ist die anspruchsvollste Aufgabe der psychologischen Interpretation. Im Unterschied zur romanhaften Biographie kommt es auf das *empirisch* belegte Auswählen, Gewichten und Verbinden der Informationen zu einem *realistischen Gesamtbild* an. Die Entwicklung einer Person und ihre Individualität sollen so gründlich erfasst werden, dass sie selbst, aber auch ihre Bezugspersonen das Bild als zutreffend ansehen. Bei dieser Aufgabe sind deshalb spontane Selbstberichte mit systematischen Fragen nach den wichtigsten Aspekten des Lebenslaufs zu kombinieren und alle verfügbaren wichtigen Informationen zu berücksichtigen. Dazu gehören auch frühe Kindheitserinnerungen, Tagebücher u. a. Texte, Interpretationen psychologischer Testbefunde. Kurzformen dieser Methodik haben als *biographische Interviews* in verschiedenen Anwendungsfeldern der Psychologie, z. B. in der Klinischen Psychologie und in der Berufspsychologie, praktischen Nutzen für psychologische Beratungen und Entscheidungen.

Wissenschaftliche Standards

Für den Bericht über ein psychologisches Experiment gibt es Leitfäden mit vielen, in Anlehnung an die biologisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen entstandenen Regeln und Konventionen. Nicht nur in der wissenschaftlichen Ausbildung, sondern auch in den Fachzeitschriften wird auf solche allgemeinen Standards geachtet. Von diesen soll nur in begründeten Ausnahmefällen abgewichen werden. Es wird gefordert, dass sich Untersuchungsplan, Durchführung, Darstellung und Diskussion der Ergebnisse nach einem allgemeinen Schema richten, ohne jedoch alle Details festzulegen, denn es kommt zuallererst auf eine überzeugende Argumentation an. Diese Standardisierung ist in anderen Bereichen der empirischen Psychologie, die nicht experimentell orientiert sind, schwächer und weniger verbindlich ausgeprägt.

Oft wird bestritten, dass es einheitliche Standards gibt, die für alle Arbeitsgebiete der Psychologie und alle Fragestellungen gleichermaßen gelten können. Dennoch kann versucht werden, nach den grundlegenden Gemeinsamkeiten aller wissenschaftlich gemeinten Arbeiten zu suchen und an diesen allgemeinen Kriterien der Wissenschaftlichkeit festzuhalten (siehe Kapitel 12).

Wissenschaftliche Standards sind Konventionen, die die rationale Ableitung, Sicherung, intersubjektive Prüfung, Vermittlung und Anwendung von Wissen regeln. Wesentliche *Forderungen der Wissenschaftlichkeit* betreffen klare Sprache, rationale Begründungen, Verzicht auf Willkür, methodenkritische Reflektion der Gültigkeitsbehauptungen.

Die Aufgabe der Interpretation, Zusammenhänge zu erschliessen, kann in zwei zentralen Begriffen gesagt werden: **heuristische Übersetzung und methodenkritische Kontrolle.**

Texte

In der geisteswissenschaftlichen Tradition der Psychologie ist die Methodik der Interpretation fundamental. Es handelt sich vor allem um Texte, deren Bedeutung zu erschließen ist. Die zutreffende Auslegung von Botschaften und Texten wird *Hermeneutik* genannt (griech. Auslegung, Übersetzung). Dies erinnert an den Götterboten Hermes, der den Menschen die Botschaft der Götter mitteilen und erläutern sollte. In der Philosophie, Theologie und Sprachwissenschaft besteht eine lange und breite Tradition der Interpretationskunst. Die Hermeneutik wird oft als universelle Methodik der Geisteswissenschaften bezeichnet. Sie ist grundsätzlich auf alle Produkte, also auf alle *Objektivierungen des menschlichen Geistes* anzuwenden: historische Urkunden, schriftliche Überlieferungen, Märchen, Literatur, Erzählungen, Gesprächsprotokolle, Werke der darstellenden Kunst und kulturelle Zeugnisse verschiedenster Art.

Hermeneutik ist Auslegung. Sie erschließt den Zusammenhang zwischen den Textelementen und dem gesamten Text sowie zwischen dem Text und seinen Kontexten, so dass sich die *Bedeutungen der Teile zum verständlichen Sinn des Ganzen* verbinden.

Kontexte

Der geschriebene Text ist in den handschriftlichen Überlieferungen oft mit Glossen (Kommentaren), mit Übersetzungen oder anderen Anmerkungen versehen worden. Der *Text hat einen Kontext*. Tatsächlich sind es immer viele Kontexte, denn der Text wurde von einem Autor unter den Bedingungen seiner Zeit geschrieben. Deshalb können die Aussagen bewertet und relativiert werden. Die Quellenkritik an der Herkunft des Textes, die Textkritik selbst und die kritische Überprüfung neuer Interpretationsansätze an der bereits bestehenden wissenschaftlichen Tradition sind unerlässliche Schritte des Interpretationsprozesses. Diese Kontexte liegen gleichsam wie Schalen um den Kern des Textes.

Kontexte im weiteren Sinn sind der zeitgenössische Wissensstand und die Einstellungen und Überzeugungen des Autors in seiner Zeit. Werden außerdem – bei gründlichem Vorgehen unumgänglich – die wesentlichen Ergebnisse der bisherigen Interpretation dieses Textes einbezogen, dann kann die Vielfalt und oft wohl auch die Widersprüchlichkeit möglicher Interpretationen überwältigen. Bekannte Beispiele sind die Interpretation der Werke antiker Philosophen und die Ausle-

gung (Exegese) der Bibel. Trotz unendlicher Bemühungen und einer für den Einzelnen nicht mehr überschaubaren Tradition, können dennoch durch originelle Perspektiven und neue Fragen bisher undeutliche Zusammenhänge einsichtig werden.

Evidenz

Zweifellos kann es falsche Interpretationen geben. Textstellen oder wichtige Kontexte können übersehen oder falsch entziffert werden. Sprachliche und begriffliche Irrtümer oder eine unzureichende Ausbildung des Interpreten können zusätzliche Missverständnisse verursachen. Deswegen gibt es in den Geisteswissenschaften eine lange und nie abzuschließende Diskussion: Wie kann zwischen einer gültigen und einer unzutreffenden Auslegung unterschieden werden? Dabei zeigt sich, dass hier die Begriffe “richtig” und “falsch” ungeeignet sind – es sei denn, die Quellen- und Textkritik ergab offenkundige Fehler. Weder die Objektivität eines empirischen Protokollsatzes über eine physikalische Beobachtung noch die Gewissheit einer logischen Schlussfolgerung wären die hier angemessenen Vergleichsmaßstäbe.

Die Interpretation eines Textes soll diesen Text übersetzen und verständlich machen, indem Zusammenhänge und Anwendungen erkannt, aber auch konstruktiv entwickelt werden. *Divergentes Denken* ist auseinanderlaufend, einfallreich, neue Lösungen entwickelnd. *Konvergentes Denken* ist zusammenführend, zielstrebig, auf Übereinstimmung und verbindliche Lösungen bedacht. Wenn sich hier *divergentes* und *konvergentes* Denken ergänzen, folgt, dass es eine einzige “wahre” Interpretation nicht geben kann. In der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik werden Begriffe wie “zutreffend”, “triftig” oder “adäquat” bevorzugt und die *Evidenz* einer bestimmten Deutung betont.

Evidenz (lat. Augenschein) heißt, dass ein Zusammenhang hervortritt, einleuchtet, also offensichtlich wird, und nun der Sinn des Textes verständlich ist. Diese Evidenz ist hier das Ergebnis eines gründlichen Interpretationsprozesses.

Dagegen ist mit *Intuition* (lat. geistige Anschauung) die unmittelbare Erkenntnis, spontane Einsicht und innere Gewissheit gemeint. Wie dieses Urteil zustande kam, bleibt verborgen bzw. unbewusst. Allein der Verweis auf eine besondere *intuitive Begabung* kann aber nicht ausreichen.

Psychologisch lässt sich das *Evidenzgefühl* als eine eigentümliche Erlebnisqualität beschreiben, welche eine gelungene Problemlösung begleitet, insbesondere wenn bisher verborgene Beziehungen hervortreten oder wenn sich etwas Unverstandenes plötzlich erschließt. Subjektiv kann dieses “aha” sehr überzeu-

gend sein und zur Gewissheit werden. “Heureka” – “Ich habe es gefunden” soll Archimedes gerufen haben als er ein physikalisches Gesetz entdeckte.

Statt nur die vieldeutigen Begriffe Evidenz, Sinnverständnis oder hermeneutische Wahrheit (siehe Kapitel 12) zu verwenden, können wir versuchen, verschiedene Aspekte einer als *gelungen, kompetent und adäquat anzusehenden Interpretation* zu unterscheiden (siehe Kapitel 3). Diese allgemeinen Prinzipien, Strategien und Regeln des kompetenten Interpretationsprozesses lassen sich in der Anwendung auf Texte oder anderes Material üben.

Sonderstellung der psychologischen Interpretation

Die Methodik der psychologischen Interpretation hat in dreifacher Weise eine Sonderstellung: In der Regel sind außer dem zu interpretierenden Text noch *andere wichtige Informationen* über den Autor vorhanden. Im Unterschied zur konventionellen Textanalyse kann die Interpretation auch *interaktiv* geschehen, indem der Autor bzw. die Autorin des Textes beteiligt werden. Die psychologische Interpretation hat häufig einen *berufspraktischen Zweck*.

Zusätzliche Informationen

Statt isolierter Texte werden häufig persönliche und soziodemographische Daten, Interviewbefunde, Testwerte usw. vorliegen, die in einer geeigneten Phase des Interpretationsprozesses zu berücksichtigen sind. Diese *Zusatzinformationen* können u. U. die psychologische Interpretation erleichtern, fordern jedoch auch zum Vergleich und zur Ergebniskontrolle heraus.

Interaktive Interpretation

Eine Sonderstellung der psychologischen Interpretation folgt weiterhin aus der Möglichkeit einer *interaktiven Interpretation*. Der Autor bzw. die Autorin des Textes sind anwesend oder sehr oft noch erreichbar. Sie können nach Einzelheiten und nach Zusammenhängen gefragt werden. Es ist auch eine aktive Mitarbeit möglich: als Diskussion der Interpretationshypothesen oder als Konfrontation mit der entstandenen Konstruktion, die sich in der persönlichen Rückmeldung bewähren sollte. In den geisteswissenschaftlichen Disziplinen wird dies nur selten der Fall sein. Der Autor ist in der Regel nicht mehr erreichbar, er kann nichts erläutern und kann sich nicht gegen die aus seiner Sicht falschen Auslegungen wehren.

Die psychologische Interpretation eines Textes kann als *interaktiver Prozess* gestaltet werden und bietet dann wichtige zusätzliche Möglichkeiten der Vertiefung und der methodischen Kontrolle der Interpretation. Ein Text erhält durch die komplementäre Sichtweise des Autors und durch Rückmeldungen und Synthesen wichtige *neue Interpretationsebenen*, die sich von den bisher erläuterten Kontexten grundsätzlich unterscheiden. Diese Ebenen fehlen in der typischen Methodik geisteswissenschaftlicher Interpretationen.

Praktischer Zweck

Die psychologischen Interpretationen von Testergebnissen und von biographischen Informationen dienen häufig einem bestimmten Zweck. Es kann sich um Diagnosen, Beratungen, Begutachtungen und andere Aufgaben handeln. In diesem professionellen Kontext erhalten Interpretationen neue Dimensionen, die in den geisteswissenschaftlichen Fächern in der Regel fehlen. Es sind praktische Fragen nach dem Nutzen, nach der Qualitätskontrolle und der empirischen Bewährungskontrolle. Außerdem gibt es berufsethische und andere juristische Aspekte, Fragen nach der speziellen beruflichen Ausbildung, Kompetenz, Qualitätskontrolle, Zertifizierung und Honorierung.

Einschränkungen

Der Begriff Interpretation wurde durch den Hinweis auf die Diskussion experimenteller Ergebnisse und durch den wissenschaftshistorischen Bezug auf die Hermeneutik so weit gefasst, dass sich Einwände ergeben können. Sind nicht die bisher erläuterten Aspekte dieser Methodik, ihre heuristische Leistung und die methodenkritische Funktion, sehr allgemeine Kennzeichen jedes zielorientierten Denkens und Problemlösens?

Der Begriff Interpretation ist in den Naturwissenschaften und in der Medizin, aber auch im Rechtswesen weniger üblich. Auch dort werden zwischen Messung und Theorie, zwischen Laborbefund und körperlichen Beschwerden des Patienten oder zwischen Tatbestand und Gesetzesparagrafen Zusammenhänge hergestellt. Es sind oft induktiv-verallgemeinernde oder deduktive Schlussfolgerungen. Diese Urteile sollen weitgehend objektiv, d. h. unabhängig von den beteiligten Personen, und im Wiederholungsfall konvergent, erfolgen.

Im allgemeinen Sprachgebrauch klingt demgegenüber beim Wort Interpretation an, dass es mehrere Varianten geben kann. Ein "Thema mit Variationen". Zwar sind diese Interpretationen nicht als völlig beliebig anzusehen, da sie ähnlich strukturiert sind; sie tragen jedoch neue und mehr oder minder spekulative Züge. Solche Divergenzen gelten dann entweder als unvermeidlich, weil in der Sache liegend, oder als theoretisch anregende Entwürfe und Varianten. Hier muss aber der Unterschied zum undisziplinierten Denken, zum Raten und zum Spekulieren herausgearbeitet werden.

Vorverständnis

Jeder Interpret, jede Interpretin wird sich einem Sachverhalt oder einem Text mit einer individuellen Einstellung nähern. Es gibt Unterschiede der Ausbildung und der Kompetenz, aber auch unterschiedliche Interessen und Wertmaßstäbe, Vorerfahrungen und Sichtweisen. Falls sich diese Ausgangsbedingungen und Abhängigkeiten auf die Interpretation auswirken, würde dies der Vorstellung von wissenschaftlicher Objektivität widersprechen. Deshalb wurden in der naturwis-

senschaftlichen Methodik bestimmte Kontrollmaßnahmen entwickelt, um solche individuellen Unterschiede zu neutralisieren. Diesem Zweck dienen u. a. die Forderungen nach präziser Formulierung von Hypothesen, nach möglichst exakter Protokollierung aller wichtigen Details und nach unabhängiger Kontrolle und Wiederholung (Replikation) durch andere Wissenschaftler.

In der geisteswissenschaftlichen Tradition scheint dagegen weithin akzeptiert zu sein, dass individuelle Vorverständnisse eines Textes, und – über diese individuelle Färbung hinaus – auch “Schulunterschiede”, Richtungen und Parteilichkeiten der Interpretation existieren. Der Prozess des Interpretierens und Verstehens ist ohne solche persönlichen und zeitgeschichtlichen Anteile kaum vorstellbar.

Es gibt keine eindeutigen, “richtigen” Übersetzungen. Doch wie werden solche Voreingenommenheiten im Interpretationsprozess berücksichtigt, d. h. erkannt und kritisch einbezogen? Diese strukturelle Subjektivität psychologischer Interpretationen ist offensichtlich. Aber sie wird vielleicht nur einen Teil der Interpretation beeinflussen, während für andere Teile eine intersubjektive Übereinstimmung erzielt werden kann. Die Existenz unterschiedlicher Vorverständnisse ist deshalb kein Freibrief für beliebiges Deuten und keine Rechtfertigung für spekulatives Vorgehen.

Es besteht ein Kontinuum mit graduell verschiedener Ausprägung der *Nachvollziehbarkeit eines Interpretationsprozesses*, der *methodenkritischen Reflektion* und der entsprechenden *Kontrollstrategien*. Dies sind wesentliche Voraussetzungen der *intersubjektiven Überzeugungskraft* einer psychologischen Interpretation.

Vergleichend ist hier vor allem zu fragen:

- Inwieweit geschieht die Interpretation nach deutlichen Strategien und Regeln?
- Bleibt dieser Prozess durchsichtig und nachvollziehbar?
- Sind die anfänglichen Interpretationsansätze absichtlich divergent angelegt, also an heuristischen Varianten interessiert, um viele Aspekte zu bedenken und einzubeziehen?
- Gibt es auch eine Systematik und eine theoretische Analyse der Diskrepanzen und der Fehler?
- Wird die Überzeugungskraft der Interpretation im Kontext, im interaktiven Verfahren oder in einer Interpretationsgemeinschaft geprüft?
- Oder ist das Vorgehen eher sprunghaft, in den Urteilen undurchsichtig und durch andere Interpreten nicht reproduzierbar?

Diese kritischen Überlegungen werden den Geltungsanspruch einer Interpretation einschränken.

Fehlen eines Lehrbuchs

In den psychologischen Bibliotheken gibt es Dutzende von Lehrbüchern über Statistik und über experimentelle Versuchsplanung, aber kein einziges über psychologische Interpretation. Als Unterrichtstexte geeignete Bücher oder Buchkapitel liegen nur zu wenigen Gebieten vor: zur Interpretation psychologischer Tests und zur Inhaltsanalyse von Texten. Dazu kommen die zumeist älteren, speziellen Lehrbücher über die Interpretation projektiver Tests, über Traumdeutung und über Graphologie. Zur psychologischen Gesprächsführung und Interviewmethodik gibt es mehr Publikationen. Die Strategien und Interpretationsregeln werden in diesen Büchern aber meist nur kurz abgehandelt.

Als Gesamteindruck der psychologischen Fachliteratur über psychologische Interpretation ergibt sich ein sehr heterogenes Bild. An vielen Stellen sind methodische Anregungen und Hinweise zu finden. In einigen älteren Werken, vor allem zu den speziellen psychodiagnostischen Verfahren, sind gute Übersichten über bestimmte Strategien und Regeln der Interpretation zu finden. Eine Einführung, welche verschiedene Bereiche psychologischer Interpretation mit Prinzipien und Anwendungen gleichermaßen behandelt, fehlt dagegen. Dieser Sachverhalt ist vielleicht typisch für diese Methodik, welche sich Konventionen und Standardisierungen zu entziehen scheint. Der divergente Denkstil muss jedoch in der methodenkritischen Prüfung der Ergebnisse seine notwendige Begrenzung finden.

1.2 Inhaltsübersicht

Die Themen dieses Buches werden hier genannt, um die Orientierung zu erleichtern und die Querverbindungen zu zeigen.

• Ein Traum (als einleitendes Beispiel)

Traumdeutung gilt als eine besonders spekulative Angelegenheit ("Träume sind Schäume" und ähnliche Sätze drücken dies aus). Andererseits wird der Traumdeutung ein wichtiger diagnostischer Nutzen im psychotherapeutischen Prozess zugeschrieben. Ein Traum eignet sich vorzüglich, methodische Prinzipien der Interpretation zu erläutern und zu üben. Es geht um die Übersetzung von oft sehr anschaulichen und emotional bewegenden Bildern und Szenen in psychische Zustände und Eigenschaften; außerdem um die Berücksichtigung von Kontexten, falls Einfälle des Träumers und biographische Daten bekannt sind. Die verschiedenen Interpretationsebenen sind bei einem relativ kurzen Traumtext leichter zu durchlaufen als in einer Biographie. Das Beispiel soll zeigen, was mit Heuristik und methodenkritischer Kontrolle gemeint ist.

- **Prinzipien, Strategien und Regeln**

Hier werden wichtige Prinzipien und Strategien des Interpretationsprozesses kurz vorgestellt, bevor zu den zentralen Kapiteln der Biographik übergeleitet wird. Dieses Methodenkapitel könnte bei der Lektüre übersprungen werden, um zunächst mehr Anschauung zu gewinnen. Später kann es nachgeholt werden, wenn Erläuterungen von Begriffen oder strategische Hinweise benötigt werden.

- **Autobiographische Versuche**

Das Aufschreiben der frühesten Kindheitserinnerung wirft die Frage nach deren psychologischer Bedeutung sowie nach Möglichkeiten und Grenzen des autobiographischen Gedächtnis bzw. möglicher Erinnerungstäuschungen auf. Bei der Erinnerung an frühe Eigenschaftszuschreibungen (“Du bist ...”) durch die Mutter, den Vater u. a. Personen können Zusammenhänge zwischen solchen Einflüssen und der Entwicklung des Selbstkonzepts erkannt werden. Beide Schritte führen zu der Aufgabe, eine autobiographische Skizze zu schreiben.

- **Biographik (Erhebung einer Biographie mit Interpretation)**

Eine herausragende Anschauung und Erfahrung vermittelt die *Biographik*. Bei einer geeigneten Kombination von Strategien bietet sie alle Möglichkeiten, im Interpretationsprozess heuristisch und methodenkritisch vorzugehen und die verschiedenen Interpretationsebenen zu verbinden. Deshalb steht auch die Biographik im Mittelpunkt dieses Buches.

Die Biographie einer anderen Person zu schreiben, verlangt ein erzählendes, *narratives* Interview und ein nachfragendes, *exploratives* Interview. Beide Teile werden in einem Interpretationsansatz zusammengefasst und im Plenum, eventuell auch mit einer Stellungnahme der interviewten Person, diskutiert. Zu dieser Aufgabe werden ausführliche Anleitungen gegeben. Das Kapitel enthält auch ein längeres, kommentiertes Beispiel. Die Methodik der narrativen Interviews und die biographische Exploration werden ausführlich geschildert. In einem weiteren Kapitel werden verschiedene Formen von biographisch orientierten Interviews und von Anwendungen der psychologischen Biographik beschrieben. Die Kapitel enthalten außerdem Hinweise auf interessante Autobiographien und Biographien als Anregung für die weitere Lektüre.

- **Traumanalyse**

Das einleitende Traumbeispiel soll wichtige Schritte der Trauminterpretation erläutern. In diesem Kapitel werden einige wichtige Traumtheorien nachgeholt und Ergebnisse der Traumforschung dargestellt. In der von Freud entwickelten Methodik der Traumdeutung wird durch die Mitarbeit des Träumers versucht, verborgene psychologische Bedeutungen zu erschließen. Die Frage nach den

Möglichkeiten und Grenzen der Interpretation solcher verborgenen (latenten und unbewussten) Bedeutungen zieht sich durch die gesamte Interpretationslehre.

- **Text- und Inhaltsanalyse**

Verfahren zur Text- und Inhaltsanalyse wurden auf verschiedenen Arbeitsgebieten entwickelt und für viele Zwecke verwendet. Einige dieser Methoden werden dargestellt. Als Übungsbeispiel wurde die Inhaltsanalyse nach Gottschalk und Gleser ausgewählt. Die computer-unterstützte Methodik macht Fortschritte und kann für bestimmte Fragestellungen eingesetzt werden. Ein kleiner Exkurs zur Interpretation darstellender Kunst soll einige Gemeinsamkeiten in den Strategien der Inhaltsanalyse aufzeigen.

- **Tests**

Die Ergebnisse psychologischer Tests können erst dann für eine fachliche Entscheidung nützlich sein, wenn sie zutreffend interpretiert werden (hier gilt nicht minder: Ein Testwert bzw. eine Zahl interpretieren sich nicht selbst). Die Interpretation psychologischer Testbefunde wird am Beispiel von projektiven Tests (Rorschach-Test und Sceno-Test) erläutert sowie an einem kurzen Übungsbeispiel aus dem Thematischen Apperzeptionstest TAT von Murray gezeigt. Am Beispiel des Freiburger Persönlichkeitsinventars FPI-R wird beschrieben, wie auch die psychologischen Testwerte eines Fragebogens in mehreren methodischen und inhaltlichen Kontexten zu interpretieren sind. Ein bestimmter Testwert ist – in Kenntnis des betreffenden Tests und der Theorie psychologischer Tests im allgemeinen – mit anderen psychologischen und biographischen Daten der Person in Beziehung zu setzen. Wichtige Aspekte sind außerdem die aktuellen Bedingungen der Testdurchführung, das Untersuchungsziel und die geeignete Weitergabe des psychologischen Befundes an den Auftraggeber.

Eine innovative Interpretationsmethodik gibt es in psychophysiologischen Untersuchungen, da sie zu einer wechselseitigen Ergänzung von Interpretationsebenen anregen, z. B. wenn bei Patienten mit Bluthochdruck während eines biographischen Interviews mit emotionalen Themen fortlaufend Blutdruck und Herzfrequenz gemessen werden.

- **Handschrift**

Die Interpretation von Träumen und die Graphologie gehören heute nicht mehr zum Studium der Psychologie, denn sie haben weithin an Überzeugungskraft verloren. Es darf aber nicht vergessen werden, dass die langen Bemühungen um Traumdeutung und Schriftdeutung zu einer allgemeinen Interpretationslehre der Psychologie beigetragen haben.

Die individuelle Handschrift lässt sich durch Dutzende von graphischen Merkmalen charakterisieren. Dies forderte dazu heraus, allgemeine Strategien

und spezielle Regeln für die Kombinatorik und Gewichtung der vielen Einzelmerkmale zu entwickeln. Einige dieser Strategien sind auch heute noch interessant, weil sie grundsätzlich auf andere Gebiete psychologischer Interpretation übertragbar sind.

- **Biographik und Prozessanalyse**

In diesem theoretischen Kapitel werden die Beschreibungseinheiten der biographischen Methodik systematisch dargestellt und kritisch kommentiert. Im Unterschied zu querschnittlichen Persönlichkeitsbeschreibungen verlangt die Biographik eine gründliche Prozessanalyse. Drei grundlegende Konzeptionen der biographisch orientierten Prozessforschung werden erläutert: die biographische Persönlichkeitsforschung von Hans Thomae, die psychologische Verlaufsanalyse (Person als Prozess) von Robert Heiß und die Symptom-Kontext-Analyse von Lester Luborsky.

- **Interpretationslehre**

Nach den verschiedenen Arbeitsgebieten, Methoden und Übungsbeispielen werden zum Schluss die grundsätzlichen Fragen erneut aufgenommen und vertieft. Dazu gehören kurze Exkurse zu wichtigen Begriffen und Positionen der hermeneutischen und phänomenologischen Tradition sowie einige neuere Beiträge zu Gültigkeitsfragen u. a. Methodenproblemen der psychologischen Interpretation. Die Themen und Ziele psychologischer Interpretationen sind jedoch so vielseitig, dass es gegenwärtig unmöglich ist, eine *geschlossene Konzeption des Interpretationsprozesses* zu erwarten oder auch nur anzustreben. Dies entspricht weder dem Sachverhalt noch dem Pluralismus dieser Methoden.

- **Ausblick auf Forschung, Praxis und Ausbildung**

Hier werden einige mögliche Entwicklungslinien, aber auch Defizite beschrieben, und notwendige Methodenstudien auf dem Wege zu einer allgemeinen Interpretationslehre in der Psychologie genannt. Im Curriculum der Psychologie sollte im Grundstudium eine Verankerung dieser *allgemeinen Interpretationslehre*, insbesondere durch Übungen zur Biographik und Übungen zur Text- und Inhaltsanalyse, erreicht werden.

1.3 Zusammenfassung

Die in dieser Einleitung aufgeführten Beispiele zeigen, dass die *Interpretation als eine universelle Methodik* der Psychologie anzusehen ist. So sind alle Untersuchungsergebnisse im Hinblick auf die Hypothesen zu diskutieren und alle biographischen Interviews, Testergebnisse und andere Befunde zu interpretieren.

Hier dürfen die wichtigen Unterschiede, die hinsichtlich der Folgerichtigkeit und der Prüfbarkeit bestehen, nicht vernachlässigt und Unterschiede in den Strategien nicht verwischt werden. Offensichtlich gibt es auf dem Kontinuum zwischen der theoretischen Interpretation eines Experiments und der divergenten Interpretation eines Traumes sehr viele Abstufungen.

Die *Biographik* ist ein Grundpfeiler der Persönlichkeitspsychologie und der Psychologie überhaupt. Sie soll ein umfassendes Bild der Person und ihrer Entwicklung geben. Dagegen werden in der psychologischen Praxis nur die gerade wichtigen Ausschnitte erfasst. Biographik eignet sich vorzüglich zur Übung der interpretativen Methodik.

Die Biographik hat auf dem Kontinuum methodischer Überzeugungskraft eine mittlere Position. Sie verlangt zunächst divergente Entwürfe, hat aber die Chance, durch Exploration, durch Beobachtung und andere Daten mehr Sicherheit zu gewinnen. Auch diese Eigenart rechtfertigt hier ihre zentrale Stellung zur Einführung in die allgemeine Interpretationslehre der Psychologie.

Übungsbeispiele

Deutung eines Traumes	15-31
Frühe Erinnerung	58-61
Frühe Eigenschaftsattribuierung	62-64
Tageslauf-Protokoll	65-72
Autobiographische Skizze	73-79
Biographische Erhebung	83-90
Inhaltsanalyse von Psychologie-Lehrbüchern	172-174
Gottschalk-Gleser Sprachinhaltsanalyse	200-201, 396-397
Thematischer Apperzeptionstest TAT	232-233, 398

2 Ein Traum als einführendes Interpretationsbeispiel

2.1 Zielsetzung

Als erstes Interpretationsbeispiel wurde ein Traum ausgewählt. An diesem Text können die typischen Schritte der Interpretation entwickelt und wichtige Prinzipien erläutert werden. Die Interpretation kann allein vorgenommen werden. Anregend ist es auch, dies gemeinsam in einer Gruppe im Seminar zu versuchen. In gedrängter Fassung ist es auch innerhalb einer Vorlesungsstunde möglich.

Im ersten Schritt geht es um die *Übersetzung der Textelemente*, d. h. der Bilder, Szenen oder Aussagen in psychische Zustände und Eigenschaften. Im zweiten Schritt wird nach einem *zentralen Thema* für die vertiefende Interpretation gesucht. Dieser Interpretationsentwurf wird im dritten Schritt in Frage gestellt, indem *Interpretationsvarianten* oder eine überzeugendere Alternativinterpretation entwickelt werden. Eine vorläufige Zusammenfassung hält diesen Stand fest. Im vierten Schritt wird die *Perspektive erweitert*, um eventuell bekannte Kontexte einzubeziehen: spontane Einfälle des Träumers in der morgendlichen Erinnerung, die gegenwärtige Lebenssituation und biographische Daten.

In einem – hier nicht ausgeführten – fünften Schritt könnten drei *andere Interpretationsebenen* hinzu kommen: die Selbstinterpretation des Träumers, dessen Stellungnahme zu der zuvor erarbeiteten Interpretation mit einer Rückmeldung an die Interpretationsgemeinschaft und schließlich deren kritisch abwägende und zusammenfassende Interpretation.

Das Beispiel führt in die Interpretation von Träumen ein. Dabei werden heuristisch verschiedene Assoziationen und spekulative Auslegungen entwickelt, aber auch kritische Einwände diskutiert. Auf diese Weise können einige allgemeine Strategien der Interpretation erläutert werden. Der Ansatz einer Trauminterpretation hängt außerdem auch davon ab, welche Traumtheorie zugrunde gelegt wird (siehe Kapitel 7).

2.2 Der Text¹

Ich sitze allein in einem Eisenbahnabteil. Der Zug durchfährt eine unbekannte Landschaft. Beim Auffahren auf eine Brücke entgleist er und fällt ins Wasser. Es ist unklar, ob es ein Fluss oder ein See ist. Ich weiß nur: es gibt nur einen Ausweg. Ich öffne das Fenster des schräg nach unten versinkenden Zuges, steige aus und schwimme nach oben.

2.3 Psychologische Übersetzung

Der erste Schritt ist nun die Übersetzung der Bilder, Szenen und Aussagen in psychische Zustände und Eigenschaften. Nachdem ein vorläufiger Gesamteindruck durch die Lektüre des ganzen Textes gewonnen ist, werden systematisch – von Textelement zu Textelement vorgehend – Übersetzungsvorschläge, Einfälle, Assoziationen und Hinweise auf mögliche Zusammenhänge gesammelt. Auch auf stilistische Merkmale und sprachlichen Ausdruck wird geachtet. Aus diesen beziehungsstiftenden Einfällen soll in einem fortschreitenden, *divergenten und konvergenten Prozess* der erste Interpretationsansatz konstruiert werden. Wir gehen von einem Vorverständnis aus, durchlaufen den Interpretationsprozess in vielen Schritten und versuchen, die psychologische Konstruktion in einem zweiten und dritten Durchgang zu ergänzen.

¹ Die genaue Herkunft dieses Textes ist unbekannt. Wegen seiner didaktischen Eignung dient er in Freiburg seit langem zur Erläuterung der Interpretationsmethodik.

Welchen ersten Eindruck vermittelt die Lektüre des ganzen Textes?

Um welches Thema scheint es zu gehen?

Was könnte dieses Textelement bedeuten? Und das folgende?

Was könnte dieser Satz bedeuten? Und der gesamte Text?

Heuristisch ist u. a. zu denken an:

Stimmungen und Gefühle;

Bedürfnisse, Motive, Handlungsabsichten;

Konflikte, Krisen und Lösungen;

Eigenschaften und soziale Einstellungen;

vergangene, gegenwärtige und künftige Veränderungen

sowie Entwicklungstendenzen.

Wie lassen sich diese übersetzten Elemente zu einer vorläufigen psychologischen Konstruktion verknüpfen?

Ergeben sich aus dem Zusammenhang der Textelemente Widersprüche oder sind es eher Bestätigungen der vorausgegangenen Interpretationen? Welche Stellen bleiben noch im Dunkeln?

Können die Widersprüche in einer erweiterten Interpretation aufgelöst werden oder bleibt ein nicht zugänglicher Rest?

Gibt es wiederkehrende (bzw. sich in Varianten wiederholende) Elemente und Verläufe?

Gibt es grammatikalische und stilistische Hervorhebungen, die als Akzentuierung einer inhaltlichen Aussage oder als Unterstreichung eines größeren Textabschnittes aufgefasst werden können?

Gibt es seltene und besonders ungewöhnliche Formulierungen?

Gibt es im Vergleich zu dem, was in einer konventionellen Geschichte vielleicht zu erwarten wäre, bemerkenswerte Lücken, Auslassungen oder Sprünge in der Schilderung der Traumerlebnisse?

Welche neuen Zusammenhänge und Akzentuierungen ergeben sich, wenn die psychologischen Konstruktionen in einem zweiten Durchgang – geleitet durch die genauere Kenntnis des Textes und durch den ersten Interpretationsansatz – noch einmal oder sogar ein drittes mal überdacht werden?

2.4 Erster Durchgang zur Übersetzung mit Interpretationsansatz

Erster Eindruck vom gesamten Text

Im Traum wird eine Reise mit einem sehr gefährlichen Zwischenfall und einem positiven, befreienden Ausgang erlebt. Der Traum wird in der Ich-Form berichtet und ist einheitlich in Raum und Zeit.

Psychologische Übersetzung der Textelemente

Ich sitze allein in einem Eisenbahnabteil. Der Zug durchfährt eine unbekannte Landschaft.

Allein – für sich oder ohne sozialen Kontakt (isoliert)? *In einem Abteil* – abge-sondert (Wiederholung), also doch sich tendenziell allein fühlend? *In einem Zug fahrend* – vorwärtskommend, ohne eigenes Zutun und auf festgelegtem Gleis? *Durch eine unbekannte Landschaft* (ist auch das Ziel unbekannt?) – eine unbe-kannte Situation oder eine allgemeinere Lebenssituation? – ohne Eindrücke von dieser Landschaft, ohne Bewertungen – emotional unbeteiligt?

Beim Auffahren auf eine Brücke entgleist er und fällt ins Wasser. Es ist unklar, ob es ein Fluss oder ein See ist.

Beim Auffahren auf eine Brücke – ein neuer Abschnitt der Fahrt bzw. des eigentlich festgelegten Weges mit einer Brücke zum anderen (neuen) Ufer? *Entgleist er* – aus dem Weg geworfen, der Weg ist auf diese Weise nicht fortzu-setzen – das zu erwartende andere Ufer ist nicht zu erreichen, weil ein lebensge-fährdendes Ereignis eintritt. *Und fällt ins Wasser* – eine zweite Bedrohung (als Variante und Verstärkung der Gefahr). *Es ist unklar, ob es ein Fluss oder ein See ist* – fließendes oder stehendes Wasser (durch subjektive Unsicherheit hervorge-hobener Aspekt) – Bewegung oder Stillstand?

Ich weiß nur: es gibt nur einen Ausweg. Ich öffne das Fenster des schräg nach unten versinkenden Zuges, steige aus und schwimme nach oben.

Ich weiß nur – rettendes Wissen, ohne explizite emotionale Reaktion? *Es gibt nur einen Ausweg* – die Gefahr lässt keine Wahl, es gibt keinen Entschwei-dungsspielraum, der nächste Schritt ist notwendig? *Ich öffne das Fenster* – akti-ves selbständiges Handeln zur Befreiung? *Des schräg nach unten versinkenden Zuges* – des aus der Bahn geworfenen Zuges, des von seinem planmäßigen und geraden Weg abgekommenen Transports? ...*steige aus* – ich verlasse den Zug, d. h. das auf diesem Wegabschnitt, wo es auf die Überbrückung zum anderen Ufer ankommt, beinahe zur Falle gewordene Abteil? *Und schwimme nach oben* – befreie mich selbständig aus dieser “verfahrenen” Situation und der großen Gefahr, und kann meinen Weg (anschließend?) auf eine andere Weise (hoffent-lich?) fortsetzen?

Interpretationsansatz

Vor dem zweiten Durchgang können diese Stichwörter der psychologischen Übersetzung zu einem vorläufigen Interpretationsansatz verknüpft werden. Dieser Entwurf erweitert den ersten Eindruck vom Text.

Auf dem Weg zu einem noch unbekanntem Ziel wird, weil die planmäßige passive Bewegung auf den festgelegten Gleisen, beim Übergang in einen neuen Abschnitt, lebensbedrohlich scheitert, ein aktives entschlossenes Handeln, ein befreiender Ausstieg, notwendig.

2.5 Zweiter Durchgang zur Erweiterung des Ansatzes und Hervorhebung des Themas

Im zweiten Durchgang wird der aus psychologischen Übersetzungen von Textelementen gewonnene Interpretationsentwurf als Leitlinie verwendet, um unter dieser Perspektive nach dem Zusammenhang der Teile zu fragen: von den Teilen zum Ganzen, vom Ganzen zu den Teilen und zurück zum Ganzen.

Welche zusätzlichen Bedeutungen von Textelementen und welche bisher verborgenen Beziehungen zwischen den Teilen können im zweiten Durchgang erschlossen werden? Erhalten bestimmte Teile aus dem größeren Zusammenhang eine veränderte Bedeutung?

Ist ein zentrales Thema zu erkennen? Welche anderen Themen sind nun hervorzuheben?

Sind wichtige Aspekte oder Auffälligkeiten übersehen worden? Gibt es durch das erste und durch das letzte Textelement inhaltliche Akzentuierungen? Wo scheinen Widersprüche zu bestehen und wie könnten diese interpretiert werden?

Gelingt es, alle größeren Details in den erweiterten Interpretationsansatz einzubinden? Wie kann dieser verändert werden, damit diese Aufgabe gelingt? Gibt es Teile, für welche es nicht oder nur auf eine wenig überzeugende Weise möglich ist, so dass ein unaufgeklärter "Rest" bleibt?

Der Interpretationsentwurf folgt den Abschnitten des Reisewegs. Als Entsprechung der äußeren Veränderungen wird eine innere Entwicklung beschrieben. Bietet es sich nicht an, in dem anschaulichen Reiseweg den Lebensweg und in diesen Abschnitten die Lebensphasen zu sehen? Die Lebensphasen wären unter dieser Voraussetzung durch mehrere Eigenschaften zu beschreiben: durch die festgelegten Strecken und den notwendigen Ausstieg, teils durch Passivität, teils durch aktives Verhalten, Durchqueren des Unbekannten und Überqueren einer Brücke

zum Erreichen des anderen Ufers. Weder die Landschaft noch das andere Ufer (das nicht direkt, sondern nur durch die Funktion der Brücke gegenwärtig ist) sind dem Träumer bekannt. Er scheint unterwegs zu sein, ohne das Ziel seiner Reise zu kennen. Der Traum enthält keine weitere Zukunftsperspektive.

Eine lebensbedrohliche Krise tritt ein. Sie wird in diesem Abschnitt, der einer Entwicklungsaufgabe gleicht, ohne Zögern oder überwältigende Emotionen zielstrebig überwunden. Könnte dies eine treffende bildliche Darstellung der persönlichen Entwicklung sein?

Das zentrale Thema des Traums wäre demnach die persönliche Entwicklung, welche hier eine Krisenbewältigung und Verhaltensänderung verlangt. Falls dieser Interpretationsansatz, zumindest als vorläufige Konstruktion, nicht völlig abgewiesen wird, kann das Thema erweitert werden, um noch mehr Überzeugungskraft zu gewinnen. Dieser Ansatz kann im folgenden noch scheitern, falls sich eine überzeugendere Alternative abzeichnet.

Vom zentralen Thema her sind nun andere, bisher noch zu kurz behandelte Teile zu betrachten. Häufig sind der Anfang und der Schluss einer Geschichte besonders aufschlussreich. Der Schlussakzent des Auftauchens aus der Krise, aber ohne Aussage über das gedachte andere Ufer, wurde bereits als Hinweis auf die Ungewissheit des Reiseziels hervorgehoben.

Mit der initialen Feststellung "Ich sitze allein in einem Eisenbahnabteil" identifiziert sich der Träumer hier als Subjekt der Erlebnisschilderung. Er bleibt weiterhin allein, denn weder beim Unglück noch bei der Rettung tauchen andere Personen, wie zu erwarten wäre, auf. Dennoch scheint es zu spekulativ zu sein, diesen Lebensabschnitt allgemein durch soziale Distanz oder gar Isolierung charakterisieren zu wollen. Es wäre nicht minder stimmig, dass gerade die Eigenständigkeit (Emanzipation?) in dieser Lebensphase notwendig und schließlich befreiend ist. Von diesem Zustand des Alleinseins kann noch nicht auf eine überdauernde Eigenschaft verallgemeinert werden. Solche Zuschreibungen (Attributionen) würden mehr Anhaltspunkte erfordern. Die Interpretation wäre eher zu rechtfertigen, wenn sie sich in einer Serie thematisch ähnlicher Träume wiederholen würden. Deswegen sollte das Nebenthema des Alleinseins, trotz seiner initialen Akzentuierung, nicht überspannt werden.

Der Traum enthält keine manifesten emotionalen oder sozialen Konflikte. Das Unglück ist durch höhere Gewalt eingetreten und war nicht beeinflussbar. Die Befindlichkeit scheint neutral zu sein, weder deutlich positiv noch deutlich negativ. Diese Emotionslosigkeit der Erlebnisschilderung ist auffällig. Die Beschreibungen sind durchweg nüchtern und selbst in Todesgefahr wird das Wissen über den Ausweg betont, statt Angst zu äußern, wo dies zu erwarten wäre. Es wird auch keine Befriedigung über den erfolgreichen Ausstieg und die Rettung ausgedrückt. Spricht dies für die nüchterne Selbstbeherrschung oder eher für eine Überkontrolle und Unterdrückung von Emotionen? Schon die Bahnfahrt geschah

in einer neutralen Befindlichkeit, ohne Reaktion auf die unbekannte Landschaft. Aus dieser Sicht gewinnt die Frage neues Interesse, ob im Alleinsein nicht doch mehr Emotion anklingt als bisher angenommen wurde. Drückt die Eröffnung allein zu sein (es müsste ja auf einer Bahnfahrt nicht so bleiben) vielleicht Angst aus oder zumindest eine ängstliche Regung? Doch der Text scheint sonst keine Bestätigungen für diesen Ansatz zu geben.

Im Text gibt es mehrere Anlässe, Angst zu beschreiben: das Erschrecken über die Entgleisung, die Gefangenheit in dem versinkenden Zug, die Enge des Abteils oder das große Problem, das Fenster unter Wasser zu öffnen und sich hindurchzuquetschen. Nichts davon kommt zur Sprache! Um die Deutungshypothese der Angstthematik halten zu können, müsste eine massive Unterdrückung oder Neutralisierung von Emotionen postuliert werden. Es ist nicht ungewöhnlich, dass in Traumtexten – im Unterschied zu den oft sehr intensiven Erlebnisqualitäten – direkte Feststellungen (Verbalisierungen) von Emotionen und ebenso die direkte Rede fehlen. So ist es vorsichtiger, hier einen kaum interpretierten Rest zu tolerieren, statt nachdrücklich einen Angsttraum zu konstruieren. Der Interpretationsansatz, es handle sich um die persönliche Entwicklung, Verselbständigung und Reifung, könnte mehr überzeugen.

Dieser Entwurf führt noch einmal zu dem Krisenereignis zurück. Die eigentümliche Unsicherheit, ob es sich um einen Fluss oder einen See handelt, könnte als Bagatelle angesehen werden. Dieses Textelement illustriert jedoch, zusammen mit anderen Hinweisen auf dieses Begriffspaar, sowohl aktive Bewegung als auch passiven Stillstand. Damit wird die Aufmerksamkeit auf die Qualität des Wassers gelenkt. Die weitere Beschreibung, dass der Zug entgleist und dann im Wasser versinkt, betont zwar die Gefahr, wirkt aber zunächst nur wie ein banales Element der Zuspitzung. Dennoch könnten wir uns darauf einlassen, den mehrdeutigen und anschaulichen Beziehungen zwischen Wasser, Brücke und Ufer in einer Assoziationskette zu folgen. Ein spekulativer Exkurs könnte neue Aspekte liefern und deren Passung in den Interpretationsansatz erkunden.

Exkurs zum Bild des Wassers

Wasser ist eines der vier Elemente, lebensschenkend, lebensnotwendig und zugleich – wie hier – potentiell lebensbedrohend. Wasser dient auch der Reinigung. Symbolisch steht das Eintauchen und das Auftauchen aus dem Wasser oftmals für ein religiöses Ritual, eine Reinigung und Taufe, die auch als Neugeburt aufgefasst werden kann. Dieses Ein- und Auftauchen stiftet vielleicht die Verbindung zur Deutung des Wassers als Bild für das Unbewusste und den Schlaf, einer Interpretation, die gelegentlich zu finden ist. Noch spekulativer wäre es, in der Befreiungsaktion aus dem engen Abteil und dem Auftauchen aus dem Wasser eine Art Geburtsvorgang sehen zu wollen. Diese Assoziation ist zwar nicht grundsätzlich auszuschließen, würde aber vielen als eine überstrapa-

zierte Ausdeutung erscheinen, sofern der Trumer keine weiteren Anhaltspunkte für diese Interpretation liefert.

Eine Brücke, die an das andere Ufer führt, ist demgegenüber konkreter; sie bezeichnet einen Übergang, der jedoch unter Umständen Risiken enthält. Im Traum gelingt die normale Überquerung nicht. Der Trumer muss notgedrungen eine andere Passage suchen, was in dieser Krise eine Änderung seines bisherigen Verhaltens verlangt. Lässt sich der Traum wirklich als Hinweis auf eine Entwicklungsphase, als ein Schritt der persönlichen Reifung und (nun doch die symbolische Funktion des Wassers einbeziehend) Wandlung verstehen? Diese symbolische Deutung und die Ausgestaltung des Themas können spekulativ wirken. Aber es wird damit ein neuer verständlicher Zusammenhang zwischen den Elementen hergestellt.

2.6 Dritter Durchgang zur kritischen Prüfung von Gegenentwürfen

Im dritten Durchgang soll der Interpretationsansatz kritisch in Frage gestellt werden, indem Unstimmigkeiten untersucht und Nebenthemen betrachtet werden. Vielleicht gelingt es, eine überzeugendere Alternative zu entwickeln.

Lässt sich ein Gegenentwurf zum bisherigen Interpretationsansatz durchführen? Haben dessen Konstruktionen eine größere heuristische Qualität, indem sie mehr Teile einbinden, neue Zusammenhänge erschließen oder Widersprüche aufheben?

Können das Hauptthema und die Nebenthemen anders gewichtet werden?

Kann hierdurch ein konkurrierender Interpretationsansatz entstehen?

Welche Konstruktion wird schließlich bevorzugt?

Unter dieser Perspektive den Traumtext ein drittes mal lesend, soll nun geprüft werden, ob sich noch mehr Einzelheiten in diesen Entwurf einbinden lassen. Ist das konstruierte Thema, “persönliche Entwicklung und Reifung”, schlüssig oder überspannt es den Interpretationsbogen, wenn hier eine Abfolge von Lebensabschnitten unterstellt wird? Passt nicht auch die folgende, einfachere Sicht: Der Trumer vermittelt eine bildhafte Darstellung, wie er durch Eigeninitiative und zielstrebiges Verhalten eine kritische Gefahrensituation bewältigt. Die notwendigen Aktionen werden wie selbstverständlich ausgeführt. Die übrigen Textelemente wären demnach Ausschmückungen des “Coping”-Verhaltens. Die Mehrdeutigkeit von Wasser und Brücke hätten in diesem Fall zu einer Überinterpretation

tion banaler Gegebenheiten verführt. Allerdings wäre diese Kurzfassung des Themas als “Bewältigungsverhalten” auch im Traum kürzer und einfacher zu erzählen. Was bedeuten die zusätzlichen Elemente psychologisch? Fordern diese Bilder nicht doch zu weiteren Interpretationen heraus?

Lässt sich mit der einfacheren Variante “Bewältigung einer Gefahrensituation” ein Gegenentwurf zu der weit gefassten psychologischen Interpretation “Entwicklungsraum”, also der Konstruktion einer persönlichen Entwicklung und Wandlung, ausführen? Nachdem der konkurrierende Entwurf “Angsttraum” und die Themen “Emotionsunterdrückung” und “soziale Isolierung” bisher kaum überzeugen konnten, soll noch ein weiteres mal “gegen den Strich” überlegt werden.

Welche psychologische Interpretation bzw. welches Thema könnte alle die Einzelheiten verbinden und dabei heuristisch weiter führen? Wurde etwas übersehen? Die neutrale Befindlichkeit sowie das Fehlen von Personen und von Emotionen wurden schon registriert. Zudem fehlen im Text Hinweise auf soziale Beziehungen. Es gibt keine widerstreitenden Motive und keinen manifesten Konflikt. Die Dynamik stammt allein aus dem Eisenbahnglück, der lebensbedrohlichen Krise und deren Lösung. Deshalb sollte die psychologische Interpretation dieser Thematik im Mittelpunkt stehen.

Welche Gegenentwürfe vermögen den Interpretationsprozess weiterzuführen? (Dies ist auch eine Anregung für andere Interpreten und Interpretationsgemeinschaften, neue Interpretationsansätze zu entwickeln.) Der Traum ist zwar kurz und einheitlich in Raum und Zeit, doch ist seine Mehrdeutigkeit sicher noch nicht erschöpft. Gibt es neben dem Thema “Entwicklung und innere Reifung mit einer zu größerer Eigenständigkeit führenden Krise” einen zweiten fundamentalen Traumgedanken? Welche sexuellen oder aggressiven Impulse könnten hier in verhüllter Form latent vorhanden sein? Ist die eigentümliche Angstlosigkeit angesichts der Lebensgefahr vielleicht durch eine Traumzensur peinlicher Motive verursacht?

Bevor in den folgenden Schritten versucht wird, die Kontexte dieses Traumtextes zur einer vertiefenden und zu einer vereinfachenden Interpretation zu benutzen, ist ein Hinweis auf alternative Strategien zweckmäßig.

Exkurs zu Freud und Jung

In Lehrveranstaltungen wurde bei der Interpretation dieses Textes gelegentlich gefragt, ob der Traum nicht nach der psychoanalytischen Traumtheorie Sigmund Freuds oder nach der Psychologie C. G. Jungs ganz anders interpretiert werden müsse. Freud und Jung sind Autoren, deren Traumtheorien bekannt geworden sind. Neben ihnen gibt es andere Richtungen und Theorien der Trauminterpretation (siehe Kapitel 7).

Es war Freuds Idee, zwischen dem *latenten Traumgedanken*, der einer unbewussten Bearbeitung und Zensur unterliegt, und dem *manifesten Trauminhalt* zu

unterscheiden. Er nahm psychodynamische Mechanismen an, vor allem die Verdrängung von libidinösen (sexuellen) und destruktiven Triebimpulsen sowie die Verschiebung der Affekte auf andere Personen, Objekte oder Szenen. Deshalb ist die Rückübersetzung eine schwierige Herausforderung. Gelingt sie jedoch, so hat diese Interpretation eine fundamentale Bedeutung als *via regio*, als Königsweg, zum Unbewussten und zur Deutung und Auflösung neurotischer Symptome.

Für C. G. Jung war es aufgrund seiner Beschäftigung mit Märchen, Mythen, Symbolik und Alchemie interessant, auch in Träumen solchen urchimlichen, archetypischen Bildern und Konstellationen nachzuspüren. Aus seiner Sicht ist der Weg der psychischen Entwicklung einer Persönlichkeit, also die Individuation des Menschen, durch typische Phasen sowie durch Prozesse der Konfrontation, Wandlung, Reifung, Integration und Selbstfindung zu kennzeichnen. Diese Themen, die er in seiner Theorie der *Archetypen* ausgeführt hat, lassen sich als allgemeine menschliche Entwicklungsanforderungen und kollektive Erfahrungen auch in den religiösen und literarischen Traditionen aufzeigen.

Die Interpretation versucht diesen komplexen Beziehungen in einem schrittweisen, rückbezüglichen Prozess der Auslegung und Erweiterung (durch Amplifikation), näher zu kommen. Aus Jungs Sicht können manche Träume, insbesondere durch vorkommende archetypische Gehalte und Symbolik, auf solche Phasen der Individuation verweisen.

Für Freuds Traumtheorie ist die Unterscheidung zwischen *latentem und manifestem Trauminhalt* grundlegend. Die Traumdeutung muss die affektiv-triebhafteste Dynamik, die im manifesten Bericht des Träumers verhüllt ist, erschließen, wobei spontane Einfälle und Assoziationen beitragen können. Dagegen haben sich andere Autoren hauptsächlich auf den manifesten Trauminhalt bezogen. Auch diese Interpretationen können zu latenten Bedeutungen führen, trennen jedoch nicht, so entschieden wie Freud, zwei Ebenen. Ist es notwendig, eine Ebene latent-unbewusster Bedeutungen und eine Ebene des manifesten Traumberichts zu unterscheiden? Diese Frage zieht sich durch die Diskussion der Traumtheorien und ist für die gesamte Inhalts- und Textanalyse wesentlich. In dieser allgemeinen Form wird die Frage kaum zu beantworten sein. Zuerst muss definiert werden, was mit latent gemeint ist und inwieweit sich jene Interpretationsprozesse unterscheiden (siehe Kapitel 7 und 8).

Zusammenfassung der Interpretation

Nach diesen Versuchen, den ersten Interpretationsansatz in Frage zu stellen und durch andere Entwürfe zu ersetzen, könnte die Konstruktion etwa so lauten:

Der Traum kann als Darstellung der persönlichen Entwicklung und Reifung interpretiert werden. Die geschilderte Reise entspricht einem wichtigen Lebensabschnitt im Übergang zu einer noch undeutlichen Zukunft. In dieser Lebenssituation deutet sich eine soziale Isolierung an, aber kaum eine manifeste Angst. Die Entwicklungsaufgabe spitzt sich zwar in einem kritischen Ereignis zu, wird aber durch aktives Handeln und vielleicht auch innerliche Wandlung bewältigt.

Der Interpretationsprozess wurde aus didaktischen Gründen in mehreren Durchgängen entwickelt. In einer Interpretationsgemeinschaft ist dieser Prozess meist weniger systematisch, sprunghafter und vielseitiger, da mehr Einfälle und Assoziationen eingebracht werden. Die Diskussion wird lebendig, wenn spekulativ voreilende Interpretationsansätze und – dadurch provoziert – kritische Einwände wie auch grundsätzliche Zweifel vorgebracht werden. Die Besprechung dieser Einwände kann den Prozess sehr fördern, wenn dabei beharrlich an die konsequente Ausführung der wichtigsten Linien und an die Absicht einer mehrheitlich befriedigenden Konstruktion erinnert wird.

2.7 Spontane Einfälle als Kontext

Der Träumer hatte zu dem Traumgeschehen noch einen spontanen Einfall:
Am Vortag war bei der Fahrt zum Studienort ein Zug verunglückt und lag schräg am Bahndamm.

Kommentar

Solche Erinnerungen an aktuelle Ereignisse werden auch als “Tagesrest” bezeichnet. Hier bezieht sich der Tagesrest auf das auffälligste Traumereignis und bestätigt dessen zentrale Rolle im Interpretationsansatz.

An dieser Stelle kann erneut der Einwand auftauchen, dass Träume natürlich durch emotional bewegende Erfahrungen ausgelöst und im Traum nur noch ausgestaltet werden. Es sei die psychobiologische Funktion des Traumes, diese Erinnerungen aufzuarbeiten und bestehende Spannungen abzubauen. Mit diesem theoretischen Erklärungsversuch der Traumentstehung sind jedoch die Fragen nicht erledigt, weshalb ein bestimmter Tagesrest und in welchem Zusammenhang dieser in den Traum überführt wird. Wahrscheinlich hängt dieser Prozess wiederum mit dem Thema des Tagesrests und der Intensität der damit assoziierten emotionalen Reaktion zusammen. Die Erinnerung ist als spontaner Einfall am Morgen immer noch lebendig und könnte deshalb für die Interpretation wichtige Hinweise liefern.

Interpretation

Der Einfall unterstreicht noch einmal die zentrale Bedeutung des Eisenbahnunglücks. Wir erhalten jedoch keine zusätzliche Erläuterungen zum Versinken im Wasser bei der Auffahrt auf die Brücke oder zur selbständigen Befreiung aus dem Abteil.

Der spontane Einfall lässt jedoch eine neue und vertiefende Sicht auf die noch nicht hinreichend erschlossene, auffällige Emotionslosigkeit der Traumschilderung zu. Diese neutrale Schilderung widerspricht unserer Erwartung. Aus dem Kontext wissen wir jetzt, dass der Träumer am Vortag tatsächlich ein Unglück gesehen hat. Bei dessen Anblick wird er wahrscheinlich mit Erschrecken und Angst, vielleicht auch mit Neugier und Mitleid für die Verunglückten reagiert haben. Wir könnten sogar unterstellen, dass der Träumer sich wahrscheinlich ausmalte, dass dieses Unglück eines Tages auch ihn treffen könnte. Solche Phantasien liegen nahe. Sie sind vielleicht mit dem Geschehnis noch in der Erinnerung latent vorhanden, zeichnen sich jedoch im Traum nicht direkt ab.

Sind wir bereit, diesen Überlegungen zu folgen, dann kann die zuvor diskutierte Emotionslosigkeit des Traumes mit diesem Kontextverweis anders bewertet werden. Die emotionslose Darstellung des Traumgeschehens steht nun in einem noch auffälligeren Kontrast zu den psychologischen Erwartungen. Gewinnt dadurch der Interpretationsentwurf, dass wir einen Angsttraum vorliegen haben, zusätzliches Gewicht? Die Andeutungen, Auslassungen und der Kontext scheinen für eine latente Angsttendenz zu sprechen.

Zu den anderen Textelementen und Bildern des Traumtextes gibt es keine spontanen Einfälle. Der Träumer hätte gezielt gefragt werden können, was ihm zu den hauptsächlichsten Bildern einfällt. Solche Explorationen, d. h. gezielte Erkundigungen, bleiben aber häufig ergebnislos. In der Regel verblasst die Traum Erinnerung schnell, oder es entsteht ein eigentümlicher Widerstand, mehr Details zu erinnern. Bei stärkerem Drängen würde dann eher eine sekundäre Selbstinterpretation gewonnen statt einer spontanen möglichst unreflektierten Erinnerung in Gestalt eines spontanen Einfalls.

2.8 Biographische Daten und Lebenssituation als Kontext

Zu diesem zweiten Kontext des Traums gibt es die folgenden Informationen: *Der Träumer ist Student, 21 Jahre alt. Er hat bisher ein ziemlich konventionelles Leben geführt. Studienziel und Lebensweise haben sich aus seinem "Milieu" ergeben. Er weiß, dass ein neuer Lebensabschnitt bevorsteht und dass nach dem Studium wahrscheinlich mehr Eigeninitiative und Selbständigkeit erforderlich sind.*

Am Tag vor dem Traum hat der Träumer eine Entfernung von mehreren hundert Kilometern im Zug zurückgelegt. Seine neue Umgebung und die Schlafgelegenheit sind ihm noch unvertraut. Das Bett kam ihm ungewohnt weich vor; das ebenfalls ungewohnte Keilkissen entfernte er während der Nacht.

Kommentar

Da hiermit ein zweiter Kontext verfügbar ist, kann der Interpretationsprozess weitergeführt werden. Für eine gründliche psychologische Interpretation von Träumen sind solche Kontexte wichtig. Deshalb sollten regelmäßig nicht nur spontane Einfälle, sondern auch wichtige biographische Daten und Lebensumstände erhoben werden.

Passt die Trauminterpretation in den Kontext oder fehlt ein offensichtlicher Zusammenhang zur Lebenssituation des Träumers?

Erhalten bestimmte Textelemente oder die gesamte Interpretation aus dem Kontext Bestätigungen, Akzente oder zusätzliche Bedeutungen?

Werden bisher nicht gesehene Zusammenhänge oder "Reste" der Interpretationsansätze erschlossen?

Liefert der Kontext Gründe und spezielle Anhaltspunkte, die Interpretation zu ändern oder neu anzusetzen?

Die geschilderte Lebenssituation und die Reise zum Studienort passen offensichtlich zu der Konstruktion eines "Entwicklungsstraums", so dass sich das Evidenzgefühl einer zutreffenden Interpretation einstellen kann. Der Kontext ist erhellend und erhöht die Überzeugungskraft der Trauminterpretation.

Die Entfernung vom Elternhaus mit seinen bisher festlegenden Konventionen, sowie die jetzt notwendige Selbständigkeit und Aktivität, werden im Traumtext widerspiegelt. Der Träumer befindet sich im Übergang zu einem neuen Ort und in eine neue Lebensphase. Bemerkenswert ist außerdem, dass die Lebenssituation – soweit wir wissen – keine dramatische Krise enthält. Doch die Emanzipation von den Eltern und das Studium stehen an. Dieser Ausstieg könnte verunsichern, untergründig Angst machen und zudem ein Gefühl sozialer Isolierung bedingen. Aber eine vitale Gefährdung fehlt. Einsichtig ist nur die u. U. krisenhafte Herausforderung, sich in der neuen Lebensphase und dem späteren Beruf zurecht zu finden.

Interpretation

Der Hinweis auf das ungewohnte Bett mit dem störenden Keilkissen könnte dazu anregen, im Traumtext nach entsprechenden Elementen zu suchen. Die durch Bett und Keilkissen bedingte Körperlage und Unbequemlichkeit stehen jedoch weder mit dem Eisenbahnabteil noch mit dem Ausstieg in einem unmittelbar einleuchtenden Zusammenhang. Nur eine abstrakte Beziehung besteht in der Absicht, Lage und Aufenthaltsort zu ändern. Diese Suche nach Entsprechungen kann nachträglich, wie in diesem Fall, etwas gezwungen wirken und wird deswegen wieder fallen gelassen.

Es liegt nahe, dass die unbequemen Schlafbedingungen eine Traumaktivität auslösen können. Über die zeitliche Abfolge ist nichts bekannt; wahrscheinlich hatte der Träumer, wie andere Menschen auch, in der Nacht mehrere Phasen von Traumaktivität. Das Keilkissen könnte u. U. das Entstehen des Traumes, aber nicht seinen Inhalt erklären. Aber die anderen Einfälle des Träumers können herangezogen werden, um statt psychoanalytischer Vertiefungen eine vereinfachende Interpretation zu versuchen. Das Keilkissen stört den Schlaf (“Leibreiztheorie”) und im entsprechenden Traum erscheinen Bilder von der Eisenbahnfahrt am Vortag (“Tagesrest-Traum”). Diese *banale Deutung* des Traumberichts steht dem anderen Verständnis des Traums als szenische Darstellung der inneren Entwicklung mit einer zu größerer Eigenständigkeit führenden Krise gegenüber.

Dieser Traumbericht und seine Kontexte geben kaum Hinweise auf spezielle affektiv-triebhaftige Motive, die hier noch zu “enthüllen” wären. Es bleibt natürlich möglich, dass mehr biographische Daten und psychologische Informationen, z. B. im Kontext einer psychotherapeutischen Behandlung, Hinweise geben können.

2.9 Kommentar mit Einwänden und Erwiderungen

Spekulation

Die psychologische Übersetzung ist zu spekulativ. Der Text wird überinterpretiert, und der Beliebigkeit der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Wie können wir überhaupt wissen, was der Träumer tatsächlich meint? Wir könnten ihn höchstens zu fragen versuchen.

Sicheres Wissen ist nicht möglich. Es gibt keine verbindliche Entscheidungsinstanz. Wir gehören jedoch demselben soziokulturellen System an, wir leben in derselben Tradition, sprechen und verstehen dieselbe Sprache, so dass wir wesentliche Muster von Bedeutungen und Bewertungen in sehr ähnlicher Form gelernt haben. Unsere Assoziationen zu solchen Bildern und Szenen sind deshalb

weder zufällig noch völlig beliebig. Durch unsere Teilhabe an Sprache und Tradition können wir solche Übersetzungen mehr oder minder zutreffend hervorbringen. Es sind allerdings heuristische und vorläufige Übersetzungen. Der Zusammenhang der Teile mit dem Ganzen und die Überzeugungskraft der psychologischen Konstruktion sind im Interpretationsprozess methodenkritisch weiter zu entwickeln.

Überinterpretation und Befangenheit

Die psychologischen Konstruktionen sind zu phantasievoll; es wird zu viel unterstellt, ohne dass hinreichende Beweise gegeben werden. Der Interpret denkt sich diese Beziehungen aus oder projiziert seine eigene Sicht des Menschen, seine Lebenserfahrungen und persönlichen Probleme auf den Traumtext eines anderen Menschen. Angst, Krisen, Unfälle und Problemlösungen gibt es überall, Wasser und Brücken auch.

Die psychologische Interpretation ist eine Art Gratwanderung. Eine zu sparsame Deutung, die sich zu eng an den Text hält, vielleicht nur andere sprachliche Ausdrücke findet, aber Einfälle und Assoziationen scheut und überkritisch zurückweist, wird kaum neue Beziehungen und Bedeutungsmuster erschließen können. Die übertrieben spekulative Deutung, welche aus geringen Anhaltspunkten tiefgründige Deutungen produziert oder nur die subjektive Verfassung des Interpreten reproduziert, ist überflüssig. Sie könnte durch nachhaltige Missverständnisse sogar Schaden anrichten.

Der Interpret beginnt seinen Entwurf aus seinem Vorverständnis und mit den ersten Eindrücken vom Text. Weder die Person noch deren Menschenbild, d. h. ihre theoretische Sichtweise des Menschen, können hier ausgeklammert werden. Deswegen ist es unerlässlich, den Interpretationsprozess kritisch zu gestalten sowie systematisch nach Konvergenzen und nach Gegenentwürfen zu suchen. Dabei kann es vorkommen, dass sich ein Interpret vorrangig für bestimmte Themen, z. B. für spezielle Motive oder Konflikte interessiert, und nicht umhin kann, seine Konstruktion nach diesen Lieblingsthemen und im Selbstbezug zu entwerfen.

Mit dem Begriff "persönliche Gleichung" wird diese Tendenz bezeichnet, im Material vor allem dasjenige selektiv aufzunehmen und von Vorurteilen geleitet zu interpretieren, was der eigenen Person und Einstellung (vielleicht auch den eigenen Problemen) entspricht. Statt den Text unvoreingenommen zu lesen, wird die eigene Verfassung hineinprojiziert. Die methodenkritischen Strategien des Interpretationsprozesses können solche Tendenzen verringern; im Idealfall ist es eine *fachlich kompetente Interpretationsgemeinschaft*. Auch diese ist nicht vor den Auswirkungen von Konventionen und sogenannten Selbstverständlichkeiten (als "persönlichen Gleichungen" der Gesamtgruppe) gefeit. Dennoch sind hier durch Erfahrung und durch pluralistische Verfassung weitaus mehr Chancen der

kritisch-konstruktiven Interpretationsarbeit gegeben. Bestehen hier nicht Entsprechungen zu den selektiven (auswählenden) und inferentiellen (schlussfolgernden) Prozessen der sensorischen Wahrnehmung?

Überdifferenziertheit

Der Text wurde viel zu differenziert, z. T. in kleinsten Details und Nuancen interpretiert. Diese sprachlichen Ausdrucksformen können psychologisch nicht so viel bedeuten wie hier unterstellt wird.

Das zentrale Thema der Traumerlebens kann durchaus auf eine andere Weise erzählt werden. Aber es ist das Erleben dieses Träumers, dessen Text genau durch diese Wörter und Sätze repräsentiert wird. Der Träumer hat eben diese Darstellungsweise gewählt und keine andere. Daher ist es zulässig, die Textelemente abzuwägen und auf Nuancen einzugehen.

Fragwürdiger Bezug des Traumerlebens

Der Text wird so interpretiert als ob es um den Träumer selbst geht. Dabei könnte es sich genau so gut um die Beschreibung der Erlebnisse einer anderen Person handeln, auf die sich der Träumer nur bezieht. Auch Erinnerungen an eine Szene in einem Buch oder einem Film können als Ausgangssituation gedient haben. Im Fernsehen werden viele Unfallszenen gezeigt.

Die Möglichkeit, dass es sich in diesem Sinn um andere Personen handelt oder Erinnerungen hervortreten, kann nicht ausgeschlossen werden. Trotzdem kann die Annahme aufrecht erhalten bleiben, dass der Träumer sich dieses Geschehen deshalb zuschreibt bzw. erinnert, weil es ihn selbst innerlich beschäftigt. Die Frage, wer die handelnde und erlebende Person, das Subjekt des Traums ist, kann letztlich nicht entschieden werden, denn es gibt dafür keine unabhängige Prüfmöglichkeit. Die Ausgangslage ist, dass der Träumer subjektiv etwas erlebt und innerlich repräsentiert hat und diese Erlebnisse im Text reproduziert. Deswegen können sie als "seine" Erlebnisse angesehen werden, falls keine Hinweise auf andere Verhältnisse existieren.

Unsicherheit der Protokollierung

Der Traum wurde erst später, wahrscheinlich am folgenden Morgen aufgeschrieben. Bis dahin könnten wichtige Aspekte, vielleicht sogar die wichtigsten, vergessen worden sein. Außerdem könnten Themen verändert und hinzu erfunden sein, weil es dem Träumer so besser zu passen schien.

Solche sekundären Bearbeitungen der primären Traumerlebnisse scheinen häufig vorzukommen. Die empirische Traumforschung konnte dies durch den Vergleich der Traumberichte beim nächtlichen Aufwachen oder Wecken mit den

morgentlichen Protokollen belegen (siehe Kapitel 7). Dieser Sachverhalt ist hier nicht zu ändern; wir müssen uns damit abfinden. Die naheliegende Erwiderung auch auf diesen Einwand bleibt, dass die Art und Weise wie ein Traumgeschehen erinnert oder umgestaltet wird, für den einzelnen Träumer charakteristische Züge tragen kann. Der Traumtext bleibt ein sehr individuelles Protokoll.

Segmentierung

Wie können die für die Interpretation wichtigen Textelemente abgegrenzt werden, da die Gliederung und die Interpunktion doch vom Träumer bzw. dem Protokollant des Traumes gestaltet wurden und nicht ursprünglich vorhanden waren?

Die Segmentierung des Textes in Textelemente bzw. Interpretationseinheiten ist eine schwierige Angelegenheit, für die es auch bei ausgefeilten Methoden der quantitativen Textanalyse, keine vollständig befriedigenden Definitionen gibt. Die Segmentierung hängt maßgeblich vom Inhalt ab. Im vorliegenden Text ist die Segmentierung verhältnismäßig leicht. Die grammatikalische Struktur ist einfach, und es besteht eine Einheit von Raum und Zeit. Längere Träume können durch den Wechsel von Personen und Szenen sowie durch Verschachtelungen von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Bezügen komplizierter werden. Deswegen wurde hier ein relativ kurzer und inhaltlich gut überschaubarer Text als didaktisches Beispiel ausgewählt.

Wichtige Einwände und Methodenprobleme sind:

Spekulation
Überinterpretation und Befangenheit
Überdifferenziertheit
Fragwürdiger Bezug des Traumerlebens
Unsicherheit der Protokollierung und Segmentierung

2.10 Zusammenfassung

Der Interpretationsansatz, in diesem Traum eine Darstellung der persönlichen Entwicklung beim Übergang zwischen Lebensphasen zu sehen, hat sich als fruchtbar erwiesen. Die Textelemente bzw. Übersetzungshinweise lassen sich in dieser Konstruktion verbinden. Das Thema "persönliche Entwicklung" kann als das Hauptthema gelten. Die anderen Themen, d. h. Alleinsein, Angst, Isolierung und Selbständigkeit, erhielten durch den Kontext des spontanen Einfalls und den Kontext der Lebenssituation zusätzliches Gewicht. Sie fügen sich als Komponenten in das Muster dieser psychologischen Konstruktion ein.

Dieser psychologischen Interpretation steht die andere Auffassung gegenüber: Eine Schlafstörung verursachte eine Traumaktivität, in deren Verlauf ein Tagesrest bildlich ausgestaltet wurde. – Auch dies ist eine theoretische Konstruktion. Sie stellt Zusammenhänge her, ohne mehrdeutige, tiefergehende Bedeutungen der individuellen Traum Inhalte verstehen zu wollen. Zwischen diesen Konstruktionen kann nicht objektiv entschieden werden, weil es sich um verschiedene Zielsetzungen handelt. Beide können in ihrer Eigenart nebeneinander bestehen. Statt sie als Alternativen stehen zu lassen, ist es methodisch und empirisch wahrscheinlich produktiver, ein Verhältnis wechselseitiger, komplementärer Ergänzung zwischen erklärenden und verstehenden Strategien anzunehmen. Wir könnten uns vornehmen, weitere Kontexte einzubeziehen oder nach empirischen Bestätigungen der psychologischen Interpretation zu suchen. Einige dieser Möglichkeiten sind:

- die Auswertung weiterer Träume;
- Erkundung von mehr spontanen Einfällen des Träumers, ein Interview zu bestimmten Aspekten des Traumgeschehens, z. B. der emotionalen Seite;
- die Interpretationen aufgrund zusätzlicher Informationen, u. a. durch Exploration der Lebenssituation;
- die Erweiterung um andere Ebenen der Interpretation (Interpretationsgruppe, Selbstinterpretation durch den Träumer, dessen Akzeptanz oder Zurückweisung der Interpretation);
- die methodische Kontrolle, indem unabhängige Analysen verschiedener Interpreten oder Interpretationsgruppen verglichen werden.

Weiterhin könnten vom Träumer eine Selbstinterpretation und eine Stellungnahme zur vorliegenden psychologischen Interpretation eingeholt werden. Diese Ausweitungen der Kontexte und Interpretationsebenen würden die Interpretation bereichern. Dieser Prozess könnte natürlich dazu führen, dass Interpretationen geändert oder zurückgenommen werden müssen.

Zusammenfassung des Interpretationsprozesses

Die hauptsächlichen Schritte des Interpretationsprozesses werden noch einmal hervorgehoben, um die allgemeine Strategie festzuhalten. Dieser Prozess besteht aus Erweiterungen, Wiederholungen, Vertiefungen, sowie der Suche nach Varianten und Widersprüchen, mit dem Ziel einer verbindenden Konstruktion. Die divergenten und konvergenten, heuristisch erweiternden und methodenkritisch einschränkenden Schritte ergänzen einander.

Erster Durchgang zur Übersetzung mit Interpretationsansatz
Zweiter Durchgang zur Erweiterung des Ansatzes und Hervorhebung der Themen
Dritter Durchgang zur kritischen Prüfung von Gegenentwürfen
Zusammenfassung der Interpretation
Erweiterung im Kontext der spontanen Einfälle
Erweiterung im Kontext von biographischen Daten und Lebenssituation

Die Interpretation des einführenden Beispiels ist hier zu einem Abschluss gekommen. Grundsätzlich könnte der Prozess in weiteren Kontexten und auf verschiedenen Interpretationsebenen fortgeführt werden.

3 Prinzipien, Strategien und Regeln

3.1 Absichten dieses Kapitels

Auf den ersten Blick ist es nicht schwierig, einen Text “frei” zu interpretieren. Wir lassen uns anregen, diesen Text mit eigenen Worten nachzuerzählen, und kommen dabei ins psychologische Spekulieren. Wir greifen ein interessantes Detail heraus und bauen es phantasievoll aus – “Im Auslegen seid frisch und munter! Legt ihrs nicht aus, so legt was unter ...” (Goethes “Zahme Xenien”, 1820, S. 53). Dieser freie, d. h. methodisch ungebundene Stil entspricht nicht den methodischen Möglichkeiten einer kompetenten psychologischen Interpretation. Diese ist an ihren methodischen Schritten und ihren kritischen Überlegungen zu erkennen.

Im nächsten Kapitel wird die Biographik als zentrale Aufgabe der psychologischen Interpretation dargestellt. Zuvor sind eine Übersicht und ein Versuch der *Systematisierung von Prinzipien, Strategien und Regeln* zweckmäßig. Im systematischen Zusammenhang und auf die Anschauung des Traumbeispiels gestützt, wird die Eigenart dieser Methodik leichter zu erkennen und zu bewerten sein. Später werden einige dieser Prinzipien noch einmal aufgenommen. Sie werden durch die Diskussion wichtiger theoretischer Beiträge und durch die jetzt noch zurückgestellte Fachliteratur ergänzt (Kapitel 12).

Allgemeine *Prinzipien* als Grundsätze des methodischen Vorgehens werden hier von den *Strategien* als bewährten Verfahrensweisen und von den *speziellen Regeln* als Strategieelementen eines bestimmten Anwendungsgebiets unterschieden. Auch die Prinzipien stehen nicht am Anfang, sondern sie folgen ihrerseits aus allgemeinsten Annahmen über die Beziehungen zwischen Zeichen und Bedeutungen unter erkenntnistheoretischen, sprachphilosophischen und auch sprachpsychologischen Perspektiven. In diesem Buch ist es, von einigen wichtigen Ausnahmen abgesehen (siehe Kapitel 12), nicht notwendig, die Prinzipien bis zu diesen Grundlagen und der dort zu erwartenden Vielfalt theoretischer Auffassungen zurückzuverfolgen. Hier geht es vor allem um das “Handwerk” der psychologischen Interpretation.

Die folgende Übersicht über Prinzipien und Strategien nimmt in konzentrierter Form vorweg, was in den folgenden Kapiteln ausführlicher dargestellt wird. Es sind Beiträge zu einer allgemeinen Interpretationslehre in der Psychologie, die auch den biographischen Ansatz (Kapitel 4 bis 6) bestimmen.

3.2 Prinzipien

Das allgemeinste Prinzip ist die Grundannahme, dass ein gegebener Text (oder ein anderes menschliches Werk) Bedeutungen hat, welche auf nachvollziehbare Weise in psychologische Begriffe übersetzt werden können. Historische, literatur- und kunstwissenschaftliche sowie andere Übersetzungsperspektiven werden in unserem Zusammenhang ausgeklammert. Viele der im folgenden kurz erläuterten Begriffe sind mehrdeutig und deshalb missverständlich. Insbesondere die Begriffe Hermeneutik, Verstehen und Evidenz sind durch lange Traditionen und unterschiedliche Definitionen belastet (siehe Kapitel 12).

Partizipation

Das Prinzip der *Partizipation*, also die Teilhabe am gemeinsamen soziokulturellen System (Sprache, Tradition, Lernen von Werten und Bedeutungen), liefert die Begründung, weshalb solche Übersetzungen grundsätzlich möglich sind, auch wenn dabei einige Einzelheiten unzugänglich bleiben können. Selbst wenn eine gemeinsame Sprache – wie auf einer ethnologischen Expedition in einem fremden Land – fehlen würde, müsste es aufgrund der menschlichen Gemeinsamkeiten möglich sein, die Bedeutungen der meisten Handlungen, Interaktionen und Gegenstände zu verstehen. In der Tradition der Geisteswissenschaften wird diese Teilhabe am “objektiven Geist” als die Basis dieses Sinnverstehens gesehen. Aus psychologischer Perspektive sind dagegen die basalen Gemeinsamkeiten der Verhaltens- und Erlebnismöglichkeiten der Menschen verschiedener Kulturen hervorzuheben. In evolutionsbiologischer Sicht müssen auch die genetischen Grundlagen und die Umweltpassung dieser Erkenntnis- und Kommunikationsformen betont werden.

Kommunikation

Texte sind als *Kommunikation* verfasst. Ihr Inhalt (das Gemeinte, der Sinn) muss übersetzt, erläutert und ausgelegt werden, damit er richtig verstanden wird. In der Tradition der Hermeneutik geht es primär um das Verständnis des Textes als Mitteilung an die Empfänger. Dagegen bestehen ein Gespräch oder ein biographisches Interview aus einem zweiseitigen sozialen Prozess zwischen Erzähler und Zuhörendem. Diese Interaktion zwischen beiden Personen verändert und bereichert die Aufgabe der Interpretation. Wegen dieser Wechselbeziehung sind jedoch von Anfang an zusätzliche methodische Kontrollen notwendig. In der psychologischen Berufspraxis gibt es darüber hinaus oftmals noch die Kommunikation mit dem Auftraggeber der psychologischen Diagnostik.

Hermeneutik

Die *Hermeneutik* gilt als die universale Methodik der Geisteswissenschaften, um eine zutreffende Auslegung und ein Verstehen von Texten zu erreichen (siehe

Kapitel 12). Hermeneutik führt zum Verstehen, d. h. zur Aufdeckung und Erhellung eines Sinnzusammenhanges geistiger Prozesse. Deren Dimensionalität und Beziehungsmuster sind unerschöpflich: als geistige Tradition (Historizität), in der Zielsetzung (Finalität) und als Daseinsdeutung in Lebens- und Wertbezug (Existenzialität). Sinnzusammenhänge erschließen sich z. B. den Historikern in den Personen und Ereignissen der Geschichte und den Psychologen u. a. in Biographien und Krankengeschichten.

Hermes, der Götterbote, sollte den Menschen vermitteln, was die Götter gemeint hatten; ähnlich legten auch die Priester und Theologen im Auftrag der Kirche den Gehalt der göttlichen Offenbarung aus. In der neueren Tradition der Hermeneutik ging es nicht mehr um die dogmatisch richtige Auslegung, sondern in säkularisierter Weise um die ursprüngliche Absicht des Autors, um das Verstehen des eigentlichen Sinns oder um die tiefere philosophische Wahrheit eines Textes.

Mehrdeutigkeit

Das Prinzip der *Mehrdeutigkeit* besagt, dass die Bedeutungen von Texten und Textelementen nicht eindeutig festgelegt sind. Sie können in ihrer Bedeutung aus dem Zusammenhang bzw. durch den typischen Gebrauch modifiziert werden. Wegen der Mehrdeutigkeit eines Zeichens oder Begriffs wird auch von einem Bedeutungsfeld gesprochen, in welchem eine oder mehrere Hauptbedeutungen und verschiedene Nebenbedeutungen unterschieden werden können: Zur *Denotation* eines Begriffs treten *Konnotationen*.

Der geschriebene Text hat einen mehr oder minder deutlichen, manifesten Inhalt, unter dessen Oberfläche weitere und in psychologischer u. a. Hinsicht vielleicht viel interessantere Bedeutungen verborgen sein könnten. Texte sind grundsätzlich mehrdeutig. Wie tief eine Interpretation in diese Bedeutungsfelder eindringen kann, ohne zur Spekulation und Erfindung zu werden, ist eine Grundfrage der Interpretationslehre.

Heuristik

Das Prinzip der *Heuristik* meint, dass solche multiplen Bedeutungen und Zusammenhänge zunächst beziehungsstiftend entfaltet werden müssen. Anschließend gilt es dann, wieder einengend, die zutreffendste Interpretation zu finden. Dies kann auch mit dem Begriffspaar des *divergenten* und des *konvergenten* Denkens umschrieben werden.

Text und Kontext

Das Prinzip von *Text und Kontext* verweist auf die möglichen Erläuterungen eines Textes durch seinen Kontext, d. h. den unmittelbaren textlichen Zusammenhang, wichtige erläuternde Bedingungen der Textentstehung sowie weitere Kontexte. Eine

psychologische Übersetzung sollte den Kontext der Biographie, der Lebenssituation, aber ggf. auch die Bedingungen und den Zweck der Texterhebung einbeziehen.

Idiographik

Das Prinzip der *Idiographik* geht auf den Philosophen Windelband (1894) zurück. Er entwickelte die Auffassung, dass Naturwissenschaften *nomothetisch* (griech. Gesetze aufstellend) vorgehen und den beobachteten Einzelfall als Sonderfall allgemeiner Gesetze erklären. Dagegen seien die Geisteswissenschaften *idiographisch* (griech. das Einzelne und Eigenartige beschreibend) und auf das Verstehen des Sinnzusammenhanges ausgerichtet. Dilthey (1894) hatte diese Sichtweise zugespitzt: “Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir. Denn in der inneren Erfahrung sind auch die Vorgänge des Erwirkens, die Verbindungen der Funktionen der einzelnen Glieder des Seelenlebens zu einem Ganzen gegeben.” (S. 1314). Der Gegensatz Nomothetik – Idiographik ist auch wissenschaftshistorisch zum Verständnis verschiedener Richtungen der Psychologie aufschlussreich.

Konventionalität und Individualität

Das Prinzip der *Konventionalität* erinnert daran, dass Texte sehr häufig eine gewohnte und durchschnittliche Darstellung oder zumindest konventionelle Komponenten enthalten. Die individuellen Merkmale eines Textes zu erkennen, setzt Erfahrung mit anderen Texten voraus. Sie erlaubt, häufig vorkommende oder für bestimmte Personengruppen typische Texte zu erkennen und zum Vergleich nutzen zu können.

Aus psychologischer Perspektive können auch Erwartungen über den typischen Ablauf von Erlebnissen und Verhaltensweisen eingebracht werden. Das Besondere hebt sich von diesem Hintergrund ab. Unter bestimmten situativen Bedingungen werden Menschen, auf angeborene oder gleichartig gelernte Weise, zu einander ähnlichen Situationsbewertungen und Reaktionen angeregt. Dieser “Aufforderungscharakter” liegt nicht allein in den objektiven Reizbedingungen, sondern ergibt sich in der Wechselwirkung mit generellen Verhaltensdispositionen. Der konventionelle Text entspricht diesem Aufforderungscharakter und geht auf die typischen situativen Anforderungen mit typischen Reaktionen ein.

Das Prinzip der *Individualität* behauptet, dass im Text neben den leichter übersetzbaren konventionellen Abschnitten auch individuelle, individualcharakteristische, originelle Komponenten oder auch psychopathologische Störungssymptome enthalten sein können. Deshalb wird u. U. ein nicht interpretierbarer oder zumindest in der Bedeutung zweifelhafter Rest verbleiben.

Interpretationstiefe

Wenn ein Text grundsätzlich mehrdeutig ist, wird es unterschiedliche Interpretationen geben – es sei denn, dass die hauptsächlichen Bedeutungen in *einer*

Interpretation verbunden werden können. Gelegentlich werden räumliche Metaphern verwendet, um zu betonen, dass “zwischen den Zeilen” gelesen werden muss und ein Text “in seinen Tiefen auszuloten” ist. Bei Wörtern kann zwischen ihren Haupt- und Nebenbedeutungen, ihren denotativen und konnotativen Bedeutungen, unterschieden werden.

Bedeutungen können gut bekannt oder ausgefallen sein, konventionell und speziell, u. U. nur für bestimmte Personengruppen (Gemeinschaften, Familien) oder nur für einzelne Personen verständlich. Häufig werden Bedeutungen nur aus dem Kontext anderer Wörter oder des gesamten Textes, aus den Ansichten des Autors und seiner Lebenswelt zu begreifen sein. Diese Bedeutungen sind deshalb nicht jedem Interpreten zugänglich. Dies gilt vor allem für biographisch zu verstehende Aspekte und für unbewusste Bedeutungen, die nur durch “tiefenpsychologische” Methodik zu erschließen wären.

Methodenkritische Reflektion

Das Prinzip der *methodenkritischen Reflektion* ist ein allgemeiner Grundsatz wissenschaftlicher Methodik, die ja zu einem *Ziel* führen soll. Damit die kompetente Interpretation intersubjektiv, d. h. durch andere nachvollziehbar wird, sind die wichtigsten Schritte und Entscheidungsgründe möglichst durchsichtig zu machen. Wenn die Tendenz zur Spekulation das Grundproblem der psychologischen Interpretation ist, so gibt es auch Strategien, diesem Problem zu begegnen. Die methodenkritische Reflektion setzt bei den möglichen Vorurteilen und Voreingenommenheiten ein und versucht durch Wissen über typische Fehlerquellen und durch Training Einseitigkeiten zu vermeiden. Dazu gehört auch die beharrliche Absicht, überzeugende Gegenentwürfe zu konstruieren.

Konstruktion und Rekonstruktion

Das Prinzip der *Konstruktion* drückt aus, dass jede Interpretation eine mehr oder minder vorläufige, hypothetische Konstruktion ist. Sie muss durch geeignete Strategien an der Gesamtheit der vorhandenen Informationen überprüft werden. Diese Hypothesen können nicht in Begriffen von (logisch bzw. empirisch) “richtig” oder “falsch” entschieden werden. Sie sind nach ihrer Evidenz, ihrer Überzeugungskraft, und darüber hinaus nach ihrem Nutzen für eine Fragestellung zu bewerten. Im Vergleich mit der geisteswissenschaftlichen Methodik verfügt die psychologische Interpretationsmethodik in der Regel über mehr Strategien und mehr Möglichkeiten, diesen Prozess auf verschiedenen Interpretationsebenen zu entwickeln und durch empirische Sachverhalte zu stützen.

Das Prinzip der *Rekonstruktion* besagt, dass es sich nicht um die Darstellung eines objektiven Sachverhalts handelt, sondern um eine Modellierung. Textelemente und deren Bedeutungen sollen in ein überzeugendes System von Beziehungen gebracht werden, wobei der ursprüngliche Zusammenhang nicht

(mehr) manifest vorhanden ist, sondern zu konstruieren ist. Für das Gelingen dieser Rekonstruktion, sind mehrere Voraussetzungen zu nennen: ein Maximum an Information über die ursprünglichen Verhältnisse; die Überschaubarkeit der Bedingungen, die zur Berichterstattung und Analyse wichtig sind; die Unvoreingenommenheit der Rekonstruktion bzw. eine Distanz zu deren Inhalten und eventuellen eigenen Bewertungstendenzen.

Interpretationsprozess und Interpretationsebenen

Der Begriff *Interpretationsprozess* betont noch einmal die Notwendigkeit, multi-strategisch vorzugehen und den Interpretationsentwurf in mehreren Durchgängen, möglichst auf verschiedenen Interpretationsebenen, zu erweitern und abzusichern (siehe Abschnitt 3.3). Das Prinzip der *Interpretationsebenen* erinnert daran, dass es nicht nur einen einzelnen Interpreten oder eine Interpretin des Textes gibt. Methodisch sind mehrere Ebenen zu unterscheiden. So könnte eine Gruppe von Interpreten, d. h. eine *Interpretationsgemeinschaft*, tätig werden. Außerdem gibt es natürlich auch die Ebene des Autors, der eine Selbstinterpretation vornimmt. Jeder Interpretationsansatz könnte auf den anderen Ebenen diskutiert und erweitert werden. Auf diese Weise wären vertiefende interaktive Interpretationen zu gewinnen.

Evidenz und Überzeugungskraft

Mit den Begriffen *Evidenz* und *Überzeugungskraft* wird behauptet, dass psychologische Interpretationen nach eigenständigen Kriterien zu bewerten sind. Kriterien wie Objektivität von Beobachtungen, statistische Signifikanz und experimentelle Replikation sind hier nicht angemessen. Dennoch sind unter bestimmten Gesichtspunkten auch intersubjektive Prüfungen und Bestätigungen von Interpretationen möglich (siehe Abschnitt 3.4 und 3.5 sowie Kapitel 12).

Die psychologische Interpretation beruht auf allgemeinen Prinzipien:

Partizipation

Kommunikation

Idiographik

Hermeneutik

Mehrdeutigkeit

Heuristik

Text und Kontext

Konventionalität und Individualität

Methodenkritische Reflektion

Konstruktion und Rekonstruktion

Interpretationsprozess und Interpretationsebenen

Evidenz und Überzeugungskraft

3.3 Strategien

Aus den allgemeinen Prinzipien folgen Strategien. Die verschiedenen Anwendungsgebiete, z. B. Traum, Biographik und projektive Tests, weisen zwar formale Unterschiede auf, doch sind die Strategien sehr ähnlich. Strategien sind keine genauen Anleitungen oder linear abzuhandelnde Programme, sondern bewährte Verfahrensvorschläge oder Pläne. Je nach Anwendungsgebiet und Material umfassen sie zudem spezielle Regeln als Strategieelemente.

Materialkritik und Ausgangsbedingungen

Einleitend ist die Materialbasis festzulegen. Welcher Text, welche Protokolle und welche Kontextinformationen sind vorhanden? Gibt es Schwierigkeiten bei der Abgrenzung und Zuschreibung der Quellen? Hat das Material offensichtliche Mängel oder Lücken (Materialkritik)? Zur Klärung der Ausgangsbedingungen gehören außer der Material- und Quellenkritik auch die Überlegungen zum *eigenen Vorverständnis*, zu möglichen *Voreingenommenheiten* und anderen speziellen Ausgangsbedingungen.

Material- und Quellenkritik.

Allgemeines Vorverständnis:

aus der Tradition (allgemeine Überlieferungen, spezielles Wissen über frühere Interpretationen von anderer Seite);

aus aktuellen soziokulturellen Bedingungen (Zeitgeist);

aus Schulzugehörigkeit (u. a. hinsichtlich Interpretationsstil, Deutungstechnik);

aus den individuellen Bedingungen des Interpreten (u. a. fachliche Erfahrung und methodische Kompetenz, Interessen und Einstellungen, Voreingenommenheiten, "persönliche Gleichungen", Sympathien und Parteilichkeiten);

aus der Fragestellung oder dem direkten Zweck der Interpretation.

Darlegung des ersten Eindrucks und des Vorentwurfs

("Interpretationsfolie"), der aus diesen verschiedenen Quellen gespeist ist.

Heuristik und hermeneutischer Zirkel

Die allgemeinste Strategie richtet sich auf die mehrdeutigen Beziehungen zwischen Textelementen und Text, zwischen Text und Kontext sowie zwischen den Interpretationsebenen. Wie ist mit diesen multiplen Zusammenhängen umzugehen? Der kreisende und spiralförmig sich erweiternde Prozess der Durchgliederung und Auslegung wird in den Geisteswissenschaften als "hermeneutischer

Zirkel” bezeichnet. Bedeutungen werden aus dem Zusammenhang erschlossen – als vom Ganzen her interpretierter Teil und als vom Teil her interpretiertes Ganzes – mit schrittweiser Erweiterung des (Vor-)Verständnisses.

Diese Durchgliederung und Auslegung werden über den Vorentwurf hinausführen. Doch ein qualifizierter und gründlicher Interpret beginnt nach dieser ersten Auslegungsphase von neuem. Er wird das Material im Lichte dieses so erarbeiteten Verständnisses wieder und wieder analysieren, um bisher dunkle Stellen aufzuhellen, zunächst Unverständliches doch zu erschließen. Die Interpretation wird hermeneutisch fortgeführt bis sich jenes eigenartige, “kognitive” Befriedigungsgefühl der interpretatorischen Evidenz einstellt.

Der Interpretationsprozess im Sinne des “hermeneutischen Zirkels” ist ein Kreisen, genauer gesagt, ein sich spiralenförmig erweiterndes Verfahren, um den Text zu begreifen. In dieser nicht-linearen, sondern rekursiven, sich in der Wiederholung systematisch verändernden Weise werden beim wiederholten Durchlaufen des Textes neue Zusammenhänge einbezogen und weniger überzeugende ausgeklammert. Dieser Prozess aus divergenten und konvergenten Schritten des Denkens gilt als allgemeine Strategie zunächst für die Interpretation des Textes und anschließend ebenso für Kontexte und Ebenen, ggf. auch für noch weiter einzubringende Informationen. Die Abbildung 1 veranschaulicht den hermeneutischen Zirkel.

Psychologische Übersetzung

Die psychologische Übersetzung von Textelementen ist in abstrakter Weise nur umständlich zu beschreiben. Deshalb wurde die einführende Trauminterpretation als Beispiel gewählt, um die strategische Kombination von Assoziationen, Umschreibungen, Vertiefungen und Erweiterungen zu einem Bedeutungsfeld zu zeigen. Anschließend wurden die Fokussierungen, kritischen Überprüfungen, Einengungen und auch Zurücknahmen von Hypothesen im Verlauf der Interpretation diskutiert.

Das Verfahren der Übersetzung kann systematisiert werden, indem die Bedeutungen der Elemente bzw. der Interpretationseinheiten des Textes unter mehreren Gesichtspunkten analysiert werden. Kracauer (1959) unterschied zwischen vier Aspekten der Inhaltsanalyse (siehe Kapitel 8):

<p>der <i>Kontext</i> ist der Zusammenhang des Themas; die <i>Latenz</i> ist die Verborgenheit einer noch zu erschließenden Sinnstruktur; die <i>Singularität</i> zeichnet Einzelfälle besonderer Relevanz aus; die <i>Präsenz</i> meint das Erscheinen oder das auffällige Nicht-Erscheinen von Themen.</p>
--

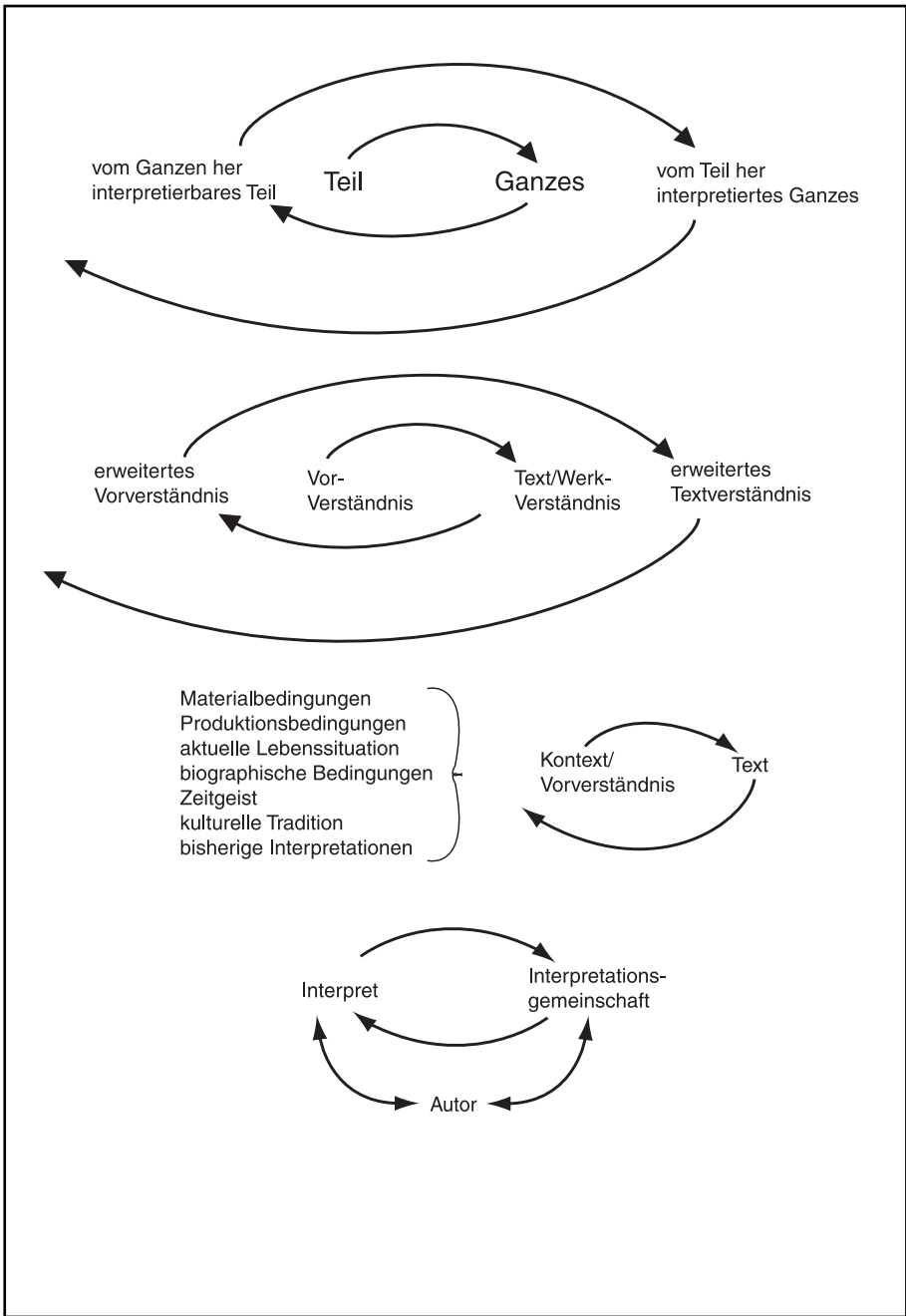


Abbildung 1: Das hermeneutische Verfahren in schematischer Darstellung (z. T. in Anlehnung an Danner, 1998, S. 55-61)

Von anderen Pionieren der Inhaltsanalyse wurden dagegen die folgenden Dimensionen bevorzugt, welche eher eine Skalierung und damit auch eine statistische Auswertung von Inhalten ermöglichen.

Frequenz ist die Häufigkeit des Themas;
Valenz ist die positive oder negative Wertigkeit;
Intensität ist die Ausprägung;
Kontingenz ist der auch statistisch beschreibbare Zusammenhang mit anderen Themen.

(siehe u. a. Ritsert, 1972, S. 17 f.).

Diese Perspektiven der Inhaltsanalyse werden im Kapitel 7, 8 und 12 weiter ausgeführt. Für eine bestimmte Fragestellung wird ein spezielles Kategoriensystem entworfen, um die Inhalte der vorliegenden Texte auszuwerten. Solche quantitativen Analysen können sehr differenzierte Grundlagen für die Interpretation liefern, z. B. um die Dominanz eines Themas an dessen Frequenz und Intensität im Vergleich zu anderen Themen zu erkennen. Hier sind statistische Berechnungen und u. U. auch computer-unterstützte Textanalysen möglich.

Exkurs Zeichen und Symbol

Die grundsätzliche Mehrdeutigkeit eines Zeichens oder Begriffs schließt nicht aus, dass einigen von ihnen eine relativ enge, dominierende Bedeutung zukommt. In der älteren Traumdeutung und in der Graphologie ist versucht worden, psychologisch signifikante Bedeutungen festzulegen. So enthalten alte Texte zur Traumpsychologie (“ägyptisch-assyrisches Traumbuch”) ein Lexikon von Bildern und Bedeutungen: x gleich Geld, y gleich Liebe, z gleich Tod usw. Ähnlich haben auch Karten im Tarock und Skat spezielle Bedeutungen: z. B. die Herzdame oder die schwarze Pik Neun.

Auch in Freuds Traumpsychologie treten solche relativ festgelegten Deutungen auf, wenn Objekte oder Szenen die Geschlechtsorgane (Phallus, Vagina) oder den Geschlechtsverkehr bezeichnen. Diese Deutungen können in dem weiteren, gemeinsamen Interpretationsprozess aufgrund freier Assoziationen des Patienten, durch Kontextanalyse und Deutungen des Analytikers durchaus verändert werden.

Symbole sind Zeichen oder Bilder mit einem besonders reichhaltigen Bedeutungsfeld, z. B. in ihrem Bezug auf politische Erinnerungen wie es für Wappen und Fahnen zutrifft. Dies gilt auch für den Davidsstern, Hammer und Sichel oder das Hakenkreuz, für religiöse Symbole wie das christliche Kreuz oder ein tibetisches Mandala. Auch Teile der unbelebten Natur und Tiere oder

Pflanzen wie die Lilie oder der Lotos können zu solchen Bedeutungsträgern werden.

In einem Symbol sind häufig tiefe Gegensätze vereint wie bereits das Wort Symbol (griech. *symballein*, zusammenwerfen) anzeigt. Dies lässt sich am Beispiel des Kreuzes (Leiden und Tod ebenso wie Auferstehung und Erlösung) darlegen. Symbolen und Wandlungen dieser Art ist C. G. Jung in vielen Kulturen nachgegangen (siehe Kapitel 7).

Ein herausragendes Beispiel ist das *Bild der Schlange*, das zu vielen und gegensätzlichen Assoziationen anregt. Die Konfrontation mit einer Schlange löst bei den meisten Menschen eine starke Furcht- und Fluchtreaktion aus. Sie ist ein Symbol der Angst. Die Schlange kann durch ihr Gift todbringend, aber auch heilend sein (die Schlange am Stab des Aeskulap in der Medizin und in Apotheken). Sie bedeutet Heil und Erlösung oder Unheil und Strafe. Sie ist in der biblischen Genesis mitschuldig am Sündenfall und der Vertreibung der Menschen aus dem Paradies (Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum. Ihr werdet sein wie Gott – wissen was gut ist und böse, Genesis 3). Der Schlange wurde Klugheit, höchste Erkenntnis und potentielle Gottgleichheit zugesprochen. Mit listiger Schlange kann im übertragenen Sinn die verführerische Eva gemeint sein, mit alter Schlange aber der Teufel.

Die Deutung der Schlange als Phallus, als männliches Prinzip, hat in anderen Religionen und Mythen noch weitere Bedeutungen wie schöpferische männliche Kraft und Logos, lebendig gewordene Weisheit und Symbol der Erkenntnis. Die Schlange hat enge Beziehungen zum Wasser, zu Höhlen, Gräften und damit zum Weiblichen, das bedroht und verlockt. Deshalb ist die Schlange zugleich phallisches Symbol und urweibliches Prinzip. Durch ihre eigenartige Gestalt ist es ihr möglich, zurückbiegend Anfang und Ende (Alpha und Omega) zu verbinden, wie es die Ewigkeitsschlange, d. h. die sich selbst verschlingende Schlange (der Ouroboros) tiefsinnig darstellt (siehe auch Jacobi, 1971; Jung, 1968/1995).

Interpretationsstufen

Bei einer Autobiographie steht es fest, um welche Person es geht. Dagegen kann diese Identifikation bei anderen Texten schwierig sein. Erzählungen, Traumberichte oder die zu Bildtafeln des TAT gegebenen Geschichten, können grundsätzlich auf verschiedenen Interpretationsstufen gedeutet werden: Die Figuren und Ereignisse repräsentieren (1) die innere Welt des Erzählers, (2) die Figuren sind als Komponenten des Selbsts (Partial-Iche) zu deuten, (3) Figuren und Ereignisse repräsentieren die äußere Welt oder (4) sie enthalten Projektionen der inneren Tendenzen und Bedürfnisse in die äußere Welt. Eine psychologische Interpretation wird grundverschieden ausfallen können, wenn sie auf der einen oder der anderen *Interpretationsstufe* vorgenommen wird. Die Wahl der adäquaten Stufe und die Entscheidung über die adäquate *Interpretationstiefe* bilden ein zentrales Methodenproblem

Dominante Themen

Ein bestimmtes Thema oder sogar das Hauptthema eines Textes zu identifizieren, erleichtert die Übersetzung. Mehrere Elemente erhalten einen ähnlichen Stellenwert und sind leichter in eine Konstruktion einzufügen. Eine zu frühe thematische Einengung hat aber den Nachteil, den Blick auf andere Bezüge zu verstellen. Aus psychologischer Sicht sind mit *Themen* biographisch zentrale Themen (Daseinsthemen) gemeint.

In dynamischer Hinsicht handelt es sich um Entwicklungen, Zuspitzungen, Konflikte, Krisen und deren Überwindung oder Fortbestehen. In formaler und sprachlicher Hinsicht zeichnen sich Themen oft durch ihre Länge, Exposition und Formulierung aus. Das Thema kann auch aus der Fragestellung und aus dem praktischen Zweck einer Untersuchung deutlich werden. Die *Dominantentechnik der Interpretation* setzt bei dem auffälligsten Thema an und fügt die übrigen Einzelheiten hinzu, soweit das gelingt. So kann eine überzeugende Interpretation schrittweise konstituiert werden.

Auffälligkeiten und Hervorhebungen

Auffälligkeiten, d. h. von konventionellen Inhalten und Erwartungen abweichende Text- und Stilelemente, kann es in vieler Hinsicht geben. Ein konventioneller Text kann gerade durch seine Konformität auffallen. Die besonders seltenen Inhalte oder Formulierungen (Individualität, Singularität, siehe oben) regen unmittelbar zur Interpretation an. Auch das Fehlen bzw. Nicht-Erscheinen von Inhalten, die nach psychologischer Erwartung gewöhnlich auftreten, kann auffällig sein. Andererseits gilt gerade eine Interpretation, die sich auf etwas bezieht, was nicht präsent ist, als Inbegriff der Spekulation. Hier könnten beliebige Behauptungen aufgestellt werden. So sehr im Einzelfall eine auffällige Lücke, ein Weglassen oder ein Schweigen psychologisch signifikant sein mögen – diese Interpretationen werden kaum sehr überzeugende Konstruktionen liefern. Es sei denn, der manifeste Text oder der Kontext liefern gewichtige Bestätigungen. In diesem Fall würde aber der Bezug auf latente Inhalte kaum mehr benötigt, um solche Interpretationen zu stützen.

Wie in der Dominantentechnik kann es fruchtbar sein, auch von *stilistischen Akzentuierungen* im Text auszugehen. Akzentuierungen sind u. a. durch die hervorgehobene Position am Anfang und am Ende eines Textes, durch Wiederholungen, Variationen sowie durch andere Stilmittel des sprachlichen Ausdrucks gegeben. Ein Element kann bei einer bestimmten Person oder in einem bestimmten einem Kontext auffällig sein, in einem anderen nicht.

Schon bei der ersten Durchsicht eines Textes entstehen Eindrücke, was wichtig sein könnte und näher betrachtet werden müsste. Wie solche Eindrücke entstehen und auf welche Hinweise sie sich stützen, ist in vielen anderen Bereichen der Psychologie seit langem untersucht worden: in der Wahrnehmungs- und

Lernpsychologie, in den Untersuchungen zur Personwahrnehmung und zur Kommunikationspsychologie, in der allgemeinen Ausdruckspsychologie, in der psychoanalytischen Deutetechnik und in der Deutetheorie projektiver Testverfahren, in der Graphologie und in vielen weiteren Bereichen.

Alexander (1988) hat eine Zusammenstellung solcher Hinweise gegeben. Er nannte sie "principle identifiers of salience".

Hervorhebungen

Primacy – das erste Thema (Eröffnung, Übersicht und Schlüssel),

Frequency – die Häufigkeit (Wiederholungen und Variationen),

Uniqueness – das Besondere (das Einmalige am Ereignis und an der Formulierung),

Negation – die Verneinung (und Abwehr),

Emphasis – die Betonung (Überbetonung oder Unterbetonung),

Omission – die Auslassung (von inhaltlichen Aspekten oder von zugehörigen Affekten),

Error of Distortion – die Verzerrung (Fehler, Versprecher, Irrtümer),

Isolation – das Unpassende (aus der Kommunikationssequenz herausfallend),

Incompletion – die Unvollständigkeit (Unterbrechungen, abruptes Ende).

(Principle identifiers of salience, Alexander, 1988, S. 269)

Analyse von Widersprüchen

Diese Strategie geht nicht von den übereinstimmenden Hinweisen aus, sondern setzt bei den Widersprüchen an. Es gilt, wie bei den meisten anderen Strategien, inhaltliche, formale und stilistische Aspekte gleichermaßen wesentlich. Auch sind mögliche Widersprüche zwischen Inhalt und Form zu beachten, z. B. die extrem nüchterne Schilderung eines schwerwiegenden Lebensereignisses. Solche Widersprüche können herausgearbeitet werden, um Themen zu modifizieren oder einen Gegenentwurf zum bisherigen Ansatz zu entwickeln. Widersprüche haben, zumal wenn es tiefgehende, unvereinbar erscheinende Gegensätze sind, eine dialektische Spannung (griech. Gegensatz in der Unterhaltung, Widerspruch). Diese vermag den Interpretationsansatz nicht nur zu modifizieren, sondern auch umzustürzen, falls im Konstruktionsprozess keine überzeugende Synthese geschaffen werden kann. Die unaufgehobene dialektische Spannung kann jedoch gerade das Charakteristische einer Lebenssituation oder persönlichen Entwicklung sein, ähnlich der Ambivalenz (lat. beide Werte zusammen) von Affekten wie Neugier und Furcht oder Angst und Lust.

Unsicherheiten und Reste (hermeneutische Differenz)

Eine weitere Strategie kann sich gerade jene Textelemente vornehmen, welche bisher nicht oder nur unsicher zu übersetzen oder zu verknüpfen waren. Es könnte sein, dass sie sich durch bestimmte inhaltliche oder formale Merkmale auszeichnen und deshalb doch zu erhellen sind. Da die möglichen Zusammenhänge in ihren vielfältigen Kontexten im Prinzip unüberschaubar sind, und der hermeneutische Zirkel unendlich weitergeführt werden könnte, muss es einen größeren oder kleineren Rest des Nicht-Interpretierten und des Nicht-Interpretierbaren geben. Dieser Abstand zwischen dem Text und den Interpreten wird traditionell als *hermeneutische Differenz* bezeichnet.

Verlaufsanalyse

Mehr noch als die auffällige Wiederkehr des Gleichen innerhalb eines Textes kann der spezielle Ablauf der Elemente, Themen und Konflikte heuristische Anregungen bieten. Diese Strategie ist insbesondere dann möglich, wenn eine größere Menge gleichartigen Materials vorliegt. Es kann sich um eine Serie von Träumen oder Schilderungen von Tagesläufen handeln. Auch Protokolle über sich wiederholende Aufgaben, Spielsituationen und Interaktionen sind geeignet. Viele projektive Tests sind durch ihren seriellen Aufbau besonders für diese Strategie geschaffen: die Tafeln des Rorschach-Tests und des Thematischen Apperzeptionstests variieren systematisch das Reizmaterial (den Aufforderungscharakter der Bilder).

Die *psychologische Verlaufsanalyse* geht von der Annahme aus, dass nicht allein in den Themen, sondern auch in den Abläufen ein u. U. für das Individuum charakteristisches Muster (eine Verlaufsgestalt) erscheinen kann. Dieser Ablauf wird als dynamisch (griech. Kraft, Energie) bezeichnet, weil er auf die zugrundeliegenden Einflüsse und Tendenzen hinweist. Auch zur Funktionsprüfung technischer Systeme und zur Untersuchung physiologischer Funktionen werden bestimmte Belastungen wiederholt angewendet. Aus dem Verlauf der abhängigen Messwerte wird auf die Regelung des Gerätes oder z. B. auf die Stabilität des Blutdrucks geschlossen. Die Übertragung dieser Konzeption auf Abläufe der psychischen Regulation und Anpassung ist aus verschiedenen Gründen fragwürdig, vor allem weil die notwendige Messung von unabhängigen und abhängigen Funktionen nicht möglich ist. Dennoch ist der testpsychologische Ansatz der Sequenzanalyse interessant, wenn es gelingt, wiederkehrende Verläufe und auffällige Verlaufsgestalten und charakteristische Muster zu beschreiben: z. B. in der Reaktion auf Belastungen, in Motivkonflikten, in Entscheidungssituationen, in der sozialen Anpassung oder neurotischen Fehlanpassung.

Strategien

Materialkritik und Ausgangsbedingungen
Heuristik und hermeneutischer Zirkel
Psychologische Übersetzung
Interpretationsstufen
Dominante Themen
Auffälligkeiten und Hervorhebungen
Analyse von Widersprüchen
Verlaufsanalyse

3.4 Regeln

Hermeneutische Regeln?

Einer der wenigen neueren Versuche, die wichtigsten Prinzipien und Strategien der Hermeneutik übersichtlich zusammenzufassen, stammt von Danner (1998). Nach einer Erläuterung von Prinzipien wie dem des hermeneutischen Zirkels und der hermeneutischen Differenz betont er die notwendige Kontrolle des hermeneutischen Prozesses durch selbstkritische Distanzierung von eigenen Meinungen, Gefühlen und Vorurteilen. Auch der historische Kontext (heutige/damalige Sicht) und eine grundsätzliche Offenheit für Gegenargumente und Widersprüche sind ihm wichtig. In dieser Reflektion ergeben sich mehrere Fragen:

Von welchem Vorverständnis gehe ich aus?
Trage ich etwas in den Text hinein?
Lasse ich mich u. U. von meinen Gefühlen und Vorurteilen leiten?
Wie gehe ich mit widersprüchlichen Elementen um?
Wie würden andere diesen Text interpretieren?
Was meint der Urheber des Textes in seiner Zeit und unter seinen Lebensbedingungen und was bedeutet dies unter den gegenwärtigen Bedingungen?

(Danner, 1998, S. 61 ff.)

Kombination von Strategien

In der Methodik der psychologischen Interpretation wird eine Kombination von Strategien fruchtbar sein, um die Konstruktion methodenkritisch voranzutreiben und zu einer Konvergenz – oder in einer Gruppe zu einem Konsens – zu gelangen.

Eine Standardisierung wäre hier abträglich. Die Interpreten müssen sich in Kenntnis allgemeiner Strategien von der Eigenart des Textes leiten lassen. Drei allgemeine Standards sind jedoch zu fordern, wobei in der Systematik von Hypothesenbildung und Kontrolle einige Strukturähnlichkeiten mit dem Ablauf experimenteller Untersuchungen in der Psychologie zu erkennen sind:

Wiederholtes Durchgehen des Textes zur schrittweisen Verbesserung der Konstruktion;
systematische Entwicklung und Diskussion von Gegenentwürfen;
Durchsichtigkeit des Konstruktionsprozesses (Strategien, Regeln, Begründungen, Nachvollziehbarkeit).

Spezielle Regeln

Spezielle Regeln als ausdrückliche Anleitungen, wie eine Übersetzung vorgenommen oder ein passender Zusammenhang hergestellt werden soll, sind weder für eine Trauminterpretation noch für die Biographik aufzuzeigen. Demgegenüber existieren für die Interpretation psychologischer Tests, darunter auch für die projektiven Tests, z. T. sehr genau ausgearbeitete Regeln. Sie gelten als wesentlicher Bestandteil eines Tests. Bei den projektiven Verfahren und in der Graphologie gibt es sehr differenzierte Systeme von Merkmalen und Übersetzungsregeln (Deuteregeln) sowie allgemeineren Strategien der Kombinatorik und Interpretation. In der Graphologie wird sogar von einem “Deutealphabet” gesprochen.

Diese Regelsysteme sind allerdings nur die Ausgangsbasis der Interpretation. Sie geben die *Grundwerte* der Zeichen an, zu dem die *Stellenwerte* aus dem Zusammenhang erschlossen und hinzugefügt werden müssen. Auch in diesem Bereich sind verschiedene theoretische Sichtweisen und Schulen der Interpretation nicht zu übersehen. Wegen der einheitlichen Aufgabe, Klecksbilder zu deuten oder einen Text handschriftlich auf ein Blatt Papier zu bringen, sind die Auswertungssysteme für solche Tests leichter zu entwickeln als für Traum und Biographie.

Die speziellen Regeln (siehe Kapitel 9 und 10) sind an dieser Stelle weniger wichtig als die Strategie der Kombinatorik von Merkmalen. Es ist eine längere Ausbildung nötig, um die *Gewichtung der Merkmale* zu lernen. Dabei werden die einzelnen Merkmale in ihrer quantitativen Ausprägung, Häufigkeit und Variabilität berücksichtigt. Sie werden außerdem nach übergeordneten ganzheitlichen Eigenschaften und aufgrund einer *Verlaufsanalyse* gewichtet. Auch hier ist die Differenzierung zwischen den Merkmalen der konventionellen Testantworten bzw. der als Schreibvorlage dienenden Schulschrift und den individuel-

len Auffälligkeiten wesentlich. Die durchschnittlichen Merkmalsverteilungen liegen jedoch nicht als statistische, bevölkerungsrepräsentative Normen vor, wie dies bei einem Leistungstest oder einem Persönlichkeitsfragebogen der Fall ist, sondern als Erfahrungswissen der Interpreten.

Die *Kombinatorik von Merkmalen und Bedeutungen* entspricht strategisch der hermeneutischen Prozedur. Die Prägnanz der Testantworten und der Schriftmerkmale und die ausgearbeiteten Regeln machen den Interpretationsprozess durchsichtiger, leichter nachvollziehbar, und durch andere Interpreten kontrollierbar. In dieser lehr- und lernbaren Kombinatorik sind Regeln und Strategien zu erkennen, welche weit über diese unmodern gewordenen psychodiagnostischen Verfahren hinaus und jenseits der Fragen nach ihrer empirischen Validität methodisches Interesse verdienen.

3.5 Evidenz und Überzeugungskraft

Mit etwas Übung und psychologischem Hintergrundwissen ist es nicht schwierig, Interpretationen wie die des einleitenden Traumbeispiels zu verfassen. Die Aufgabe wurde in diesem Fall durch die Auswahl eines gut geeigneten Traums erleichtert.

Die größeren Schwierigkeiten liegen in der Begrenzung der Mehrdeutigkeit und in dem Abwägen verschiedener Interpretationsansätze. Angesichts der vielen Methodenprobleme werden sich regelmäßig Unsicherheiten und grundsätzliche Zweifel einstellen. Nach welchen Gesichtspunkten soll entschieden werden, wo es weder verbindliche Kriterien für ein empirisches “richtig” oder “falsch” noch ein statistisch formulierbares Fehlerrisiko gibt?

Sinnverständnis (hermeneutische Evidenz)

In der geisteswissenschaftlichen Tradition wird an das Sinnverständnis appelliert. Wir können den Sinn des Textes verstehen, weil wir an einer gemeinsamen geistig-kulturellen Welt teilhaben – vorausgesetzt, wir verfügen über genügendes Sprachverständnis und hinreichende Übung in der Interpretationsmethodik. In diesem Bemühen um Textverständnis stellt sich die *Evidenz* ein, den Sinn des Textes zutreffend erfasst zu haben. Statt in diesem Evidenzgefühl zu verharren, sollte der Interpret, misstrauisch gegen sich selbst, seinen Vorentwurf und seine Interpretationsansätze auf Mängel, Widersprüche und mögliche Alternativen prüfen.

Folgerichtigkeit und Triftigkeit

Von richtigen bzw. falschen Deutungen zu sprechen, wird vermieden und statt dessen nach Folgerichtigkeit und Triftigkeit gefragt. *Folgerichtigkeit* bezieht

sich einerseits auf die historisch-genetische Anknüpfung an Früheres und andererseits auf die Plausibilität der angeführten Gründe. *Triftigkeit* bezieht sich auf den Inhalt und den Kontext, also den in der Auslegung gegebenen Sinn- und Bedeutungszusammenhang.

Statt der Argumentationslinie der Geisteswissenschaften mit den schwierigen, durch unzählige Definitionsversuche belasteten Begriffen wie “Sinn”, “Geist” und “Verstehen” zu folgen (Kapitel 12), sind hier die zusätzlichen Begründungsmöglichkeiten hervorzuheben. Die Methodik der psychologischen Interpretation hat eine *Sonderstellung*, weil biographische und andere spezielle empirische Kontexte und Prüfmöglichkeiten einbezogen werden können. Bei jeder praktischen Anwendung stellt sich außerdem die Frage nach der *Kommunikation der Ergebnisse* und nach der *berufsethischen Verantwortung*. Wie ist eine für andere Personen verständliche, nachvollziehbare und auch reproduzierbare Interpretation zu erreichen? In dieser Hinsicht ist der methodische Unterschied zwischen der *subjektiven Evidenz* und der *Überzeugungskraft für andere* hervorzuheben.

Subjektive Evidenz

Die *Evidenz* etwas zutreffend erkannt und verstanden zu haben, also die offensichtlich hervortretende Struktur zu erkennen, wurde auch als “kognitives Gefühl” (oder als “Aha”-Erlebnis) bezeichnet. Dieser Zustand tritt, wie leicht nachzuvollziehen ist, als befriedigende Entspannung ein, wenn ein Sachverhalt wiedererkannt, ein Widerspruch aufgehoben oder ein schwieriges Problem gelöst wurde. Wir erleben dies insbesondere, wenn im produktiven Denken etwas neues gefunden ist. Diese Reaktion hängt zusammen mit der Erfolgsgenugung, mit der Neuheit und der befriedigenden Ordnung von Beziehungen. Auch die ökonomischen Aspekte einer einfachen, sparsamen Lösung mit guter Passung oder die ästhetischen Aspekte einer “guten Gestalt” spielen eine Rolle.

Als *Intuition* werden gelegentlich ein spontaner Einfall oder eine Schlussfolgerung bezeichnet, deren Zustandekommen (“Eingebung”) nicht näher erläutert werden kann. Lediglich wegen der behaupteten subjektiven Gewissheit kann das Beharren auf einer Intuition oder auf einer generellen intuitiven Begabung nicht akzeptiert werden.

Es gibt viele synonym verwendete Begriffe für *evident*: *offensichtlich, plausibel, zutreffend, treffsicher, triftig, passend, stimmig, heuristisch gut, erhellend, und “so ist es!”*. Aber diese Eindrücke gelten zunächst nur in der subjektiven Sicht des Interpretierenden. Für andere muss die Interpretation keinesfalls überzeugend sein. Sie kann willkürlich, überinterpretiert, unterstellend, spekulativ, maßlos und beliebig wirken.

Überzeugungskraft für andere

Was die *Überzeugungskraft* einer Interpretation anbelangt, so ist ein Kontinuum mit vielen Abstufungen denkbar: zwischen “vollständig überzeugend” und “in

keiner Hinsicht überzeugend” bis zu “völlig missverstanden und irreführend”. Wegen der divergenten Produktion und aufgrund der möglichen Verknüpfung vieler Kontexte und Ebenen mit ihren besonderen Methodenproblemen, wird es kaum eine uneingeschränkte Zustimmung zur psychologischen Interpretation eines längeren Textes geben können. Auch der Konsens in einer Interpretationsgemeinschaft ist keine sichere Instanz.

Interpretationsgemeinschaft

Bisher war von Interpretation die Rede, als ob sich ein einzelner Interpret bzw. eine Interpretin mit einem Text auseinandersetzt. Andere Interpreten wären nur dann wichtig, wenn Sie als Vorgänger “zur Tradition” gehören und deshalb in das Vorverständnis der Interpretationsaufgabe eingegangen sind. In der Praxis werden Interpretationen aber vielfach gemeinschaftlich, d. h. in einem fachlichen Team oder einer Unterrichtsgruppe, ausgeführt, so dass der Interpretationsprozess z. T. dialogisch abläuft. Die Interpretationsgemeinschaft ermöglicht es, methodisch wichtige Einfälle und fortgeschrittene Konstruktionen zu vergleichen, Widersprüchen und Varianten nachzugehen und Übereinstimmungen zu finden.

Einpassung in Muster

Nach Kaplan (1964; siehe auch Ritsert, 1972) können zwei Aspekte der Triftigkeit unterschieden werden: Die Interpretation ist triftig, wenn alles seinen Platz findet, wobei die Elemente durchaus Komponenten eines in sich widerspruchsvollen Musters sein können: eine Substruktur wird einer Struktur eingefügt. Dieses Einpassen geschieht nicht mechanisch wie bei einem Puzzle. Statt dessen wird die Gesamtstruktur erweitert, vertieft und verändert. Eine Interpretation gilt zweitens als triftig, wenn heuristisch erschlossen, eventuell sogar vorhergesagt werden kann, welche anderen Elemente an diesem oder jenem Platz des Musters zu erwarten sind. Hier wird also betont, dass Strukturelemente als Ergebnis triftiger Interpretationen neu identifiziert und verknüpft werden können.

Psychoanalytische Konstruktionen

Die psychoanalytische Methodik konstruiert einen Zusammenhang zwischen Erlebnissen, Verhaltensweisen, neurotischen Symptomen und tieferliegenden, unbewussten Prozessen. Dabei bilden Traumdeutung, Einfälle des Träumers und freie Assoziationen den “königlichen Weg zum Unbewussten” (siehe Kapitel 7).

Im Unterschied zur geisteswissenschaftlichen Hermeneutik werden (1) unbewusste Prozesse behauptet, (2) ein Praxisbezug in der Neurosenbehandlung hergestellt, und (3) eine empirische Prüfbarkeit der Deutungen angenommen. Eine Deutung ist dann zutreffend, wenn sich beim Patienten eine Wirkung zeigt: ver-

bale Zustimmung (“Aha”-Erlebnis) oder emotionaler “Widerstand” gegen diese Deutung. Ein wichtiges Indiz kann die “Mitsprache des Symptoms” sein. Die Aktualisierung eines Konflikts verursacht eine Verschlimmerung der Symptomatik.

Freud schrieb: “Ist die Konstruktion falsch, so ändert sich nichts beim Patienten, wenn sie aber richtig ist oder eine Annäherung an die Wahrheit bringt, so reagiert er auf sie mit einer unverkennbaren Verschlimmerung seiner Symptome und seines Allgemeinbefindens.” ... “Nur die Fortsetzung der Analyse kann die Entscheidung über Richtigkeit oder Unbrauchbarkeit unserer Konstruktion bringen. Wir geben die einzelnen Konstruktionen für nichts anderes aus als für eine Vermutung, die auf Prüfung, Bestätigung oder Verwerfung wartet. Wir beanspruchen keine Autorität für Sie, fordern vom Patienten keine unmittelbare Zustimmung, diskutieren nicht mit ihm, wenn er ihr zunächst widerspricht. *Im Laufe der Begebenheiten wird alles klar werden.*” (1937, GW XVI, S. 52).

Dieses Prinzip der empirischen Überprüfbarkeit von *Deutehypothesen* macht die methodologische Sonderstellung der psychoanalytischen Interpretation aus (siehe auch Perrez “Ist die Psychoanalyse eine Wissenschaft?”, 1972).

Konvergenz und Konsens der Interpretationsgemeinschaft

Die Dynamik des Interpretationsprozesses ist oft ein besonderes Phänomen. In diesem Prozess kann es gelingen, einander die Entwicklung von den ersten Interpretationsansätzen zu den umfassenden Konstruktionen durchsichtig zu machen und zugleich deren Überzeugungskraft zu bewerten. Als Ergebnis kann vielleicht ein Konsens, also eine weitgehende Übereinstimmung in den wichtigsten Aspekten erreicht werden. Aber wie sind Konvergenz (Zusammenlaufen) und Konsens (Übereinstimmung) festzustellen?

Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz

Eine Interpretation kann eine größere Tiefe erreichen, wenn sie vielfältige Bedeutungen der Wörter (Konnotationen) und Kontexte einbezieht. In heuristischer Weise sind latente Bedeutungen zu erschließen und mit “tiefenpsychologischer” Methodik vielleicht auch verborgene, unbewusste Tendenzen. Je weiter die Kontexte und je tiefer die Bedeutungen gesucht werden, desto eher werden in der Regel die Ergebnisse verschiedener Interpretieren von einander abweichen. Zwischen der *Interpretationstiefe* und der zunehmenden *Interpretationsdivergenz* besteht ein Zusammenhang.

Empirische Bestätigungsmöglichkeiten

Die kritische Diskussion in der Interpretationsgemeinschaft könnte das Evidenzgefühl des Interpretieren in Frage stellen, wenn neue Konstruktionen gefunden werden, die einen größeren Interpretationskonsens erreichen. Diese

Gruppenprozesse bei der Beurteilung und Weiterentwicklung einer psychologischen Interpretation bilden ihrerseits ein interessantes Thema psychologischer Forschung. So könnte die Variationsbreite der psychologischen Übersetzungen und Themen analysiert werden. Ein methodisch wichtiger Schritt wäre es, die Reproduzierbarkeit von Interpretationen zu untersuchen, indem mehrere Interpreten unabhängig voneinander tätig werden. Anschließend kann ein Vergleich vorgenommen und eine Synthese versucht werden.

Die Konvergenz und der Konsens von Interpretationen können auf der Ebene des Textautors oder in der Interpretationsgemeinschaft erkundet werden. Falls es darüber hinaus einen Empfänger (Auftraggeber) und eine Praxis gibt, wird sich in der Rückmeldung herausstellen, wie überzeugend die psychologische Interpretation gelungen ist.

Die Überzeugungskraft der Interpretation kann schließlich an zusätzlichen psychologischen Daten geprüft werden. Dies als empirische Validierung zu bezeichnen, könnte missverständlich sein. Die Interpretationen eines Traums oder einer Biographie lassen sich nicht ohne weiteres wie die Ergebnisse eines Leistungstests oder Fragebogens auf ihre Übereinstimmungs- oder Vorhersagegültigkeit prüfen. Die Gültigkeit solcher Validitätskriterien wäre in diesem Zusammenhang zu fragwürdig. Zweifellos kann aber, vor allem wenn das Material in einem professionellen Kontext bzw. Auftrag gewonnen wurde, nach der Übereinstimmung mit anderen psychologischen Daten gefragt werden. Welche diagnostischen und prognostischen Schlussfolgerungen werden durch die psychologische Interpretation ermöglicht bzw. unterstützt, und welchen praktischen Entscheidungsnutzen gibt es?

Im Vergleich zu konventionellen literarischen Textinterpretationen können psychologische Interpretationen methodisch vielseitiger, kriterienbezogen und anspruchsvoller sein.

Sinnverständnis (hermeneutische Evidenz)
Folgerichtigkeit und Triftigkeit
Subjektive Evidenz
Überzeugungskraft für andere
Interpretationsgemeinschaft
Einpassung in Muster
Psychoanalytische Konstruktionen
Konvergenz und Konsens der Interpretationsgemeinschaft
Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz
Empirische Bestätigungsmöglichkeiten

3.6 Ausblick

Aus der Kulturgeschichte sind umfangreiche, über Jahrhunderte und Jahrtausende ausgestaltete Traditionen bekannt, in denen verborgene Zusammenhänge zwischen Zeichensystemen und dem menschlichem Schicksal oder Weltereignissen konstruiert wurden: die Orakelkunst, die Kabbala, die Numerologie, die Astrologie und die prophetischen Texte. Als in sich geschlossenes System widersteht solche Esoterik (griech. Geheimlehre) der Aufklärung wegen ihrer internen Evidenz. Sie immunisiert sich gegen rationale Kritik durch einfallsreiche Verfahren, Abweichungen in das Gegenteil umzudeuten. Diese Esoterik hat auch heute noch eine große Anziehungskraft für viele Menschen.

Der Sprachwissenschaftler Umberto Eco hat durch seine Schriften und Romane (vor allem in "Das Foucaultsche Pendel", 1988) in diese Welt der verborgenen Bedeutungen und der phantastischen Entdeckungen eingeführt. Dieser Roman ist als eine Illustration der Hermeneutik mit den Mitteln des Schriftstellers, als ein Lehrbuch der Auslegungskunst zu verstehen. Ein kleinerer amüsanter Beitrag stammt von Kittsteiner (2002), der sich mit den möglichen Bedeutungen der Satzzeichen Komma und Punkt in der Fassadeninschrift (Sans, Souci.) des königlichen Schlosses in Potsdam beschäftigt.

Aus evolutionsbiologischer und psychologischer Sicht kann dieses nachhaltige Interesse an umfassenden, erklärenden und sinngebenden Systemen, als eine allgemeine Disposition des Menschen interpretiert werden. In diesen produktiven Leistungen kann eine vielleicht entlastende Funktion angesichts der existentiellen Unsicherheiten vermutet werden, wie es auf andere Weise religiöse und politische Überzeugungssysteme gewähren. Diese Disposition kann extreme und psychopathologische Formen annehmen, z. B. in der Ausgestaltung des "sensitiven Beziehungswahns", welcher auch in Nebensächlichkeiten und Zufälligkeiten wichtige Botschaften und persönliche Betroffenheit erlebt.

Die psychologische Interpretation im Stil der Hermeneutik muss nicht auf frei und ungezügelt fließende Einfälle und spekulative Deutungen, ohne Reflektion und intersubjektive Kontrolle, hinauslaufen. Die vielen Freiheitsgrade der "Auslegungskunst" verlangen aber als methodisches Korrektiv unbedingt das Ausschöpfen aller verfügbaren Strategien und Bestätigungsmöglichkeiten.

Es mangelt noch an gründlichen Analysen und an *empirischen* Untersuchungen über zentrale Aspekte, u. a. über einzelne Strategien, über den Prozess der Interpretation, über das Dilemma von Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz und über die möglichen Konvergenzen in der Interpretationsgemeinschaft. Deswegen sind gegenwärtig zwar wichtige Beiträge zur Methodik möglich, aber es kann noch keine zusammenfassende allgemeine Interpretationslehre geschrieben werden.

4 Autobiographische Versuche

4.1 Übersicht

Eine Biographie ist die Lebens(lauf)-Beschreibung eines Menschen (griech. bios Leben, graphie schreiben). Sie hat den umfassenden Anspruch, die Herkunft, den Lebensraum und den Lebensweg, das Werden der Persönlichkeit, das typische Verhalten und seine innere Begründung, die Lebensbewältigung in Krisen und die Selbstverwirklichung darzustellen. Diese Entwicklung und viele andere Aspekte sind in ihrer Individualität, also Merkmalsvielfalt, Unverwechselbarkeit und Einheit, psychologisch zu erfassen, zu dokumentieren und zu verstehen.

Biographik ist die Methode, eine Biographie zu erheben und darzustellen. Sie bildet den Hauptteil dieses Buches zur Einführung in die psychologische Interpretationslehre. Zur Vorbereitung der im nächsten Kapitel folgenden Aufgabe, die Biographie einer anderen Person zu schreiben, sind *autobiographische Versuche* sinnvoll. In mehreren Schritten können Teile der eigenen Biographie aufgebaut werden:

- Das Aufschreiben der *frühesten Kindheitserinnerung* wirft die Frage nach deren psychologischer Bedeutung auf. Zugleich stellen sich Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen des autobiographischen Gedächtnisses und nach der Rolle von Erinnerungstäuschungen.
- Bei der Erinnerung an *frühe Eigenschaftszuschreibungen* ("Du bist ...") durch die Mutter, den Vater u. a. Personen können sich Überlegungen anschließen, wie sich das Selbstkonzept unter dem Einfluss der Erziehung entwickelt hat.
- Wenn ein *typischer Tageslauf* protokolliert wird, lenkt dies den Blick auf die unvermeidlichen Auswahlprozesse sowie deren Gründe und Konsequenzen.
- Die *autobiographische Skizze* kann von diesen Erinnerungen und methodischen Erfahrungen ausgehen und ist eine geeignete Vorbereitung für die Biographik.

Nach den folgenden, nur skizzierten Beispielen gibt es Kommentare zur Methodik und Hinweise auf ausgewählte empirische Untersuchungen und theoretische Fragen. Neben den fachlichen Aspekten kommt es jedoch vor allem auf die eigene Erfahrung an. Diese autobiographischen Versuche können durch Diskussion im Plenum vertieft werden. Auf andere Weise ist dies durch die Lektüre von psychologisch interessanten Autobiographien möglich. Einige Anregungen stehen am Ende dieses Kapitels.

Praktische Aspekte der Biographien und ihrer Auswertung werden im Kapitel 5 besprochen. Dazu gehören auch die Vertraulichkeit und der Datenschutz. Entsprechend gilt auch für die Hausaufgaben der Seminarteilnehmer der Schutz der Vertraulichkeit. Deshalb werden diese Texte grundsätzlich nicht abgegeben. Für viele Teilnehmer wäre dies wahrscheinlich kein Problem. Doch sollte einleitend betont werden, dass die gemeinsame psychologische Interpretation in ihrem Verlauf zu Themen und Deutungen gelangen könnte, die nicht voraussehbar sind und vielleicht irritieren.

4.2 Die erste Erinnerung

Die Anleitung für diese erste Aufgabe lautet:

Wenn Sie sich an Ihre frühe Kindheit zurückerinnern, dann werden Ihnen, vielleicht erst nach einiger Zeit der Konzentration, einige Erlebnisse einfallen. Versuchen Sie bitte von den Erinnerungen abzusehen, die wahrscheinlich nur an Fotos aus jener Zeit (Familienalbum) hängen oder auf Erzählungen der Eltern beruhen.

Welches war Ihr frühestes Erlebnis? Wenn diese Festlegung zu schwierig ist, können Sie auch mehrere beschreiben.

Die Anleitung steht am Anfang eines Blattes (DIN A 4), so dass die Erwartung deutlich wird, einen nicht zu kurzen Text zu erhalten. Ausgewählte Texte werden im Plenum interpretiert. Oft sind diese spontanen Beiträge bereits von Selbstinterpretationen begleitet.

Ein Beispiel:

Ich erinnere mich an eine Szene auf der Terrasse unseres Hauses. Eine Wespe ist in einer großen Flasche gefangen und brummt sehr aufgeregt darin. Vielleicht wurde sie absichtlich durch Nahrung angelockt. Meine Eltern scheinen zu überlegen, was nun geschehen soll.

Ich weiß nicht genau, wann das war, aber es muss im Alter von etwa drei oder vier Jahren gewesen sein, da wir später von dort weggezogen. – Ein Foto existiert natürlich nicht davon.

Die Selbstinterpretation kann hier durch die Anregung zur freien Assoziation gefördert werden.

Assoziationen

Was fällt Ihnen zu dieser Erinnerung noch ein?

Was könnte das psychologisch bedeuten?

Fällt Ihnen noch etwas ein, zu Ihren Eltern und zu den Lebensumständen jener Zeit?

Wie ist die emotionale Lage (angenehm, unangenehm, neutral oder zwiespältig-ambivalent)?

Gibt es unter den frühen Erinnerungen ähnliche Themen und wiederkehrende Erlebnisse dieser Art?

Einfälle

Das Brummen und wütende Lärmen der Wespe, das in der Flasche sehr laut war, hat mich, wie es Kindern wohl typisch ist, fasziniert. Es war aber nicht nur Angst, sondern Mitleid wegen der Gefangenschaft. Ich glaube, der Wunsch nach Freiheit überwog meine Angst. Vielleicht habe ich mich als Kind unter der Autorität meiner Eltern eingesperrt gefühlt und mehr Freiheit und Unabhängigkeiten gewünscht.

Sonst fällt mir noch ein, dass die politischen Verhältnisse zu jener Zeit sehr besorgniserregend waren – aber das führt jetzt in eine andere Richtung. Wenn ich weiter überlege, so war es mir in meinem Leben bis heute immer wichtig, frei und unabhängig zu sein. Ob das in dieser Erinnerung steckt?

Kommentar zur Methodik

Hier sprechen die Erinnerung und die Einfälle für sich. Es kann sein, dass diese Erinnerung schon früher einmal, vielleicht bei einem Rückblick auf jene Zeit, aktualisiert und selbst interpretiert wurde. In andern Fällen sind solche Selbstinterpretationen weniger glatt. Es ist dann deutlich zu hören, dass es sich um spontane Einfälle und Evidenzen handelt. Der naheliegende Einwand lautet: Das ist doch ein alltäglicher Zwischenfall, der in ähnlicher Weise häufig vorkommen wird; kann das überhaupt eine besondere psychologische Bedeutung haben? Doch die Gegenfrage lautet wie bei der Traumdeutung, weshalb dieser Zwischenfall so lebendig erinnert wird.

In der Anleitung wird nicht darauf beharrt, dass es sich um die erste Erinnerung handeln muss. So leicht einige Menschen eine Antwort finden, so schwer fällt es anderen, durch mühsame Suche im Dunkel der Erinnerungen, oft erst nach längerem Überlegen und mit deutlicher Unsicherheit, ihre "früheste" Erinnerung hervorzubringen. Die Datierung ist bei den häufig alltäglichen und eher banalen Szenen oder bei Stimmungsbildern ohne weitere Indizien unmöglich. Genauere Zeitangaben kommen dagegen vor, wenn es sich um Unfälle, schwere Krankheiten oder besondere Familienereignisse handelt. Verschiedene Autoren stim-

men darin überein, dass die Mehrzahl der frühesten Erinnerungen aus dem Alter zwischen drei und vier Jahren stammt. Die Erinnerungen sind in der Regel bildhaft, andere Sinnesmodalitäten sind selten (siehe Westman, Westman & Orellana, 1996). Die frühen Erinnerungen haben oft nur ein Thema, selten werden längere Episoden mit mehreren Szenen berichtet. An die spontanen Einfälle können sich, wenn eine psychologische Interpretation aufgebaut werden soll, vertiefende Fragen anschließen, z. B. nach der emotionalen Färbung oder nach Wiederholungen des Themas.

In der Aufgabe ist eine ausdrückliche Distanzierung von Erinnerungen, die sich auf Kinderfotos stützen, enthalten. Durch das häufige Betrachten (viele Kinder interessieren sich später sehr für solche Fotoalben) sind diese Bilder mit vielen sekundären Erinnerungen, Erzählungen von Eltern und Geschwistern verbunden und akzentuiert. Die Erinnerungen können verändert und bearbeitet sein. Trotzdem kann natürlich überlegt werden, weshalb gerade dieses Foto bzw. dieses Thema in der Erinnerung aufsteigt. Die Suche nach der ersten Erinnerung ohne externe Hilfe durch ein Foto ist aber psychologisch interessanter, der Inhalt authentischer.

Viele andere Einflüsse sind denkbar, welche Pseudoerinnerungen bedingen können, u. a. auch familiäre Gespräche über die Lebensverhältnisse jener Zeit oder konventionelle psychologische Konzepte hinsichtlich der kindlichen Entwicklung. Außerdem werden sich die Massenmedien mit ihren Themen und bestimmten psychologischen Schemata auswirken. Auch die Lektüre von Sachbüchern oder von Aufsätzen zu psychologischen Fragen kann einen Einfluss haben (z. B. die auf eine Umfrage gestützte Reportage des Wissenschaftsjournalisten Zimmer: "Die erste Erinnerung. Wann beginnt für den Menschen die Vergangenheit?", 1988).

Theoretischer Kommentar

Das prozedurale Gedächtnis entwickelt sich mit dem sensomotorischen Lernen und das semantische Gedächtnis beginnt mit der Sprachentwicklung. Dagegen scheint sich das episodische Gedächtnis erst Jahre später so zu entwickeln, dass frühe Erinnerungen sprachlich verfügbar sind. Das Suchen nach der frühesten Erinnerung ist ebenfalls ein selektiver und inferentieller Prozess. Damit stellt sich die allgemeinere Frage nach der Zuverlässigkeit und nach möglichen Verzerrungen im autobiographischen Gedächtnis.

Freud hatte den Eindruck, dass viele seiner Patienten in ihren frühesten Erinnerungen nur alltägliche und relativ affektarme Szenen schilderten. Dies führte ihn zu der Behauptung, dass der manifeste Inhalt unwesentlich ist, weil er den eigentlichen Inhalt durch ein örtlich und zeitlich benachbartes Ereignis ersetzt hat. Diese Erinnerungen sind nur deshalb so nachhaltig, weil sie in verschlüsselter Form verpönte Wünsche und sexuelle oder destruktive Phantasien verber-

gen. Dass "jede solche unterdrückte Phantasie die Tendenz hat, in eine Kindheitsszene auszuweichen" (1899, GW I, S. 548). "Ich würde eine solche Erinnerung, deren Wert darin besteht, dass sie im Gedächtnis Eindrücke und Gedanken späterer Zeit vertritt, deren Inhalt mit dem eigenen durch symbolische und ähnliche Beziehungen verknüpft ist, eine Deckerinnerung heißen." (S. 546)

Freud räumt zwar ein, dass sich die Kindheitserinnerungen auf reale Vorkommnisse stützen können, aber es sind nicht mehr die ursprünglichen Erinnerungsspuren, sondern spätere Bearbeitungen. Die postulierte "infantile Amnesie", d. h. die kindliche Erinnerungslosigkeit, verlangt eine Entschlüsselung der Deckerinnerung, einerseits retrospektiv auf die Kindheit, andererseits auf die folgenden Lebensabschnitte bezogen, um den bestimmenden, anhaltenden Einfluss dieser unbewussten Dynamik auf die Entwicklung der Persönlichkeit und ihrer neurotischen Störung zu erklären.

Die früheste Erinnerung eines Menschen hatte auch für Alfred Adler eine herausragende Bedeutung. Er unterstellt, dass in der ersten Erinnerung der grundlegende Lebensstil eines Menschen hervortritt. Dieser Lebensstil sei dann durch die gesamte weitere Entwicklung zu verfolgen. Dies erkläre sich aus der Tendenz des Individuums, aus den zahllosen Eindrücken und Erinnerungen, jene auszuwählen, welche individualpsychologisch von größtem Gewicht ist (Adler, 1924, 1928). Nicht der latente, sondern der manifeste Inhalt kennzeichnet die fundamentale Einstellung zum Leben in einer Art Kurzformel. Es ist keine Deckerinnerung, sondern ein rückblickender Einfall, in welchem sich der künftige Lebensstil abzeichnet.

Auf andere theoretische Auffassungen über die Entstehung und Interpretation der frühesten Erinnerung kann hier nur verwiesen werden (siehe auch Bruhn & Last, 1982; Stiernerling, 1974). Die frühe Erinnerung könnte die Folge eines psychischen Traumas sein oder sie repräsentiert häufig wiederkehrende Erlebnisse. Es gibt Untersuchungen über die Veränderung der ersten Erinnerung während der Psychotherapie und über die Veränderung solcher Erinnerungen unter dem Einfluss von halluzinogenen Pharmaka.

In psychodiagnostischen Ansätzen wurde versucht, die thematische Auswertung der Erinnerungen zu standardisieren und die Befunde, ähnlich wie bei einem projektiven Testverfahren, zu interpretieren. Die früheste Kindheitserinnerung könnte als ein individuelles Schema begriffen werden. Dieses Schema des episodischen Gedächtnisses hat in der Entwicklung des Wissens über sich selbst eine besondere, organisierende Funktion: als erinnertes Anfang und als rekonstruiertes Produkt der Selbstkonzept-Entwicklung.

Eine der größten empirischen Untersuchungen über früheste Kindheitsuntersuchungen stammt von Stiernerling (1974). Er wertete das Material von 500 Patienten aus, um den Nutzen dieser Erinnerungen für die Neurosendiagnostik zu prüfen. Seine Kodierungen folgten vier Kategorien (Personen, Emotionen,

Antriebe/Impulse und zentrale Thematik) und führten zu Häufigkeitsverteilungen, welche in Einzelmerkmalen Unterschiede zwischen verschiedenen Diagnosegruppen andeuten. Eine ähnliche Untersuchung stammt von Parekh (1987a).

Die thematische Analyse von Früherinnerungen wurde auch von Thomae (1968) als Teil der biographischen Persönlichkeitsforschung unternommen. Die Analyse eines umfangreichen Materials richtete sich nach zehn Kategorien, z. B. das Umwelterleben (freundlich, ablehnend), die soziale Getragenheit, die soziale Billigung und die Erweiterung des kindlichen Gesichtskreises (Erfahrungen, Erstaunen, Neugier, Erschrecken, Missverständnis). In einigen Merkmalen gab es tendenziell Unterschiede zwischen Männern und Frauen.

Als Hinweis auf eine weiterreichende psychologische Bedeutung der frühesten Erinnerungen kann die Untersuchung von Davidow und Bruhn (1990) angesehen werden. Aufgrund einer differenzierten Inhaltsanalyse konnten straffällige von soziodemographisch parallelisierten nicht-straffälligen Personen unterschieden werden.

Zusammenfassung

Auch wenn die früheste Erinnerung nicht genau zu datieren ist, hat sie eine Sonderstellung im autobiographischen Material. In dieser Erinnerung wird ein individualcharakteristisches Erlebnis wie in einem Fokus beleuchtet. Das Thema dieser Erinnerung, das durch zusätzliche Einfälle noch deutlicher werden kann, weist vielleicht auf ein zentrales Schema der Selbstkonzeptentwicklung hin. Dennoch wäre es sehr spekulativ, solche Erinnerungen in jedem Fall als Deck-erinnerung, als eine frühe Kurzformel des typischen Lebensstils (aufgrund ähnlich wiederkehrender Erlebnisse) oder als traumatische Erlebnisweise zu deuten. Solche Interpretationen müssten sich gegebenenfalls auf überzeugende zusätzliche Belege stützen können.

4.3 Erinnernte frühe Eigenschaftsattribuierungen

In der zweiten einführenden Aufgabe wird nach Erinnerungen an die frühe Zuschreibung von Eigenschaften, vor allem durch die Eltern, aber auch durch andere Bezugspersonen, gefragt. Eltern begleiten das Verhalten ihrer Kinder mit Kommentaren, mit Kritik oder Lob, die noch lange erinnert werden, weil sie verletzen oder bestärken und dadurch das Selbstgefühl nachhaltig beeinflussen. Auch andere Verwandte und Lehrer geben solche *Eigenschaftsattribuierungen*. Es kann sich um die Zuschreibung von bestimmten Temperamenteigenschaften (Aktivität-Passivität, Emotionalität, Geselligkeit-Schüchternheit u. a.) oder von bestimmten Begabungen, Fähigkeiten und Interessen sowie Spiel- und Arbeitsverhalten handeln.

Es gibt hier die alterstypisch zu erwartenden Erziehungsprobleme oder Entwicklungsfortschritte, welche viele Anlässe für solche Eigenschaftszuweisungen bieten: gutes oder schlechtes häusliches Benehmen, Schularbeiten, Fernsehen, Aufräumen, Kleidung, Körperpflege usw. Darüber hinaus sind hier die Erinnerungen an individuelle, d. h. von anderen Kindern bzw. vom Üblichen abhebende Bewertungen zu nennen: ungewöhnliche Reaktionen, ausgeprägte Trotzreaktionen, Fehlverhalten oder positives Verhalten, oder wiederkehrende Episoden. Solche Geschehnisse veranlassen die Eltern oft zu Aussagen über den "Charakter" des Kindes. Dies erstreckt sich auch auf das Verhalten in Kindergruppen, Kindergarten und Schule (einschließlich Schularbeiten und Schulnoten).

Wenn ich an meine Kindheit und frühe Schulzeit denke –
Meine Mutter hat oft zu mir gesagt (oder durch ihr Verhalten) ausgedrückt:
Du bist .../ Sei nicht so ...
Mein Vater hat oft zu mir gesagt (oder durch sein Verhalten ausgedrückt):
Du bist .../ Sei nicht so ...
Meine erste Lehrerin (Erzieherin) hat oft zu mir gesagt (oder durch ihr Verhalten ausgedrückt):
Du bist .../ Sei nicht so ...
Die anderen Kinder (Schüler) haben oft zu mir gesagt (oder durch ihr Verhalten ausgedrückt):
Du bist .../ Sei nicht so ...

Diese Erinnerungen können ausgeweitet werden, indem nach der Meinung der Geschwister und anderer Verwandten, z. B. der Großmütter, gefragt wird, sowie nach Beurteilungen durch die ersten Klassenlehrer. Diese Fragen leiten schon in eine autobiographische Skizze über, wenn allgemeinere, prägende Einstellungen und Entwicklungslinien erkundet werden.

Rückblickend erkenne ich, dass in meiner Kindheit/Erziehung durch meine Eltern bestimmte Prinzipien wesentlich waren: Erziehungsmaßstäbe und Vorstellungen, was man tut und nicht tut, bestimmte Werte und Ideale, Vorbilder und Leitfiguren.
So erinnere ich: ...

Kurzes Beispiel

Meine Mutter hat häufig zweierlei gesagt: "Du bist wieder bockig", und "Du bist jetzt wieder schlechter Laune". Ich fand das oft ungerecht, weil ich etwas tun sollte, was mir zuwider war, und deswegen kam die schlechte Laune. Außerdem

meinte sie, ich sei zu verschwenderisch mit meinem Taschengeld. Gute Schulnoten waren für sie selbstverständlich, so dass ich nicht besonders gelobt wurde. Hilfe brauchte ich nur bei Hausaufsätzen, und beide Eltern meinten dann: "Du hast keine Phantasie, denk Dir einfach was aus!" Von meinem Vater erinnere ich kaum Aussagen. Er war in der Familie dominierend, aber oft beruflich auf Reisen. Ich habe immer noch den Eindruck, dass er mich als ungeschickt, unpraktisch und etwas fremd ansah.

Meine Schwester sagte gelegentlich, ich sei eingebildet, aber aus welchem Anlass, weiß ich nicht mehr. Von Freunden erinnere ich überhaupt keine Eigenschaftszuschreibungen dieser Art. Auch aus der Schule erinnere ich das kaum. Außer einigen peinlichen Erlebnissen sind es höchstens die Noten in Singen und Turnen mit der Beurteilung, ich sei nicht nur unsportlich, sondern auch nicht einmal bereit mich anzustrengen. Aber ich hatte nun wirklich keine Begabung dafür.

Kommentar zur Methodik

Erinnerungen an eindringliche Aussagen der Mutter werden natürlich sehr viel leichter fallen als etwa die Erinnerung an Eigenschaftsattribuierungen von Geschwistern oder Klassenlehrern. Die Erinnerungen an den Erziehungsstil der Eltern sind häufig eher durch Episoden und gut erinnerliche Details zu beschreiben als in abstrakter, prinzipieller Weise. Deshalb können dann psychologische Übersetzungen angebracht sein.

Die Erinnerungen an solche Eigenschaftszuschreibungen sind rückblickend oft in einem zustimmenden Ton "so war es wohl" gehalten. Daneben wird es Erinnerungen an unpassende oder sogar ungerechte, sich später als unzutreffend herausstellende Beurteilungen geben. Im Kontext einer Biographie können diese u. U. aufschlussreichen Unterschiede zwischen dem sich entwickelnden Selbstbild und der Sicht der Eltern vertieft werden.

Theoretischer Kommentar

Zweifellos wird die Persönlichkeitsentwicklung durch den elterlichen Erziehungsstil und im einzelnen auch durch die erfahrenen Zuschreibungen von Eigenschaften beeinflusst. Die Eltern haben schon wegen der Dauer und Intensität ihrer Einflüsse besondere Möglichkeiten, das kindliche Verhalten und die Entwicklung des Selbstkonzepts zu formen. Es geht nicht nur um das Selbstwertgefühl, sondern auch um die speziellen Selbstkonzepte hinsichtlich körperlicher Attraktivität, Sportlichkeit, Intelligenz, Emotionalität usw.

Welches Bild andere Personen, insbesondere die engsten Bezugspersonen haben und in ihren Urteilen und in ihrer sozialen Interaktion ausdrücken, wird die Persönlichkeitsentwicklung mitbestimmen. Diese nachhaltige Wirkung kann durch Lernen und durch Identifikation mit diesen Beurteilungen zustande kom-

men oder sich gerade durch die Ablehnung solcher Charakterisierungen und durch kontrastierende Entwicklung entfalten. Diese Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung sind in den psychologischen Theorien über Personwahrnehmung, Attributionsprozesse, Selbstkonzepte und Selbsttheorien breit ausgeführt (siehe Asendorpf, 1999; Amelang & Bartussek, 1997; Forgas, 1999; Mummeley, 1995).

Umfangreiche empirische Untersuchungen über erinnerte frühe Eigenschaftsattribuierungen wurden von Süllwold und seinem Arbeitskreis berichtet (Süllwold, 1979; Siegfried, 1981). Von Hunderten von Personen konnten mit verschiedenen Verfahren Erinnerungen an Eigenschaftsattribuierungen erhoben werden. Erinnerungen an positive Zuschreibungen sind häufiger als an negative Zuschreibungen. Die Mutter ist die häufigste Instanz, und es geht vor allem um Intelligenz, Ordnungsliebe und Fleiß. Speziell bei den positiven Zuschreibungen gibt es hohe Übereinstimmung zwischen dieser erinnerten Zuschreibung und der Selbstbeurteilung. Zwischen emotional labilen und emotional stabilen Personen gibt es einen interessanten Unterschied: emotional labile Personen erinnern sich in höherem Maße an Zuschreibungen, die mit der Selbstbeurteilung übereinstimmen. In Siegfrieds (1981) Untersuchung an 200 Studierenden erinnerten die emotional stabilen Introvertierten die geringste Anzahl früher Eigenschaftszuschreibungen.

Zusammenfassung

Eigenschaftsattribuierungen durch Bezugspersonen sind wichtige Bedingungen in der Entwicklung des Selbstkonzepts in der Kindheit und Jugend. Was davon in positiven und negativen Aspekten erinnert wird – sei es mit dem Selbstbild übereinstimmend oder sei es ablehnend – stammt in jedem Fall aus einem längeren Prozess der Formung und Identitätsfindung. Diese Erinnerungen eignen sich gerade wegen ihrer hochselektiven und schlussfolgernden Art vorzüglich, den Zugang zu einer Biographie zu gewinnen.

4.4 Tageslauf-Protokoll

Das Tageslauf-Protokoll führt in die Gegenwart. Es hält einen winzigen Ausschnitt dessen fest, was bald biographische Vergangenheit sein wird. Der Tageslauf hat eine äußere und eine innere Sicht. Beide verlangen die Unterscheidung von Ebenen.

Auf der ersten Ebene wird das äußere Setting (Umgebung) mit den aktuellen Tätigkeiten und eventuell wichtigen Ereignissen protokolliert. Auf der zweiten Ebene sollen das subjektive Befinden und die Absichten der eigenen Handlungen beschrieben werden. Drittens wird, zumindest ansatzweise, auch eine psycholo-

gische Interpretation der wichtigsten psychologischen Episoden und Motive dieses Tageslaufs versucht.

Diese Aufgabe lenkt den Blick auf die verschiedenen, im Selbstbericht untrennbaren (konfundierten) Ebenen des Verhaltens, des Erlebens und der Reflektion. Hier werden die unvermeidlichen Auswahlprozesse deutlich, sie führen zu Fragen nach ihren selektiven und inferentiellen Funktionen sowie deren Gründen und Konsequenzen.

Auf der ersten Ebene wird also die allgemeine Lebensumwelt – hier auf den unmittelbaren alltäglichen Kontext beschränkt – aufgezeichnet. Dieses “Setting” oder “Behavior Setting” (engl. Anordnung) ist in verschiedener Hinsicht weitgehend objektiv zu beschreiben: durch Zeit und Ort, durch anwesende Personen und durch die objektiven Ereignisse und Bedingungen, unter denen die Tätigkeiten stattfinden.

Zur zweiten Ebene gehört die subjektive Bewertung des Setting als *individuell erlebte Situation* (lat. situs, Lage). Ein Setting hat für uns in der Regel einen mehr oder minder deutlichen *Aufforderungscharakter*, welche Tätigkeiten hier passend oder nicht passend sind. Der wahrgenommene Aufforderungscharakter ergibt sich in der Wechselbeziehung von individuellen Personenmerkmalen und objektiven Settingmerkmalen und bedingt die Tätigkeiten. Zu dieser Ebene gehört vor allem die möglichst spontane Beschreibung der Befindlichkeit, der allgemeinen Stimmung und der emotionalen Reaktionen.

Eine dritte Ebene ist die *psychologische Reflektion*, d. h. das bewusste Nachdenken, über das Tagesgeschehen. Welches sind die psychologisch wichtigen Episoden? Gibt es hier Zusammenhänge oder Auffälligkeiten? Welches sind die Motive des aktuellen Verhaltens, die Absichten der Handlungen und die Anlässe emotionaler Reaktionen? Diese Bewertungen hängen zwar mit den Aussagen über die subjektiven Zustände (zweite Ebene) eng zusammen, verlangen aber mehr psychologische Überlegungen. Bei diesem Versuch einer Analyse der inneren und äußeren Bedingungen werden sich auch rückblickende und vorausblickende Perspektiven ergeben. Das Tageslauf-Protokoll kann hier nicht die Absicht haben, eine Zusammenschau aller Tagesereignisse zu leisten oder zu einer differenzierten Selbstinterpretation anzuregen.

Der erste Zweck der Übung ist es, einen Versuch zur Unterscheidung der drei Ebenen (objektive Umgebung/Setting/Tätigkeit, Introspektion, Reflektion) zu unternehmen. Das zweite Ziel ist die eigene Erfahrungsbildung über die notwendigen Auswahlprozesse für ein solches Tageslauf-Protokoll.

Das Protokollblatt hat mehrere Spalten, um an die Unterscheidung der Ebenen zu erinnern (siehe Muster). Dieses Protokoll ist – wenn irgend möglich – tagsüber, ungefähr in stündlichen Abständen, wenigstens durch kurze Einträge zu führen. Falls dies nicht gelingt, werden u. U. in der Zwischenzeit eingetretene wichtige Veränderungen nicht erfasst. Ein erst am Abend ausgefüllter

Tageslauf-Protokoll (Datum

Uhrzeit	Lokalität Setting	Tätigkeiten Ereignisse	Stimmung Befinden Bewertung	Motive Absichten des Verhaltens	Wichtige Episoden Psychologische Zusammenhänge Interpretationen?

Tagesrückblick ist nicht geeignet, da sich sekundäre Prozesse der Auswahl und Akzentuierung noch stärker auswirken werden.

Kommentar zur Methode

Wenn ein Tageslauf auf diese Weise protokolliert ist, stellt sich oft die Frage, inwieweit dies den spontanen Ablauf des Erlebens verändert und vielleicht auch den Tageslauf beeinflusst hat. Das Tagebuch verlangt *Reflektion* und erhöht insgesamt die *Selbstaufmerksamkeit* (induzierte Reflexivität). In der Methodenlehre der Psychologie wird von "methodenbedingter Reaktivität" gesprochen, wenn die Anwendung einer Methode auf das Phänomen zurückwirkt. Psychologische Untersuchungsmethoden, auch ein Interview und ein Test, können die Zustände, die erfasst werden sollen, verändern. Diese Unschärfe-Relation gilt analog zu der von Heisenberg für die Quantenphysik formulierten Unschärferelation auch in vielen anderen Bereichen der Erfahrungswissenschaften.

Beim Aufschreiben des Tageslaufs ergibt sich eine zweite wesentliche Erfahrung: Eine vollständige Protokollierung ist unmöglich. Auch mit Videoaufzeichnung (wie im Internet mit laufender web-Kamera) könnte bestenfalls die Ebene von Settings und Tätigkeiten dokumentiert werden. Es muss also eine überlegte Auswahl getroffen werden. Offensichtlich eignen sich hier Methoden zur Erhebung von Zeitstichproben oder Ereignisstichproben nicht ohne weiteres. Für andere Zwecke, z. B. die Protokollierung von Arbeitsprozessen, könnte diese Technik zwar genügen. Aber welche Stichproben sollten aus welcher Grundgesamtheit des Tages gezogen werden, um diesen individuellen Tageslauf psychologisch angemessen zu erfassen? Welches zeitliche Raster bzw. welche zeitliche Auflösung (Minuten, halbe Stunden, Stunden, mehrere Stunden) ist angemessen?

Solche Fragen stellen sich auch in anderen Bereichen, z. B. wenn bei einem Patienten der Blutdruck durch regelmäßige Messungen überwacht werden soll. In welchen Intervallen soll das Gerät bei diesem "ambulanten Monitoring" automatisch messen, um kurzfristige Blutdruckanstiege noch zu erfassen, ohne durch zu häufige Messung lästig zu werden? Eine Antwort auf diese praktisch wichtige Frage würde voraussetzen, dass wir wissen, wie lange solche starken Blutdruckerhöhungen dauern (u. U. sind es nur Minuten), wie oft und wann sie typischer Weise auftreten. Ein Kompromiss könnte sein, dass im Abstand von 15 (30) Minuten automatisch gemessen wird, es dem Patienten jedoch außerdem möglich ist, eine Messung selber auszulösen, wenn er eine bestimmte Situation für stark blutdruckerhöhend hält (kombinierte Zeit- und Ereignis-Stichprobe).

Auch für das psychologische Tageslauf-Protokoll muss ein Kompromiss gefunden werden. Dies ist hier schwieriger, weil es oft keine zur Orientierung dienende, spezielle Fragestellung der Datenerhebung geben wird. Wegen der Individualität der Tagesläufe wäre es müßig, Vermutungen über die typische

Dauer oder Anzahl von psychologisch wichtigen Episoden anzustellen. Wie soll aber die Auswahl sonst getroffen werden?

Wenn von einem Bewusstseinsstrom gesprochen wird (James, 1890), dann gibt es auch einen Verhaltensstrom (und natürlich den Strom physiologischer Funktionen). Es übersteigt unser Vorstellungsvermögen, eine vollständige Dokumentation dieser in sich zusammengehörigen Teil-Prozesse wie in einer riesigen Partitur mit allen einzelnen Noten festhalten zu können. Das Tageslauf-Protokoll soll die unerlässliche, extreme Selektion und die zugrundeliegenden Vorentscheidungen deutlich machen. Was ist psychologisch wichtig? Stellen diese Auswahlentscheidungen nicht bereits psychologische Konstruktionen und *Selbstinterpretationen* dar? Welche Selbstkonzepte, welche impliziten (naiven, populären) Sichtweisen und welche fachwissenschaftlichen Konzepte könnten hier zur Begründung dienen?

Thomae (1968) hat sich ausführlich mit den Einheiten des Tageslaufs beschäftigt. Solche abgrenzbaren Einheiten des Erlebens und Handelns werden auch als *Episoden* bezeichnet (siehe Abschnitt 11.2). Diese wurden von Thomae nach inhaltlichen und formalen Qualitäten zu größeren Themen zusammengefasst. In ähnlicher Weise wurden später die Kategorien zur Beschreibung einer ganzen Biographie abgeleitet (siehe Abschnitt 11.2).

Heute haben die meisten Studierenden kaum noch Erfahrungen, ein Tagebuch zu führen, wie es früher nicht unüblich war. Deshalb ist eine schriftliche Darstellung solcher Selbstreflexionen ungewohnt. Im Plenum könnte aufgegriffen werden, wer zeitweilig doch ein Tagebuch geschrieben hat. In welchem Alter geschieht dies typisch und mit welchen Inhalten? Weshalb wurde es wieder aufgegeben?

Statt eines schriftlichen Tagebuchs könnte auch ein modernes digitales Diktiersystem oder ein hand-held PC als "elektronisches Tagebuch" verwendet werden. Solche computer-unterstützten Methoden eignen sich für kurze Selbstberichte (Selbstprotokollierungen), zu denen nach einem vorher festgelegten zeitlichen Schema durch ein akustisches Signal des kleinen hand-held PC aufgefordert wird. Die Abbildung 2 zeigt ein typisches Protokoll, wie es mit der MONITOR Software für die PSION Serie 3 entwickelt wurde (siehe Fahrenberg, Leonhart & Foerster, 2002). Außer den Selbstberichten können mit portablen Mess-Systemen auch Verhaltensmaße sowie physiologische Funktionen wie Herzfrequenz und Blutdruck aufgezeigt werden. Dieses ambulante Monitoring und Assessment ermöglicht alltagsnahe Psychologie mit höherer ökologischer Validität als im Labor oder Untersuchungszimmer. Für diese Methodik gibt es zahlreiche praktische und innovative Anwendungen in vielen Bereichen der Psychologie und Medizin (siehe Fahrenberg & Myrtek, 1996, 2001a, 2001b).

Assessment-Variablen		
Erhebungstage (aufeinanderfolgend):		2
Erhebungszeitpunkte:		5/Tag
durch Piepser getriggert:	um 8:00, 12:00, 15:00, 18:00, 21:00 Uhr	
Retrospektive Einstufungen:	1. Abendlicher Rückblick um 21:00 Uhr 2. Morgendlicher Rückblick um 8:00 Uhr	
Setting-Variablen		Kategorien
1	Wo befinden Sie sich gerade?	13
2	Welche Personen sind im Moment anwesend?	6
3	Welche Position/Lage nimmt Ihr Körper ein?	4
4	Was haben Sie gerade vor dem Piepsen getan?	22
Zustands-Variablen		Ratings
5	Ist die momentane Situation für Sie gewohnt, typisch?	1-7
6	Ist die momentane Situation für Sie anstrengend, belastend?	1-7
7	Glauben Sie die momentane Situation "im Griff" zu haben?	1-7
8	Fühlen Sie sich momentan eher aufgeregt, nervös?	1-7
9	Ist Ihre augenbl. Stimmung eher ärgerlich, gereizt?	1-7
10	Ist Ihre augenblickliche Stimmung eher bedrückt?	1-7
11	Fühlen Sie sich momentan geistig angespannt?	1-7
12	Fühlen Sie sich momentan eher erschöpft, müde?	1-7
13	Fühlen Sie sich momentan körperlich wohl?	1-7
Bitte geben Sie mögliche Beschwerden in Stichworten ein:		(bei 1-5)

Zusammenfassende Einstufungen		
14	Gab es seit der letzten Eingabe besondere Ereignisse?	NEIN JA
Bitte beschreiben Sie das Ereignis in Stichworten:		

15	Wie stark erlebten Sie seit der letzten Eingabe Stress?	(1-7)
Tests		
16	Wie gut wird Ihre Leistung in den Tests schätzungsweise sein? Konzentration (GO/NOGO) Arbeitsgedächtnis (AG)	1-7
17	Wie gut war Ihre Leistung in den Tests schätzungsweise?	1-7
Methodenbewertung		
18	Wie störend war insgesamt die Programm-Bearbeitung?	1-7
Rückblick 1 + 3: Retrospektive Einstufungen am selben Abend		
1.	War der heutige Tag für Sie gewohnt, typisch?	1-7
2.	War der heutige Tag für Sie anstrengend, belastend? etc.	1-7
18	Wie störend war heute insgesamt die Programm-Bearbeitung?	1-7
Rückblick 2 + 4: Retrospektive Einstufungen am nächsten Morgen		
1	War der gestrige Tag für Sie gewohnt, typisch?	1-7
2	War der gestrige Tag für Sie anstrengend, belastend? etc.	1-7
18	Wie störend war gestern insgesamt die Programm-Bearbeitung?	1-7

Abbildung 2: Tageslauf-Protokoll mit MONITOR

Theoretischer Kommentar

Das wohl berühmteste literarische Beispiel stammt von James Joyce (1996), der in seinem Roman "Ulysses" einen einzigen Tag aus dem Leben des Annoncenexpediteurs Bloom schilderte. Die Darstellung umfasst 732 Seiten. In der psychologischen Forschung gibt es ausführliche Tageslauf-Dokumentationen, z. B. von Kindern und von psychiatrischen Patienten (siehe 6.3). Häufig zitiert werden auch die Arbeiten von Barker und Wright (1951) über Behavior Settings mit präziser Beobachtung kleinster Details. In einer berühmten Untersuchung wurde das Verhalten des siebenjährigen Raymond an einem Tag genau beschrieben. Dabei wirkten acht Beobachter mit. Das Protokoll hatte 435 Seiten und enthielt Tausende von Details, in jeder Minute zwischen 5 und 20 Aktionseinheiten und Interaktionen.

Brandstätter (1983) hat mit einem Tagebuch den Wechsel von Befindenszuständen und Gefühlen während Arbeit und Freizeit untersucht. In anderen Untersuchungen liefert eine programmierbare Armbanduhr ein Signal (beeper studies), um regelmäßige Aufzeichnungen zu erreichen (Experience Sampling Method ESM von Csikszentmihalyi, siehe de Vries, 1992). Solche Protokolle geben einen Einblick in den Verlauf von Aktivitäten, Stimmungen oder körperlichen Symptomen. Sie lassen außerdem das Zeitbudget eines Menschen erkennen, d. h. wie jemand seine verfügbare Arbeits- und Freizeit verwendet. Pawlik und Buse (1982) setzten als erste einen programmierbaren Kleincomputer (handheld PC) zur zeitstichprobenweisen Selbstprotokollierung von Settings, Tätigkeiten und Befinden ein. Die computer-unterstützte Methodik (ambulantes Monitoring) ist heute ein verbreitetes Verfahren zur alltagsnahen Forschung (siehe Fahrenberg et al., 2002; Fahrenberg & Myrtek, 1996, 2001a, 2001b).

Das minutiöse Protokoll eines Tageslaufs wäre in sich selbst – über die Demonstration der Datenvielfalt hinaus – noch kein wissenschaftliches Ergebnis, sondern nur eine große deskriptive Leistung. Es sind Fragestellungen und psychologische Kategorisierungen notwendig. Thomae (1968) hat in seiner biographischen Persönlichkeitsforschung Tagesläufe analysiert und nach geeigneten psychologischen Einheiten gefragt. In einer auf Tonbandprotokolle gestützten Untersuchung der Persönlichkeitsentwicklung im höheren Alter fand er zwischen 25 und 50 Episoden, die sich dann nach Themen wie Partnerbeziehung, Arztbesuch, Lesen u. a. Routineverrichtungen zusammenfassen ließen. Die Unterscheidung solcher Episoden wird dadurch erleichtert, dass bestimmte Handlungen abgeschlossen oder neue Settings aufgesucht werden. Dennoch bleibt diese Segmentierung ein grundsätzliches Problem. Ohne genauere Orientierung durch eine Fragestellung, welche Episoden in welcher Hinsicht interessieren, wird es kaum zu lösen sein.

Tagebücher

In Tagebüchern wird niedergeschrieben, was den Autor oder die Autorin beschäftigt. Dies können Tagesereignisse, politische und ökonomische Verhältnisse sein, private Erlebnisse oder Konflikte, Einfälle, Ideen und Vorsätze. Hier sind viele Motive denkbar: die Freude am Schreiben, die Bewahrung von Erlebnissen, die Selbstdarstellung und Selbstanalyse oder ein Versuch zur Befreiung von Problemen und belastenden Konflikten im Sinne einer Selbstfindung und Selbsttherapie. Dem Tagebuch wird etwas anvertraut, weil ein Gesprächspartner fehlt, oder es wird schon für die Nachwelt geschrieben. Das Tagebuch wird so zu einer Quelle psychologischer Informationen über den Verfasser oder die Verfasserin.

Tagebücher werden jedoch auch gezielt als eine psychologische Methode eingesetzt. In der psychologischen Prozessforschung können die alltäglichen Veränderungen des Verhaltens und des Allgemeinbefindens durch regelmäßige Selbstprotokolle im Stil eines freien Tagebuchs oder eines vorbereiteten Heftchens (Booklet) erfasst werden. In vielen Bereichen der klinischen Psychologie und Medizin wird von Patienten die regelmäßige Führung eines Tagebuchs gewünscht (z. B. Schmerztagebuch). Das Auftreten der Symptome, die auslösenden Bedingungen sowie die Einnahme von Medikamenten mit Uhrzeit und Dosierung sollen notiert werden. So könnte der Zusammenhang zwischen Migräneattacken und Ernährung oder zwischen Blutdruckreaktionen und Beanspruchungs- und Entlastungsphasen untersucht werden. Mittels Tagebuch können Krankheitssymptome und Selbstbehandlungen dokumentiert werden. Das Tagebuch wird zu einem quasi-therapeutischen Mittel, wenn es an das Selbstmonitoring von Störungen erinnert, z. B. an Diät, an Gewichtskontrolle und andere Vorsätze. Damit wird das Selbstmonitoring und Selbstmanagement von chronischen Krankheiten erleichtert (verschiedene Anwendungsgebiete der Tagebuch-Methodik siehe Thiele, Laireiter & Baumann, 2002; Wilz & Brähler, 1997). Durch computer-unterstützte Verfahren (Fahrenberg, 2002; Fahrenberg et al., 2002; Fahrenberg & Myrtek, 1996, 2001a, 2001b) werden der Anwendungsbereich und die technische Zuverlässigkeit noch erweitert.

Die Tagebuch-Methodik kann also in verschiedenen Bereichen der angewandten Psychologie nützlich sein. Sie gestattet, mehr alltagsnahe Informationen über wichtige Aspekte zu erhalten als es in einem oft nur kurzen ärztlichen oder psychologischen Gespräch möglich ist.

Tagebuchsammlungen

In Deutschland sind unabhängig von den großen Archiven mit den Nachlässen bekannter Personen einige Sammlungen mit Tagebüchern verschiedener Personen entstanden.

Hier ist das *Institut für Geschichte und Biografie "Deutsches Gedächtnis"* in Hagen zu nennen. Das *Deutsche Tagebucharchiv e. V.* in Emmendingen sammelt

Tagebücher, Lebenserinnerungen, Briefwechsel und Haus- und Hofbücher von jedem Interessierten (Internet-Adresse: www.tagebucharchiv.de). Es soll ein Ort für das “geschriebene Leben” und eine “Geschichte von unten” sein. Das Material wird mit Stichwörtern archiviert und ist engagierten Lesegruppen zugänglich, welche es auszuwerten versuchen (siehe ergänzend auch Bronnen, 1996; Mardorf, 1999). Das von Kempowski (2002) vor Jahren begonnene Projekt eines kollektiven Tagebuchs, das *Echolot-Projekt* in Nartum, ist noch umfangreicher angelegt, denn es nimmt auch unpublizierte Biographien, Foto- und Poesiealben auf. Aus diesem Archiv wurden bereits mehrere Bände über Erinnerungen an die Zeit des zweiten Weltkriegs, Erinnerungen von Soldaten und von Flüchtlingen publiziert.

Zusammenfassung

Der Versuch, einen Tageslauf zu beschreiben, macht sehr deutlich, welche extreme Reduktion der Wirklichkeit stattfindet. Für das Protokoll werden aus dem zusammenhängenden Strom von Verhalten, Befinden und Reflexion einzelne Elemente ausgewählt. Die Prinzipien dieser Auswahl, welche ja eine Akzentuierung dieser Elemente bedeutet, sind in der Regel nicht genau auszumachen. Die Auswahlentscheidungen sind wahrscheinlich von den Selbstkonzepten mitbestimmt. Deshalb sind hier die psychologischen Überlegungen über Selektion und Inferenz didaktisch besonders wichtig. Bereits an diesem noch überschaubaren, eigenen Tageslauf-Protokoll zeigen sich die Schwierigkeiten, Motive und innere Zusammenhänge zu reflektieren und überzeugend zu interpretieren. Wie viel schwieriger wird es um die ganze Biographie einer anderen Person bestellt sein?

4.5 Autobiographische Skizze

Die autobiographische Skizze ist die letzte vorbereitende Aufgabe vor der Erhebung der Biographie einer andern Person. Die Skizze braucht nur wenige Seiten zu umfassen. Da die meisten Studierenden zum ersten Mal eine solche autobiographische Skizze schreiben werden, ist dies auch über den unmittelbaren Zweck hinaus als Erfahrung sinnvoll. Einige werden schon in dieser Lebensphase eine an Ereignissen und Konflikten reiche Entwicklung schildern können, während bei anderen noch keine sehr farbige Biographie erwartet werden kann. Für den Übungszweck ist dies unwesentlich, da es vor allem auf den Selbstbezug und auf die methodischen Erfahrungsmöglichkeiten ankommt. Falls es passt, können die ersten Erinnerungen und die frühen Eigenschaftsattribuierungen in diese Skizze einbezogen werden.

Autobiographische Skizze. Entwerfen Sie bitte eine autobiographische Skizze (etwa 2 bis 3 Schreibmaschinen-Seiten).

Eltern und Elternhaus (Lebensumwelt)

Kindheit und Jugend, Freunde und Partnerbeziehungen

Schule und Beruf

Welche Lebensereignisse, welche familiären, schulischen, gesundheitlichen u. a. Einflüsse waren für Ihren Lebenslauf besonders wichtig?

Was haben Sie von anderen übernommen und wo sind Sie einen eigenen Weg gegangen?

Was hat Ihre bisherige Entwicklung (Ihre Person) besonders geformt?

Diese Skizze könnte noch erweitert werden. Einige Anregungen hierzu wären:

Hatten Ihre Eltern bestimmte Erwartungen an Sie?

Gibt es so etwas wie einen Lebensplan, eine bestimmte Zukunftsperspektive oder Erwartungen an das Leben? Welchen Platz nehmen Fragen nach dem Sinn des Lebens (nach sozialem/politischem Engagement, nach Selbstverwirklichung, nach Religion) ein?

Was könnten Sie geerbt haben: Gibt es besondere Familienähnlichkeiten (im Temperament, im Äußeren, in Krankheitsdispositionen) und gibt es ererbte Unverträglichkeiten (Idiosynkrasien) in psychischer Hinsicht, aber auch im Hinblick auf Nahrungsmittel, Allergien usw.?

Beispiel

Geboren wurde ich 1975 in K. Beide Eltern sind Lehrer, ich habe zwei sehr viel jüngere Brüder. Es war, wie man so sagt, ein gut-bürgerliches Elternhaus mit Vorstellungen, was man tut und nicht tut, hinsichtlich Verwandten und Nachbarn, natürlich Kirche und entsprechend auch CDU. Es war also eine gut behütete Kindheit. Eine wichtige Rolle hatte damals meine Großmutter väterlicherseits, die in der Nähe lebte. Sie hat sich oft um mich gekümmert und hatte eine liebe, verständnisvolle Art.

In der Schule hatte ich, abgesehen von einigen unangenehmen Lehrern, eigentlich keine Schwierigkeiten. Von einem abgesehen: Wegen eines Verkehrsunfalls und gebrochenem Bein war ich in der sechsten Klasse mehrere Monate krank geschrieben und musste diese Klasse dann wiederholen. Vielleicht lag es an diesem Altersunterschied, dass ich mit den meisten in der Klasse nicht viel anfangen konnte, sie kamen mir oft sehr freundlich vor.

Meine Eltern saßen nachmittags oft am Schreibtisch. In den Ferien war das natürlich anders, aber ich habe meine Klassenkameraden immer beneidet, wenn sie von größeren Auslandsreisen mit ihrer Familie erzählten. Bei uns ging es meist auf einen Bauernhof oder zu Verwandten. Es gab dann allerlei Unternehmungen zu unserer Bildung und Erziehung. Es war manchmal schon nett, aber meine Eltern sind eben Lehrer.

Meine erste Freundin hatte ich auf einer Klassenreise. Außer ein paar Zärtlichkeiten war aber nicht viel. Ich wollte auch innerhalb meiner Klasse nichts anfangen. Das war dann anders mit einer acht Jahre älteren Frau, einer Nachbarin. Das war mit heimlichen Treffen und anderem sehr romantisch. Sie ist dann später aus beruflichen Gründen weggezogen und damit war es zu Ende.

In der Oberstufe gab es einen Schüleraustausch nach den USA. Ich war in einer Kleinstadt in der Nähe von NY bei einer Familie, die mich sehr freundlich und hilfsbereit aufnahm. Ich fand das alles sehr neu, aber letztlich hat mir der Lebensstil überhaupt nicht zugesagt. Es war doch oft oberflächlich und laut. Mir ist dabei klar geworden, wie man doch von seinem Elternhaus oder seinem Milieu beeinflusst sein kann. Ich hätte keine Lust in den USA zu leben, obwohl es dort landschaftlich sehr schöne Gegenden und natürlich viele Möglichkeiten gibt. Etwas ist in jener Zeit passiert, was mir bis heute noch nachgeht: Ich wurde abends von zwei Leuten überfallen, sie bedrohten mich und ich musste alles Geld und meinen Fotoapparat herausgeben. Ich habe mich nicht gewehrt, aber es war schon ein Erlebnis.

Nach dem Abitur war ich als Zivi in einem Altersheim und habe mich um die alten Leute gekümmert (meine Großmutter war schon gestorben). Es war oft psychisch und körperlich sehr anstrengend, aber ich fand es doch sehr sinnvoll, sich dort zu engagieren. Vielleicht hat das auch die Entscheidung für die Psychologie bestimmt. Das Studium habe ich in M. begonnen, weil ich dort einen Platz bekam. Ich hatte auch an Dipl. Ingenieur an der TH gedacht, aber die Berufschancen waren auch nicht viel besser, so dass es bei der Psychologie blieb.

Mit meinen Eltern habe ich eigentlich ein gutes Verhältnis, höchstens mal etwas getrübt, wenn es um die finanzielle Seite meines Studiums ging oder um solche Themen wie gemeinsamer Kirchgang zu Weihnachten. Ihre Reserve gegenüber Psychologie scheint auch nur normal zu sein.

Ich habe Studienfreunde, aber ohne eine solche enge Beziehung wie vielleicht in einer WG. Ich will mich nicht zu sehr binden oder Verpflichtungen eingehen, sondern noch selbständig bleiben. Ich habe mich auch nie für Vereine und kirchliche oder politische Gruppen interessiert. Große Vorbilder habe ich eigentlich nicht, also irgendwelche Personen aus der Kirche oder Politik. Respekt habe ich eher vor einer integren Person in der dritten Welt wie Nelson Mandela.

Lebensziele kann ich so allgemein nicht sagen. Wahrscheinlich ganz konventionell mit Beruf und später mal Familie. Ich würde gern eine Weile ins Ausland

gehen, am liebsten in die dritte Welt. Aber mit Psychologie ist das sicher schwierig.

Selbstinterpretation

Zur Interpretation kann ich nicht viel sagen. Es war schon vom Elternhaus her eine ziemlich konventionelle und "normale" Entwicklung ohne große Konflikte oder Krisen.

Im Vergleich zu anderen (Brüder, Klassenkameraden) habe ich mich oft älter und überlegener gefühlt, das hing vielleicht auch mit der älteren Freundin und dem USA-Aufenthalt zusammen. Auch mein Interesse an Auslandsreisen und an beruflicher Tätigkeit im Ausland könnte eine solche durchgehende Linie sein. Ich möchte zumindest für eine Zeit aus diesen "normalen" Verhältnissen heraus. Ich glaube, dass es auch diese Neugier auf andere Menschen und das Interesse an anderen Lebensverhältnissen waren, die mich zum Psychologie-Studium brachten.

Kommentar zur Methodik

Das Schreiben einer autobiographischen Skizze wirft noch einmal die Frage nach dem autobiographischen Gedächtnis und den zugrundeliegenden Prozessen der Selektion und Inferenz auf. Wie zuverlässig ist die Erinnerung? Würde die autobiographische Skizze bei einem zweiten Versuch anders ausfallen? Inwieweit können wir uns überhaupt an unsere Kindheit erinnern? Wird nicht jede Schilderung aus der Sicht des Erwachsenen eine falsche Perspektive geben, indem Bedeutungen und Zusammenhänge behauptet werden, die damals nicht gegeben waren? Diese Erinnerungen müssen doch sehr subjektive Rekonstruktionen des eigentlichen Geschehens sein. Auf welche Weise versuchen wir, uns in unserem episodischen Gedächtnis an Szenen zu erinnern: aufgrund zeitlicher Nähe (also im chronologischen Ablauf), nach ähnlichen Themen oder nach eigenen psychologischen Konzepten ("naiven" und "impliziten" Persönlichkeitskonzepten)?

Autobiographien sind nicht nur Schilderungen eines Lebenslaufs, sondern durch Auswahl und Verbindung der Themen immer auch Selbstdarstellungen und Selbstinterpretationen. Von einem Lebenslauf für Bewerbungszwecke (dem Curriculum Vitae, lat. Lauf des Lebens) unterscheidet sich die autobiographische Skizze, weil sie nicht nur allgemeine Angaben zur Person und zur Schule und Ausbildung enthält. Sie soll die innere Entwicklung und die vielleicht prägenden Einflüsse und Zielsetzungen erkennen lassen.

Wie wurde die autobiographische Skizze aufgebaut: wird nur erzählt oder wird auch psychologisch interpretiert? Wie sind die psychologischen Reflektionen und Konstruktionen angelegt? Im Plenum kann diese beim Tageslauf-Protokoll begonnene Diskussion methodisch vertieft werden. Welche Beziehungen beste-

hen zwischen den beiden Selbstdarstellungen? Gibt es eine selbst-bewusste Metaperspektive, sich über die Lebensabschnitte und in den u. U. widersprüchlichen Anteilen des Selbst dennoch als einheitliche Person zu erleben und zu erkennen?

Theoretischer Kommentar

Allport förderte die autobiographische Methode und erwartete praktische Fortschritte durch die neuen technischen Aufzeichnungsmöglichkeiten. Im Unterschied zu Allport und auch zu Murray äußerte sich Thomae (1968, Lehr & Thomae, 1991) skeptisch über die Autobiographie, weil diese zu leicht zum Mittel der Selbstdarstellung werden könne. Ein anderer Einwand folgt aus der Beschränkung dieser Methode auf die schreibfähigen und an schriftliche Äußerungen gewöhnten Personen. Dies bedingt eine Auswahl hinsichtlich Bildungsgrad und sozialer Schichtzugehörigkeit. Auf der andern Seite können schriftliche Darstellungen u. U. Informationen enthalten, die mündlich nicht gegeben würden (oder vergessen werden könnten). Umgekehrt gilt das Argument nicht minder, weil nicht alles, was erzählt wird, aufgeschrieben werden kann, nach Umfang und ggf. nach Vertraulichkeit (zur Verwendung autobiographischer Texte in der sozialwissenschaftlichen Forschung siehe auch Waele & Harré, 1979; Fuchs, 1984).

Die autobiographische Skizze diene in diesem Buch der Erfahrungsbildung und methodischen Vorbereitung für die Aufgabe der Biographik. Gewöhnlich haben autobiographische Aufzeichnungen – wie auch Tagebücher oder die Sammlung von Briefen – eine andere Motivation. Eindringliche Erlebnisse, Ideen und Vorsätze, Tun und Lassen, Gedanken über Vergangenheit und Zukunft werden aufgeschrieben, um sie festzuhalten und um sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Früher geschah dies auch im Sinne einer frommen Gewissensforschung. Heute sprechen wir von Selbsterforschung und Identitätsfindung (typisch für Tagebücher im Jugendalter): “sich selbst zu erkennen”. Diese Absicht ist eine wesentliche Quelle der Psychologie, weshalb auch immer wieder die Inschrift auf dem antiken Tempel des Apollo zu Delphi zitiert wird: “Erkenne Dich Selbst”.

Die Erforschung der eigenen Person und der tieferen und der unbewussten Anteile kann zugleich anziehend und irritierend sein (Wurmser & Gidion, 1999).

Ich erinnere mich eines mündlichen Ausspruchs von Nietzsche, der sehr bezeichnend diese Freude des Erkennenden an der umfassenden Breite und Tiefe seiner Natur ausdrückt (...):

“Einer alten, wetterfesten Burg gleiche ich, die viele versteckte Keller und Unterkeller hat; in *meine eigenen verborgensten Dunkelgänge* bin ich noch

nicht ganz hinabgekrochen, in meine unterirdischen Kammern bin ich noch nicht gekommen. Sollte mit ihnen nicht alles unterbaut sein? Sollte ich nicht aus meiner Tiefe zu allen Oberflächen der Erde hinaufklettern können? Sollten wir nicht auf jedem Dunkelgang zu uns selbst wiederkehren?"

Lou Andreas-Salomé (1994, S. 56)

Autobiographie im Rahmen von Beratung und Psychotherapie

Eine autobiographische Skizze könnte zweifellos wichtig und diagnostisch nützlich sein, wenn bei einer psychologischen Beratung oder zu Beginn einer Psychotherapie eine allgemeine Orientierung über den Lebenskontext des speziellen Problems notwendig ist. Die meisten Ratsuchenden werden genügend Bereitschaft und Zeit haben, einen das direkte Interview ergänzenden, kleinen Lebenslauf aufzuschreiben, wenn sie eine Anleitung erhalten. Es gibt in der Fachliteratur nur verhältnismäßig wenig Hinweise auf solche Formen des Selbstberichts oder der Selbstanamnese.

Clauser (1963) hat eine Anleitung zur Abfassung eines Eigenberichts (Psychotherapeutischer Erhebungsbogen) zur Vorbereitung von Diagnose und Therapie verfasst. Obwohl es ein einfacher Zugang zu biographischen Zusammenhängen ist, wird von dieser Möglichkeit in der Praxis, vielleicht weil das Interview als methodisch überlegen und ausreichend gilt, nur selten Gebrauch gemacht

In einem Forschungsvorhaben kann das u. U. schwierige Schreiben einer Autobiographie nach einem Vorschlag Runyans (1984) durch die Hilfestellung eines trainierten Mitarbeiters erleichtert werden. Grundlage ist eine selbständig verfasste Autobiographie, an die sich anhand eines Leitfadens systematische Fragen und Vertiefungen anschließen, z. B. hinsichtlich der Beurteilungsmaßstäbe für die eigenen Handlungen und der individuellen Interpretationsschemata. Auf diese Weise kann nicht nur eine größere Ausführlichkeit und eine höhere Reflektion, sondern auch bessere Vergleichbarkeit mit anderen Autobiographien erreicht werden.

Autobiographisches Gedächtnis

Goethes Autobiographie "Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit" (1811) verweist durch ihren doppeldeutigen Titel auf seine Entwicklung als Dichter, aber auch auf dichterische Komponenten in seiner Selbstdarstellung. Tatsächlich haben Goethe-Forscher viele Widersprüche gefunden und Korrekturen angemerkt. Eine Autobiographie ist nur zum Teil ein Tatsachenbericht, sie ist auch eine Selbstdarstellung in psychologischer und literarischer Konstruktion.

Die Forschung über die Zuverlässigkeit des autobiographischen Gedächtnis hat

eine lange Tradition. Sie ist nicht nur für die Biographik wichtig, sondern z. B. auch im Zusammenhang mit der Glaubwürdigkeit von Zeugen in der forensischen Psychologie. Können sich kleine Kinder wirklich an Ereignisse und ihnen zugefügte, strafbare Handlungen erinnern? Welchen Einfluss hat es, wenn sie nach der ersten Mitteilung wiederholt davon berichten mussten oder wenn sie vielleicht in suggestiver Form ausgefragt wurden?

Zum Thema "falsche Erinnerungen" existiert eine umfangreiche Literatur, die sich vor allem auf das langfristige autobiographische Gedächtnis oder auf Erinnerungstäuschungen im Rahmen der forensischen Psychologie bezieht (Ross, 1991; Rubin, 1986, Strube & Weinert, 1987). Die Forschung hat Aufschlüsse über die zeitliche Organisation, Strukturierung, Schemabildung und Suchstrategien des autobiographischen Gedächtnis geliefert. Dazu gehören speziell die Verzerrungen und Täuschungen (Vergessen, Amnesie, Konfabulationen, systematische Fehler, recall error) sowie inhaltliche Bearbeitungen der Erinnerungen. Durch Suggestion und Einbildung lassen sich falsche Erinnerungen induzieren (Eisen, Quas & Goodman, 2002). Dies ist u. a. in der forensischen Psychologie (z. B. Glaubwürdigkeit, Aussagen über traumatische Erlebnisse) und in der klinischen Psychologie (z. B. Symptomberichte, Konfliktschilderungen) wissenswert. Von einem Rückschaufehler ("hindsight bias") wird gesprochen, wenn eine frühere Aussage an zwischenzeitlich bekannt gewordene Ereignisse angeglichen wird (Hawkins & Hastie, 1990). Daneben gibt es eine Anzahl von empirischen Untersuchungen zur Zuverlässigkeit von retrospektiv ausgefüllten Fragebogen und von Tagebucheintragen. Retrospektive Urteile können u. a. durch die zeitliche Nähe und emotionale Bedeutung, durch die Formulierung der Fragen und Antwortkategorien, durch implizite Konzepte und Erwartungen beeinflusst werden.

Für Erinnerungsfehler ("recall error" oder "retrospection bias") gibt es viele Quellen. Eine systematische Verzerrung ist als negative Verzerrung (bias) bereits beim Vergleich der abendlichen Gesamteinstufung eines Tages mit dem Mittelwert der über den Tag verteilten Selbsteinstufungen des Befindens und der Stimmung festzustellen (negativer Retrospektionseffekt, siehe Kämpfer, Brügger & Fahrenberg, 2001). Auch die biologischen Grundlagen des (gestörten) Abrufs von episodischen Gedächtnisinhalten, die das eigene Leben betreffen, sind verstärkt untersucht worden (u. a. Amnesien und Konfabulationen, Verlust und Wiederkehr des autobiographischen Gedächtnis, sog. depressive Gedächtnisblockade, posttraumatische Störungen, Altern, siehe Markowitsch, 1992; Rubin, 1986).

Zusammenfassung

Trotz aller Einwände wegen möglicher Erinnerungstäuschungen und wegen absichtlicher Tendenzen der Selbstdarstellung bilden die Autobiographien ein wichtiges Anschauungsmaterial der Persönlichkeitspsychologie. Autobiographische Aufzeichnungen sind gewöhnlich durch den Wunsch nach Selbstbe-

schreibung, Selbstreflexion und Selbstanalyse motiviert. In der psychologischen Praxis können autobiographische Berichte als Kontext und zusätzliche Information für ein psychologisches Interview bei Beratungen auch zu Beginn einer Psychotherapie genutzt werden.

Hier sollte die autobiographische Skizze zur Selbsterfahrung dienen und zugleich als eine methodische Übung, die zur Biographik überleitet.

4.7 Autobiographie und Literatur

Autobiographien als Literaturgattung

Literaturwissenschaftler sehen Autobiographien als eine Literaturgattung, deren Form und geschichtliche Entwicklung zu untersuchen sind (Niggel, 1998). Die Autobiographien spiegeln Zeitverhältnisse und geistige Strömungen wider und können zugleich Kunstwerk sein. Autobiographie wird von Lejeune (1998, S. 215) definiert: "Rückblickender Bericht in Prosa, den eine wirkliche Person über ihr eigenes Dasein erstellt, wenn sie das Hauptgewicht auf ihr individuelles Leben, besonders auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt."

Zu den Voraussetzungen und Grenzen der Biographie führen die kritischen Fragen nach der Realitätstreue (Glaubwürdigkeit) und den möglichen Ausschmückungen. Die literaturwissenschaftliche Analyse erstreckt sich im einzelnen auf die für bestimmte historische Phasen und Kulturen wichtigen Formtraditionen und auf die Autobiographie als Sprachkunstwerk.

Veröffentlichte Autobiographien

Es gibt viele lesenswerte Autobiographien, welche einen Einblick in die innere Verfassung anderer Menschen, ihre Lebensumstände und den von ihnen erlebten Sinn ihres Lebens geben. In der Literatur sind es oft die Autobiographien berühmter Personen der Geistesgeschichte: Dichter, Künstler, Komponisten, Wissenschaftler und Erfinder, aber auch der Machthaber in Politik und Wirtschaft. Die Lebenserinnerungen eines Politikers oder Schriftstellers können in hohem Maße den Charakter von Zeitzeugnissen haben, weil sie einen Abschnitt der politischen oder kulturellen Geschichte schildern. Solche Bücher, welche den Lauf der Geschichte gleichsam aus erster Hand dokumentieren, werden auch als Memoiren bezeichnet. Diese Schilderungen zu bestätigen oder zu kritisieren, ist dann die Aufgabe der Historiker.

Die von Politikern oft schon während ihrer Amtszeit veröffentlichten Teil-Autobiographien haben, noch ausgeprägter, die kalkulierte Funktion einer Selbstdarstellung in den Medien und in den Wahlkämpfen. Heute bleibt oft unklar, inwieweit spezielle Mitarbeiter (Redenschreiber, ghost writer, Public Relations Agenten) als "Autobiographen" angestellt wurden.

Früher hatten einfache Menschen weder die Zeit und die praktische Möglichkeit, noch vielleicht das Selbstbewusstsein, ihren Lebensalltag aufzuschreiben. Erst in neuerer Zeit gibt es zunehmend solche Autobiographien oder mündliche Schilderungen (Niethammer, 1985; siehe Abschnitt 6.5) aus dem Alltag der Bevölkerung, die dann auch zu Büchern ausgeformt wurden. Ein gutes Beispiel ist die Lebensgeschichte von Anna Wimschneider "Herbstmilch" (1984). Die spätere Verfilmung (Regie: J. Vilsmaier, 1989) lässt dagegen viele wichtige Nuancierungen des Buchs vermissen. Eine lohnende Lektüre sind auch die autobiographischen Schilderungen von Patienten, welche einen Einblick und ein besseres Verständnis der oft extrem schwierigen Lebensbedingungen chronisch Kranker vermitteln.

Für die Teilnehmer einer Übung zur Biographik könnte hier eine sinnvolle Aufgabe gestellt werden: Wählen Sie eine in den letzten Jahren publizierte (Auto-)Biographie aus, die Sie interessiert. Geben Sie bitte auf ca. einer Seite (1) eine kurze Inhaltsangabe und (2) eine Empfehlung und kurze Begründung, ob sich dieses Buch als "Lektüre für Psychologen" speziell eignet oder nicht.

Im Unterschied zu Biographien haben Autobiographien den Vorzug, dass sie im Prinzip authentischer sein können, und den Nachteil, dass sie zur bewussten Selbstdarstellung benutzt werden. Deswegen kann es eine interessante Arbeitsrichtung der Biographischen Forschung werden, Autobiographie und Biographie derselben Person kritisch zu vergleichen.

Einige psychologisch unter verschiedenen Gesichtspunkten interessante *Autobiographien* wurden in die folgende Liste aufgenommen. Eine Liste von *Biographien* folgt am Ende des nächsten Kapitels. Dabei wurden auch einige Kombinationen von Autobiographien und Biographien berücksichtigt.

Autobiographien

- Böhm, K. H. (1991). *Mein Weg. Erinnerungen*. Bern: Scherz.
- Canetti, E. (1977). *Die autobiographischen Schriften. Die gerettete Zunge. Die Fackel im Ohr. Das Augenspiel*. Frankfurt a. M.: Fischer (TB 22083).
- Chaplin, C. (1964). *Die Geschichte meines Lebens*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Goethe, J. W. von (1809/1994). *Aus meinem Leben: Dichtung und Wahrheit*. Stuttgart: Reclam (TB 8718).
- Goldmann-Posch, U. (1998). *Tagebuch einer Depression*. München: Kindler (TB 77401).
- Green, H. (1993). *Ich habe dir nie einen Rosengarten versprochen*. Reinbek: Rowohlt (TB 22776). (Autobiographischer Bericht von der Heilung einer als schizophren diagnostizierten Frau.)
- Heym, S. (1998). *Nachruf*. München: Bertelsmann (TB 72363).
- Klemperer, V. (1999). *Das Tagebuch 1933-1945*. Berlin: Aufbau Verlag (TB 5514).

- Kuiper, P. C. (1995). *Seelenfinsternis: Die Depression eines Psychiaters*. Frankfurt a. M.: Fischer (TB 12764).
- Mahler-Werfel, A. M. (1997). *Mein Leben (31. Aufl.)*. Frankfurt a. M.: Fischer. (TB 545)
- Moritz, K. P. (1785/1998). *Anton Reiser*. Ein psychologischer Roman. Frankfurt a. M.: Insel (TB 2229).
- Rabin, L. (1998). *Ich gehe weiter auf seinem Weg. Erinnerungen an Jitzch Rabin*. München: Knaur (TB 60860).
- Rühmann, H. (1985). *Das war's. Erinnerungen (4. Aufl.)* Frankfurt a.M.: Ullstein (TB 20521).
- Sadat, J. (1991). *Ich bin eine Frau aus Ägypten*. München: Heyne (TB 8196).
- Schorlemmer, F. (1992). *Worte öffnen Fäuste. Die Rückkehr in ein schwieriges Vaterland*. München: Kindler.
- Wimschneider, A. (2001). *Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin (29. Aufl.)*. München: Piper (TB 740).
- Zorn, F. (1996). *Mars (18. Aufl.)*. Frankfurt a. M.: Fischer (TB 2202). (Bericht eines Krebskranken.)

5 Biographik

5.1 Übersicht

Durch die autobiographischen Versuche und methodenkritischen Überlegungen vorbereitet, kann die zentrale Aufgabe begonnen werden, die Biographie einer anderen Person zu schreiben. Es empfiehlt sich, das Interview in zwei Teile zu gliedern. Zunächst wird spontan erzählt. Anschließend können auf dieser Grundlage bestimmte Lebensereignisse und wichtig erscheinende oder bisher fehlende Themen vertieft werden. Der narrative, erzählende Teil und der explorative, fragende Teil werden in der schriftlichen Fassung der Biographie dargestellt und in einem *eigenen Interpretationsansatz* zusammengefasst. Im Plenum schließt sich eine *gemeinsame Interpretation* an. Wenn diese in ihren wichtigsten Aussagen an die Person berichtet wird, kann deren zustimmende, kritische oder ergänzende Stellungnahme dem Plenum zurückgemeldet werden. Eine Konvergenz dieser Interpretationsebenen wird die Überzeugungskraft einer Interpretation erhöhen; Widersprüche werden zu Verbesserungen anregen.

Auch in dieses Kapitel sind einzelne Kommentare zur Methodik eingefügt. Die allgemeinen Prinzipien und Strategien sowie die Möglichkeiten zur Bestätigung psychologischer Interpretationen werden nicht wiederholt (siehe Kapitel 3), denn sie gelten grundsätzlich auch für die Biographik. Deshalb beziehen sich die Kommentare meist auf spezielle Aspekte und theoretische Ergänzungen. Ein kurzer Abschnitt ist dem Thema Biographie und Literatur gewidmet. Ausgewählte Fragen und Ergebnisse der biographischen Persönlichkeitsforschung werden im nächsten Kapitel dargestellt.

Praktische Aspekte

Zur Erläuterung der Aufgabe gehören auch einige praktische Hinweise. Im Rahmen einer Übung zur Biographik wird eine solche Biographie nicht sehr ausführlich angelegt sein können. Es sind in der Regel zwischen acht und fünfzehn Seiten Text über eine in der Regel drei bis fünf Stunden dauernde (möglichst zu einem zweiten Termin fortgesetzte) biographische Erhebung. Ein dringender Rat lautet, diese biographischen Berichte und anschließenden Gespräche, wenn irgend möglich, mit einem *Rekorder* aufzunehmen. Heute gibt es außer den bekannten Kassettenrekordern auch kleine Diktiersysteme im Format eines Handys mit Festspeicher oder Speicherkarte und der notwendigen Aufnahmedauer von bis zu 4 oder 5 Stunden. Ohne zusätzliche Mikrophone oder geschickte Platzierung des Geräts wird jedoch die Aufnahmequalität fragwürdig sein. Um

Enttäuschungen beim Abhören des Protokolls vorzubeugen, sollte die Verständlichkeit der Aufnahme vor Beginn des Interviews ausprobiert werden.

Es reicht selten aus, sich Notizen zu machen, weil dann zu viele wichtige Einzelheiten, aber auch der Stil des autobiographischen Berichts verloren gehen. Ein vertiefendes Gespräch ist ohnehin kaum zu protokollieren. Dies könnte noch mehr ablenken als ein Rekorder, dessen Verwendung erfahrungsgemäß von den meisten Personen zugestimmt wird, wenn die Gründe genannt und der Datenschutz erläutert werden.

Kurze stichwortartige Notizen über die wichtigsten Themen und deren Abfolge werden dennoch empfohlen. Falls sich der explorative Teil unmittelbar an den narrativen Teil anschließen muss, d. h. keine Gelegenheit mehr zum Abhören der Aufzeichnung besteht, sind solche Notizen unerlässlich. Ein vorbereitetes und auf einige Blätter kopiertes Schema kann hier nützlich (und bei Forschungsvorhaben unentbehrlich) sein. Die Spalten beziehen sich auf:

- (1) die Personen/Themen,
- (2) die Zeit,
- (3) die situativen Bedingungen/Ereignisse und
- (4) die auffälligen Aspekte, zu denen später gefragt werden müsste.

Die Erfahrung zeigt, wie wichtig eine Vorausplanung ist. Dazu gehören: zeitliche und räumliche Planung; rechtzeitiger Kontakt und ggf. noch Vorabinformation und Erinnerung des Teilnehmers; Sicherung optimaler Umgebungsbedingungen; Protokollbogen mit vorbereiteten Spalten; Rekorder (Batterien, Funktionsprüfung). Außerdem ist, falls kein zweiter Termin möglich ist, ein Arrangement für die unmittelbare Auswertung des narrativen Teils (Rückblick mit Notizen) zweckmäßig.

Vertraulichkeit und Datenschutz

Die Biographie gehört zum privaten Bereich eines Menschen. Vor dem praktischen Teil der Aufgabe ist deswegen über den Stil des Interviews und über Datenschutz zu sprechen. Wer eine Biographie erhebt, muss die Vertraulichkeit garantieren, zumal jemand, der von sich zu erzählen beginnt, kaum voraussehen kann, wohin dieser Bericht und die spätere psychologische Interpretation tragen. Der Datenschutz steht hier im Widerspruch zu der Aufgabe, eine Biographie zu erheben und mit anderen zu diskutieren, um in diesem Prozess psychologisches Interpretieren zu lernen.

Es ist unumgänglich, vor Beginn des Gesprächs, das zu dieser Biographik führen soll, die Vorbedingungen und den Zweck zu erklären. An dieser Stelle kann vereinbart werden, dass erst nach dem Gespräch entschieden wird, ob der Inhalt der Mitteilungen, der Notizen bzw. der Aufzeichnung vollständig oder mit Einschränkungen freigegeben werden. Auch die weitere Verwendung kann

stufenweise zugelassen werden: für eine schriftliche Darstellung und für die öffentliche psychologische Interpretation im Seminar.

Erfahrungsgemäß ist die Mehrzahl der um Mitwirkung gebetenen Personen einverstanden, dass ihre Biographie mit geeigneter Verschlüsselung im Seminar diskutiert wird. Sie erwarten dann aber oft eine Rückmeldung über die Ergebnisse. An der schriftlichen Fassung sind wohl alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen interessiert. Die oft berichtete, sehr positive Resonanz auf diese Bitte spricht natürlich auch für eine geschickte Auswahl der in Frage kommenden Personen. Dennoch kommt es vor, dass einige ihre Biographie nicht für das Seminar freigeben, aber zustimmen, dass sie mit den Dozenten methodisch besprochen wird.

Es scheint sich nicht zu bewähren, Verwandte oder enge Freunde um die Teilnahme zu bitten. In einer nicht zu nahen Bekanntschaft stellt sich eher ein förderliches Maß von Nähe und beschreibender Distanz ein. Wie ist das Gespräch am besten einzuleiten? Wann sollte vom Zuhören zum Fragen übergegangen werden? Was ist zu tun, wenn bestimmte Themen ausgeklammert bleiben oder offensichtlich vermieden werden? Trotz des Interesses, möglichst viel zu erfahren, sind natürlich bei heiklen Fragen Taktgefühl und Zurückhaltung nötig. Im Plenum wird ausführlich und oft sehr anregend über diese Fragen diskutiert. In der Regel ist es das erste Mal, dass sich den Teilnehmern eine solche Aufgabe stellt.

Bei der Verschlüsselung der zu schreibenden Biographie kommt es nicht allein auf das Einsetzen anderer Namen oder Ortsangaben (eventuell auch eine Veränderung des Berufs) an. Auch die Hinweise auf seltene Ereignisse und Bezüge müssen entfernt werden, um die Identifizierung auszuschließen. Dies ist nicht immer leicht, weil es die Biographie verändern kann. Die Biographen haben in diesem Zusammenhang die Freiheit und Notwendigkeit, identifizierbare Details zu verfälschen. Die Person sollte ihre ausdrückliche Zustimmung gegeben haben, dass nach guter Anonymisierung eine Besprechung im Plenum stattfinden darf. Außerdem ist es korrekt, Kassetten mit der Aufzeichnung des Gesprächs zu löschen – oder der interviewten Person zur Erinnerung zu überlassen.

Diese praktischen Aspekte wurden hier vorangestellt, weil sie den möglichen Rahmen der Biographie und ihrer Auswertung in der Seminardiskussion mitbestimmen.

5.2 Die Aufgabe

Die vorausgegangenen Abschnitte und Kommentare sollten das Schreiben der Biographie eines anderen Menschen vorbereiten. Eine wiederkehrende Erfahrung bei der ersten Erhebung einer Biographie ist der Eindruck, vom Umfang der einmal angeregten Lebensschilderung überwältigt zu werden. Nach Stunden des Zuhörens kann es dann an Zeit mangeln, auf wichtige Themen und Zusammen-

hänge zurück zu kommen. Falls die Zeit und die Motivation vorhanden sind, ist es zweckmäßig, im ersten Schritt von einer Person eine kürzere Biographie, welche mehr erzählenden, narrativen Stil hat, zu erheben. Nach dieser Erfahrung wird dann im zweiten Schritt von einer anderen Person eine ausführlichere Biographie gewonnen. Hier kann an den narrativen Teil noch ein vertiefender explorierender Teil angeschlossen werden. Einfacher ist es noch, von vornherein zwei Gesprächstermine zu vereinbaren, um in der Zwischenzeit – schon von einem Interpretationsansatz geleitet – wesentliche Fragen vorzubereiten.

Einige technische Bedingungen dieser Biographik und die Vertraulichkeit der Aufzeichnungen wurden zuvor genannt. Ein biographisches Gespräch kann u. U. zu persönlichen Problemen führen, welche aktuell eine fachpsychologische Beratung, d. h. die Hilfestellung beim Aufsuchen geeigneter Beratungsstellen, erfordern. Auf diese Möglichkeit gedanklich vorbereitet zu sein, kann, falls es dazu kommen sollte, einen Ausweg aus einer u. U. schwierigen und vielleicht überfordernden Gesprächssituation finden lassen. Der Hinweis auf fachlich kompetente Beratung kann durch das Angebot ergänzt werden, eventuell geeignete Adressen zu vermitteln.

Für die Biographik gibt es hier keine vom Beginn an zu planende optimale Strategie. Der Verlauf hängt vom persönlichen Kontakt und von den Themen ab, denn im narrativen Teil werden sich der Biograph bzw. die Biographin weitgehend von der spontan erzählten Lebensgeschichte leiten lassen. Erst für den explorativen Teil gewinnen psychologische Überlegungen und Strategien eine größere Bedeutung. Im folgenden Abschnitt werden einige Anregungen zusammengestellt, um den Einstieg zu erleichtern und eine Struktur zu finden.

Zum Vorgehen bei dem biographischen Gespräch werden also keine Richtlinien, sondern nur einige Anregungen gegeben, wie der Fluss des narrativen Teils zu beginnen und die explorative Phase zu gestalten sind. Der tatsächliche Ablauf muss sich natürlich nach der Dynamik des Erzählens bzw. nach den Themen und ihren Zusammenhängen richten. Eine verhältnismäßig ausführliche Protokollierung der Gesprächssituation (siehe auch Interviewbericht bei Fuchs-Heinritz, 2000, S. 262 f.) wird hier empfohlen, um an ihre mögliche Bedeutung für den Kontext der Erzählung zu denken.

Die Aufgabe der Biographik lautet:

Entwerfen Sie die Biographie einer Person aus Ihrem Bekanntenkreis im Umfang von mehreren Seiten (Größenordnung 8 bis 15 Seiten) mit dem folgenden Aufbau:

(1) Beschreibung der Erhebungsbedingungen:

Kontaktaufnahme bzw. Beziehung zu der Person; Setting des Gesprächs (Ort, Zeit, Wohnumwelt, andere Personen, Störungen); allgemeine Atmosphäre; Dauer des Gesprächs;

Reaktionen auf den Hinweis über den Zweck des Gesprächs; Vertraulichkeit bzw. Freigabe des Textes; Protokollierung und ggf. deren Rückwirkung auf die Situation;

erster Eindruck von der Person und den äußeren Lebensbedingungen; Eindrücke von ihrer Gesprächsmotivation und Offenheit; Qualität und Ablauf der Kommunikation, Krisen und Tiefe des Gesprächs; sprachliche, stilistische und andere expressive Auffälligkeiten;

Wechselseitige Einstellung und Symmetrie der Interaktion, Alters- und Geschlechtsrollen.

Formale Anmerkungen zum Protokoll: Auffälligkeiten? Kennzeichnung der direkten Zitate als "verbatim"-Wiedergabe "...." und der absichtlichen Auslassungen (....), starker Betonung als Unterstreichung.

(2) Text der Biographie, in der Regel untergliedert in zwei größere Abschnitte:

den weitgehend *narrativen Teil*:

die freie autobiographische Stegreiferzählung ohne ein Schema vorzugeben; nur ausnahmsweise Verständnisfragen zu Details (in sich dafür anbietenden Sprechpausen). Falls es eine Anfangsunsicherheit gibt, wie es beginnen soll, hilft die konventionelle Eröffnungsfrage (Jahr und Ort der Geburt, Umstände der Geburt, Eltern usw.) oder als etwas originellerer Einstieg die Frage nach der frühesten Erinnerung aus der Kindheit.

und den überwiegend *explorativen Teil* (siehe Abschnitt 6.3).

(3) Kritischer Kommentar zum Ablauf des Gesprächs: Inwieweit sind Kommunikation, Erzählung, Exploration gelungen? Auffälligkeiten und strategische Überlegungen: was war gut, was hätte besser ablaufen können, reichte die Zeit, die wichtigsten Themen anzusprechen? Haben Bekanntheitsgrad, Alter, Lebensumstände, Sympathie eine Rolle gespielt?

(4) Eigener Interpretationsansatz

Dieser Teil sollte vom Text der Biographie deutlich abgehoben sein und dem Plenum erst später getrennt vorgelegt werden.

Anmerkungen: Erfahrungsgemäß werden für den vorwiegend narrativen Teil zwei oder mehr Stunden benötigt, so dass dann die Zeit für den eher explorativen, systematischen Teil zu knapp werden kann. Optimal sind zwei Termine mit dem Vorteil, dass auch die Fragen in der Zwischenzeit gut vorbereitet werden können. Eine Aufzeichnung auf einem geeigneten Rekorder ist, wenn die Zustimmung erfolgt, sehr empfehlenswert, um das Gespräch von der Aufgabe des Protokollierens zu entlasten.

5.3 Gesprächsführung

Damit das biographische Gespräch gut gelingt, sind außer günstigen äußeren Verhältnissen einige allgemeine, aber eigentlich selbstverständliche Bedingungen wichtig, um eine offene Erzählhaltung zu erreichen (siehe z. B. auch Fuchs-Heinritz, 2000; Rosenthal, 1995; Wengraf, 2001; Witzel, 1982, 1989; zur Kritik siehe auch Abschnitt 11.3).

Zur Gesprächsführung

im narrativen Teil:

aufmerksames, interessiertes Zuhören;
Förderung von Erinnerungen und Reflektionen;
sensible, taktvolle Hilfestellung bei heiklen Themen;
Vermeiden von Unterbrechungen, Einwänden oder eigenen Kommentaren;
Verzicht auf spiegelnde, wiederholende, bestätigende, kritische und bewertende Aussagen;
eventuell Informationsfragen und weiterführende Fragen.

im explorativen Teil aus derselben Grundhaltung:

Fragen nach bestimmten bisher zur kurz oder (absichtlich?) nicht angesprochenen Themen;
direkte Anregungen, über Zusammenhänge und Entwicklungslinien zu berichten;
Eingehen auf noch Unverständliches und anscheinende Widersprüche;
direkte Fragen und u. U. auch etwas provozierende Fragen.
Verzicht auf die Vertiefung von subjektiv sehr belastenden Themen.
Vermeiden eigener Interpretationen.

Während des Gesprächs können der mimische und stimmliche Ausdruck und andere non-verbale Indikatoren Hinweise auf die emotionale Beteiligung des Interviewten und dessen Einstellung zu den Fragen und Themen vermitteln.

Im Gesprächsverlauf ist es nicht immer leicht, zwischen narrativem und explorativem Teil zu trennen. Die Kommunikation könnte zu künstlich und schematisch wirken, wenn tatsächlich alle Fragen, die sich beim lebendigen Erzählen einstellen, auch die später vielleicht vergessenen Nachfragen bei unklaren Stellen, zurückgestellt würden. Die Unterscheidung und weitgehende Trennung beider Teile ist aber methodisch und didaktisch zweckmäßig. Die Exploration soll die biographischen Informationen ergänzen und vertiefen, um die psychologische Interpretation zu erleichtern. Der explorative Teil hat systematische Züge, ohne jedoch in der

Regel einem festen Schema folgen zu können. Es gibt eine Anzahl von Themen und Perspektiven, die wohl in jeder psychologisch orientierten Biographie – mehr oder minder ausführlich – vorkommen sollten. Die folgende Übersicht enthält einige Aspekte und Stichwörter als Anregung. Es gibt in der Fachliteratur sehr detailliert ausgearbeitete Leitfäden bzw. Schemata für Anamnesen sowie biographische Inventare mit umfangreichen Kategoriensystemen (siehe Abschnitt 6.4).

Die vertiefenden Fragen ergeben sich zum Teil aus den Lücken oder noch undeutlichen Stellen des narrativen Teils, wo sich bereits Fragen aufdrängten, zum Teil auch aus systematischen Überlegungen. Diese Fragen bauen hier zunächst noch nicht den speziellen Interpretationsansatz auf, sondern stammen als “nahe-liegende” Fragen zunächst aus den konventionellen Zusammenhängen und typischen Erwartungen. Das heuristische Vorgehen zum Vertiefen von Themen und Zusammenhängen wird dann zunehmend von *psychologischen Konzepten* geleitet sein und in die ersten konstruktiven Schritte der Interpretation übergehen (siehe 5.4 Interpretationsansatz).

Aus zeitlichen Gründen werden für die Exploration nur die wichtigsten Fragen ausgewählt werden können, obwohl noch viele andere für die Entwicklung der Interpretation nötig wären. Dies wird sich manchmal erst im Stadium der Interpretation herausstellen. Als Orientierung kann gelten, dass mindestens ein Drittel der insgesamt verfügbaren Zeit für den explorativen Teil benötigt wird.

Allgemeine Perspektiven für den explorativen Teil:

Beziehungen zu Mutter und Vater;
Elternhaus, Familie, Herkunft, Lebensbedingungen;
Geschwister, Großeltern und andere Bezugspersonen;
Frühe Kindheit und Jugend, Freunde (innen);
Schule und Berufswahl;
besondere Ereignisse, kritische Erlebnisse, Krankheiten, Unfälle;
Beziehungen zu Partner (Partnerin), ggf. eigener Familie, Kindern;
wichtige Interessen, Freizeitaktivitäten;
Sinnfragen, Engagement, Lebensstile und Lebensziele, Weltanschauung,
Religion;
Gegenwärtige Lebenssituation, Beruf, soziale Beziehungen;
Zukunftsperspektiven.

Mögliche Strukturierungen:

Eigenschaftsattribuierungen und Selbstkonzepte;
Entwicklungsaufgaben (u. a. Emanzipation vom Elternhaus, Berufsfindung,
Familienphase);

Prozess der Sozialisation (Formung und Anpassung) und Individuation (Selbstfindung, Identität);
Bewältigungsstile im Umgang mit Belastungen (Stress) und Herausforderungen;

Wiederkehrende Erlebnisse und Konflikte; Überdauernde persönlichkeitsmerkmale (Dispositionen) und Interaktionsstile;
Daseinsthemen und Daseinstechniken (Thomae).

Selbstinterpretation?

Und speziellere theoriegeleitete Explorationen, z. B. aus psychodynamischer Sicht, lerntheoretischer Sicht, unter den Perspektiven Selbstverwirklichung, lebenslange Entwicklung u. a.

5.4 Interpretationsansatz

Die im Wortlaut aufgezeichnete biographische Erzählung und die explorativ gewonnenen Ergänzungen und Zusammenhänge gewähren einen sehr großen Spielraum für interpretatorische Ansätze. Im Grunde sind hier alle, im Kapitel 3 erwähnten, allgemeinen Strategien psychologischer Interpretation heranzuziehen. Für eine solche multi-strategisch entwickelte psychologische Konstruktion sind anschließend auf weiteren Interpretationsebenen Bestätigungen zu suchen (siehe Abschnitt 12.4). Die interaktive Interpretation, d. h. die gemeinsame Interpretation mit der Person, um deren Lebenslauf es geht, bietet eine seltene Chance zur Bewährung der Interpretationsmethodik. Die Überzeugungskraft einer psychologischen Konstruktion kann geprüft und in gemeinsamer Anstrengung vertieft werden.

Gesichtspunkte für den Interpretationsansatz

Vermittelt das Material einen ersten Gesamteindruck? Scheint es eine zentrale biographische Thematik zu geben? Existieren herausragende Lebensereignisse oder Episoden für eine psychologische Übersetzung (im Sinne eines Vorentwurfs)?

Welches sind die wichtigsten Themen und biographischen Linien? Welches sind die für diese Person wesentlichen Bezugspersonen, Erfahrungen, Konflikte, Zielsetzungen usw. (im Sinne der Dominanten-Technik der Interpretation und hinsichtlich Häufigkeit, Intensität, Valenz, Kontingenz)?

Welche biographischen Akzentuierungen und Auffälligkeiten gibt es, welche unverwechselbare (individualcharakteristische) Eigenart (im Sinne von Individualität und Konventionalität, Singularität, Konstanz und Verän-

derung, Kontinuität und Diskontinuität der lebenslangen Entwicklung)? Welche Widersprüche, Brüche und Kontraste sind zu erkennen? Welche Unsicherheiten und Reste verlangen nach mehr Information und Beziehungsanalysen (im Sinne weiterhin zu stellender Fragen)? Welche Gegenentwürfe zur bisherigen Interpretation können aufgebaut und diskutiert werden (im Sinne methodenkritischer Reflektion und als Frage für die interaktive Interpretation bzw. Interpretation im Plenum)?

5. 5 Interpretation und Rückmeldungen

Die für diesen Zweck freigegebenen Biographien können im Plenum besprochen werden, nachdem der vervielfältigte Text zu Hause gelesen und möglichst schon die besonders wichtig erscheinenden Themen und die offenen Fragen angemerkt wurden. Für die Diskussion im Plenum gibt es verschiedene didaktische Möglichkeiten, welche auch weitere Kontexte berücksichtigen können.

Am Anfang steht die Interpretation des vorliegenden Textes ohne Kenntnis des Interpretationsansatzes der Verfasser, die sich in diesem Stadium möglichst zurückhalten. Erst anschließend wird die Interpretation der Biographen gelesen und werden übereinstimmende und widersprüchliche Stellen diskutiert. Eine vereinheitlichende Konstruktion wird sich häufig nicht ohne weiteres einstellen. Eher ergeben sich wichtige Fragen, denen explorierend weiter nachzugehen wäre, um noch fehlende Aspekte erfassen und wesentliche Zusammenhänge verstehen zu können.

Welche Fragen sollten die Biographen in einem weiteren Gespräch stellen? Sollte der Person alles, was im Seminar besprochen wurde, auch die vielleicht etwas drastischen Formulierungen oder die u. U. verletzenden Deutungen mitgeteilt werden? Bleibt manches aus Gründen des Takts besser ungesagt? Aus der Kenntnis der Person würden der Verfasser bzw. die Verfasserin entscheiden müssen, welche Informationen, auch die schriftliche Fassung des Interpretationsansatzes und die Inhalte der Diskussion im Plenum, weitergegeben werden.

Nicht selten muss auf einige zentrale Fragen verzichtet werden, weil sie zu "persönlich" wären. Hier gibt es einen wesentlichen Unterschied zwischen einer Biographik als Übungsaufgabe im Studium und einem biographischen Interview zur fachpsychologischen Beratung.

Falls eine Rückmeldung dieser Art gelingt, könnten sich für diese zweite explorative Phase einige Fragen anbieten: Wie hat die Person reagiert, was fand sie zutreffend, welche Interpretationen hat sie abgelehnt? Was konnte noch erläutert werden, so dass es jetzt verständlich ist? Schließlich ist im Plenum ein Rückblick möglich, inwieweit nun einige charakteristische Züge im Lebenslauf dieses Menschen erfasst und im Zusammenhang psychologisch beschrieben werden konnten. Im gemeinsamen Rückblick kann außerdem in methodischer Hin-

sicht bewertet werden, welche Überzeugungskraft auf jeder dieser Interpretationsebenen und insgesamt erreicht wurde.

5.6 Das Beispiel einer Biographie: Anna, 21 Jahre

Die vorliegende Biographie ist von der Verfasserin, Katrin Trepte, nach Rücksprache mit Anna ausdrücklich für diesen Zweck freigegeben. Einige individuelle Kennzeichen wurden aus Gründen des Datenschutzes verändert.

(1) Erhebungsbedingungen

Das erste Mal bin ich Anna vor vier Jahren während eines Besuches in Mainz begegnet. Ich besuchte dort meine Freundin Birgit, die mir Anna damals als ihre Klassenkameradin vorstellte. Beide gingen zu dem Zeitpunkt, genau wie ich, in die zwölfte Klasse. Im Laufe der Oberstufe traf ich Anna immer im Zusammenhang mit Birgit; ich sah sie als Birgit Geburtstag feierte oder als Birgit Abiturball hatte, aber außer der gemeinsamen Freundin verband uns nicht viel. Nach dem Abitur zog es Anna zum Studium an die Pädagogische Hochschule in Freiburg und mich an die Universität Freiburg. Plötzlich lebten "wir" in der gleichen Stadt, und Birgit besuchte von da an ihre beiden "Freiburger Freundinnen". Oftmals wenn Birgit in Freiburg war, unternahmen wir also etwas zu dritt. Und immer wenn wir etwas zu dritt unternahmen, wunderte ich mich, dass Birgit, wie ich es sonst von ihr kannte, keine Lust hatte, abends tanzen zu gehen. Als ich sie einmal diesbezüglich ansprach, nahm sie mich zur Seite, und rückte erst dann mit der Sprache heraus, als ich ihr versprochen hatte, Anna niemals das Gefühl zu geben, dass ich wüsste oder gemerkt hätte, was sie mir sagt. Daraufhin erzählte Birgit mir, dass Anna im Unterricht der Oberstufe einen epileptischen Anfall erlitten habe, und es für sie deshalb, um Unnötiges zu vermeiden, besser sei, sich dem Flackerlicht von Diskotheken nicht auszusetzen.

Die gemeinsamen Unternehmungen mit Birgit führten in der Folge dazu, dass Anna und ich bald unabhängig von Birgit anfangen, uns in regelmäßigen Abständen zu verabreden. Das Versprechen, welches ich Birgit gegeben hatte, hielt ich in Gegenwart von Anna konsequent ein. Wir gingen ins Theater oder Kino. Irgendwann fragte mich Anna, ob ich "das mit ihr" eigentlich wüsste. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt bereits das Gefühl, dass sie wusste, dass ich es weiß und sagte irgend etwas wie: "Ja, Birgit hat es mir erzählt." Daraufhin unterhielten wir uns recht allgemein über ihre Krankheit, ohne näher auf ihren speziellen Fall einzugehen.

Letzte Woche waren wir wieder im Theater und zwar in dem Stück "Das letzte Band" von Beckett. In dem Stück lauscht ein einsamer, alter Schriftsteller den Tonbändern, auf denen er seine Erlebnisse des vergangenen Jahres aufgezeichnet hat, und kommentiert diese Aufzeichnungen immer von neuem. Nach dem

Stück habe ich Anna spontan gefragt, ob sie nicht Lust hätte, mir ihre Biographie zu erzählen, und diese auf einem Tonband festzuhalten.

Sie willigte ohne lange zu zögern ein und war auch damit einverstanden, dass ihre Biographie im Rahmen eines Seminars besprochen wird.

Vor zwei Tagen habe ich Anna schließlich abends in ihrer Wohngemeinschaft im Studentenwohnheim besucht und dort mit ihr ein 5-stündiges Gespräch über ihr Leben geführt, welches ich, wie versprochen, mit einem Rekorder aufzeichnete. Während der gesamten Dauer des Gespräches saßen wir nebeneinander auf ihrem Bett. Die Zimmertür war verschlossen, dafür hatte Anna aber wegen der Schwüle des Abends ein Fenster geöffnet. Irgendwann fing es zu dämmern an und da Anna wegen der Mücken kein Licht anmachen wollte, saßen wir den größten Teil des Gesprächs im Halbdunkeln. Von Zeit zu Zeit machten sich draußen vor der Tür die übrigen WG- Bewohner bemerkbar, was Anna bisweilen etwas aus ihrem Redefluss brachte.

Bezüglich Annas Zimmer fiel mir auf, dass dessen Wände hauptsächlich mit Reiseerinnerungen (Fahrkarten, Speisekarte, Fotografien etc.) der Länder geschmückt waren, die sie irgendwann einmal bereist hatte oder in Zukunft bereisen wollte. Es gab in ihrem Zimmer jeweils eine "Frankreich-Amerika-Kanada und Schottland-Ecke".

Außerdem hingen in ihrem Zimmer Plakate von Theateraufführungen der Freiburger Schauspielschule, sowie die folgenden zwei Sprüche als Computerausdrücke: "So wie jeder Körper fühlt, so ist er auch des Ausdrucks fähig" und "Ich bin ein Clown und sammle Augenblicke."

Nachfolgend habe ich unser Gespräch zusammengefasst. Verbatim-Wiedergabe erscheint im Text ("....."), starke Betonungen sind durch Unterstreichung gekennzeichnet. Annas Biographie ist mit ihrer Zustimmung nicht absichtlich aus Datenschutzgründen verfälscht worden. Orts- und Personennamen sind jedoch frei erfunden.

(2) Biographie – narrativer Teil

Anna wurde am 25. Oktober 1976 als zweites Kind ihrer Eltern in Mainz geboren: "Ich bin gerade so Skorpion. Ich finde es komisch, dass der Skorpion direkt nach der Waage kommt, weil man der Waage wegen ihrer Ausgeglichenheit nichts zutraut während vom Skorpion alle sagen, dass er einen Stachel hat." Ihr älterer Bruder Thomas war 4,5 Jahre zuvor auf die Welt gekommen. Anna hätte gerne ein weiteres, jüngeres Geschwisterchen bekommen, jedoch wurde ihr dieser Wunsch nicht erfüllt: "Letztlich war mein älterer Bruder aber auch in Ordnung."

Annas Mutter (Jahrgang 47) ist im Alter von 2 Jahren mit ihren Eltern und ihren beiden Brüdern aus Schlesien in eine kleine Gemeinde in der Nähe von Mainz geflohen. Als Annas Mutter 20 Jahre ist, verstirbt ihre Mutter. Zu dem Zeitpunkt hatte Annas Mutter bereits ihre Ausbildung zur Friseurin absolviert. Ihren Beruf übte sie jedoch nur bis zur Geburt des ersten Kindes aus.

Annas Vater (Jahrgang 46) ist "sein ganzes Leben in Mainz gewesen." In Mainz hat er auch Mathematik und Physik auf Lehramt studiert. Seit seinem Abschluss arbeitet er als Lehrer an einem Gymnasium in Mainz. Annas Vater ist Einzelkind. Sein Vater, ein Statiker, kommt ursprünglich aus Bulgarien, seine Mutter ist Deutsche. Die Frage, wie und wann sich ihre Eltern kennen gelernt haben, kann Anna nicht genau beantworten. Sie vermutet, dass sie sich aus der Tanzschule kennen.

1971 heiraten Annas Eltern und bauen auf dem Grundstück der Eltern ihres Vaters ein weiteres Haus, in dem die Familie bis heute wohnt.

Mit vier Jahren kommt Anna in einen evangelischen Kindergarten, obwohl sie katholisch ist. Zwei Jahre später geht sie dann in die Grundschule. Ihre Grundschulzeit hat sie vor allen Dingen als stressfreie Zeit in Erinnerung: "Das war das Paradies. Da war noch alles locker. Das einzige was ich in der Grundschule nie begriffen habe, waren die römischen Zahlen." Anna erinnert sich daran, dass ihre Mutter in dieser Zeit einen grünen Fiat mit einem gelben Streifen fährt, mit dem ihre Mutter sie im Winter von der Schule abholt: "Es ist nicht selbstverständlich, dass sich eine Mutter so um ihre Kinder kümmert, wie es meine Mutter getan hat." Nach vier Jahren Grundschulzeit wird Anna auf einem privaten, katholischen Gymnasium angemeldet, welches noch zwei Jahre vor ihrer Einschulung eine Mädchenschule gewesen war. Anna wollte damals lieber auf das GBS, ein städtisches Gymnasium insbesondere deshalb, weil die Mehrzahl ihrer Klassenkameraden dorthin wechselte: "Auf die katholische Schule kommt nicht jeder. Die Schule hat bis heute den Ruf als beste Schule in Mainz. Die Eltern müssen bei der Anmeldung darlegen, warum sie ihr Kind gerade auf eine konfessionelle Schule schicken wollen, und sie müssen spenden. Zum Beispiel Matthias, mein damals bester Freund, der hatte alles Einser auf dem Zeugnis, war aber nicht getauft. Das war der Grund warum er nicht genommen wurde. Das ist schon hart. Aber so ist das Leben (lacht). Ja, und so ist dann Matthias auf das GBS gekommen."

Den Wechsel auf das katholische Gymnasium erlebt Anna als Überforderung: "Ich habe damals zu Hause oft geweint. Alles war einfach zu viel für mich. Das war wie von 0 auf 100 in einer Sekunde." Annas Eltern und auch ihr älterer Bruder betreuen in der Folge nachmittags ihre Hausaufgaben und helfen ihr den Schulstoff zu bewältigen. Anna schreibt im nachhinein der Unterstützung ihrer Familie einerseits einen entscheidenden Anteil an ihrem Schulerfolg zu: "Ohne meine Eltern hätte ich die Schule sicherlich nicht geschafft," andererseits betont sie aber auch die persönlichen Implikationen, die das Verhalten ihrer Eltern mit sich zog: "Ich war nicht selbständig. Es wurde sich immer um mich gekümmert und wenn es nur das Abholen im Winter war."

Anna lebt sich mit der Zeit, nachdem sie ihre anfänglichen Startschwierigkeiten überwunden hat, in der Schule ein: "Und dann nahm das Schicksal seinen Lauf, auf einer Schule, die mich sehr geprägt hat." Anna beschreibt sich

in den folgenden Jahren als durchschnittliche Schülerin mit zumeist befriedigenden und guten Leistungen, jedoch niemals sehr guten Leistungen in den Hauptfächern. Sie weist darauf hin, dass sie niemals gefährdet gewesen war, sitzen zu bleiben. Ihre Einstellung zur Schule charakterisiert sie mit den folgenden Worten: "Schule hat mich eigentlich nicht interessiert. In Sport und Kunst, den beiden Fächern, die mir Spaß gemacht haben und in denen ich sehr gut war, flog mir alles zu. In Sport bin ich einfach begabt gewesen (Ballgefühl) und Kunst ist subjektiv. Ich konnte also nichts dafür, dass ich in diesen Fächern gut war. Stolz konnte ich auf mich deswegen jedenfalls nicht sein."

In der 10. Klasse stellt sich Anna die Frage, ob sie die Oberstufe auf einem anderen Gymnasium absolvieren soll, um dadurch ihren Abiturdurchschnitt zu verbessern. Letztlich entscheidet sie sich jedoch gegen einen Schulwechsel: "Man sieht, dass es viele um einen herum nicht schaffen, erst schlecht sind und dann abspringen. Von den 200 Schülern, die mit mir in der fünften Klasse angefangen haben, haben später 120 das Abitur gemacht. Das ist eine natürliche Auslese, sozusagen. Da habe ich mir gesagt, denen werde ich es schon zeigen." Anna macht schließlich ihr Abitur unter der "schweren Bedingung" und fühlt sich danach erleichtert. Mit der "allgemeinen Hochschulreife" wird ihr gleichsam bewusst, dass "jetzt der Ernst des Lebens" anfängt: "Ich merkte, dass mein Leben von nun an in meinen eigenen Händen liegen wird, dass ich jetzt für mich selbst verantwortlich sein muss."

Anna sieht sich vor die Entscheidung gestellt, eine Ausbildung für sich zu wählen: "Es gab viele Möglichkeiten, was ich hätte machen können. Ich habe mich für das kleinste Übel entschieden. Von keinem Studienfach wusste ich, was ich mit ihm später genau anfangen möchte. Ich habe Pädagogik gewählt, weil ich mich dann noch später entscheiden kann, in welche Richtung ich gehe, und weil das Fach etwas mit Menschen zu tun hat."

Anna bewirbt sich nach ihrem Entschluss an verschiedenen Pädagogischen Hochschulen im ganzen Bundesgebiet und erhält mehrere Zusagen. Sie entscheidet sich für die Pädagogische Hochschule in Freiburg und beginnt dort im WS 96/97 ihr Pädagogikstudium. Bezüglich ihres Entschlusses die Heimatstadt und das Elternhaus zu verlassen sagt sie folgendes: "Ich bin nicht von zu Hause weggegangen, weil es dort schrecklich gewesen ist, im Gegenteil. Aber irgendwann muss man den Sprung in das kalte Wasser wagen und alleine leben. Ich glaube, dass man daran nicht zugrunde geht, sondern wächst. Ich wollte nicht so lange warten wie mein Bruder, der erst jetzt nach seinem ersten juristischen Staatsexamen ausgezogen ist."

Ihre ersten beiden Semester schildert sie als Zeit der Neuorientierung und der persönlichen Umstellung auf die veränderte Lebenssituation. Anna bezieht zunächst zur Zwischenmiete die Wohnung eines Mannes, der sich im Ausland aufhält. Sie wohnt das erste Mal in ihrem Leben ganz allein und fühlt sich oft ein-

sam und traurig, insbesondere vermisst sie ihre Eltern nach denen sie Heimweh hat: *“Und dann habe ich mir immer gesagt, du allein wolltest es doch so. Du willst dich doch nur abnabeln im Sinne von selbständig werden und nicht im Sinne von nichts mehr von deinen Eltern wissen wollen.”* In dieser Zeit schreibt sie intensiv Tagebuch und fährt fast jedes Wochenende nach Hause.

Nach einem halben Jahr bewirbt sich Anna um ein Zimmer im Studentenwohnheim. Zu Anfang des dritten Semesters kann sie endlich das Zimmer, in dem sie heute wohnt, beziehen. Das Leben in der Wohngemeinschaft empfindet sie nach einem Jahr des *“Alleinseins”* als Wohltat und hilfreich den Ablösungsprozess weiter voranzutreiben. Mit ihren Mitbewohnern versteht sie sich gut. Sie lebt gerne mit ihnen zusammen und fühlt sich wesentlich besser als noch vor einem Jahr. Sie fährt nur noch ab und zu zum Wäsche waschen nach Hause...

Nachdem Anna quasi 1.5 Stunden frei erzählt hatte, endete an dieser Stelle der narrative Teil unseres Gesprächs. In den nächsten 2 Stunden befragte ich Anna gezielt nach zentralen Themen. Im folgenden habe ich unser weiteres Gespräch zusammengefasst.

(3) Biographie – explorativer Teil (chronologisch)

Pädagogikstudium versus Schauspielerausbildung

Seitdem Anna im dritten Semester an einem intensiven Schauspielkurs teilgenommen hat, weiß sie, dass sie eigentlich lieber Schauspielerin werden möchte als Pädagogin: *“Wenn ich einen Platz an einer staatlichen Schauspielschule bekommen hätte, hätte mich hier nichts mehr gehalten.”* Anna erzählt, dass sie in der letzten Zeit bei drei Schauspielschulen vorgesprochen hat, jedoch von keiner der Schulen angenommen wurde. In ihr Vorhaben Schauspielerin zu werden, hat sie anfänglich nur ihren Bruder eingeweiht: *“Meine Eltern wissen nicht, was es bedeutet. Sie nehmen mich nicht ernst in meinem Wunsch. Ich hatte mehr Angst vor dem Satz: Na gut, dann mach´s halt mal, als dass sie ausrasten würden. Mein Bruder war der erste, der an mich geglaubt hat.”* Wiederum ist es ihr Bruder Thomas, der sie vom Bahnhof abholt, als sie von ihrem ersten Vorsprechen aus Berlin in Mainz mit dem Zug eintrifft. Ihre Eltern denken derweil, dass sie aus Freiburg kommen würde: *“Ich war damals total erschöpft. Als ich nach Hause kam, habe ich dann munter weiter gespielt und über das Freiburger Wetter geredet, so als würde ich es selbst nicht nur aus den Nachrichten kennen. Das war wahnsinnig anstrengend.”* Bevor sie zu ihrem vorläufig letzten Vorsprechen nach Leipzig fährt, teilt sie schließlich auch ihren Eltern ihre Bemühungen um einen Ausbildungsplatz in einer Schauspielschule mit: *“Meine Mutter wollte gleich mit mir mitfahren. Ich habe ihr daraufhin gesagt, dass das kein Familienausflug ist.”* Anna erzählt weiterhin, dass in ihrer Familie bisher noch niemand im künstlerischen Bereich gearbeitet hat: *“Mein Vater hat gesagt, dass er das niemals gekonnt hätte, sich im Rampen-*

licht auf eine Bühne zu stellen.“ Kurze Zeit später räumt sie aber ein: “Dafür kann meine Oma gut schauspielern, im Leben. Und mein Onkel Winnie (älterer Bruder der Mutter) war auch ein guter Schauspieler, nicht im Sinne von falsch, sondern im Sinne von Gute-Geschichten-erzählen-können. Vielleicht habe ich das Künstlerische ja von ihnen...” (Anna hat auf einmal Tränen in den Augen und sagt, dass sie über den Tod ihres Onkels nicht erzählen möchte, weil sie sonst weinen müsste. Ich habe daraufhin spontan den Rekorder ausgestellt.).

Beziehung zum Onkel

Nach einer Pause, in der wir schweigend nebeneinander auf dem Bett sitzen, fängt sie plötzlich von sich aus an, davon zu erzählen, dass ihr Onkel 1994 im Alter von 51 Jahren auf dem Weg von seiner Arbeitsstelle nach Hause auf der Straße einen “unwürdigen Tod” gestorben sei. Sein Tod war eine “Verkettung unglücklicher Umstände.” Anna merkt an, dass er heute noch am Leben sein könnte, wenn man ihm rechtzeitig geholfen hätte. Letztlich starb er an den Folgen einer Gehirnblutung, die er sich aufgrund eines Sturzes zugezogen hatte. Warum er jedoch stürzte, so Anna, sei bis heute unklar.

Ihr Onkel arbeitete bei der Lufthansa in der Sicherheitsüberwachung: “Er war ein weltoffener, unabhängiger, herzenguter Mensch, einer, dem man einfach nichts nachsagen konnte. Wenn der irgendwo dazukam war das nie unangenehm, weil er so lustig war und mit den witzigen Geschichten aus seinem Leben immer alle zum Lachen brachte.” Weiterhin fügt sie an, dass er trotzdem nie verheiratet war und keine eigenen Kinder hatte: “Er hatte Lebensabschnittsgefährtingen”, und dass er ihre Familie oft besucht hat: “Wir waren seine Ersatzfamilie.”

Sinnfrage

Nachdem sich Anna wieder etwas gefangen hat, stelle ich den Rekorder erneut an, und wir führen unser Gespräch über das Thema Tod auf einer allgemeinen, abstrakten Ebene fort: “Es ist komisch, so kompakt über sein Leben zu erzählen. Normalerweise schreiben die Leute ihre Biographien erst kurz vor ihrem Tod, dann, wenn sie meinen, dass ihr Leben komplett ist und nichts mehr dazukommt.” Anna vertritt die Ansicht, dass Menschen insbesondere dann über ihr Leben nachdenken würden, wenn sie wüssten, dass sie bald sterben müssen. Grundsätzlich versteht sie den Tod als eine für alle Menschen letztlich unfassbare, nicht-begreifbare Begebenheit: “Natürlich sagt man sich, dass neue Leute kommen und andere dafür sterben müssen usw. Und man sagt sich, das Leben geht weiter, wenn ein dir nahestehender Mensch stirbt, und versuche damit fertig zu werden, und dich gegen das Vergessen zu wehren. Was den eigenen Tod anbetrifft, sage ich mir immer, dass man darüber nicht nachdenken braucht, ob man Angst vor dem Tod hat oder nicht. Wenn er plötzlich eintritt, passiert alles ganz schnell und wenn man krank wird, kann man dann immer noch über ihn

nachdenken.” Daraufhin frage ich Anna, ob sie schon einmal in einer Situation war, in der sie an ihren Tod gedacht hat, woraufhin sie antwortet, dass sie während der Computertomographie nach ihrem ersten Anfall an das Sterben gedacht hätte: “Da habe ich mich gefragt: Wer kommt zu deiner Beerdigung? Im Ernst, da siehst du nur noch schwarz- weiß und du denkst, jetzt entscheidet es sich für dich: Leben oder Tod. Das war auch ein Moment, in dem ich mit Gott gesprochen habe, obwohl ich das eigentlich gar nicht wollte und ihn darum gebeten habe, dass die Ärzte keinen Gehirntumor diagnostizieren. (sie stockt) Ja, und dann kam irgendwann die Diagnose, dass ich keinen Tumor habe... was soviel heißt, dass es sich bei meinen Anfällen höchstwahrscheinlich um eine genuine und nicht um eine symptomatische Form der Epilepsie handelt.”

Krankheit

Anna erzählt, dass Ärzte, wenn sie von Epilepsie sprechen, immer von einem Leiden und nicht von einer Krankheit reden: “Sie tun das, um auszudrücken, dass du eine Krankheit irgendwann los bist, ein Leiden aber nicht. Ich selbst sage dazu nicht Leiden sondern Krankheit, weil auch ein Leiden begrenzt ist.”

Im folgenden frage ich Anna nach den näheren Umständen ihres ersten Anfalls. Ihren ersten Anfall hatte sie vor 30 Leuten während des Religionsunterrichtes in der elften Klasse. Anna erinnert ihren ersten Anfall wie einen Traum: “Du wachst mitten am Tag auf und guckst in Gesichter in denen Entsetzten geschrieben steht. Irgendwann merkst du, dass du der Grund dafür bist. Dann fragst du was los ist, und die anderen sagen dir was du gemacht hast, weil du es selber nicht weißt. Schließlich erzählen sie dir dann etwas, wovon du denkst, dass das mit dir überhaupt nichts zu tun hat. Obwohl du weiterhin fest davon überzeugt bist, dass du nichts dafür kannst, musst du bald akzeptieren, dass es trotzdem etwas sehr Persönliches ist, was dir widerfahren ist, etwas, was mit dir zu tun hat, denn schließlich wirst du von den Rettungssanitätern abtransportiert.” Als das Interessanteste an ihrer Krankheit empfindet Anna die Tatsache, dass “man soweit aus sich herausgeht.” Anna erzählt im folgenden, dass die Leute früher geglaubt hätten, dass in Epileptikern ein Dämon ist: “Was stimmt ist, dass in einem Kräfte aktiviert werden, die man selbst nicht bewusst hervorruft. Während eines Krampfes hast du die größte Muskelkraft überhaupt. Alle Muskeln sind maximal angespannt, weswegen du nachher auch überall Muskelkater hast. Natürlich kann man in solchen Momenten zu dir sagen, dass nichts mehr von dir übrig ist, sondern statt dessen ein völlig anderer in dir ist, der um sich schlägt und ausrastet.”

Schließlich frage ich sie danach, was sich seit ihrer Krankheit alles verändert hat: “Seitdem bin ich nicht Hopfen und nicht Malz.” Damit bringt sie zum Ausdruck, dass sie sich weder als Epileptikerin, noch als ein gesunder Mensch wahrnimmt: “eher wie ein Mischling”. Anna verdeutlicht das an einem Beispiel.

Sie erzählt, dass sie manchmal morgens ihre Tabletten schluckt und tagsüber völlig vergisst, dass sie Epileptikerin ist. Ein epileptischer Anfall nage, so Anna, dann jedoch wieder an diesem Selbstbild. Als eine weitere Veränderung fügt sie eine Veränderung ihres Denkens an: "Ich rede zum Beispiel nicht mehr einfach nur etwas so daher, wie ich es früher getan habe und urteile vorschnell über andere Menschen. Früher habe ich ständig gesagt: Person XYZ ist so und so und habe die Person, wenn ich vermeintliche Mängel festzustellen glaubte, abgelehnt. Im Grunde habe ich damit die ganze Zeit gesagt, der ist gut und der ist schlecht." Anna versucht deutlich zu machen, dass sie sich seit ihrer Krankheit, neben dem wie Menschen sind, vor allen Dingen dafür interessiert, warum Menschen so sind wie sie sind: "Und wenn du das weißt, fällt es dir wesentlich schwerer andere abzulehnen."

Anna erzählt weiterhin, dass sie sich nach dem ersten Anfall erst einmal zurückgezogen habe und nicht mehr so sehr auffallen statt dessen lieber beobachten wollte: "Das ist natürlich nicht das Schlechteste für die Schauspieler: im Gegenteil. Robert, mein Schauspiellehrer, hat einmal zu mir während des Schauspielkurses gesagt, dass ich den Schauspielkurs machen würde, weil ich wieder bewusst die Aufmerksamkeit haben will, nachdem ich durch meine Anfälle die Aufmerksamkeit ja mehr oder weniger unfreiwillig auf mich gezogen habe. Er meinte, dass ich mit meiner Schauspielerei sagen will: Guckt mich an, ich bin ganz normal. Man sieht es mir nicht an, dass ich Epilepsie habe. Ich kann schauspielern."

Im folgenden frage ich Anna danach, was sie denkt, warum sie Schauspielerin werden möchte.

Individuelles Daseinsthema

"Ich muss früher einmal mit meiner Mutter in der Stadt gewesen sein, und einen Bettler in der Fußgängerzone gesehen haben. Ich wusste damals noch nicht genau, was ein Bettler eigentlich ist und da habe ich zu meiner Mutter gesagt, dass ich fände, dass er es gut hat, den ganzen Tag einfach nur dazusitzen und Leute zu beobachten."

Anna schildert weiterhin, dass sie ihr ganzes Leben genau diese "Freude am Menschen" empfunden hat: "Mich interessieren Teile von Menschen, ihre Bewegungen, wie sie rauchen wenn sie sich unbeobachtet fühlen und wie, wenn sie in Gesellschaft sind. Anna versucht ferner zu verdeutlichen, dass alle Menschen Theater in dem Sinne spielen, dass sie sich bewusst anders verhalten, wenn sie mit anderen Menschen zusammen sind: "Das heißt sie passen ihr Verhalten der Situation an. Das ist Anpassung, aber nicht Schauspielerei." Anna verdeutlicht, dass Menschen für andere Menschen immer ihr eigenes Selbst verkörpern: "Sich-selbst-spielen geht nicht, denn wenn du das bist, was du spielst, spielst du im Grunde nicht, sondern stellst dich selbst dar." Demgegenüber versteht sie

Menschen die "Sich-selbst-anders-spielen" als Schauspieler. Für Anna ist ein Schauspieler dann gut, "wenn er in den Augen der anderen wahrhaftig und glaubhaft ist." Dann, so Anna, "nehmen die anderen ihm das gespielte, fremde Selbst als sein eigenes Selbst ab." Einerseits führt sie weiterhin aus, gebe ihm das Befriedigung, denn nur dann könne er von sich selbst sagen, dass er ein guter Schauspieler sei. Andererseits mache ihn das gleichzeitig traurig, weil er wüsste, dass niemand weiß, wie er wirklich ist: "Er scheint in der Gegenwart der anderen er selbst zu sein, obwohl er es gar nicht ist. Für den Schauspieler ist das absolut paradox und selbstentfremdend."

Schließlich räumt sie aber ein, dass "es dir nur so geht, wenn du als guter Schauspieler gezwungen bist, im Leben zu spielen, weil du z. B. keine andere Bühne hast (grinst). Zum Glück sind die meisten Menschen ohne Bühnenerfahrung schlechte Schauspieler und man merkt ihnen an, dass sie im Sinne von Sich-Verstellen schauspielern. Für die liegt ihr Problem eher darin, dass alle ihr eigenes Selbst erkennen und niemand ihnen so recht abnimmt, dass sie der nicht sind, der sie gerne wären."

Im folgenden frage ich Anna, wie es für sie ist, wenn sie auf einer Bühne steht, und welche Rollen sie besonders gerne spielt: "Das schönste an der Bühne ist, dass allen eindeutig klar ist, dass du nicht dich selbst spielst, sondern eine andere Person darstellst. Es ist aber nicht so, dass du auf der Bühne das lebst, was du überhaupt nicht bist oder das, was du dich nicht zu sein traust. Der Unterschied ist nur der, dass das Publikum nicht weiß, wie viel du von dir selbst gibst. Die Leute fragen sich: Ist die auch im Leben ein lustiger Mensch?"

Überhaupt scheint sie insbesondere lustige Rollen zu mögen: "Wenn Menschen lachen bedeutet das, dass sie dir positive Resonanz auf das, was du vor ihnen tust, entgegenbringen. Lachen ist ein Sympathiebeweis. Da musst du selbst einmal drauf achten: Wenn die Leute über dich lachen, sind sie dir meistens gut gesonnen. Deswegen spiele ich auch am liebsten in Stücken von Goldoni zum Beispiel in der Mirandolina. (sie macht eine typisch italienische Handbewegung und spricht auf einmal mit italienischem Akzent) "Die at italieänisches temperamente !!"

Selbstbild– Fremdbild

Ich lache, woraufhin sie sagt: "Bin ich nicht lustig? Weißt du mit den Eigenschaften ist das bei mir so; ich kann lustig sein, wenn ich lustig sein will. Ich bin da sehr flexibel. Für Leute die mich nicht kennen, bin ich abgeklärt, kontrolliert und ruhig, so als würde ich immer alles überschauen und nie die Nerven verlieren, eben vollkommen unhysterisch. Aber für Leute die mich kennen, bin ich auch temperamentvoll und aufbrausend. Ich werde auch immer ein paar Jahre älter geschätzt, als ich eigentlich bin. Das hat nichts mit meiner Frisur zu tun oder meiner Kleidung. Ich glaube, ich bin in vielen Sachen meinem Alter wirk-

lich etwas voraus. Vielleicht hat das auch damit zu tun, dass ich einen älteren Bruder hatte, der mich immer mitgezogen hat .”

Beziehung zum Bruder

Anna beschreibt die Beziehung zu ihrem älteren Bruder durchgängig als besonders innig: *“Da haben meine Eltern etwas richtig gemacht.”* Einerseits nimmt sie Thomas als ähnlich wahr: *“Wir sehen etwas und denken das gleiche. Es ist uns schon oft passiert, dass wir im gleichen Moment das Gleiche sagen wollten. Das ist manchmal richtig unheimlich, wie ähnlich wir uns in unserem Denken sind.”* Andererseits betont sie ihre Verschiedenheit indem sie sagt: *“Zusammen wären wir der perfekte Mensch.”* Anna schwankt in ihren Schilderungen zwischen einer Vorstellung von Komplementarität bzw. Identität ihrer Personen.

Beziehung zu den Eltern

“Was ich im nachhinein an meinen Eltern gut finde, ist die Art und Weise wie sie meinen Bruder und mich erzogen haben. Sie haben uns mit ihrem gesunden Menschenverstand erzogen und versucht, uns Verantwortungsgefühl und Bescheidenheit zu vermitteln. Dabei hattest du immer das Gefühl, es gut zu haben. Ich habe zum Beispiel nie gedacht, dass meine Eltern ungerecht sind und meinen älteren Bruder bevorzugen. Du wusstest immer ganz genau, woran du bist. Es gab natürlich strenge und weniger strenge Jahre. Als wir noch kleiner waren, gab es in unserer Familie vor Weihnachten immer eine Art Spiel. Wenn du zum Beispiel im Garten geholfen hattest, bekamst du dafür einen roten Punkt und damit ein Weihnachtsgeschenk mehr. Wenn du dich hingegen daneben benommen hattest, bekamst du dafür einen schwarzen Punkt und damit ein Geschenk weniger. Die Punkte wurden dann vor Weihnachten verrechnet, und meistens hattest du mehr schwarze Punkte. Mir ist erst im Pädagogikstudium bewusst geworden, dass das Spiel im Grunde ein Belohnungssystem war.”

Annas Überlegungen bezüglich des Erziehungsverhaltens ihrer Eltern münden schließlich in eine Reflexion über ihre Eltern.

Mutter: *“Meine Mutter hatte immer Zeit und wenn sie einmal keine hatte, hat sie immer gesagt: Jetzt habe ich keine Zeit, aber heute Abend. Meine Mutter ist immer für das Praktische da gewesen: Arzttermine vereinbaren, Telefonate führen, Kinder abholen usw. Ich habe mich immer mehr zu ihr hingezogen gefühlt, als zu meinem Vater. Ich sehe auch so aus wie sie, bin aber eher wie mein Vater. Aber eigentlich bin ich ein Zwischenmensch.”*

Vater: *“Mein Vater ist nicht so gesprächig wie meine Mutter, er ist eher naturwissenschaftlich-physikalisch und nicht so für das Praktische. Arzttermine lässt er lieber von meiner Mutter machen. Er kann einfach nicht so gut telefonieren wie meine Mutter. Dafür kann er aber alles erklären, wesentlich besser als sie.*

Er kann zum Beispiel reden halten, was meine Mutter nicht kann. Es macht ihm nichts aus, aufzustehen und einfach drauf los zu reden.”

Abschließend frage ich Anna danach, was sie sich für ihr weiteres Leben wünscht und spontan antwortet sie:

“An erster Stelle wünsche ich mir weiterhin gesund zu bleiben.”

(4) Methoden- (ablaufs-)kritische Reflexion

In den Erhebungsbedingungen (siehe unter 1.) habe ich versucht, Annas und meine vorherige Beziehung etwas näher zu charakterisieren. Es sollte dadurch deutlich werden, dass wir uns seit zwei Jahren kennen und mittlerweile auch vertraut sind, jedoch niemals miteinander über Annas Krankheit explizit gesprochen hatten. Natürlich hatte ich bis zu unserem Gespräch längst akzeptiert, dass sie mit mir darüber nicht sprechen möchte, zumal ich immer das Gefühl hatte, dass wir uns darüber ohne Worte verständigt hatten. Als ich sie jedoch nach dem Theaterbesuch gefragt hatte, ob sie mir ihre Biographie erzählen möchte, und sie spontan zugestimmt hatte, hatte ich andererseits insgeheim gehofft, dass damit der Moment gekommen sei, dass sie von sich aus darüber zu erzählen beginnt. Als sie mir jedoch 1,5 Stunden lang ihr Leben erzählt hatte, ohne auf ihre Krankheit zu sprechen zu kommen, war ich darüber verwundert und in meinen Erwartungen enttäuscht. Aufgrund dessen war ich im explorativen Teil zunächst verunsichert, inwieweit ich Anna von mir aus auf das Thema ansprechen sollte. Erst nachdem unser Gespräch mehr oder wenig zufällig auf das Thema Onkel gekommen war, hatte ich das Gefühl, dass von da an zwischen uns die Hemmschwelle aufgehört hatte, über emotional belastende Themen zu sprechen. Danach hatte ich jedenfalls den Eindruck, dass Annas Erzählungen an Tiefe gewonnen hatten, und dass sie mir mehr Vertrauen entgegenbrachte. Was mir außerdem während unseres Gespräches aufgefallen ist, ist die Tatsache, dass es Anna wesentlich leichter zu fallen schien, über sich zu sprechen, wenn der Rekorder unser Gespräch nicht aufnahm. Erst nachdem ich den Rekorder ausgeschaltet hatte, fing sie beispielsweise an, über ihre Beziehung zu ihrem Onkel zu sprechen. Vielleicht ist das auch in Zusammenhang mit ihrer Äußerung zu sehen, dass es für sie komisch sei, ihr Leben auf einem Band festzuhalten (eine Biographie schreibt man eigentlich immer erst kurz vor dem Tod...). Möglicherweise resultierte ihre Ablehnung insgeheim aus der Tatsache, dass wir unser Gespräch nach einem Theaterstück verabredet hatten, in dem ja tatsächlich ein Mensch, nachdem er sein “letztes Band” aufgenommen hat, aus dem Leben scheidet.

(5) Nachdenken über Anna

“Sieh darum ist es so schwer, sich selbst zu wählen, weil in dieser Wahl die absolute Isolation mit der tiefsten Kontinuität identisch ist, weil durch sie jede

Möglichkeit, etwas anderes zu werden, vielmehr sich in etwas anderes umzu-dichten, unbedingt ausgeschlossen wird.“

“-: indem die Leidenschaft der Freiheit in ihm erwacht (und sie erwacht in der Wahl, wie sie sich in der Wahl selber voraussetzt), wählt er sich selbst und kämpft um diesen Besitz als um seine Seligkeit, und das ist seine Seligkeit.“ (Sören Kierkegaard “Entweder-Oder.”)

Annas Geschichte erzählt, so habe ich sie jedenfalls verstanden, von einem jungen, behütet aufgewachsenen Menschen, dessen relativ unauffälliges Leben (siehe narrativer Teil) durch eine Krankheit ungewollt auffällig wird. Die Krankheit lässt ihn in der Folge, dass bewusste Gefühl verlieren, eine persönliche Identität zu besitzen, weil sie ihm die Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und die damit verbundene Wahrnehmung nimmt, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen (Erikson, 1976). “Wachgerüttelt” durch diesen tragischen Verlust, muss dieser Mensch daraufhin lernen, sich selbst zu wählen und dieses Selbst zu verteidigen.

Selbst-Wahl: Annas Selbst-Wahl stellt sich aufgrund ihrer Epilepsie und der damit einhergehenden Gefühle der Selbstentfremdung (“man geht völlig aus sich heraus”) als eine besonders schwierige Aufgabe dar. In ihren Ausführungen wird deutlich, dass sie sich weder als Epileptikerin noch als gesunder Mensch begreift (s.o.). Die Idee weder “Hopfen noch Malz” zu sein, eher ein “Mischling” macht sich auch an anderen Stellen im Gespräch bemerkbar. So ist sie sich auch nicht darüber sicher, ob sie nun eher wie ihr Vater bzw. ihre Mutter ist. Anna “sieht aus wie die Mutter, ist jedoch wie der Vater, aber eigentlich ist sie ein Zwischenmensch”. Ebenso wenig funktioniert ihre Identifikation mit dem Bruder völlig reibungslos. Wie bereits weiter oben angemerkt, erschien sie mir an manchen Stellen völlig in ihrem Bruder aufzugehen, an anderen Stellen sagt sie jedoch wiederum: “Zusammen wären wir der perfekte Mensch.” Möglicherweise rührt diese Unsicherheit auch daher, dass bei ihrem Bruder Thomas, so Anna, das Potential zur Epilepsie zwar mittels EEG ebenfalls festgestellt wurde, dieses jedoch nicht den erforderlichen Schwellenwert überschreitet, der für einen epileptischen Anfall notwendig ist. Wiederum scheint es also ihre Epilepsie zu sein, die der Identifikation mit ihrem Bruder im Wege steht. In diesem Sinne interpretiere ich auch ihren “Wunsch weiterhin gesund zu bleiben” als einen Versuch, ihre Epilepsie als nicht zu ihr gehörig hinzustellen.

Für diese Interpretation spricht sicherlich auch die Tatsache, dass Anna, obwohl wir uns bereits zwei Jahre kannten, mit mir vor unserem Gespräch niemals bzw. nicht persönlich über das Thema Epilepsie gesprochen hatte. In die gleiche Richtung der Interpretation geht auch die Tatsache, dass an der PH ebenfalls niemand weiß, dass Anna Epileptikerin ist, und dass sie ihre Mitbewohner ebenfalls erst in der letzten Zeit in ihre Krankheit eingeweiht hat.

Andererseits spricht nach meiner Meinung mindestens genauso viel dafür, dass

sie auf gutem Wege ist, sich selbst als Epileptikerin zu wählen. Ihre beachtlichen, persönlichen Anstrengungen Schauspielerin zu werden, verstehe ich nicht als einen Versuch, sich zumindest auf der Bühne in eine andere Person umzudichten, sondern als einen Versuch der Selbst-Verteidigung (vgl. Annas Ausführungen zur Schauspielerei).

Selbst-Verteidigung: *Um diese Ansicht weiter zu verdeutlichen, möchte ich ein Zitat aus dem Buch "Psychologie der Selbstdarstellung" (Mummendey, 1995, S. 34) anbringen, weil dieser Sachverhalt nicht treffender ausgedrückt werden kann:*

"Was ein Schauspieler darstellt, seine Rolle und die im Rahmen dieser Rolle dargestellte Person und ihr Charakter, verdient zunächst scheinbar nicht die Bezeichnung Selbstdarstellung. Man könnte nämlich annehmen, die Darstellung einer bestimmten Figur in einem Schauspiel, Musik- oder Tanztheaterstück sei eben gerade keine Selbstdarstellung, sondern die Darstellung eines anderen Charakters oder einer fremden Person. Die Kunst des Schauspielers, so könnte man meinen, bestehe gerade darin, sich zu verstellen, und zwar in der Weise, dass er eine ganz andere Person, die gerade nicht er selbst sei, überzeugend darstelle. Dies mag gelegentlich so sein. Sehr oft wird es sich jedoch so verhalten, dass bereits die Vergabe einer Rolle an einen Schauspieler und damit an eine ganz bestimmte Person so etwas wie eine besondere Affinität von Person und Rolle voraussetzt oder aber schafft. Die Kunst des Schauspielers wird zumeist nicht darin zum Ausdruck kommen, eine für ihn fremdartige Rolle getreu auszufüllen, sondern sie wird oft darin bestehen, dass er die Rolle mit seiner persönlichen Art und Weise, die darzustellende Person zu interpretieren, erfüllt und sich selbst ein Stück weit enthüllt (vgl. hierzu Max Reinhardt, 1974)."

Da sich in unserem Gespräch also sowohl "Indizien" für als auch gegen Annas Selbst-Wahl und Selbst-Verteidigung als Epileptikerin finden lassen, verstehe ich diesen Prozess als im Grunde noch nicht endgültig abgeschlossen bzw. entschieden. Diese Vermutung scheint mir insbesondere ihre starke emotionale Reaktion auf das Schicksal ihres Onkels Winnie zu belegen. Da ich es anfänglich als merkwürdig empfunden habe, dass Anna gerade bei diesem Thema fast angefangen hat zu weinen und nicht, als sie über ihre Epilepsie spricht, habe ich insbesondere darüber intensiv nachgedacht. Festzuhalten ist zum einen, dass ihr Onkel der vier Jahre ältere Bruder ihrer Mutter ist, sich also im Grunde zwischen ihrem Onkel und ihrer Mutter eine ähnliche Situation darstellt wie zwischen Anna und ihrem Bruder Thomas. Letztlich kam es mir jedoch nicht so vor, als hätte Anna stellvertretend um den möglichen Tod ihres Bruders geweint. Dann fiel mir auf, dass die Art und Weise wie sie ihren Onkel beschrieben hat, (vgl. Beziehung zum Onkel) und die Tatsache, dass sie ihn für einen guten Schauspieler im Leben hält, möglicherweise dafür sprechen, dass ihr Onkel ein Identifikationsobjekt, wenn auch ein verlorenes, darstellt. Annas Schilderungen ihres Onkels als einen

Menschen, der seine Umwelt zeitlebens versuchte aufzuheitern, der aber gleichsam allein und vielleicht auch einsam war, erinnern mich an das Clown-Motiv, welches ich von Anna kenne, die ja auch insbesondere lustige Rollen mag: "Ich bin ein Clown und sammle Augenblicke," ist ein Spruch, der an ihrer Wand hängt. Möglicherweise hat "der unwürdige Tod" ihres Onkels auf der Straße Assoziationen mit ihren Anfällen hervorgerufen, die ja gleichfalls vollkommen öffentlich waren. Wenn diese Theorie stimmen sollte, könnte man daraus schließen, dass Anna offensichtlich noch an ihrer Selbst-Wahl als Epileptikerin arbeitet.

Abschließend möchte ich noch ein paar Worte zu meinem Gesamteindruck von Anna sagen. Annas Auseinandersetzung mit ihrer Krankheit lässt sich als ein akzeptierender, auf innere Veränderung zielender Reaktionsstil charakterisieren (Thomae, 1996).

Ihre dominante Reaktionsform ist das Akzeptieren der eigenen Situation: "Das Leben ist genau wie die Krankheit, weil es auch ein Geschenk ist. Du kannst nichts dafür, du bekommst es, und du nimmst es an." Als weitere Reaktionsformen lassen sich das Nachdenken über sich selbst (das ganze Gespräch ist im Grunde eher ein Gespräch darüber, wie Anna momentan ist, als dass es ihr vergangenes Leben reflektiert), sowie die Identifikation mit Zielen und Schicksalen anderer ausmachen (z. B. Bruder, Onkel etc.).

Anna erlebt ihre Situation als wenig veränderbar. Oftmals sagt sie in unserem Gespräch, Sätze wie: "Man muss das beste daraus machen." Auch erzählt sie wenig von konkreten Zukunftsplänen und zeigt eher eine neutrale Einstellung zur Zukunft. Ihr scheint es eher darum zu gehen, noch verbliebene Chancen und Möglichkeiten aufzugreifen als um ihre Existenz zu ringen.

Die Einsichten, welche Anna durch das Nachdenken über sich selbst über das Selbst gewonnen hat, empfinde ich als äußerst beachtlich. Ihre Fähigkeit, sich selbst zum Objekt ihrer Erkenntnis zu machen, zeichnet sie in meinen Augen besonders aus. Ich halte sie aber nicht nur für ausgesprochen sensibel für sich selbst, sondern insbesondere auch für ihre Umwelt. Wenn man bedenkt, dass Anna bisher noch keine Therapie gemacht hat und bisher versucht hat, ihre Krankheit alleine zu bewältigen, empfinde ich das, was sie für sich erreicht hat, als große Leistung. Ich denke, dass sie aufgrund ihrer Bewusstheit auch weiterhin ihren Weg gehen wird, egal ob als Schauspielerin oder als Pädagogin.

5.6 Kommentar zum Beispiel

Diese Biographik ist der unveränderte Text einer Hausarbeit, die zur "Übung Biographische Methodik" für Studierende im zweiten Fachsemester der Psychologie entstanden ist. Eine weitere Biographie befindet sich im Anhang dieses

Buches. Diese Arbeiten sind in mehreren Hinsichten vorbildlich. Sie können zu weitergehenden Interpretationen, zu kritischen Auseinandersetzungen und zu eigenen biographischen Versuchen anregen.

Die *Biographie Annas* schildert ausführlich die Erhebungsbedingungen, enthält lange narrative und explorative Teile und gibt einen methodenkritischen Rückblick. Der Interpretationsansatz ist psychologisch differenziert und sensibel geschrieben. Die Biographie wirkt authentisch.

Dem Plenum lagen zunächst nur die Teile 1 bis 4 vor, d. h. das biographische Material mit den methodenkritischen Bemerkungen, aber ohne den Interpretationsansatz, der ebenfalls zu dieser Hausaufgabe gehört. Die Diskussion befasste sich hauptsächlich mit der Krankheit und dem Berufswunsch Annas, denn dies sind die dominierenden Inhalte. Der Krankheitsbeginn ist das kritische Lebensereignis, mit dem sich Anna auseinandersetzt, wovon sie aber anderen nur zögernd mitteilt. Hier schloss sich die Frage an, ob sich dieses Leiden auf ihre Berufstätigkeit auswirken könnte. Ist ihr Berufswunsch, den sie als zentralen Lebensplan darstellt, überhaupt realistisch?

Die wichtige Rolle des Onkels wurde hervorgehoben. Der Hinweis auf seinen "unwürdigen" Tod regte im Plenum verschiedene Vermutungen an. Die Rückfragen ergaben jedoch, zu dem auch hier in der Öffentlichkeit erlittenen körperlichen Zusammenbruch, keine zusätzlichen situativen oder biographischen Erinnerungen.

Die Themen Berufswunsch und Krankheit sind hier so dominierend, dass andere Lebensbereiche etwas blass bleiben, z. B. die Beziehungen zu Freunden, die emotionalen Bindungen an die Eltern, die Motive für die Reisen und die Reiseerfahrungen. Einerseits können sich die Leser Anna in ihren zentralen Themen sehr gut vorstellen; andererseits bleibt sie in vieler Hinsicht weniger anschaulich: ihr Aussehen, typische Verhaltensweisen, ihr Umgangsstil, ihre Stimmungslage und Emotionalität.

Der Interpretationsansatz konzentrierte sich auf die genannten Themen, die ja auch als Entwicklungsaufgaben zu verstehen sind, und arbeitete die tiefreichende Zwiespältigkeit (das Entweder-Oder) heraus. Als theoretische Konzepte verwendet die Verfasserin u. a. Begriffe von Erikson (1976, 1977) für die Identitätsentwicklung und Kategorien von Thomae für Daseinsthemen und Reaktionsformen. Sie gebraucht diese Konzepte selektiv, um diese Biographie zu gestalten. Annas autobiographische Erzählung weist bewusst – offenkundiger als in vielen anderen Beispielen – viele Anteile einer Selbstdarstellung auf. Dieser Grundzug steht in einem besonderen Spannungsverhältnis zur Schauspielerei. Diese Perspektiven erschweren die Interpretation, sind aber auch anregend als Herausforderungen an die psychologische Biographik.

Der Interpretationsansatz der Verfasserin und einige Aspekte der Diskussion wurden mit Anna besprochen und fanden deren weitgehende Zustimmung. Einzelheiten dieses Gesprächs wurden nicht protokolliert

Die biographische Analyse könnte noch gewinnen, wenn sie zu weiteren Bereichen und Themen ausführlicher und in der Exploration systematischer angelegt würde. Dazu wäre es nötig, den zeitlich schon sehr umfangreichen explorativen Teil entsprechend zu verlängern. Gerade in diesem Fall wäre ein zweiter Termin sehr wünschenswert. Außerdem könnten auch formale Analysen von Hervorhebungen und sprachlichen Merkmalen versucht werden. Die vorliegende Interpretation würde aber durch solche Systematisierungen und Nachträge – soweit überhaupt möglich – viel von ihrem spontanen und sehr geschlossenen Eindruck verlieren.

5.7 Kommentar zur Methodik

Der Umfang der Biographik hängt von der Ergiebigkeit des Gesprächs, der Breite der Exploration und der Gründlichkeit der Interpretation ab. Wenn das empfohlene Tonbandprotokoll vorliegt, wird für die schriftliche Darstellung sehr stark ausgewählt werden müssen, da ein *vollständiges* Verbatim-Protokoll hier nicht angebracht ist. In wissenschaftlichen Arbeiten werden dafür bestimmte Regeln der Transskription festgelegt werden, z. B. hinsichtlich Interpunktion, Pausen, Versprechen, unverständlichen Stellen usw. Eine kurze Einführung in Transskriptionsregeln gaben u. a. Edwards & Lampert (1993), Fuchs-Heinritz (2000, S. 271), Mergenthaler (1984) und Wengraf (2001).

Hier sind auch paraverbale (paralinguistische) Merkmale zu erwähnen, z. B. “hm” und “oh”, Lachen, Aufstöhnen, beschleunigte oder stockende Sprache, Unterbrechungen und Pausen. Der mimische, gestische und stimmliche Ausdruck sind non-verbale Merkmale der Kommunikation und geben u. U. Hinweise auf die emotionale Beteiligung des Interviewten. Die ausdruckskundliche Forschung hat jedoch insgesamt ergeben, dass solche Merkmale nur sehr vorsichtig interpretiert werden dürfen, da es keine einfachen und direkten Bedeutungen gibt (Forgas, 1999).

Eine technisch genaue Transskription wird also im Vergleich zu einem Tonbandprotokoll immer noch einen Rest lassen. Das begleitende Verhalten, die Mimik und die Gestik beim Erzählen, welche den Zuhörer zusätzlich informieren und beeinflussen, sind ohnehin nur in einem Videoprotokoll zu dokumentieren. Mit dem sich vereinfachenden Gebrauch dieser Medien werden wahrscheinlich die außerordentlich aufwendigen Transskriptionen an Bedeutung verlieren. Bei Forschungsuntersuchungen wird sich die Diskussion künftig vielleicht eher auf die Segmentierung sowie auf die Auswahl und den Abruf wichtiger Episoden in einem Multimedia-PC richten.

In unserem Zusammenhang genügt es, die bereits genannten Kennzeichnungen von direkter Rede und von Auslassungen innerhalb eines Kontexts vorzunehmen sowie auffällige Betonungen zu unterstreichen.

Die Auswahl dessen, was im Kontext dieser Biographie für die Interpretation wichtig erscheint, ist bereits ein partiell interpretierender Prozess. Auf die unvermeidlichen selektiven und inferentiellen Schritte wurde deshalb bei den vorbereitenden Aufgaben so ausdrücklich hingewiesen. Die Selbsterfahrung, insbesondere bei der autobiographischen Skizze, kann dieses Methodenproblem in Erinnerung halten und zur Vorsicht anregen. Die Stichwörter und Anregungen zum Verfahren können vermeiden helfen, dass wichtige Bereiche einer Biographie im Verlauf eines intensiven Gesprächs ausgelassen werden.

Die psychologisch genauere Ausformung dieses Interpretationsansatzes mit idiographischen Hypothesen (“wie kam es dazu, dass ...?”) und prognostischen Vermutungen (“wie könnte es künftig sein, dass ...?”) verlangt, über den psychologischen Interpretationsentwurf hinaus, ein theoretisches Konzept. Bereits der explorative Teil und der eigene Interpretationsversuch werden sich unvermeidlich am Wissen oder an allgemeinen Annahmen über Entwicklungsprozesse orientieren und sie werden deshalb auch unterschiedlich ausfallen: mit eigenschaftstheoretischen, psychodynamisch-tiefenpsychologischen, lerntheoretischen, sozialisationstheoretischen, interaktionistischen, konstrukt- und selbsttheoretischen oder noch anderen Konzepten. Für eine große psychologische Biographie wäre eine kreative Kombination dieser verschiedenen Interpretationsansätze zu wünschen.

In didaktischer Absicht hat Pervin (2000) mit dem Fall *Jim Hersh* ein multi-strategisches Assessment (engl. Erfassung, hier Persönlichkeitsbeschreibung) gegeben. Diese Darstellung stützte sich jedoch, ähnlich wie die von Holt (1969) geschriebene Skizze, überwiegend auf psychologische Tests und Interviews. Die in diesen Assessmentstrategien enthaltenen unterschiedlichen theoretischen Auffassungen und die wesentlichen Fragen nach der psychologischen Strukturierung einer Biographie kommen in diesen Fallstudien kaum zur Sprache.

Im Arbeitskreis von Thomae (1968; siehe Abschnitte 6.6 und 11.4) sind diese Überlegungen gründlicher gediehen. Im professionellen Rahmen wird die Strukturierung von Exploration und biographischer Interpretation in der Regel durch die fachliche Fragestellung in einem Anwendungsbereich erleichtert. So wird eine praktische Aufgabe vorzeichnen, welche Themen und Zusammenhänge vorrangig erkundet werden müssen: z. B. in der Berufs- und Lebensberatung, eine notwendige Entscheidung im Personalwesen, eine Differentialdiagnose oder eine spezielle Fragestellung der Forschung. Da gewöhnlich auch die Zeit sehr begrenzt sein wird, sind außer einigen allgemeinen Fragen zum Lebenslauf oft nur wenige Themen gezielt zu explorieren. Die Biographik verkürzt sich dann zur biographischen Methode innerhalb einer bestimmten diagnostischen Aufgabe, d. h. zu einer Assessmentstrategie für eine psychologische Entscheidung.

5.8 Biographisch-Narratives Forschungsinterview

Eine für biographische Forschungszwecke geeignete Interviewmethodik wurde von Wengraf (2001) sehr ausführlich und mit vielen praktischen Hinweisen beschrieben (siehe auch Abschnitte 5.9 und 6.3). Diese Biographic-Narrative Interpretative Method BNIM besteht aus drei Abschnitten:

1. Anfängliche Erzählungen zu biographischen Themen

Angeregt wird diese Erzählung durch eine allgemein formulierte Bitte:

“Ich möchte, dass Sie mir Ihre Lebensgeschichte erzählen, alle Ereignisse und Erfahrungen, die für Sie wesentlich waren, bis heute.
Beginnen Sie, wo immer Sie möchten.
Nehmen Sie sich bitte die Zeit, die Sie dafür brauchen.
Ich werde zunächst zuhören, ich werde nicht unterbrechen.
Ich werde nur einige Notizen machen, nachdem Sie mir über Ihre Erfahrungen erzählt haben.”

(Wengraf, 2001, S. 121, übers. vom Verf.)

Dieser Abschnitt kann 5 bis 10 Minuten oder 2 bis 3 Stunden dauern und ist durch aktives Zuhören und Notizen gekennzeichnet, bis der Teilnehmer deutlich macht, dass nichts mehr zu sagen ist.

Es folgt eine Pause von wenigstens 15 Minuten, um die Notizen durchzusehen, einen Rückblick zu nehmen und Fragen, inhaltlich und eventuell sogar wörtlich, vorzubereiten. Anschließend kann das Interview fortgesetzt werden oder erst am nächsten Tag, falls dieser Abschnitt sehr lange dauerte.

2. Weitere Erzählungen zu den Themen

Die Fragen im zweiten Abschnitt sollen sich auf die im ersten Abschnitt erzählten Themen beschränken und diese Themen auch in derselben Reihenfolge aufnehmen. Dabei soll eine bestimmte Fragetechnik eingehalten werden, die weitere Erzählungen induziert. Fragen nach bisher nicht berichteten Themen sollen nicht gestellt werden. Die Notizen werden fortgesetzt.

Die Protokollnotizen nach einem bestimmten Schema (SHEIOT) erleichtern es, den narrativen Stil weiterzuführen (siehe unten):

“Können Sie mir irgendein Beispiel für eine solche Gelegenheit geben?
Können Sie mir noch mehr Beispiele von ähnlichen Ereignissen, Vorfällen
zu jener Zeit / von dieser Art geben?
Erinnern Sie noch einige besonders kritische Ereignisse oder Situationen zu
jener Zeit?”

(Wengraf, 2001, S. 141)

Auch nach diesem Abschnitt soll ein gründlicher Rückblick erarbeitet und protokolliert werden. Es wird empfohlen, diesen Rückblick unmittelbar anzuschließen und zunächst für einen Zeitraum von 30 bis 60 Minuten Inhalte, Prozesse, Gefühle, Eindrücke, Einfälle, aber auch Notizen über situative Bedingungen, Störungen u. a. Aspekte in freier Folge aufzuschreiben. Damit ist die erste Phase des Interviews abgeschlossen.

3. Fragen aufgrund der vorläufigen Auswertung

In einer zweiten und zeitlich getrennten Interviewphase werden strukturierte Fragen gestellt, die anhand der vorläufigen Auswertung von Abschnitt 1 und 2 entwickelt wurden. Dieser Abschnitt enthält Fragen, die aufgrund der beiden Abschnitte des Interviews entworfen wurden. Dazu werden auch Fragen zu bisher nicht erwähnten Themen gehören. Weitere Fragen werden sich aus der theoretischen Orientierung des Interviewers und der praktischen Fragestellung des Interviews ergeben.

Das aktive Zuhören reicht für dieses Forschungsinterview nicht aus. In der Regel ist das Interview mit einem Rekorder aufzuzeichnen, damit später ein genaues Verbatim-Protokoll und weitere Transskriptionen für die speziellen Schritte der Auswertung angefertigt werden können. Notizen während des Interviews werden als unerlässlich angesehen. Wengraf (2001) empfahl, geeignete Protokollblätter vorzubereiten. Die Spalten dienen für kurze Notizen über die Aspekte Situation, Geschehen, Ereignis, Vorfall, Gelegenheit, Zeit (engl. Situation, Happening, Event, Incident, Occassion/Occurrence, Time = SHEIOT).

5.9 Allgemeine Prinzipien des biographischen Verfahrens

Biographik und differentielle Psychologie haben das gemeinsame Ziel, aber verschiedene Arbeitsprogramme, die Individualität des Menschen zu beschreiben. Mit den Methoden der differentiellen Psychologie können die Unterschiede zwischen Individuen in unzähligen Einzelmerkmalen querschnittlich und längsschnittlich aufgezeigt werden. Aus der multivariaten Statistik bzw. der Mathematik stammt das Bild, welches ein Individuum als Vektor oder Koordinaten-

punkt in einem multidimensionalen Datenraum darstellt. Das unverwechselbare Merkmalsmuster eines Individuums zu erfassen und in geeigneten Begriffen zu beschreiben, wäre die Aufgabe der differentiellen Psychologie.

Mit der biographischen Methodik soll dagegen der dynamische Zusammenhang dieser Merkmale unter dem Gesichtspunkt einer im Erleben und Verhalten einheitlichen Person, in einer durch Lebenslauf und Bedeutungssysteme eigen-geprägten Welt konstruiert werden.

William Stern (1900, 1911) hatte in seiner Grundlegung der Differentiellen Psychologie mehrere Arbeitsprogramme unterschieden: Variationsforschung, Korrelationsforschung, Komparationsforschung und die *Psychographie*, welche eine Individualität in Bezug auf viele Merkmale beschreibt. Zu dieser Sichtweise könnte eine Diskussion mit dem damals in Freiburg lehrenden Hugo Münsterberg beigetragen. Bevor er an die Harvard University berufen wurde, hatte Münsterberg (1891) einen programmatischen Aufsatz über die Dringlichkeit der differentiellen Psychologie als Forschungsthema und als Studieninhalt für alle Humanwissenschaftler publiziert. Er bezog sich dabei auf eigene statistische Ergebnisse einer Reihenuntersuchung über Wahrnehmungs- und Gedächtnisleistungen von Schülern.

In seinem Lehrbuch zur differentiellen Psychologie hat Stern (1900, 1911) einen Abschnitt über die Benutzung von Biographien geschrieben und im Anhang mehr als Hundert Biographien bzw. biographische Darstellungen einzelner Merkmale genannt. Demgegenüber fehlen in Diltheys (1907-1910) etwa gleichzeitig entstandener und von geisteswissenschaftlich orientierten Autoren gelegentlich noch zitierter Schrift über das Erleben und die Selbstbiographie gerade diese empirischen Grundlagen.

Stern (1910/1911) sah einen wesentlichen Unterschied zwischen der synthetischen Leistung des *Biographen* bei der "Herausarbeitung des Bildes einer einheitlichen Individualität, die der Leser einführend mit- und nacherleben soll" (S. 141) und dem analytischen Vorgehen des *Psychologen*, der die *psychographische Methode* verwendet. Unter 'Psychographie' verstehen wir – im Gegensatz zur Biographie – diejenige Methode der Individualitätsforschung, welche nicht von der Einheit, sondern von der *Mannigfaltigkeit* der im Individuum vorhandenen Merkmale ausgeht und diese – ausschließlich oder vorwiegend – nach psychologischen Gesichtspunkten ordnet. Diese psychographische Methode führt zu einem Psychogramm, welches die Grundlage für allgemeine und differentielle Fragestellungen der Psychologie liefert: die Struktur des Individuums zu erkennen, wichtige Vorarbeiten für eine Biographie zu leisten, Zwecken der praktischen Diagnostik zu dienen (S. 328).

Auf die Beschreibung von Merkmalsunterschieden muss die Analyse ihrer funktionalen Zusammenhänge und Strukturen folgen. Für diese Zielsetzung, die zuvor meist als Charakterkunde bezeichnet wurde, ist seit Murray auch der

Begriff *Personologie* oder seit Stern der Begriff Personalismus verwendet worden und die heutige biographische Persönlichkeitsforschung kann in dieser Tradition gesehen werden (Allport, 1938/1959, 1970; Murray, 1938/1962; Stern, 1935; Thomae, 1968).

In der Fachliteratur zeichnen sich übereinstimmend einige allgemeine *methodische Prinzipien des biographischen Verfahrens* ab (siehe u. a. Fuchs-Heinritz, 2000; Keßler, 1982; Kruse, 1987; Rosenthal, 1995; Thomae, 1968, 1996; Wengraf, 2001). Wichtige Forderungen an diese Methodik sind: in neutraler und unvoreingenommener Weise vorzugehen, in einem überschaubaren Kontext, in konkreten Einheiten und in relativer Vollständigkeit.

Unvoreingenommene Erfassung des biographischen Materials, d. h. Verzicht auf eine vorgeformte oder hypothesengeleitete Auswahl, damit der Aufmerksamkeitsfokus nicht auf ein u. U. sekundäres Thema gelenkt wird (Offenheit, Unvoreingenommenheit).

Alltägliche Gesprächsweise, d. h. Verzicht auf abstrakte Kategorien, psychologische Fachbegriffe und theoretische Erläuterungen.

Umfassende, ganzheitliche Sicht des Lebenslaufs, d. h. in den Details zwar unvollständig, weil dies unvermeidlich ist, aber in den vom Individuum als besonders bedeutsam erlebten Themen und Zusammenhängen zutreffend und vertieft hinsichtlich typischer Konstellationen, im Prinzip auch hinsichtlich der kulturellen, sozioökonomischen und ökologischen Kontextbedingungen.

Dynamische Auffassung des Lebenslaufs, d. h. Beschreibung eines Prozesses, der nicht als lineare Entwicklung gesehen wird, sondern als interaktive Formung und Anpassung, als Selbstorganisation und Identitätsfindung, gerade auch durch Konflikte, Widersprüche, Krisen und wiederkehrende Erlebnisse.

Weitaus weniger konkrete Hinweise oder Strategien sind allerdings in der Literatur zu finden, wenn es um die praktisch unumgängliche Auswahl und Schwerpunktsetzung der Biographik geht. Wie ist der Riesenanspruch einer biographischen Aufgabe im einzelnen zu bewältigen?

Einige allgemeine Voraussetzungen im Hinblick auf Sprachfähigkeit, Orientierung, Kommunikation und Gedächtnis scheinen selbstverständlich, werden jedoch im schwierigen Einzelfall wahrscheinlich oft schwer einzuschätzen sein. Legewie (1987) betonte, dass das biographische Interview in einem Arbeitsbündnis entsteht, wobei die Geltungsansprüche der Verständlichkeit, Wahrheit, sozialen Angemessenheit und Aufrichtigkeit für die interessierenden Interviewabschnitte überprüft werden müssen. Es gibt Grenzen der Erzählbarkeit (zur

biographischen Kommunikation siehe auch Fuchs-Heinritz, 2000; Rosenthal, 1995).

In den genannten allgemeinen Prinzipien des biographischen Verfahrens erscheint ein hohes Anspruchsniveau. Es werden Voraussetzungen gemacht, die praktisch kaum gegeben sein können (zur Grundlagenkritik siehe Abschnitt 11.3).

5.10 Biographien und Krankheitsdarstellungen (Pathographien)

Am Ende des Kapitels über autobiographische Versuche wurden die Titel einiger psychologisch interessanter Autobiographien genannt. *Biographien* gibt es in viel größerer Zahl. Wenn es in unserem Zusammenhang um die psychologischen Qualitäten einer biographischen Darstellung geht, muss zwischen verschiedenen Auffassungen und Zielen dieser Bücher unterschieden werden.

Biographien können sich um eine möglichst genau Rekonstruktion eines Lebenslaufs bemühen oder sie können eine romanhafte Ausgestaltung vornehmen. Dies ist am Stil des Schreibens und an den Inhalten zu erkennen. Wenn Szenen mit wörtlicher Rede der Personen geschildert oder wenn private Gedanken und Gefühle der Personen ausgesagt werden, handelt es sich um Erfindungen. Diese können stimmig wirken und die Lektüre vielleicht spannender und emotional ansprechender machen, aber es sind Zutaten des Romanautors.

Für solche inneren Ansichten, Monologe und Szenen könnte es natürlich Quellen geben wie Tagebücher und Mitteilungen anderer. Dieses Material würde dann in historisch belegbarer und quellenkritischer Weise zur Rekonstruktion beitragen. Jeder Autor, der diese Mühe aufbringt, würde aber diese Leistung durch Hinweise und Anmerkungen betonen.

Deshalb bleibt zu bedenken: Handelt es sich tatsächlich nur um eine durch Quellen belegbare, kritische Schilderung des äußeren Lebenslaufs? Werden fiktive Einblicke in die innere Welt gegeben – vielleicht in historisch passender und nachempfunderer Weise? Oder wird auf solche Elemente konsequent verzichtet und dies der Fantasie des Lesers überlassen? Wie authentisch ist diese Biographie?

Selbstverständlich können alle Biographien für psychologisch-biographische Zwecke nützlich sein, da auch die Inhalte und Stilmerkmale der schriftstellerischen Fiktionen sich als Gegenstand von Interpretationen eignen. Problematisch sind die unkenntlichen Mischungen aus biographischen Informationen und romanhaften Ausschmückungen wie sie in zahlreichen Künstler-, Schauspieler- und Politiker-Biographien üblich sind. Im Hinblick auf

psychologische Ideen einer Biographik könnten dann echte Romane vorzuziehen sein, in denen eindrucksvolle Menschen und Schicksale in der Fiktion gestaltet wurden.

In neuerer Zeit scheinen Biographien ein stärkeres Interesse zu finden. Dies zeigt sich in der Publikation von Biographie-Serien, in den eigenen Abteilen für Biographien in vielen Buchläden und Bibliotheken sowie in den zahlreichen Adressen im Internet. Es gibt mehrere Bücher, die zum Schreiben von Tagebüchern und (Auto-) Biographien anregen (u. a. Bronnen, 1996; Mardorf, 1999; Sparn, 1990).

Biographien sind also sehr unterschiedlich verfasst. Sie dienen verschiedenen Zwecken, u. a. der Unterhaltung, der dichterischen Gestaltung menschlicher Schicksale, dem historischen Bericht, der Veranschaulichung einer bestimmten Epoche in der geschichtlichen Entwicklung, der Dokumentation von Memoiren, der psychologischen "Charakterstudie", der beispielhaften menschlichen Entwicklung, der Schilderung eines psychisch gestörten, kranken Menschen. Eine romanhafte Biographie oder ein vergleichbares Theaterstück können in Anlehnung an historische Personen oder an persönlich bekannte Menschen verfasst oder ohne Vorbild frei entwickelt werden.

In der Weltliteratur gibt es eine große Zahl von Romanen, welche die Biographie einer oder mehrerer Hauptpersonen in psychologisch außerordentlich interessanter und lehrreicher Weise schildern. Viele dieser literarischen Charaktere haben sprichwörtliche Bedeutung erlangt und dienen auch in psychologischen Schilderungen als Typen oder *Prototypen* (griech. erstes, hauptsächlichliches Bild).

Biographien

Arendt, H. (2001) *Menschen in finsternen Zeiten*. München: Piper (TB 3355).

(Eine Sammlung von Portraits.)

Axline, V. M. (1982) *Dibs*. München: Knaur (TB Knaur 813). (Die Geschichte eines Kindes, das durch die Psychotherapie zu sich selbst fand.)

Berling, P. (1995). *Die 13 Jahre des Rainer Werner Fassbinder*. München: Bastei/Lübbe (TB 61342).

Coleman, R. (2000). *John W. Lennon. Eine Biographie*. Höfen: Hannibal Verlag.

Damm, S. (2001). *Christiane und Goethe. Eine Recherche*. Frankfurt a. M.: Insel.

Erikson, E. H. (1958/1990). *Der junge Mann Luther*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (TB STW 117).

Eissler, K. (1983/1987). *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. München: dtv (TB 4457).

Ettinger, E. (1995). *Hannah Arendt. Martin Heidegger. Eine Geschichte*. München: Piper (TB 1904).

- Friedenthal, R. (1999) *Goethe. Sein Leben und seine Zeit* (14. Aufl.). München: Piper (TB 248).
- Friedenthal, R. (2000). *Luther. Sein Leben und seine Zeit* (10. Aufl.). München: Piper (TB 259).
- Gay, P. (2001) *Freud. Eine Biographie für unsere Zeit*. Frankfurt a. M.: Fischer (TB 12913).
- Görtz, F. J. & Sarkowicz, H. (2001). *Heinz Rühmann 1902-1994*. München: Beck.
- Hetmann, F. (1998). *Eine Kerze, die an beiden Enden brennt. Das Leben der Rosa Luxemburg*. Freiburg: Herder. (TB4641).
- Hildesheimer, W. (1992). *Mozart*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (TB ST 598).
- Joppien, F. (1998). *Friedrich Hölderlin. Eine Psychobiographie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kurzke, H. (2000). *Thomas Mann*. München: Beck.
- Mann, G. (1997). *Wallenstein*. Frankfurt a. M.: Fischer (TB 13654).
- Raddatz, F. J. (1987). *Karl Marx. Der Mensch und seine Lehre*. Reinbek: Rowohlt (TB 8324).
- Sacks, O. (2001) *Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte*. Hamburg: Rowohlt (TB 18780). (Eine Sammlung anschaulich geschriebener neuropsychologischer Kasuistiken.)
- Sampson, A. (1999). *Nelson Mandela: die Biographie*. Stuttgart: DVA.
- Schöllgen, G. (2001). *Willy Brandt. Die Biographie*. München: Propyläen-Verlag.
- Schönfeldt, S. von (2000). *Astrid Lindgren. Mit Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (Bildmonographie TB 50371).
- Schwarzer, A. (1998). *Romy Schneider: Mythos und Leben*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Stadelhaus, H. (1991). *Joseph Beuys* (3. Aufl.). Düsseldorf: Econ.
- Stone, I. (2001). *Vincent van Gogh. Ein Leben in Leidenschaft*. Reinbek: Rowohlt (TB 11099).
- Weissweiler, E. (1992). *Clara Schumann*. München: dtv (TB 30334).

Fiktive und romanhafte Biographien

- Hesse, H. (1994). *Das Glasperlenspiel*. (3.Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp (TB 1600). (1. Aufl. 1943); einschließlich
- Hesse, H. (1996). *Der vierte Lebenslauf Josef Knechts*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (TB 2572).
- Joyce, J. (1996). *Ulysses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (TB 2551). (1. Aufl. 1956)
- Mann, T. (1990). *Lotte in Weimar*. Frankfurt a. M.: Fischer (TB 9432). (1. Aufl. 1939)

- Musil, R. (2000). *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg: Rowohlt. (1. Aufl. 1952)
- Proust, M. (1984). *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. (8. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp. (1. Aufl. 1913-1927)
- Yalom, I. D. (2001). *Und Nietzsche weinte*. München: Piper (TB 3365).

Krankengeschichten in der Dichtung

- Dostojewski, F. M. (2001). *Der Spieler* (15. Aufl.). Frankfurt a. M.: Insel (TB 2774).
- Fallada, H. (1995). *Der Trinker*. Reinbek: Rowohlt (TB 10333).
- Kleist, H. von (1997). *Michael Kohlhaas*. München: dtv (TB 2604).
- Molière, J. P. (1987). *Der eingebildete Kranke*. Frankfurt a. M.: Insel-Verlag (TB1014).

Sammlungen von Biographien

- Meisterdenker der abendländischen Geschichte (2001). *Von Galilei bis Hawking* (12 Bände). *Von Sokrates bis Heidegger* (12 Bände). Freiburg: Herder.
- Reihe dtv portrait. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Rowohlts Monographien (rororo Bildmonographien). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schenk, H. (1992). *Lebensläufe. Ein Lesebuch*. München: Beck.

6 Psychologische Biographik und biographische Forschung

6.1 Übersicht

Nach den autobiographischen Versuchen und dem Schreiben der Biographie einer anderen Person werden im folgenden Kapitel allgemeinere Perspektiven der psychologischen Biographik diskutiert. Genügen die üblichen Eigenschaftsbegriffe der Persönlichkeitspsychologie auch für die Biographik oder werden besondere Beschreibungseinheiten und ein besonderes Kategoriensystem benötigt? Auf welche *Prozesseigenschaften* kommt es an?

Im biographischen Ansatz gibt es einige zentrale Begriffe für die Einheiten der Beschreibung: *Episoden, Persönliche Konstrukte, Themen, Skripts*. In der Wahl der Begriffe deutet sich oft die theoretische Orientierung an, so dass auch deswegen ein Kommentar notwendig ist. Die dynamischen Prozesse sind biographisch u. a. in der individuellen Gestaltung von *typischen Entwicklungsaufgaben* des Lebenslaufs und in der Bewältigung *kritischer Lebensereignisse* zu erkennen.

In den folgenden Abschnitten werden verschiedene Formen von Biographien sowie von biographisch orientierten Interviews auf berufspsychologischem und klinisch-psychologischem Gebiet geschildert. Eine Übersicht über wichtige Fragestellungen der psychologischen Biographik und der biographischen Persönlichkeitspsychologie schließt sich an. In der *psychologischen Biographik* stehen die Biographien einzelner Personen im Mittelpunkt, und die systematische Interpretation kann zur Darstellung *typischer* Biographien fortschreiten. Im Unterschied zu anderen Richtungen der Biographie-Forschung hat die psychologische Biographik oft auch praktische Zwecke, z. B. in der psychologischen Diagnostik. Deshalb sind auch abgekürzte Formen der Biographik und des Interviews notwendig. Im Gesamtbereich der *Persönlichkeitspsychologie* bildet die psychologische Biographik eine der wesentlichen Traditionen im Pluralismus der Theorien und Methoden.

Neben den grundlegenden Arbeiten von Hans Thomae wurden hier einige Beiträge aus der in letzter Zeit wieder mehr Aufmerksamkeit findenden Biographieforschung ausgewählt. Diese Arbeitsrichtung führt in mehrere Methodenprobleme, denn Biographik sollte unvoreingenommen, vollständig und unabhängig vom Standort bzw. Menschenbild des Interviewers sein. Wahrscheinlich wird es Attributionsfehler der biographischen Interpretation und Grenzen des Verstehens geben können. Diese kritischen Überlegungen werden im Kapitel 11.3 fortgesetzt.

6.2 Beschreibungseinheiten

In der Methodenlehre der Biographik nimmt die Diskussion über die adäquaten Einheiten der Beschreibung einen großen Raum ein. Biographik ist so weit gefasst und nach zeitlicher und inhaltlicher Reichweite so unbestimmt, dass befriedigende Antworten auf diese fundamentale Frage schwierig sein werden. Aus verschiedenen theoretischen Auffassungen über Inhalt und Zweck von Biographik folgen auch verschiedene methodische Ansätze. Häufig wird eine Abgrenzung von den Eigenschaftstheorien der Persönlichkeitspsychologie versucht. Die verbreitete Annahme lautet, dass die biographische Persönlichkeitsforschung andere, ihrer Aufgabe adäquate Einheiten benötigt.

In diesem Abschnitt werden der Begriff der Prozesseigenschaft eingeführt und eine Übersicht über wichtige Beschreibungseinheiten vermittelt, die im Kapitel 11.3 ausführlicher geschildert werden.

Eigenschaften – statisch und dynamisch gesehen

Die aus der differentiellen Psychologie vertrauten Begriffe *Persönlichkeitseigenschaft (Trait)* und *Zustand (State)* scheinen für die Biographik nur eingeschränkt tauglich zu sein. Es soll ja über die Beschreibung individueller Differenzen hinaus ein Entwicklungsprozess deutlich werden.

In Biographien werden natürlich Begriffe für relativ überdauernde Eigenschaften (wie introvertiert, gesellig, emotional labil) und für aktuelle Zustände (wach, angespannt, bedrückt) unentbehrlich bleiben. Unter der biographischen Perspektive interessieren jedoch vor allem die *Entwicklung und die Veränderlichkeit* der individuellen Züge. Es kommt auf die dynamischen Abläufe und wiederkehrenden Muster dieser Veränderungen an und weniger auf die vielleicht zunehmende oder abnehmende, graduelle Ausprägung eines Persönlichkeitsmerkmals. Die Aufgabe der Biographik verlangt vorrangig *Beschreibungseinheiten für dynamische Prozesse*. Deshalb müssen entsprechende Kategorien verwendet oder in der biographischen Forschung erst entwickelt werden.

Die Suche nach adäquaten Einheiten der Beschreibung zieht sich durch die neuere Geschichte der biographischen Methodik. Es braucht hier jedoch kein fundamentaler Unterschied zu anderen Bereichen der Persönlichkeitspsychologie konstruiert zu werden. Offensichtlich verlangen die psychologische Entwicklung und die gründliche Beschreibung biographischer Zusammenhänge im Vergleich zur *querschnittlichen* Beschreibung *zusätzliche Kategorien für die längsschnittliche Beschreibung*, insbesondere der dynamischen Veränderungen. Aus einer umfassenderen Sicht könnte die geschilderte Kontroverse nur als eine Frage der Perspektive und der speziellen Methodik angesehen werden.

Die Eigenschaften eines Menschen wurden in der älteren Charakterkunde als weitgehend feststehende Wesenszüge des Charakters (griech. eingeritzt) angese-

hen. Erst genauere empirische Untersuchungen lehrten, wie situationsabhängig und wie veränderlich Persönlichkeitsmerkmale sein können. Die heutige Definition eines Persönlichkeitsmerkmals als Dispositionsprädikat enthält deshalb mehrere relativierende und einschränkende Elemente (siehe Asendorpf, 1999). Ein Persönlichkeitsmerkmal wie Introversio – Extraversio ist ein Dispositionsprädikat. Es bezieht sich auf die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein Individuum unter bestimmten situativen und inneren Bedingungen introvertiert bzw. extravertiert verhalten wird:

- relativ invariant gegenüber Änderungen der Situation (transsituationale Generalisierbarkeit über eine Klasse von Situationen);
- zeitlich relativ stabil bei Wiederholung der Situation (zeitliche Stabilität).

In diesem Sinn beschreiben Eigenschaften die relativ invarianten (überdauernden) Züge einer Person.

Die Aufgabe der Biographik verlangt vorrangig andere Beschreibungseinheiten. Diese werden je nach Autor als psychodynamische Abläufe, dynamische Prozesse, wiederkehrende dynamische Sequenzen, Verlaufsgestalten, Prozessabstraktionen bezeichnet und von den als statisch angesehenen Eigenschaften abgehoben. Mit “dynamisch” (griech. Kraft) ist gemeint, dass sich unter dem Einfluss von Kräften etwas verändert, zeitliche Abläufe und Gegensätze zu erkennen sind. Dieser oft sehr allgemein gehaltene Begriff hat verschiedene Ursprünge. Dazu gehören nicht nur das psychodynamische Prinzip der Tiefenpsychologie, sondern auch die Gestaltpsychologie und, noch allgemeiner, das dialektische Denken, das sich mit Widersprüchen und deren Aufhebung befasst (siehe Dialektik und Dynamik der Person, Hiltmann & Vonessen, 1963). Die Beschreibung dynamischer Veränderungen könnte zu einem Kategoriensystem von Prozesseigenschaften führen.

In der Methodendiskussion der Biographik scheint eine Kontroverse um Eigenschaft und dynamische Regulation fortzuleben. Dies erinnert an ähnliche Auseinandersetzungen über vermeintliche Alternativen wie Struktur und Prozess, Charakter und Temperament, Differentielle Psychologie und Personologie (Persönlichkeit), entwickelte Persönlichkeit und Lebenslauf, Querschnitt und Längsschnitt, Situation und Interaktion. Diese Begriffspaare leben fort – so als ob diese Perspektiven einander ausschließen müssten. Eine Person im dynamischen Sinn ist keine andere als die, welche auch in ihren relativ überdauernden Eigenschaften beschrieben werden kann. Es sind verschiedene Sichtweisen, die sich oft wegen spezieller Fragestellungen und Untersuchungsmöglichkeiten ergeben.

Hier sind es immer Merkmale einer bestimmten Person in einem Kontext – wie komplex und dynamisch auch immer die Merkmalsmuster und Merkmals-

sequenzen sein mögen. Die Beschreibung der Kontexte für sich, d. h. auch der sozialen Situationen und Rollen in der soziologischen Abstraktion von konkreten Personen, ist nicht als primäre Aufgabe der Psychologie anzusehen, zumindest nicht der Differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung.

Regulationen

In der psychologischen Literatur werden die hier passenden Querverweise auf technische und mathematische Konzepte der Systemtheorie meist ausgespart. In der System- und Regeltheorie wird das komplexe Verhalten technischer Systeme oder computer-unterstützter Modellierungen unter variierten Bedingungen geprüft, um dynamische Eigenschaften zu messen, z. B. die Regelgüte und die Belastbarkeit des Systems. Während dieser Bereich für die Mehrzahl der Psychologen und Sozialwissenschaftler ferner liegen wird, ist der eigene Körper nahe genug, um zu erkennen, dass auch in der Physiologie dynamische Prozesse ablaufen.

Ein dynamisches System wie das Herz-Kreislauf-System funktioniert nach einer begrenzten, allerdings auch heute noch nicht vollständig aufgeklärten Anzahl von einfachen Reflexen, Rückkopplungen und übergeordneten zentralnervösen Steuerungen. Diese Regulationsmuster sind abhängig von den Rahmenbedingungen, d. h. von inneren Homöostase-Anforderungen (griech. Gleichgewicht) und äußeren (situativen) Anforderungen. Sie dienen den biologischen Zielen der Selbst- und Arterhaltung des Organismus (siehe Rothschuh, 1963; Schmidt & Thews, 1997; ergänzend auch Fahrenberg, 1968, 2001).

Überdauernde Eigenschaften und Prozesseigenschaften

Person mit überdauernden Eigenschaften und *Person als Prozess* sind zwei einander ergänzende Entwürfe. Die Distanzierung von der traditionellen Eigenschaftstheorie ist unnötig, wenn es in der biographischen Methodik gelingt, geeignete Deskriptoren für Prozessmerkmale zu definieren und zu klassifizieren.

Dynamische Systeme der Person generieren in verschiedenen Kontexten ähnliche Reaktionsweisen, Verhaltensmuster, Konflikte und Bewältigungsformen. Durch genaue Analyse des narrativen Berichts und durch ein explorierendes Interview sind in den charakteristischen Verläufen (Verlaufsgestalten) von Episoden und Themen die zugrundeliegenden psychologischen Regulationen zu erkennen.

Prozessmerkmale können allerdings nur dann deutlich erfasst werden, wenn sie in mehr oder minder ähnlicher Form wiederkehren und sich als Gestalten vom Hintergrund der unspezifischen Veränderungen abheben. Der Prozess erscheint in einer *Zeitreihe von Daten einer Variable* oder in *multiplen Zeitreihen von mehreren Variablen*, die dann ein *Veränderungsmuster* bilden.

Methodisch ist es bereits mit einigen Schwierigkeiten verbunden, Trends und Periodizitäten im alltäglichen Befinden, in Symptomen oder in Verhaltens-

merkmalen zu beschreiben. In der Prozessanalyse müssen einzelne Episoden, der Tageslauf oder Wochenlauf mit möglichst vielen Datenpunkten erfasst werden. Je schneller die Reaktionen und Regulationen ablaufen, desto genauer muss auch das Zeitraster sein (Fahrenberg et al., 2002).

In der von Heiß (1948, 1949) entworfenen Persönlichkeitstheorie (siehe Kapitel 11) liefern die sich wiederholenden, individuellen Verlaufsgestalten von Erlebnissen, Affekten und Antrieben den wesentlichen Zugang der Persönlichkeitsbeschreibung (sowie der praktischen Begutachtung und Beeinflussung). Auch die Prozesseigenschaften können eine Person charakterisieren, aber nicht im Sinne konstanter Eigenschaften, sondern als wiederkehrende, typische Regulationsmuster: "Hat man Charakter, so hat man auch sein typisches Erlebnis, das immer wieder kommt" (Nietzsche, 1925, S. 90).

Der von Heiß formulierte theoretische Anspruch scheint die diagnostischen Möglichkeiten weit zu übersteigen. Dieser Ansatz verlangt ja eine hohe zeitliche Auflösung der Veränderungen und mindestens Daten auf Ordinalskalen-Niveau, wenn nicht auf Intervallskalen-Niveau. Die Analysen physiologischer Regulationen beziehen sich auf kontinuierliche Messungen von Variablen, z. B. des Blutdrucks, um solche Abläufe zu erfassen. Heiß meinte, dass neben der sehr genauen Exploration nur wenige psychodiagnostische Verfahren, d. h. die projektiven Tests, und die Interpretation der Handschrift (siehe Kapitel 9 und 10) für differenzierte Verlaufsanalysen geeignet wären.

Eigenständige Beschreibungseinheiten?

Wer Tages- und Lebensläufe verschiedener Personen vergleichen möchte oder verallgemeinernde Aussagen über typische Persönlichkeitsentwicklungen geben will, benötigt ein geeignetes Kategoriensystem. Thomae (1968, 1996) hat diese Notwendigkeit immer wieder betont. Seine biographische Forschung ist als Verbindung von idiographischem und nomothetischem Ansatz zu verstehen (siehe auch Kapitel 12). Die Absicht, ein Klassifikationssystem aufzustellen, hatten auch Murray, Kelly, Tomkins und andere Autoren.

Diese Systematik fehlt jedoch zumindest bei einem Teil der sozialwissenschaftlichen Autoren, welche die biographische Erzählung oder die Biographie selbst (nur) als soziale Konstruktion und Rekonstruktion auffassen. Sie scheinen sich mit dem Bild, das der Befragte von der Realität zu haben scheint, zu begnügen und interpretieren dieses aus symbolisch-interaktionistischer, kommunikations- und handlungstheoretischer oder ethnomethodologischer Sicht. Demgegenüber wird sich eine empirische sozialwissenschaftliche Forschung mit biographischer Methodik, wenn z. B. nach dem Typischen einer Arbeiterbiographie gefragt wird, auf ein Klassifikationssystem stützen müssen (Fuchs-Heinritz, 2000). Die unerlässliche Prüfung verallgemeinernder Aussagen an sehr vielen Biographien wurde von Thomae immer wieder betont (Thomae, 1968; Lehr, 1987).

Wie sind diese Beschreibungseinheiten zu bestimmen und zu klassifizieren? Hier kann kein vollständiges System und keine verbindliche Taxonomie mit einander ausschließenden Klassen erwartet werden. Dafür sind die Entstehungsbedingungen und Zusammenhänge der Erlebnisse und Handlungen zu komplex. Die Beschreibungseinheiten sollen jedoch typische Verhältnisse erfassen, die für viele, aber vielleicht nicht alle Individuen gelten.

Unter biographischer Perspektive wurden *Episoden, Situationen, Themen* und *Skripte* als Beschreibungskategorien vorgeschlagen. Das umfangreichste Kategoriensystem wurde im Arbeitskreis von Thomae (1968, 1996) entwickelt: *Daseinsthemen, Daseinstechniken, Reaktionsformen zur Bewältigung von Belastungen* sowie eine Reihe weiterer Konzepte. Für das Verstehen einer Biographie sind auch die wichtigsten *Entwicklungsaufgaben* und *Übergangsphasen, die kritischen Lebensereignisse, Vulnerabilitäten und Risikofaktoren* mit den typischen *Bewältigungsformen (Coping)* wesentlich.

Im Abschnitt 11.2 werden die wichtigsten Beschreibungseinheiten ausführlicher behandelt. An dieser Stelle kann die Übersicht genügen:

Prozesseigenschaften
Episoden und Situationen
Themen
Persönliche Konstrukte und Selbstkonzepte
Skripte
Allgemeine Entwicklungsaufgaben
Kritische Lebensereignisse
Vulnerabilität und Risikofaktoren
Bewältigungsformen (Coping, Krankheitsverhalten)

Im Kapitel 5 wurden noch mehr Aspekte und mögliche Fragen einer biographischen Erhebung genannt. Bei den hier hervorgehobenen *Beschreibungseinheiten* ist evident, dass sie sich auf dynamische, veränderliche und nur längsschnittlich zu erfassende Unterschiede beziehen. Die Prozesseigenschaften einer biographischen Entwicklung werden aus dem narrativen Teil und aus der systematischen Exploration gewonnen. Offensichtlich sind es jedoch keine nur deskriptiven Aussagen, sondern bereits auch psychologisch-interpretierende Beurteilungen.

Diese Übersicht macht noch einmal den Umfang und das Anspruchsniveau einer Biographik deutlich und führt zu wichtigen praktischen Fragen. Mit welcher Methodik kann diese Aufgabe bewältigt werden und wie kann die unerlässliche Auswahl der wichtigsten Einzelheiten getroffen werden?

6.3 Exploration und halb-strukturiertes Interview

Als Methodik der biographischen Erhebung wurde im Kapitel 5 eine Kombination aus narrativem Interview und explorativem Interview praktisch eingeführt. Beide Interviewformen haben Vorzüge und Nachteile. Es gibt eine Reihe weiterer, teils auch für spezielle Aufgaben entwickelte Formen des Interviews, die im Abschnitt 6.4 geschildert werden. Dazu gehört auch das *voll-strukturierte Interview (Leitfaden-Interview)*, das sich fast nur durch die Rahmenbedingungen und die Möglichkeit des Rückfragens von der Aushändigung eines *standardisierten Fragebogens* unterscheidet.

Der Fragebogen und das voll-strukturierte Interview werden in der Literatur zur Biographik häufig kritisch bewertet, weil sie zwar objektiver in der Durchführung und Auswertung, jedoch schematisch sind. Sie lassen keinen Raum für individuelle Besonderheiten und psychologische Zusammenhänge. Es sind zweifellos sehr verkürzte und unzureichende Zugänge zur Biographik. Ihre breite Verwendung hat sicher auch ökonomische Gründe. Statt aus zeitlichen Gründen überhaupt auf psychologische Daten dieser Art zu verzichten, können Fragebogen und kurze Standardinterviews wenigstens einige Grundinformationen zu einem Assessment beitragen.

In diesem Abschnitt wird die Darstellung der explorativen Methodik, die im Kapitel 5 bereits praktisch eingeführt wurde, wieder aufgenommen. Die *Exploration* ist häufig eine relativ frei gehandhabte Strategie des Interviews, welche von wichtigen Zielen und bestimmten Konzepten geleitet wird und oft einen typischen Ablauf hat. So kann die biographische Persönlichkeitstheorie Thomaes den Hintergrund für die Strategie eines Interviews bilden.

Zur Strategie solcher Interviews gibt es zahlreiche Diskussionsbeiträge und Verfahrensvorschläge, die im Abschnitt 5.9 und 6.3 und vor allem im Kapitel zur Text- und Inhaltsanalyse erläutert werden. Die von Wengraf (2001) entwickelte Methodik des *halb-strukturierten Tiefen-Interviews für Forschungszwecke* (“semi-structured depth interviewing”) bedeutet hier einen großen systematischen Fortschritt. Erstmals wurde eine umfassende Konzeption narrativer, halb-strukturierter und strukturierter Interviewformen in der Psychologie und in den Sozialwissenschaften entworfen. Außer der theoretischen und methodischen Strukturierung dieser Formen hat Wengraf viele Details der Strategien und Bedingungen präzisiert und durch zahlreiche Beispiele erläutert.

Dieses halb-strukturierte Tiefen-Interview ist primär für Forschungszwecke entwickelt worden. Für die Praxis in den Anwendungsfeldern sind die Exploration und Auswertung vor allem wegen ihres Aufwandes an Zeit und Auswertungsarbeit kaum geeignet. Es sind idealisierte Strategien, die als methodisches Vorbild und als Rahmen für die praktisch unvermeidlichen Auswahlentscheidungen dienen können.

Grundsätzlich muss auch bei diesen Verfahren, die höher entwickelt sind als einfache narrative Interviews, nach wissenschaftlichen Gütekriterien gefragt werden. Überprüfungen der Methodik an empirischen Kriterien anderer Art werden nicht ohne weiteres überzeugen. Zunächst müsste ja für jene Kriterien eine hinreichende Gültigkeit gezeigt werden. Aber sind durch Persönlichkeitsfragebogen, projektive Tests oder Verhaltensbeobachtungen gültigere Auskünfte zu gewinnen?

Diese begründeten Zweifel an der Validität der Validitätskriterien spielten bei der Bewährungskontrolle von projektiven Tests und graphologischen Gutachten eine große Rolle (siehe Kapitel 9 und 10). Die Voraussetzungen und Maßstäbe solcher Evaluationen müssen theoretisch diskutiert werden, um überzeugen zu können. Diese fachwissenschaftlichen Schwierigkeiten schließen jedoch solche Kontrollen nicht aus. Zu den methodischen Überprüfungen gehören grundsätzlich auch das gezielte *Training der Methodik* und die Prüfung der *Auswertungs- und Interpretations-Reliabilität*.

Exploration

Eine *Exploration* ist eine nicht-standardisierte Befragung, um Aufschluss über einen wichtigen individuellen Sachverhalt zu erhalten (siehe Undeutsch, 1983). Dieser Begriff ist in der Psychiatrie und in der forensischen Psychologie zur Klärung von Symptomen und Auslösebedingungen bzw. von Tatbeständen oder Tatabläufen gebräuchlich. Exploration wird nicht nur als Erkundung verstanden, sondern hat den Beiklang von direkter Befragung (Ausfragen) oder gar Vernehmung. Deshalb wird dieser Begriff heute oft durch den Allgemeinbegriff Interview (strukturiertes Interview) ersetzt. Auch im Englischen ist "Interview" als Oberbegriff üblich. Bei der Darstellung der Biographik wurde jedoch in den vorausgegangenen Abschnitten vom explorativen Teil der Biographik gesprochen, um den strategischen Unterschied zum narrativen Teil hervorzuheben.

Die Exploration und das zugehörige *Kategoriensystem* bilden die zentralen Abschnitte in der biographischen Methodik von Thomae (Thomae, 1968; Kruse, 1987; Lehr, 1987). Die Exploration ist die "einzige *sichere* Quelle für die Erschließung des Verhaltens in "natürlichen" Situationen" (Thomae, 1968, S. 223). Das Individuum soll im Laufe der Exploration seine Lebenswelt und Entwicklungsgeschichte in eigenen Begriffen entfalten können, wobei es möglich ist, bedeutende Erfahrungen nachzuerleben und Zusammenhänge hervorzuheben. In diesem Verlauf soll es gelingen, über die nur zeitliche Abfolge der äußeren Ereignisse und Lebensdaten hinaus zur inneren Entwicklung vorzudringen. Der Aufbau der Exploration wird hier in den Hauptzügen geschildert.

Aus den Rahmenbedingungen der möglichst unvoreingenommenen, ganzheitlichen und dynamischen Auffassung eines Lebenslaufs ergeben sich Konse-

quenzen. Dies gilt für den Aufbau der Exploration, für die Formulierung der Fragen und für die Entwicklung des Kategoriensystems, welches das Aufgenommene adäquat darstellen soll. Kruse (1987, S. 124 ff.) hat zahlreiche allgemeine Hinweise zusammengestellt. Am Anfang der Exploration steht die Gesamtlage, damit im zweiten Schritt die Ableitung einzelner Ereignisse aus diesem allgemeinen Zusammenhang möglich ist. Die Fragen, die zu den biographischen Ereignissen hinführen, sollen dementsprechend ungerichtet, nicht einschränkend, sondern weiterführend, und erst im weiteren Verlauf differenzierter werden. Damit das Individuum sich nicht nur auf Einzelnes konzentriert, sondern den Zusammenhang entwickelt, sind die Eingangsfragen zu neuen Bereichen auffordernd, aber nicht direkt.

Der subjektive Lebensraum ist das gesamte Feld, in dem ein Individuum lebt, handelt und seine Ziele und Erfolge bewertet. Dieser Lebensraum hat also eine Binnenstruktur und kann außerdem nach seinen Grundqualitäten und seiner räumlichen, zeitlichen und sozialen Ausdehnung (Extension) exploriert werden.

Die persönliche Leitidee, die zentralen Anliegen und die Daseinsthemen sind als umfassende Beschreibungseinheiten in der Exploration nicht direkt "abfragbar", sondern müssen indirekt aus wiederkehrenden Hinweisen erschlossen werden (Kruse, 1987). Unter dieser Perspektive sind die "Konstanz und Variabilität dieser daseinsthematischen Struktur" zu erkunden. Der Lebenszusammenhang ist mit Blick auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erschließen.

Für die *Vergangenheit* geschieht dies u. a. in der subjektiven Gliederung und Differenzierung, im Eingehen auf die in der subjektiven Bewertung herausragenden Bereiche. Hier kommt es auf Lebensstil und Bewältigungsstile, Tönung der Vergangenheit, Erwartetes und Erreichtes an. In der *Gegenwart* ist zunächst nach dem Thematisierungsgrad zu fragen, d. h. der breiten und differenzierten oder der konzentrierten Thematik. In den Kontakten zu anderen und in den Interessen äußert sich die soziale und ideelle Extension. Eine genaue Analyse des Tageslaufs könnte dies belegen. Die Zukunft kann als gestaltbar oder als schicksalhaft angesehen werden, und ihre zeitliche Extension mit Plänen, Erwartungen und Hoffnungen ist aufschlussreich. Kruse (1987) betonte, nur Beispiele für in der Exploration wichtige Fragen geben zu können.

Halb-strukturiertes Tiefen-Interview für Forschungszwecke

In seinem Buch "Qualitative Research Interviewing" entwickelte Wengraf (2001) eine umfassende theoretische und methodische Konzeption dieser Methodik mit vielen Formalisierungen und wichtigen Details. Er verwendete nicht den in der differentiellen Psychologie üblichen Begriff von Assessmentstrategien, doch ist seine Methodenlehre als grundlegende Assessmenttheorie des halb-strukturierten (narrativen und direkten) Interviews anzusehen. Die wesentlichen Ziele und notwendigen Schritte werden genau beschrieben und beispielhaft erläutert.

Die Konzeption wurde an ausführlichen Beispielen aus dem SOSTRIS-Projekt erläutert (Social Strategies in Risk Societies, University of East London, Chamberlayne & Rustin, 1999, www.uel.ac.uk/bisp). Forschergruppen aus sechs europäischen Ländern sammelten 250 Interviews zur Frage der sozialen Ausgliederung, u. a. bei vorzeitigem Ruhestand, alleinstehender Elternschaft, Minoritäten und Asylanten, Jugendlichen ohne Qualifikation. Deshalb bestanden hier von vornherein spezielle Fragestellungen, und es wurden Vergleiche und Verallgemeinerungen angestrebt. Wengraf bezog sich dabei u. a. auf methodische Anregungen von Rosenthal (1995) und Fischer-Rosenthal (2000), Institut für Qualitative Sozialforschung QUATEX in Berlin.

Wengraf (2001, S. 3) bestimmte das Interview als Forschungsinterview, das primär auf Wissenserwerb angelegt ist. Dies geschieht in einer speziellen Art von Gespräch und Interaktion und muss wie andere Forschungsmethoden geplant und vorbereitet werden. Absichtlich werden aber nur Teile vorbereitet, andere Teile müssen vom Interviewer improvisiert werden. Das Interview entsteht als eine Koproduktion von Interviewer und Informantem (Teilnehmer). Es soll in die Tiefe gehen. *Tiefe* ersetzt hier den Begriff der Breite und bezieht sich nicht auf unbewusste Prozesse bzw. psychoanalytische Interpretationsversuche.

Zunächst sind die Wissensbezüge zu klären – und methodisch zu entflechten. Welche Inferenzen ermöglicht das Transskript eines Interviews: über den Informanten, z. B. seinen Bezug zu einer anderen Person, über das Interview als Interaktionsprozess, über den Diskurs (Gesprächsstil) des Informanten, über seine subjektive Welt und seine Strategien?

Für das Interview wird eine konsequente Unterscheidung zwischen den *leitenden Theorie-Fragen* und den *praktischen Interview-Fragen* empfohlen. Eine genaue Vorbereitung ist unerlässlich, um die Theoriefragen zum Thema zusammenzustellen und die zugehörigen Interviewfragen zu entwickeln. Die allgemeine Strategie und einige der Regeln und praktischen Hinweise für das halb-strukturierte Interviews wurden bereits im Abschnitt 5.2 dargestellt.

Wengraf (2001) unterschied mehrere mögliche Sequenzen solcher Fragen bzw. Interviewelemente, die sich für verschiedene Ziele eignen. Auswahlentscheidungen sind auch hinsichtlich des Materials und der Personenauswahl (Sampling) notwendig.

Die *Biographic-Narrative Interpretative Method BNIM* besteht in einem Interview mit drei Abschnitten: einer anfänglichen Erzählung zu biographischen Themen; weiteren Erzählungen zu diesen Themen, die aufgrund einer ersten Auswertung gezielter möglich sind und aus strukturierten Fragen nach einer gründlicheren Auswertung. In der weiteren Darstellung der Auswertung und Interpretation wird immer wieder betont, dass es um Antworten auf theoriebezogene Fragen geht. Auf diese speziellen Fragestellungen wird hier deswegen nicht eingegangen.

An der sehr differenzierten methodischen Begründung dieser Interviewstrategien fällt auf, dass sie ohne die herkömmlichen Begriffe von Hermeneutik, manifest und latent, qualitativ und quantitativ, auszukommen scheint. Fragen der Trainierbarkeit dieser differenzierten Interviewmethodik, Fragen der Ökonomie und der Reliabilität klammerte Wengraf weitgehend aus und Untersuchungsergebnisse hierzu wurden nicht mitgeteilt – wie es in diesem Bereich fast eine Regel zu sein scheint.

Das Design von Einzelfragen, die ein Narrativ autobiographischer Art hervorrufen sollen, wird von Wengraf (2001) ausführlich, von den wichtigen Rahmenbedingungen bis in die Einzelheiten der Formulierung behandelt. Seine Planungshinweise betreffen Interviews mit geringer, mittlerer oder hoher Strukturierung. Außerdem werden typische Fehlerquellen erläutert: unerwünschte Einflüsse während der Interaktion einschließlich der hauptsächlichen Mängel der Fragetechnik und der möglichen Hindernisse, gut zuhören zu können. Grundsätzlich gelten hier auch die Einsichten, die bei der Formulierung der Items von Fragebogen gewonnen wurden (Fisseni, 1987; Lienert & Raatz, 1998; Mummendey, 1999).

Fragetechnik

In einem Interview können verschiedene Fragetechniken verwendet werden. Abgesehen von einem bloßen “Erzählimpuls” können dies u. a. sein:

Typische und problematische Fragen

- eröffnende – abschließende
- offene – geschlossene
- direkte – indirekte
- impulsgebende
- wiederholende
- unterscheidende
- vertiefende, spezifizierende
- strukturierende
- Informationsfrage
- zusammenfassende
- ablenkende
- wortlose Frage
- provozierende
- suggestive
- rhetorische
- sprunghafte

zirkuläre
interpretative
kompromittierende
entlarvende
Einwandfrage, Gegenfrage
Kontrollfrage
Vorschlagsfrage
zustimmende
Doppelfrage, Alternativfrage
doppelte Verneinung
Schweigen (als Gelegenheit zur Reflektion)
(siehe u. a. Fisseni, 1997; Kvale, 1996, S. 135; Wengraf, 2001, S. 170 ff;
Zuschlag & Thielke, 1989).

Eine andere Typologie von Fragen ergibt sich, wenn nach der Darstellungsweise unterschieden wird:

Erzählung
Beschreibung
Argumentation
Evaluation
Evaluation durch illustrierende Kurzgeschichte (Vignette)

(Wengraf, 2001, S. 174 f.)

6.4 Formen von Biographien und biographisch orientierten Interviews

Biographien und biographisch orientierte Interviews haben verschiedene Inhalte, Formen und Ziele. In diesem Zusammenhang sind auch die Form der erzählten (Zeit-) Geschichte (oral history) und Tagebücher zu nennen.

Inhalte von Biographien

Schulbiographien, Berufsbiographien, Bildungsbiographien oder Werkbiographien beziehen sich auf bestimmte Bereiche des Lebenslaufs. Als Jugendbiographien (Heranwachsen, Pubertät) und Altersbiographien gelten sie für bestimmte Lebensabschnitte, und als existentielle Biographien beschreiben sie das Leiden durch Krieg, Verfolgung, Gefangenschaft, Folter oder Holocaust.

Biographische Forschungsprojekte befassen sich oft nur mit ausgewählten Lebensphasen oder einzelnen Themen der Lebensläufe:

- aus psychologischer Perspektive z. B. mit dem Einfluss der Eltern oder der Geschlechtszugehörigkeit auf die Entwicklung des Selbstkonzepts;
- aus sozialwissenschaftlicher Sicht z. B. mit der Verhaltensformung durch die soziale Schichtzugehörigkeit;
- aus ethnographischer Sicht z. B. mit der kindlichen Entwicklung unter anderen soziokulturellen Lebensbedingungen;
- aus literaturwissenschaftlicher Sicht z. B. mit der Entwicklung dieser Formgattung der Literatur im Zeitalter der Aufklärung und in der Gegenwart.

In den Sozialwissenschaften wurde von einer Wende zum stärkeren Gebrauch biographischer Methoden gesprochen (siehe u. a. Chamberlayne, Rupp & Wengraf, 2000; Fuchs-Heinritz, 2000; Kohli, 1981b, 1987).

Typen von Lebensläufen und Lebensstilen

Themen sind als die Beschreibungseinheiten auf mittlerer Ebene anzusehen. Für den gesamten Lebenslauf würden allgemeinere Kategorien benötigt. Könnte aufgrund der Ähnlichkeiten von Biographien, eine *Typologie von Lebensläufen* abgeleitet werden? Einige Vorschläge werden hier skizziert.

Nach Durchsicht der Autobiographien von Wissenschaftlern versuchte Kohli (1981b, S. 452) die Beziehungen von Ich und Sozialwelt in sechs Typen der "Kontinuitätssicherung" zu klassifizieren: autonom geschaffene, zielgerichtete, institutionell eingepasste, suchende und selbstreflexive Lebensgeschichte sowie Lebensgeschichte als Spielball der äußeren Kräfte.

Runyan (1984) nannte einige Konzepte, wie ein Lebenslauf aufgefasst werden kann: als zeitliche Abfolge von Person-Situation-Interaktionen, als Abfolge von zu bewältigenden Entwicklungsaufgaben oder als Veränderungen von Zuständen.

Fuchs (1984, S. 73) schlug aufgrund seines Materials von Erzählungen Jugendlicher und unter Hinweis auf bekannte *Formtraditionen der Biographik* vier Darstellungsweisen von Ich und Sozialwelt vor: die Ich-Geschichte, der Sozialisationsbericht, die Szenen-Geschichte als Bericht ohne innere Entwicklung, die thematische Geschichte (vom Ich aus einem zentralen Inhalt gestaltet) und die Ichfindungs-Geschichte in einem Prozess des Suchens.

Die *Lebensstilforschung* befasst sich mit einem Ausschnitt der Lebensbedingungen und des "Milieus", wie es in der Alltagsästhetik, im Freizeitverhalten, Geschmack und Mediennutzung erscheint. Hartmann (1999) gab aus soziologischer Sicht einen Überblick über die Typologien der Lebensstilforschung, die über die einfachen Schemata von Hochkultur und Trivialekultur hinausgehen. Seine drei Definitionsansätze von Lebensstil stützen sich auf kulturtheoretische Überlegungen. Lebensstil drückt im sozialen Handeln Bedeutungsinhalte aus. Lebensstil ist durch ähnliche formale Merkmale bestimmt. Im Lebensstil besteht

eine äußere, symbolisch vermittelte Erkennbarkeit von Menschen als Repräsentanten dieses Lebensstils.

Eine eigene Kohortenstudie an 129 Befragten beschäftigte sich mit der Ausgestaltung und Wirkung von Lebensstilen und mit Veränderungen der Alltagsästhetik im Lebenslauf. Die sozialwissenschaftliche Forschung geht u. a. der Frage nach, welchen Einfluss der Lebensstil auf die Reproduktion sozialer Ungleichheit hat. Darüber hinaus gibt es ein praktisches Interesse, denn Lebensstile hängen mit dem "Kulturkonsum" und dem Kauf- und Freizeitverhalten eng zusammen.

Formen biographisch orientierter Verfahren

Die gründliche autobiographische Darstellung und die umfassende Biographie sind in der Psychologie eher Ausnahmefälle. In der Praxis werden nur Ausschnitte gewählt, denn die speziellen Fragestellungen setzen Schwerpunkte und strukturieren den Ablauf oft durch bestimmte Hypothesen und Ziele. Im weiteren Sinn gehören zu den biographischen Verfahren auch das *psychologische Interview* und das *ärztliche Gespräch* in ihren verschiedenen Formen. Zu diesem Methodentyp können auch die *biographischen Fragebogen (Inventare)* gezählt werden. Sie enthalten offene Fragen zum Lebenslauf oder Items mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten. Für bestimmte Fragestellungen gibt es verkürzte und vereinfachte Formen.

Die Bezeichnungen der verschiedenen *biographischen Methoden und Interviews* (als Oberbegriff für verschiedene personen- oder themenbezogene Gespräche) werden in der Psychologie, Medizin und in den Sozialwissenschaften, aber auch in der deutschen und der englischen Fachliteratur uneinheitlich verwendet. Im folgenden Abschnitt werden *typische Formen* der – im weiteren Sinn – *biographischen Methodik* unterschieden und weiterführende Literaturhinweise gegeben. Einige grundsätzliche Fragen werden in dem späteren Kapitel zur allgemeinen Methodologie der psychologischen Interpretation weitergeführt (Kapitel 12).

Diese biographischen Verfahren haben das allgemeine Ziel, den Entstehungs- und Entwicklungs-Zusammenhang bestimmter individueller Merkmale (auch Symptome) zu erkennen. Dabei muss es sich keineswegs um den gesamten Lebenszusammenhang handeln, sondern es genügen oft die unmittelbare Vorgeschichte oder die jeweils wichtigsten biographischen Zusammenhänge. Die Suche nach diesen Kontexten muss angesichts der unüberschaubar vielen Möglichkeiten offen, adaptiv und doch zielstrebig sein. Sie wird sich am Kommunikationsprozess orientieren. Die erhaltenen Informationen ermöglichen gezieltere Fragen und psychologische Hypothesen. Das Vorgehen muss aber auch den praktischen Zweck bedenken, eine Entscheidung mit u. U. wichtigen Konsequenzen zu erreichen. Im Vergleich zum *diagnostischen und explorierenden Gespräch*

sind die strukturierten *biographischen Fragebögen* (biographische Inventare) in dieser Hinsicht sehr begrenzt. Sie sind nicht adaptiv und müssen diesen Mangel durch Hunderte von Items kompensieren. Sie werden aber in manchen Bereichen, u. a. bei Personalentscheidungen häufig benutzt, weil sie leicht anwendbar und auswertbar sind.

Anamnese, Katamnese und Epikrise

Anamnese (griech. Erinnerung) bezeichnet in der Medizin die Vorgeschichte einer Krankheit bzw. die zu dieser Vorgeschichte führende Erhebung, welche über die Eigenanamnese des Patienten hinaus auch die Familienanamnese berücksichtigt. Je nach dem Anlass der ärztlichen Konsultation sind neben der somatischen Anamnese auch eine Anamnese von psychischen Beschwerden und Symptomen, von Lebensbedingungen, beruflichen, z. B. toxischen Einflüssen u. a. Gesundheitsrisiken, angebracht, um die Symptomatik im Kontext beurteilen zu können. Die Anamnese hat eine diagnostische Sicht, auf welche zugrundeliegende Krankheit die Beschwerden und Untersuchungsbefunde hinweisen, und eine prognostische Sicht, wie diese Krankheit aller Erfahrung nach verläuft (Adler & Hemmeler, 1986; Hahn, 1988; Morgan & Engel, 1970; Osten, 2000). In der Medizin wird in neueren Leitfäden zur Anamnese mehr Wert auf die psychosozialen Bedingungen gelegt als es früher oft der Fall war (Füeßl & Middeke, 1998).

Die *Katamnese* (griech. kata- gegen, nach) ist der Rückblick auf eine abgelaufene Krankheit und Behandlung mit einer Nachuntersuchung im Abstand von Monaten oder Jahren und mit einer *Epikrise* als abschließender kritischer Beurteilung. Außer den katamnesticen Untersuchungen gibt es prospektive Studien. Gesunde Personen oder Patienten, die sich noch im Anfangsstadium einer Krankheit befinden, werden durch regelmäßige Untersuchungen begleitet. Die Bedingungen des Krankheitseintritts bzw. auch die Bedeutung von zusätzlichen Gesundheitsrisiken sowie von protektiven Faktoren, Vorbeugungsmaßnahmen oder Medikamenten, werden dann im Längsschnitt analysiert. Follow-up ist das Weiterverfolgen durch weitere Untersuchungen, follow-back heißt Rückverfolgen bestimmter Patienten, um frühere, sogar noch vor der Erkrankung erhobene Daten auszuwerten.

Kasuistik, Krankengeschichte und Pathographie

In der Medizin und Psychologie sind Darstellungen einzelner Personen bzw. Krankheits- und Behandlungsverläufe als *Falldarstellung* (case study) und *Kasuistik* (lat. casus Fall) üblich. Dies dient der Mitteilung neuer Beobachtungen oder Behandlungen an die Fachwelt. Es gibt in der Medizin, Psychiatrie, Psychoanalyse oder Neuropsychologie berühmte Falldarstellungen, welche neue Krankheitsbilder oder besonders instruktive oder unverständliche Bilder als Anschauungsmaterial und Dokumentation der aktuellen Forschung enthalten.

Einige medizinische und psychologische Fachzeitschriften publizieren herausragende Kasuistiken und in Lehrbüchern dienen sie – meist in Kurzfassung (oft auch als sog. Vignette am Anfang eines Kapitels) zur didaktischen Illustration. Psychologische Fallgeschichten können als Forschungsinstrumente gesehen werden und als praktische Grundlage für die Indikation und Evaluation von Behandlungen (Stuhr & Deneke, 1993).

Pathographien sind Krankheits- und Leidensgeschichten, die einerseits durch die Faszination des Ungewöhnlichen und des Krankhaften motiviert sind (Lange-Eichbaum: “Genie, Irrsinn und Ruhm”, 1986). Solche Darstellungen geben eine wichtige Anschauung und können ein besseres Verständnis für chronische Krankheiten und Behinderungen anderer Menschen bewirken (zur Krankengeschichte und Biographie in der Psychiatrie und Psychotherapie, siehe u. a. Blankenburg, 1989; Freyberger & Dilling, 1993; Herzka, 1978; Reinecker, 1995; Tölle, 1987; Zöllner, 1997; zum psychiatrischen Roman, siehe Irlé, 1965). Hervorzuheben sind die von Breuer und Freud am Anfang der Psychoanalyse publizierte Krankengeschichte der Anna O., außerdem Freuds zahlreiche Falldarstellungen, aber auch die aus der Psychiatrie, u. a. von Jaspers und Binswanger, stammenden Krankengeschichten: “Jede rechte Kranken-Geschichte führt zur Biographie” (Jaspers, 1913, S. 563).

Formen des Interviews

Als Interview wird heute eine Gruppe von Methoden zusammengefasst, welche im direkten Gespräch und mit bestimmten Strategien der Gesprächsführung psychologische und andere Daten und Zusammenhänge erfassen. Dabei kommt es in der Regel nicht auf eine umfassende Erhebung des Lebenslaufs an, sondern auf einen bestimmten Schwerpunkt (Fokus als “Brennpunkt”). Wesentlich ist auch hier das adaptive, individualisierende Vorgehen auf der Suche nach den für die Fragestellung wichtigen Bedingungen. Deshalb werden die adäquate Gesprächsführung bzw. die Kommunikation und Interaktion während des Interviews hervorgehoben und in der Ausbildung trainiert. Allgemein ist die *Interviewmethodik* angebracht (die Methode der Wahl), wenn Informationen über den individuellen Lebenskontext von Verhaltensproblemen und Krankheiten oder z. B. auch über berufliche Entscheidungen benötigt werden.

Formen des Interviews

Leitfaden-Interview,
fokussiertes,
halbstandardisiertes,
problemzentriertes,
anwendungsfeldbezogenes (Experten-Interview, ethnographisches Interview).

Erzählungen als Zugang:

narratives Interview,
episodisches Interview.

Gruppenverfahren:
Gruppendiskussion,
Gemeinsames Erzählen.

(Flick, 1996, S. 146-147).

Die Methoden des Interviews unterscheiden sich u. a. hinsichtlich der primären Zielsetzung und hinsichtlich des theoretischen Ansatzes, welche zusammen die Strukturierung bestimmen. Interviews können weitgehend frei, halb-strukturiert, strukturiert oder voll standardisiert, wie mit einem Fragebogen, geführt werden (siehe u. a. Argelander, 1999; Bortz & Döring, 2002; Clauser, 1963; Dührssen, 1997; Fisseni, 1987, 1997; Jäger, 1996; Keßler, 1982; Schraml, 1964, 1975; Spitznagel, 1999; Thomae, 1968; Trost, 1996; Wittchen, Zaudig & Fydrich, 1997; Wengraf, 2001; Wittkowski, 1994).

Das *Diagnostische Interview* soll zu einer Persönlichkeitsbeurteilung oder zur Diagnose einer psychischen Störung bzw. einer Krankheit führen. Durch diese Zielsetzung ist es begrenzter als ein ausführliches *Biographisches Interview*. Das *Narrative Interview* soll zu einer möglichst spontanen Erzählung, d. h. einem subjektiven Bericht (auch als Erzählgeschichte bezeichnet) anregen. Daher ist es weitgehend offen, und die gewonnenen Texte können später mit den Mitteln der Text- und Inhaltsanalyse ausgewertet werden.

Auch ein *psychologisches Erstinterview* und ein *ärztliches Gespräch* sind in ihrer Anfangsphase als aufmerksames, interessiertes Zuhören zu kennzeichnen. Sie gehen dann jedoch in ein stärker strukturierendes und vertiefendes *Biographisches Interview*, ein *Psychoanalytisches bzw. Tiefenpsychologisches (Erst-) Interview*, ein *Psychiatrisches Interview* oder *Verhaltensdiagnostisches Interview* über. Ein Tiefeninterview soll an unbewusste Prozesse heranzuführen und dabei auch den Prozess der Übertragung und Gegenübertragung erfassen.

Das *Anamnese-Gespräch* in der Psychiatrie und Psychologie konzentriert sich auf die u. U. wichtigen Daten und Bedingungen in der Vorgeschichte und bei Entstehung einer Symptomatik. Wie beim diagnostischen Interview ist die Strategie nicht umfassend biographisch, sondern problemzentriert, zunächst weitgehend offen und heuristisch, dann zunehmend hypothesengeleitet. Für ein *Psychosomatisches Interview* ist die parallele Betrachtung der körperlichen und der psychosozialen Entwicklung typisch. Es gibt zwei Zeitachsen, die zu korrelieren sind. Welche belastenden Ereignisse und Erlebnisse gingen der Erkan-

kung voraus? Gibt es deutliche Zusammenhänge, Begleit- und Folge-Erscheinungen, welche für die genauere Diagnostik und die Therapie wichtig sein können? (Adler & Hemmeler, 1988; Clauser, 1963; Hahn, 1988; Köhle & Raspe, 1982; Morgan & Engel, 1970).

Nach dem Zweck des Interviews können hier nosologisch orientierte Interviews zur Klärung der Diagnose und ätiologisch orientierte Interviews zur Suche nach den Ursachen der Krankheit bzw. Verhaltensstörung unterschieden werden (Jäger, 1996).

Das *explorierende Interview* ist noch stärker strukturiert, weil ein bestimmter Sachverhalt oder eine Bedingungskonstellation möglichst genau, auch beharrlich zurückkehrend und vertiefend, aufgeklärt werden sollen (siehe Abschnitt 6.3). Das *Leitfadeninterview* ist weitgehend festgelegt und nähert sich der Form einer schriftlichen Befragung an.

Als Beispiel aus dem Anwendungsgebiet der Berufspsychologie und Personalauswahl eignet sich das *multimodale Interview MMI* von Schuler (1992; Schuler & Marcus, 2001). Der Aufbau dieses biographieorientierten Interviews zeigt verschiedene Komponenten, die teils summarisch, teils durch Einstufung auf Skalen bewertet werden.

Gesprächsbeginn,
Selbstvorstellung des Bewerbers,
Berufsorientierung und Organisationswahl,
Freier Gesprächsteil,
Biographiebezogene Fragen,
Realistische Tätigkeitsinformationen,
Situative Fragen,
Gesprächsabschluss.

(Schuler & Marcus, 2001, S. 204)

Forschungsinterviews wurden in einer unüberschaubar großen Anzahl für spezielle Projekte und Arbeitsrichtungen entwickelt. Wittkowski (1994) hat in seiner Einführung in die psychologische Interviewmethodik die Grundlagen und Formen solcher Interviews ausführlich geschildert. Außer der Interviewtechnik, der Kodierung des Interviewmaterials mit methodisch-technischen Hinweisen zur Transskription wurden auch fünf Beispielinterviews beschrieben. Aus diesen Arbeiten entstanden das Würzburger Verfahren der Codierung von halbstrukturiertem Interviewmaterial WÜCI und die Würzburger Auswertungsskalen für Interviewmaterial WAI. WÜCI enthält 18 Skalen zu insgesamt 6 Bereichen:

Soziale Integration, Religiosität, Selbstwertgefühl, Lebenszufriedenheit, Zukunftsperspektive, Sterben und Tod. Die Veröffentlichungen enthalten Inter-Rater-Reliabilitäten und andere empirische Daten.

Viele der im Kapitel 8 dargestellten Verfahren der Text- und Inhaltsanalyse wurden für spezielle Formen von Forschungsinterviews geschaffen. Die methodischen Unterschiede stammen nicht allein aus den theoretischen Auffassungen der Autoren, sondern spiegeln auch die jeweiligen Anwendungszwecke wider. Diese Abhängigkeiten und die praktischen Schwierigkeiten der z. T. sehr langwierigen Erhebungen und Auswertungen sind in jenen Arbeiten oft nicht kommentiert worden.

Unter den neueren Entwicklungen ist das *halb-strukturierte Tiefen-Interview für Forschungszwecke* von Wengraf (2001) hervorzuheben. Es ist in seinen theoretischen Grundlagen und methodischen Aspekten sehr differenziert ausgearbeitet (siehe Abschnitte 5.9 und 6.3).

Kombination und Ergänzung verschiedener Interviewformen

Für psychologische Aufgaben in den Anwendungsfeldern der Psychologie sind eine nur erzählende Selbstdarstellung und ein narratives Interview in der Regel unzureichend bzw. nur als erste Stufe geeignet. Praktische Fragestellungen werden nicht ohne explorative, u. U. auch sehr direkt nachfragende Abschnitte auskommen. Beispiele für solche auf Details ausgerichteten Erhebungen sind die medizinische Anamnese-Erhebung, die psychiatrische Untersuchung und das verhaltensdiagnostische Interview. Je nach Ausbildung und Erfahrung werden zweckmäßige Kombinationen verschiedener Interviewmethoden möglich sein.

Als *problemzentriertes Interview* hat Witzel (1982, 1989) eine Methodenkombination für die sozialwissenschaftliche Forschung bezeichnet. Es besteht aus einem Kurzfragebogen für den Untersuchten zur vorbereitenden Beschäftigung mit den Themen, einem Leitfaden für das Interview, der Tonbandaufzeichnung des Interviews mit Transskription und einem Postskriptum, d. h. einer rückblickenden Beschreibung des Ablaufs und Beurteilung der Kommunikation.

Der Internist Hahn (1988) hat aus der Sicht der Psychosomatik an instruktiven Beispielen gezeigt, wie sich die medizinische Anamnese in einem langen Prozess der Kommunikation und Interpretation zu einer erweiterten Anamnese der Lebensumstände, dann zu einer tiefenpsychologischen Anamnese und einem psychoanalytischen Interview entwickeln lässt.

Aus der Methodik der Textanalyse (Kapitel 8) sind wichtige Anregungen für die Interviewverfahren zu entnehmen, insbesondere wenn sie narrative Teile enthalten. Bei deren Interpretation sollte auf die Erzählstruktur geachtet werden. Es gibt zwar kein allgemeines Strukturschema solcher Erzählungen, doch typische Erzählformen (Wengraf, 2001; Wiedemann, 1986).

Anamnese-Schemata

In der Medizin wurden zahlreiche *Anamnese-Schemata* entwickelt. So hat in der Psychiatrie eine Arbeitsgemeinschaft für Methodik und Dokumentation in der Psychiatrie AMDP ein Manual zur Dokumentation psychiatrischer Befunde (siehe Stieglitz, 2000) entwickelt. Dieses System hat allgemeine Anerkennung gefunden, weil es eine Standardisierung mit sich bringt. Erwähnenswert ist, dass mehrere Projekte zur Entwicklung einer weitgehend computer-gestützten Methodik zur Anamnese und Diagnostik in der somatischen Medizin noch nicht recht überzeugen konnten. Die Systeme wurden angesichts der Vielfalt möglicher Details und Verzweigungen kompliziert und langwierig. Erst durch fortgeschrittene adaptive und heuristische Strategien könnte vielleicht das Ziel angenähert werden.

Auch für psychologische Aufgaben wurden Leitfäden und Schemata für die Anamnese entwickelt, z. B. anamnestische bzw. diagnostische Elternfragebogen für die Erziehungsberatung (siehe Fisseni, 1997; Kubinger & Deegener, 2001).

Biographische Inventare und Fragebogen

Biographische Inventare enthalten lange Listen von 200 und mehr Items zu verschiedenen Bereichen der Biographie einschließlich der möglichen Entwicklungsprobleme und psychischen Störungen. Einige dieser Verfahren benennen (inventarisieren) diese Störungen nicht nur, sondern fragen auch nach den Bewältigungsreaktionen und sollen die notwendigen Neuanpassungen erfassen (Jäger, 1996; Keßler, 1982).

Ein *Biographisches Inventar zur Diagnose von Verhaltensstörungen BIV* (Jäger, Lischer, Münster und Ritz, 1976) mit 97 Fragen wurde für den Altersbereich ab 18 Jahre entwickelt und an 2023 Personen normiert. Das Inventar *Psychischer und Sozialkommunikativer Befund PSKB* (Rudolf, 1985) soll Störungen in 11 klinischen Kategorien erfassen.

Die langfristigen *Lebensziele* können als zentrale Orientierungen des menschlichen Lebenslaufs angesehen werden (Bühler & Massarik, 1969). Außer einem freien Aufschreiben solcher Lebensziele oder einem Interview kann auch ein Fragebogen verwendet werden. Der *Fragebogen zur Messung von Lebenszielen GOALS* (Pöhlmann & Brunstein, 1997) betrifft sechs Bereiche: Macht, Leistung, Abwechslung, Altruismus, Intimität und Affiliation. Der Fragebogen enthält 24 Items, die jeweils nach persönlicher Wichtigkeit, Realisierbarkeit und momentanem Erfolg bei der Verwirklichung zu beurteilen sind. Die Ausprägung von Werthaltungen kann u. a. mit dem Rokeach Value Survey RVS (siehe Bilsky & Schwartz, 1994) erkundet werden.

Die Frankfurter Selbstkonzeptskalen (Deusinger, 1986) wurden konstruiert, um die Konzepte, die jemand von der eigenen Person entwickelt hat, differenziert beschreiben zu lassen; z. B. allgemeine Leistungsfähigkeit, Problembewäl-

tigung, Entscheidungssicherheit, Empfindlichkeit. Zur Diagnostik von Attributionen, Kontrollüberzeugungen und Bewältigung von Stress oder Krankheit existiert eine große Anzahl von Fragebogen (Krampen, 1989; siehe auch Brähler, Schumacher & Strauß, 2002; Westhoff, 1993).

Mit einem *Fragebogen zur Lebenszufriedenheit FLZ* (Fahrenberg, Myrtek, Schumacher & Brähler, 2000) kann die Ausprägung der allgemeinen Lebenszufriedenheit und die Zufriedenheit in zehn Bereichen untersucht werden: Gesundheit; Arbeit und Beruf; Finanzielle Lage; Freizeit; Ehe und Partnerschaft; Beziehung zu den eigenen Kindern; Eigene Person; Sexualität; Freunde, Bekannte, Verwandte; Wohnung. Die Testergebnisse korrelieren mit Persönlichkeitsmerkmalen, Alter, Geschlecht, gesundheitlichem Status und zahlreichen sozioökonomischen Lebensbedingungen.

Fragebogen wie die *Freiburger Beschwerdenliste FBL* (Fahrenberg, 1994) oder Persönlichkeitsfragebogen wie das *Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI-R* (Fahrenberg, Hampel & Selg, 2001) können natürlich viele individuelle Besonderheiten nicht beschreiben und biographische Zusammenhänge überhaupt nicht berücksichtigen. Der Vorzug solcher standardisierten Fragebogen besteht aber in den Vergleichsmöglichkeiten. Wenn eine bevölkerungsrepräsentative Normierung vorliegt, können die Testwerte einer Person auf die Bevölkerung bzw. bestimmte Untergruppen bezogen werden. Die durch Fragebogen erhobenen Selbstbeurteilungen werden dem biographischen Ansatz nützen können, solange die Grenzen der Fragebogenmethodik gesehen werden (siehe Abschnitt 9.6).

Im Bereich der Personalauswahl werden relativ häufig sowohl Interviews als auch Fragebogen verwendet. Ein Interview mit einem mittleren Grad von Strukturiertheit wird von Bewerbern und Interviewern bevorzugt (Schuler & Marcus, 2001). Die Validität der Methode kann erhöht werden, wenn es in bestimmte Komponenten gegliedert wird, die getrennt bewertet werden. Eine strategisch ausgearbeitete Kombination von Interview und Fragebogen fehlt hier oft. Methodenkombinationen, welche die jeweiligen Vorzüge dieser Verfahren nutzen, könnten eine höhere Validität zur Vorhersage beruflicher Kriterien haben.

Gütekriterien

Aus der Sicht der psychologischen Methodenlehre gelten für die Interviewmethodik im Prinzip dieselben wissenschaftlichen Gütekriterien wie für andere psychologische Methoden. Natürlich müssen die Besonderheiten gesehen und adäquat berücksichtigt werden. Zu diesen speziellen Bedingungen gehören u. a.: meist nur eine geringe Standardisierung, kein genaues Protokoll (von Forschungsinterviews mit Rekorder abgesehen), in der Regel nur ein Interviewer, keine echte Wiederholbarkeit des Interviews, möglicher Einfluss von situativen Bedingungen und Interaktionen auf Erhebung und Auswertung sowie die

Fragwürdigkeit von Kriterien zu Validierung. Andererseits gibt es, falls ein Protokoll vorliegt, mehrere wichtige Aspekte die überprüft werden können: die Interviewführung und mögliche Probleme, die Segmentierung und Kodierung, die Kategorienbildung, die Interpretation und die gezogenen Schlüsse.

Ein kompetentes Interview würde sich auszeichnen durch: die genaue Planung des Ablaufs, die Nutzung gut ausgearbeiteter Leitfäden, die Unterscheidung von leitenden Themen und die Aufschlüsselung der Einzelfragen, die Kenntnis von Fragetechniken und typischen Fehlern. Ein Training der Interviewmethodik kann sich u. U. auf eine Videoaufzeichnung stützen. Die methodische Qualität der Interpretation kann nach den Gesichtspunkten wie in den anderen Bereichen der Methodenlehre der Psychologie bewertet werden (siehe u. a. Kapitel 12). Bei jeder praktischen Anwendung sind die Ziele dieser Diagnostik bzw. dieses Assessment und die Entwicklung präziser Assessmentstrategien wesentlich (siehe Abschnitt 9.9).

In den Übersichten zur Interviewmethodik werden weitere Methodenprobleme und Untersuchungsergebnisse referiert (Keßler, 1982; Trost, 1996; Wengraf, 2001; Wittkowski, 1994). Dazu gehören die Reproduzierbarkeit der Ergebnisse, Reliabilitätsstudien zu Aspekten der Auswertungsreliabilität, kriterienbezogene und konstruktbezogene Validierungen, außerdem Überlegungen zu Ökonomie, Nutzen, Fairness und Akzeptanz dieser Methodik.

Die Frage nach der Validität und der Ökonomie von biographischen Daten stellt sich vor allem dort, wo sie als diagnostische bzw. prognostische Verfahren benutzt werden, u. a. in der klinischen Diagnostik und in der Personalauswahl (siehe auch Jäger, 1996; Amelang & Zielinski, 1997). In diesem Bereich sind auch überzeugendere Kriterieninformationen verfügbar. Die Validität eines Vorstellungsgesprächs ist aber sehr zweifelhaft, wenn es nicht sehr strukturiert auf bestimmte Bereiche eingeht (Schuler, 1992). Eine von Bliesener (1992) durchgeführte Metaanalyse ergab, dass eine gute prädiktive Validität im Hinblick auf berufliche Kriterienmerkmale (berufliche Leistung, Beurteilung durch Vorgesetzte, Verbleiben in einem Betrieb) erreicht werden kann. Diese Validitätskoeffizienten können jedoch erheblich überschätzt sein. Zu den möglichen methodischen Artefakten gehören u. a. die Abhängigkeit der Prädiktoren und Kriterien (Konfundierung) und die Vorauswahl (Präselektion) von Personen.

Kontexte und Abhängigkeiten

Die Methodik der Interviews steht in einem weiteren Kontext, der für die angemessene Interpretation wesentlich sein kann. Aus sozialpsychologischer Sicht sind die typischen Strukturen der *Interaktionsprozesse*, die Abhängigkeiten vom Status und den Rollen der Beteiligten sowie deren unterschiedliche kommunikative Kompetenz wesentliche Bedingungen jedes Interviews.

Der Zweck eines Interviews kann auf den Stil und die Inhalte der Berichte zurückwirken. Ein Forschungsinterview, dessen Ergebnisse anonym bleiben, unterscheidet sich grundsätzlich von einem diagnostischen Interview oder dem Einstellungsgespräch über eine ausgeschriebene Position. Das Interview erhält neue Dimensionen:

- durch Vertraulichkeit/Datenschutz oder Weitergabe von Informationen an einen Auftraggeber, und damit zusammenhängend
- mögliche Einflüsse der “sozialen Erwünschtheit” bestimmter Aussagen;
- durch den – auch aus berufsethischer Sicht notwendigen – Nachweis der methodischen Qualität, der diagnostischen Treffsicherheit und des praktischen Entscheidungsnutzens der Interviewmethode.

6.5 Erzählte Zeitgeschichte, Tagebücher und Psychohistorie

Erzählte Zeitgeschichte

Die Arbeitsrichtung, die sich auf mündlich vermittelte Biographie und Zeitgeschichte (oral history) stützt, hat viele bisher weniger beachtete Lebenswelten erschlossen. Es geht nicht um die Protagonisten im öffentlichen Leben und um die Memoirenschreiber, sondern um die Aufzeichnung von Alltagsgeschichte, die sonst nur mündlich überliefert und dann bald verloren wäre. Solche Lebenserfahrungen sind in England und in den USA schon seit langem in der *oral history* gesammelt worden. Dies entspringt einem zeit- und sozialgeschichtlichen Bedürfnis, ein kollektives Gedächtnis zu bilden (deMause, 2000; Perks & Thomson, 1989; Sarbin, 1986; Thompson, 1978).

“Eine demokratische Zukunft bedarf einer Vergangenheit, in der nicht nur die Oberen hörbar sind. Viele Bemühungen der neueren Sozialgeschichte sind deshalb darauf gerichtet, auch und gerade diejenigen ins Geschichtsbild zu holen, die nicht im Rampenlicht gestanden haben.” (Niethammer, 1985, S.1).

Die Beiträge zu diesem Sammelband geben ein breites Spektrum von Beispielen und methodischen Aspekten. Mehrere Beiträge sind den Erfahrungen von Arbeitern u. a. sozialgeschichtlichen Themen gewidmet. Die Anmerkungen verzeichnen zahlreiche Archive und Materialsammlungen zur oral history in Deutschland. Psychohistorie kann allgemein als Anwendung von psychologischen und psychoanalytischen Konzepten auf die Geschichte verstanden werden (Deutsche Gesellschaft für Psychohistorische Forschung e. V., www.psychohistorie.de).

An der Universität Bremen gibt es ein *Institut für angewandte Biographie und Lebensweltforschung*, das durch Projekte, Lehre und Publikationen hervortritt (Internet-Adresse: www.ibl.uni-bremen.de) und in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie wurde eine *Sektion Biographieforschung* gebildet.

Eine Internet-Recherche mit Google ergab im November 2001 für Biographie 920 Einträge und für Tagebuch 840 Einträge. Das BIOGRAPHIE.NET verzeichnete 11.271 Biographien (913 Biographien in deutscher Sprache). Eine Bibliographie zur Biographieforschung wurde durch van Queckelberghe und Gieseke (1989) zusammengestellt.

Die Familiengeschichtsforschung (Genealogie) befasst sich mit den Verwandtschaftsverhältnissen (Burghardt, 2000). Die dadurch gewonnenen Stammbäume einer Familie haben nicht nur einen juristischen und speziell erbrechtlichen Zweck. Solche Stammbäume legen es nahe, nach Familienähnlichkeiten zu fragen: im Aussehen, aber auch hinsichtlich Begabung und Temperament, beruflichen Interessen, Krankheiten und Todesursachen. Als Quellen dienen Dokumente aus Archiven, z. B. Kirchenbücher, Grundbuchakten, private Dokumente wie Fotoalben und Briefe sowie in neuerer Zeit auch die Email-Adressen des Familiennamens (www.genealogy.org).

Steven Spielberg hat 1994 das bekannte Projekt *Survivors of the Shoah Visual History Foundation* als Sammlung von inzwischen mehr als 50.000 Berichten von Überlebenden und Zeitzeugen geschaffen (www.vhf.org). Das Archiv enthält primär die direkten Aufzeichnungen, jedoch noch keine Kommentare oder gründlichen Inhaltsanalysen. Das Echolot-Projekt von Kempowski besteht in der Sammlung von Tagebüchern, Erinnerungen und Materialien der Zeitgeschichte vor und während des zweiten Weltkriegs (siehe Abschnitt 4.4).

Aus sozialwissenschaftlicher und psychologischer Sicht wäre es dagegen wichtig, die Vielfalt der Erinnerungsmuster und der latenten Bedeutungen biographisch vertiefend zu analysieren. Schröder (1992) analysierte die erzählte Geschichte aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. Jureit (1999) untersuchte die Erinnerungsmuster von Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager. Ihr Interesse galt den biographischen Konstrukten, die nach Auschwitz den Opfern das Weiterleben vielfach erst möglich machten. Es gab in den Biographien ein breites Spektrum von Erinnerungsmustern: u. a. das Fortbestehen der Traumatisierung, die Rationalisierung als Schutz vor Zerstörung, die zerstörte Lebensweltkonstruktion und selbstbestimmte, konstruktive Strategien des Überlebens. Jureit (1999) betonte jedoch, dass diese Muster erst interpretativ entschlüsselt werden mussten. Zeitzeugenberichte ergeben nicht ohne weiteres einen unmittelbaren Zugang zur sozialen Realität. Die "Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und Identitätsarbeit" wurden u. a. auch von Pollak (1988) in biographischer Perspektive geschildert.

Psychohistorische Studien

Psychohistorik und Psychobiographie bestehen in der Anwendung psychologischer Konzepte auf eine Biographie, um ein zusammenhängendes und verständ-

liches Bild herzustellen. Meist wird Freuds (1910) biographische Studie über Leonardo da Vinci als die erste Psychobiographie überhaupt angesehen (Elms, 1988). Freud betrachtete die ganze Lebensspanne dieses ungewöhnlich kreativen Menschen und versuchte die Leistungen psychoanalytisch aus der ödipalen Konstellation und anderen Entwicklungsbedingungen zu erklären. Es gab in der Folge eine überwältigende Anzahl solcher Interpretationsversuche berühmter Personen, häufig aus psychoanalytischer Sicht verfasst. So hat Erikson (1958) eine Psychobiographie Martin Luthers geschrieben. Er interpretierte dessen Identitätskrise im Zusammenhang mit den individuellen Bedingungen der frühen Kindheit und den zeitgeschichtlichen Bedingungen. Freud (1939/1964) verfasste nach der des Leonardo da Vinci eine Psychobiographie über Moses und den Monotheismus.

Die Biographie einflussreicher historischer Personen, die als Vorbild oder als negative Gestalt herausragen, rückblickend durch psychologische Analysen und psychoanalytische Rekonstruktionen zu erhellen, enthält große Risiken. Diese Versuche sind folglich als Spekulationen und psychologisierende Unterstellungen kritisiert worden. Eriksons zweite Arbeit (1969), über Mahatma Gandhi, ist auf einen Lebensabschnitt begrenzt und vorsichtiger gehalten.

Freud war seinerseits, von einer kleinen Schrift "Selbstdarstellung" abgesehen (1925), nicht bereit, der Nachwelt mehr autobiographisches Material zu hinterlassen.

"Hier darf ich mir gestatten meine autobiographischen Mitteilungen abzuschließen. Was sonst meine persönlichen Verhältnisse, meine Kämpfe, Enttäuschungen und Erfolge betrifft, so hat die Öffentlichkeit kein Recht, mehr davon zu erfahren. Ich bin ohnedies in einigen meiner Schriften – Traumdeutung, Alltagsleben – offener und aufrichtiger gewesen, als Personen zu sein pflegen, die ihr Leben für die Mit- und Nachwelt beschreiben. Man hat mir wenig Dank dafür gewusst; ich kann nach meinen Erfahrungen niemand raten, es mir gleichzutun." (Nachschrift 1935 zur Selbstdarstellung von 1925, S. 105).

Um so mehr gibt es, trotz mehrerer größerer und kleinerer Freud-Biographien (Gay, 1988, 1989; Isbister, 1985; Jones, 1953-1957; Köhler, 1987; Schneider, 1999; Schur, 1982; u. a.), immer wieder auflebende Spekulationen über bestimmte Ereignisse und Probleme in seinem Leben (u. a. Hardin, 1994; Krüll, 1979).

Unter Hunderten von psychobiographischen Studien sollen hier einige erwähnt werden: über die Diktatoren Adolf Hitler (Koch-Hillebrecht, 1999; Kornbichler, 1994; Langer, 1973; Matussek, Matussek & Marbach, 2000; Schroeder, 1985; Waite, 1993) und Stalin (Conquest, 1991; Deutscher, 1989; Tucker, 1988). Amerikanische Sozialwissenschaftler und Psychologen haben speziell die Präsidenten der letzten Jahrzehnte zum Thema ihrer Analysen gemacht: u. a. Jimmy Carter (deMause, 1977) und Ronald Regan (deMause, 1984).

Wie zu Freud, so gibt es auch zu anderen Personen Kontroversen, um alternative Interpretationen, z. B. über den Maler van Gogh (Runyan, 1981) und um den englischen König George III (Runyan, 1988). Die meisten Fach-Historiker, so meint Runyan (1982), machen in ihrer Arbeit von psychologischen Konzepten kaum Gebrauch (siehe jedoch Szaluta, 1999).

Persönliche Einflüsse auf das Werk von Psychologen wurden am Beispiel von H. Münsterberg (Hale, 1980; M. Münsterberg, 1922; Spillmann & Spillmann, 1993), Allport (Winter, 1997), Murray (Anderson, 1988; Elms, 1987) und Skinner (Bjork, 1997; Demorest & Siegel, 1996; Elms, 1981) dargestellt. Viele weitere Hinweise gab Runyan (1988), der insgesamt die Fortschritte der Psychobiographie gegenüber ihren Anfängen betonte und den Prozess des fortschreitenden Wissens und Verstehens unter mehreren Perspektiven diskutierte. Umfangreiche Übersichten über das wissenschaftliche Werk im Zusammenhang mit biographischen Daten von Psychologen gaben Bringmann, Lück, Miller und Early (1997), Kimble und Wertheimer (2000); Lück und Miller (1993); Lück, Miller und Sewz-Vosshenrich (2000), Murchison (1961) sowie Popplestone und McPherson (1994). Eine Psychologie in Selbstdarstellungen wurde herausgegeben von Pongratz (1973) bzw. Pongratz, Traxel und Wehner (1972).

Die Aufgaben der Psychohistorie wurden in mehreren Büchern durch methodenkritische Beiträge und Arbeitsbeispiele erläutert (siehe Barresi & Juckes, 1997; Bertaux, 1981; Cocks & Crosby, 1987; McAdams, 1988; Mc Adams & Ochberg, 1988; Runyan, 1982, 1988a, 1988b; Szaluta, 1999).

Die Biographien von einflussreichen Autoren in der Psychologie bieten hier ein besonderes Feld, außerdem solche von Philosophen (Scharfstein, 1980). Instruktiv ist auch die persönlichkeitspsychologische Fallstudie des Weltumseglers Dodge Morgan. Dieser umsegelte im Jahr 1986 in 150 Tagen allein die Welt. Er stellte sich vorher und nachher zu umfangreichen Interviews und Untersuchungen zur Verfügung (Craik, 1997; Mc Adams & West, 1997; Nasby & Read, 1997; Wiggins, 1997).

6.6 Biographisch orientierte Persönlichkeitspsychologie

Nach den Vorläufern (Wilhelm Preyer, William James, Sigmund Freud, William Stern, Charlotte Bühler, Gordon W. Allport, Henry Murray, Erik H. Erikson) ist besonders Hans Thomae und sein Bonner Arbeitskreis zu nennen. Als Motto könnte gelten: "In der Psychologie dagegen ist die Analyse des Individuums nur Etappe auf dem Weg zu einer wie immer gearteten Generalisierung." (Thomae, 1968, S. 105, nach einem Vergleich mit der historischen und der literaturwissenschaftlichen Biographik).

Die von Thomae und seiner Gruppe entwickelte *psychologische Biographik* und die sehr umfangreichen empirischen Untersuchungen können als der wichtigste wissenschaftliche Beitrag zu dem Gebiet der Biographik angesehen werden. Dieser Ansatz wird in seinen Grundzügen im Abschnitt 11.4 dargestellt.

Darstellungen der biographischen Methodik

Jüttemann und Thomae (1987) gaben eine wichtige Sammlung von Aufsätzen zum Thema Biographie und Psychologie heraus. Die Beiträge umfassen u. a. die Geschichte der biographischen Forschung, die Standortbestimmung der biographischen Forschung in verschiedenen Bereichen und Grundfragen dieser Methodik. Das Buch unterrichtet vor allem über die deutschsprachige Literatur (zur Geschichte der biographischen Methoden in der Psychologie siehe auch Bühler, 1933; Bühler & Massarick, 1969; Thomae, 1968, 1987). Ein ähnliches Werk über die englische Literatur wurde von Runyan (1988b) publiziert.

Themenhefte der Zeitschrift *Journal of Personality* (siehe u. a. McAdams, 1988; sowie McAdams & West, 1997) informieren über die neueren Entwicklungen in den USA, offensichtlich nahezu unabhängig von der aktuellen deutschsprachigen Literatur. Mehrere Bücher über sog. qualitative Methoden der Psychologie enthalten Kapitel über die biographische Methode oder zumindest Beiträge, in denen verwandte theoretische Fragen angesprochen werden. Praktische Beispiele in hinreichender Ausführlichkeit fehlen in diesen Sammelbänden, und die Diskussion von Prinzipien und tatsächlichen Ergebnissen der methodenkritischen Evaluation ist in der Regel zu kurz (Bergold & Flick, 1987; Flick et al., 1991, 2000; Jüttemann, 1990; Kohli & Robert, 1984).

In einem umfangreichen Projekt führten Langenmayr und Schubert (1987) Lebenslaufanalysen aufgrund von Interviews von ein bis zwei Stunden Dauer an einer Stichprobe von 265 Bürgern Nordrhein-Westfalens im Alter zwischen 20-60 Jahren durch. Die hauptsächlichen Themen waren die Familienstruktur, Wohnverhältnisse, Religionsausübung, Kindergarten und Schule, Beruf und Gesundheit (in reduziertem Umfang ggf. auch für Partner und Kinder). Nach Kodierung lagen 1144 Variablen als Rohdaten vor. Die Hypothesen lauteten:

“1. Es existieren regelmäßige und beschreibbare Zusammenhänge zwischen den lebensgeschichtlich frühen Ereignissen, Erfahrungen und Konstellationen einerseits, und Konstellationen, Ereignissen und Verlaufsmustern in späteren Lebensabschnitten.

2. Es existieren Gruppierungen unterschiedlicher Verlaufsmuster von Biographien, die nicht mit Hilfe eindimensionaler Erklärungsmuster – etwa als Geburtskohorten – beschreibbar sind.

3. Die genannten Zusammenhänge und Verlaufsmuster können aufgrund der Erfassung rein quantitativer Daten beschrieben werden.” (S.1).

Es ergaben sich zahlreiche für die Lebenslaufforschung interessante Korrelationsmuster und überwiegend auch Bestätigungen der Annahmen. Die Autoren betonen die Bedeutung der frühkindlichen Bedingungen für die weitere Entwicklung. Die statistische Auswertung stützte sich auf Korrelations- und Regressionsanalysen, doch bleibt fragwürdig inwieweit die multiplen Effekte und Konfundierungen der sozialen, ökonomischen und psychologischen Merkmale damit berücksichtigt werden konnten. Ein systematisches Matching durch Bildung "statistischer Zwillinge" wäre hier angebracht, ist jedoch nur bei noch größeren Stichproben praktisch möglich (siehe die Validierung von Persönlichkeitsfragebogen FLZ und FPI, Fahrenberg et al., 2000, 2001).

Fuchs (1984; Fuchs-Heinritz, 2000) verfasste eine Einführung in Praxis und Methoden der biographischen Forschung. Sie entstand aus seinen umfangreichen Studien über Lebensgeschichten von Arbeitern und gibt eine Übersicht über alle Forschungsansätze der Sozialwissenschaften, die "als Datengrundlage (oder als Daten neben anderen) Lebensgeschichten haben, erzählte bzw. berichtete Darstellungen der Lebensführung und der Lebenserfahrung aus dem Blickwinkel desjenigen, der sein Leben lebt" (S. 9). Das Buch enthält zahlreiche Hinweise und Kommentare, die in dieser Vielfalt und Übersichtlichkeit sonst kaum zu finden sind. Einige Stichwörter sollen dies belegen. Fuchs erläuterte, dass die *biographische Kommunikation* auch im Alltag stattfindet und in zahlreichen Institutionen (Schule, Arzt, Arbeitgeber, Ämter, Gerichte, Geheimdienste), die auf ihre Weise biographisch forschen.

Das Erzählen der Lebensgeschichte kann durch typische *Formtraditionen* ("Orientierungsfolien") geprägt sein, welche als konventioneller Stil den individuellen Stil überlagern: unter dem Blickwinkel der Beichte, der religiösen Erziehung, der ärztlichen Anamnese, weiterhin Lebensläufe für Bewerbungen, sogar Ehrungen und Nachrufe (z. B. eine Laudatio), durch Allegorien der Lebensphasen und typische Lebenswege, gängige Altersnormen, Sprichwörter, astrologische Systeme, Laufbahnvorstellungen oder kollektive Lebensentwürfe, durch die Lektüre von Biographien und Memoiren, und schließlich auch durch Vorstellungsmuster, die wissenschaftlicher Herkunft sind. Anschließend analysierte Fuchs die charakteristischen Merkmale der biographischen Kommunikation und die sozialen Funktionen biographischer Mitteilungen.

Fuchs begrenzte dann die Übersicht über die Geschichte der biographischen Forschung sowie über ihre *Forschungsziele und Kontroversen auf den sozialwissenschaftlichen Bereich*. Dementsprechend wurden die Schritte der Forschungsarbeit geschildert: von der Konzeption und Vorbereitung der Erhebung (wobei an eine größere Personenzahl gedacht ist), über die Diskussion des Kontexts der Befragung bis zur Auswertung und Publikation. In dieser Gliederung wurden viele wichtige Argumente und Erfahrungen zusammengestellt. Sie beziehen sich auf die Interviewsituation, Interviewerverhalten und

Gesprächsführung, auf die thematische und zeitliche Reichweite der Biographie, auf Grundfragen der Interpretation und auf die Sicherung der Interpretation. Fuchs spricht die Probleme der kommunikativen Validierung im Gespräch mit den Befragten an und erwähnt kurz und ohne methodenkritische Beispiele die gegenseitige Überprüfung in einer Forschergruppe. Dazu gehört das Verfahren der *Triangulation durch Heranziehen zweiter und dritter Quellen* (siehe Abschnitt 12.4).

Als typische Forschungsziele nannte Fuchs u. a.: die “wirkliche” Funktionsweise von sozialen Institutionen aufzuzeigen, im kulturellen Diskurs auch “stumme” Gruppen über ihr Leben sprechen zu lassen, die Krankengeschichte eines Patienten zu rekonstruieren.

Das mit vielen Zitaten und kurzen Beispielen ausgestattete Buch ist jedoch keine Anleitung, konkret eine spezielle Biographie zu erheben oder zu interpretieren. Vielmehr befasst es sich mit den Perspektiven und den allgemeineren methodischen Prinzipien dieses Forschungsansatzes. Insofern ist die Lektüre dieses Buchs, nachdem etwas eigene Erfahrung vorliegt, zu empfehlen, um den Blick auszuweiten und die sozialwissenschaftlichen Aspekte von Biographik zu vertiefen.

Rosenthal (1995) entwickelte eine gestalttheoretische Betrachtungsweise der erlebten und erzählten Lebensgeschichte. Sie erläutert diese heuristische Idee, indem sie gegenüberstellt, was sich dem Beobachter darbietet und was vom Handelnden intendiert ist. Sie erläutert Gesichtspunkte wie die formale Organisiertheit, das Thema und das thematische Feld, das Erfassen der Geordnetheit, und der Kongruenzen. Rosenthal betont die Gestalthaftigkeit von Erlebnis, Erinnerung und Erzählung.

Die Beispiele und Exkurse stammen aus der eigenen Forschung über erzählte Lebensgeschichten u. a. von Kindern, von Ordensschwestern und Überlebenden des Holocaust. In diesem Zusammenhang ging Rosenthal auch auf die “heilende Wirkung biographischen Erzählens” ein. Aus ihrem gestaltpsychologischen Ansatz leitete Rosenthal methodische Schlussfolgerungen für die Gesprächsführung und einige Prinzipien der rekonstruktiven Fallanalyse ab.

Kohli und Robert (1984) stellten empirische Beiträge und Forschungsperspektiven zum Thema Biographie und soziale Wirklichkeit zusammen. Welche psychischen Veränderungen sind in der gesamten Lebensspanne zu erkennen? Welche Unterschiede zwischen den Generationen gibt es (Kohli 1987; Kohli & Szydlik, 2000)? In dem Band *Biographie und Psychologie* (Hrsg. Jüttemann & Thomae, 1987), sind viele der Erträge der biographischen Forschung auf verschiedenen Arbeitsgebieten dargestellt. Kruse und Thomae (1992) schilderten die menschliche Entwicklung im historischen Wandel und im Vergleich über Generationen. In empirisch-psychologischen Beiträgen, z. T. in einer UNESCO-Studie, wurden Interviews durchgeführt über Orientierung und

Zukunftsbezug, Konflikte und Belastungen im familiären und beruflichen Bereich sowie über die typischen Konflikthäufigkeiten in drei Kohorten der Geburtsjahrgänge von 1910-1919, 1920-1929 bis 1930-1939. Es gibt in der deutschen Literatur zahlreiche weitere Beiträge zur psychologischen Biographieforschung und deren Methodik (u. a. Keßler, 1982; Lehmann, 1983; Straub, 1989; Zacher, 1988).

Grundlagenkritik und spezielle Methodenkritik

Mit Begriffen wie *Unvoreingenommenheit*, *natürlicher Zusammenhang* und *Vollständigkeit* wurde ein hohes methodisches Anspruchsniveau der Biographik angesetzt (siehe Abschnitt 5.7). Eine kritische Betrachtung könnte ergeben, dass es sehr idealisierte Forderungen und teilweise sogar Fiktionen sind. Im Abschnitt 11.3 werden einige der allgemeinen Methodenprobleme sowie kritische Einwände dargestellt, welche zur Grundlagenkritik an der biographischen Methodik gehören.

6.7 Zusammenfassung

Die Biographik ist eine der grundlegenden Methodentypen der empirischen Psychologie. Dennoch werden die großen und breit entwickelten Lebensbeschreibungen eher Ausnahmen bleiben oder vielleicht als literarische und psychohistorische Werke veröffentlicht werden. Die psychologische Forschung und Praxis werden sich meistens mit kürzeren Fassungen von autobiographischen Aufzeichnungen und Biographien sowie relativ kurzen Interviews begnügen müssen. Die verschiedenen Formen der biographisch orientierten und diagnostischen Interviews von der medizinischen Anamnese bis zum Interview in der Personalauswahl haben in der Regel spezielle Ziele.

Nur in der Richtung der *biographischen Persönlichkeitsforschung* wird es auf eine umfassende, perspektivenreiche und in den Klassifikationsbemühungen systematische Arbeit ankommen. Dies kennzeichnet die Forschung von Murray und Thomae, welche auf dem Wege über diese Analysen eine Grundlegung der Persönlichkeitstheorie anstrebten.

In diesen Kapiteln 4 bis 6 ging es um die Einführung in das biographische Verfahren durch eigene Erfahrung und durch Besprechung kritischer Einwände. Die früheste Erinnerung, die erinnerten frühen Eigenschaftsattribuierungen, das Tageslauf-Protokoll und die autobiographische Skizze waren vorbereitende Schritte. Mit diesen Erfahrungen konnten sich die methodenkritischen Überlegungen entwickeln. Diese kreisten immer wieder um Fragen der Selektion und Inferenz, um die leitenden Konzepte, um die adäquaten Kategorien und um die Möglichkeiten zur Sicherung der Interpretation.

In der selbständigen Erhebung und Interpretation der Biographie einer anderen Person waren diese Hinweise und Strategien anzuwenden. Wesentliche Etappen in der Erfahrungsbildung sind die Diskussion im Plenum mit Rückmeldungen und die Ansätze einer interaktiven Interpretation, um die Überzeugungskraft psychologischer Konstruktionen mit anderen zu besprechen. Dieser Prozess kann dazu beitragen, die Möglichkeiten und Grenzen der Biographik besser einschätzen zu können.

Biographische Interviews können protokolliert und anschließend mit den Methoden der Text- und Inhaltsanalyse ausgewertet werden. Nicht nur ein narratives Interview, sondern auch ein Traum kann als Text festgehalten werden und zu einer Inhaltsanalyse anregen. Solche Interpretationsversuche von Träumen haben eine lange Geschichte. Deswegen wird die im Kapitel 2 eingeführte Traum-Interpretation im folgenden Kapitel 7 noch weiter erläutert bevor die allgemeine Methodik von Text- und Inhaltsanalysen im Kapitel 8 dargestellt wird.

7 Trauminterpretation

7.1 Übersicht

Das einleitende Beispiel für dieses Buch war die Interpretation eines Traumes. An einem kurzen Traum lassen sich bereits viele Schritte der psychologischen Interpretation gut erläutern und vertiefen. Wenn außerdem Einfälle und biographische Informationen vorliegen, können diese Kontexte in eine erweiterte Interpretation einbezogen werden.

Es gibt verschiedene theoretische Auffassungen über die Entstehung und die Funktion von Träumen. Von diesen *Traumtheorien* wird es abhängen, ob die psychologische Interpretation eines Traums überhaupt als sinnvoll angesehen wird. In den folgenden Abschnitten werden einige dieser Auffassungen und ausgewählte psychologische Traumtheorien kurz dargestellt. Diese Traumtheorien enthalten viele Anregungen für die Interpretation von Träumen, und viele der methodischen Hinweise sind auch für andere *Erlebnisberichte* sowie Text- und Inhalts-Analysen geeignet.

Von der Trauminterpretation (Traumdeutung) sind die wissenschaftliche Traumforschung und die Schlafforschung abzuheben. Die empirische Traumforschung befasst sich u. a. mit den Bedingungen des Träumens, mit den Erinnerungsstufen des Traums und mit der formalen Analyse der Inhalte von Traumberichten. In der Schlafforschung werden alle Schlafstadien, oft im Hinblick auf Schlafstörungen und auf psychische Störungen untersucht.

7.2 Traumtheorien und Perspektiven der Traumdeutung

Nächtliche Aufzeichnungen des Elektroenzephalogramms EEG und des Elektromyogramms EMG werden verwendet, um aufgrund der elektrischen Hirnaktivität und Muskelaktivität Schlafstadien und bestimmte Phasen des aktiven Träumens zu erkennen. Diese Methodik wird als Polysomnographie bezeichnet (griech. vielfache Schlafaufzeichnung). Auf diese Weise können im Schlaflabor Schlafstörungen objektiviert werden. Die Forschung befasst sich außerdem mit dem zeitlichen Muster der Schlafstadien (Morphologie des Schlafs), u. a. mit den Stadien des Einschlafens, des Tiefschlafs und des rapid eye movement REM-Schlafs. Die normale Abfolge und der mehrfache Wechsel der Schlafstadien scheint bei bestimmten Personengruppen, u. a. depressiven Patienten, verändert zu sein (Berger, 1992).

In der *experimentellen Traumforschung* interessieren die Trauminhalte mehr als die Schlafstadien. Die Polysomnographie im Schlaflabor eröffnet jedoch einen methodischen Zugang, denn systematische Weckversuche haben ergeben, dass die meisten Träume während einer der nächtlichen REM-Phasen ablaufen.

Die Traumberichte können auf verschiedene Weise gewonnen werden. Eine Person wird im Schlaflabor dann geweckt, wenn sie sich im Stadium des REM-Schlafs befindet, und kann unmittelbar erzählen. Sie kann jedoch auch erst am nächsten Morgen um einen Bericht gebeten werden. Natürlich können Träume und Traumserien auch zu Hause aufgeschrieben werden, doch sollte dies ohne Aufschub geschehen. Die Erinnerungen an Träume und ihren Detailreichtum verblassen meist sehr schnell.

Im Prozess der Erinnerung kann es natürlich zu Abweichungen, sog. sekundären Bearbeitungen, kommen. Deshalb ist es zweckmäßig, zwischen dem *erlebten* Traum, dem *erinnerten* Traum und dem *erzählten* Traum zu unterscheiden.

Für die inhaltliche und formale Auswertung solcher Traumberichte gibt es viele Fragestellungen. Strauch und Meier (1992) haben anhand umfangreicher eigener Untersuchungen eine anschauliche Darstellung gegeben. Außerdem haben viele Autoren statistische Ergebnisse von Inhaltsanalysen anhand einer großen Anzahl von Traumberichten vorgelegt.

Zur biologischen und psychologischen Funktion des Träumens existieren mehrere Erklärungshypothesen (siehe Berger, 1992; Freud, 1900; Siebenthal, 1953). Ein Traum könnte u. a. entstehen als:

- leerlaufende Hirnaktivität im Schlaf, ein Stakkato konfuser Nervenimpulse;
- Verarbeitung eines unterschweligen Weckreizes;
- Verarbeitung eines Tagesrestes (Abreaktion);
- Konsolidierung von Erinnerungen durch Wiederholung und Verarbeitung;
- Beschäftigung mit intensiven Erlebnissen und Konflikten als Entlastung, Problemverarbeitung, Wunscherfüllung;
- Warnung vor inneren Krisen, als Möglichkeit zur Integration und Selbstheilung.

Von dieser Auffassung wird es abhängen, ob die psychologische Interpretation der inter- und intra-individuellen Vielfalt von Träumen überhaupt als eine ernsthafte Beschäftigung angesehen wird oder nicht. Die im folgenden Abschnitt kurz referierten Autoren teilen die Überzeugung, dass die Inhalte und die Dynamik des Traumerlebens Rückschlüsse auf aktuelle und überdauernde Erlebnisweisen des Träumers zulassen. Durch eine geeignete psychologische Interpretation wäre dann ein Zugang zu wichtigen Themen dieser Person, zu ihren Fantasien, Wünschen und Konflikten, zu gewinnen.

Die Werke Sigmund Freuds enthalten die bekannteste Traumtheorie. Doch schon lange vor ihm gab es zahlreiche theoretische Ansätze und methodische Vorschläge (siehe J. A. Hall, 1982; Siebenthal, 1953). Die Geschichte der Traumdeutung reicht weit in die Mythologie und Religionsgeschichte der Chaldäer, Babylonier, Assyrer, Ägypter und Griechen zurück. Beispiele sind u. a. die Geschichte von Joseph in Ägypten als Traumdeuter des Pharaos oder die zahlreichen prophetischen Träume im Alten Testament, in der Mythologie und in Märchen.

In der antiken Welt war das Traumbuch des Artemidor aus Daldis berühmt. Artemidor unterschied im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bereits zwischen Träumen, die sich auf die Zukunft beziehen, und Träumen, die vom Charakter des Träumers, von aktuellen Ereignissen und dem Zustand des Körpers abhängig sind. Er erkannte, dass die Bedeutung der Traumbilder auch im Zusammenhang mit den Eigenschaften und dem Beruf des Träumers sowie anderen Umständen zu interpretieren ist (zit. nach J. A. Hall, 1982; Siebenthal, 1953).

Aufwühlende Träume, "große" und archetypische Träume haben seit Menschengedenken den Eindruck hinterlassen, dass sie etwas wichtiges im Leben des Träumers und auch für andere Menschen bedeuten.

Sigmund Freud

Mit seinem Buch über Traumdeutung (1900) hat Freud der psychologischen Interpretation eine neue Grundlage gegeben. Am Anfang schreibt er in durchaus selbstbewusster Weise wie ein Entdecker:

"Auf den folgenden Blättern werde ich den Nachweis erbringen, dass es eine psychologische Technik gibt, welche gestattet, Träume zu deuten, und dass bei Anwendung dieses Verfahrens jeder Traum sich als ein sinnvolles psychisches Gebilde herausstellt, welches an angebbarer Stelle in das seelische Treiben des Wachens einzureihen ist. Ich werde ferner versuchen, die Vorgänge klarzulegen, von denen die Fremdartigkeit und Unkenntlichkeit des Traumes herrührt, und aus ihnen einen Rückschluss auf die Natur der psychischen Kräfte ziehen, aus deren Zusammen- und Gegeneinanderwirken der Traum hervorgeht" (Freud, 1900, S. 1; GW II/III). Freud meinte später, dass die wesentlichen Entdeckungen der Psychoanalyse bereits in der "Traumdeutung" angelegt waren.

Freud sah verschiedene Aspekte des Traums: der Traum als Hüter des Schlafs, als Wunscherfüllung, als Folge von Körperreizen und erinnerten Tagesresten, als ein Geschehen mit oft typischen Bildern und Szenen. Nach seiner Auffassung bleiben jedoch die eigentlichen, die dynamisch wirksamen Motive latent (lat. verborgen). Freud traf die grundlegende Unterscheidung zwischen dem *manifesten Trauminhalt* und dem *latenten Trauminhalt*. Der manifeste Trauminhalt ist, so wie er erzählt wird, zunächst unergiebig. Der Bericht muss psychologisch ent-

schlüsselt werden, um die eigentliche Bedeutung zu erkennen. Der latente Traumgedanke enthält das eigentliche Motiv, d. h. die affektive Konstellation, die hinter den Träumen steht.

Diese Unterscheidung von *zwei Ebenen* ist bis heute wichtig, weil sich die Autoren darin unterscheiden, ob sie eher den manifesten Trauminhalt (den Text) interpretieren, oder ob sie "tiefenpsychologisch" eine zunächst verborgene Thematik erschließen wollen (siehe auch die im Abschnitt 4.2 erwähnten Deck-erinnerungen).

Im erinnerten, manifesten Traum, so postulierte Freud, erscheinen die Triebwünsche und Konflikte nur verhüllt, weil die zugrundeliegenden Motive, primär aus der infantilen Sexualität und der ödipalen Konstellation stammend, zu peinlich sind bzw. gegen Verbote verstoßen (Traumzensur). Der latente Trauminhalt entsteht also aus unbewussten Impulsen des Es und verdrängten Gedächtnisinhalten; er ist immer eine Wunscherfüllung. Das Ich transformiert den latenten Trauminhalt durch *Traumarbeit* in den manifesten Traum. Dadurch wird der bedrohliche und angsterregende Inhalt weitgehend verzerrt, so dass der Schlaf nicht gestört wird. *Traumanalyse* heißt, aus der Kenntnis dieser unbewussten Traumarbeit und ihrer Mechanismen den latenten Inhalt zu erfassen. In diesem Sinne bezeichnete Freud die Träume als königlichen Weg zum Unbewussten (und für ihn war es auch der Weg zur Selbstanalyse).

Nach Freud gehören zu den Mechanismen im Prozess der Traumarbeit u. a.:

- die Verschiebung von Wichtigem auf Nebensächliches;
- die Verdichtung von Ähnlichem oder Gegensätzlichem;
- die Reduktion auf Zeichen und Symbole (Symbolisierung);
- die Aufhebung von Widersprüchen, da jedes Element auch sein Gegenteil bedeuten kann;
- die Dramatisierung;
- die Regression als Erfüllung infantiler Wünsche.

Sieenthal (1953) hat viele weitere Phänomene der bildlichen und der sprachlichen Darstellung von Träumen, häufige Metaphern, den "Doppelsinn der Urworte" u. a. beschrieben.

Freuds Traumanalyse stützt sich außerdem auf die *spontanen Einfälle* und auf zusätzliche *freie Assoziationen*. Hierbei ist es wichtig, auf kritisches Nachdenken zu verzichten und aufmerksam auf die sich einstellenden Assoziationen zu achten: "*Was könnte das bedeuten?*"

Der Traum ist das Ergebnis eines regressiven Prozesses, welcher den Traumgedanken in ein Bild verwandelt hat. Im Interpretationsprozess wird ein Zusammenhang mit dem Wacherleben und mit den unmittelbaren Reaktionen des Träumers hergestellt, wenn eine Deutung vorgenommen wird. Trauminter-

pretation entsteht also in der Kommunikation und gemeinsamen Deutearbeit im gesamten psychoanalytischen Prozess.

Traumsymbole

Aus Freuds Sicht lassen sich einige Traumbilder bzw. Objekte häufig als Zeichen für die Geschlechtsorgane und den Geschlechtsverkehr deuten. Er hat solche Deutungen vorgenommen, doch wären die auch heute noch in populären Traumbüchern zu findenden Listen solcher Bedeutungen nicht ganz in seinem Sinn.

Mehrere Autoren veröffentlichten, in z. T. sehr ausführlicher Weise, lange Aufstellungen von Traumsymbolen bzw. von Bildern, die häufig in Traumberichten vorkommen (Flöttmann, 1998; Siebenthal, 1953). Es gibt auch populäre Lexika der Traumsymbole (z. B. Ball, 1997, Harnisch, 2000). Diese Themen und Assoziationen mögen Interpretationen anregen, verleiten aber zu einer mechanischen Übersetzung und Überinterpretation von "Symbolen". Bereits Artemidor (zit. n. J. A. Hall, 1982), im 2. Jahrhundert nach Christus, hatte betont, dass der Kontext des Träumers eine wichtige Rolle spielt. Bei einer "lexikalischen" Symbolübersetzung durch Anwendung solcher Listen von Traumbedeutungen fehlte auch der gesamte Prozess der psychoanalytischen Konstruktion. Die Interpretation geschieht dann ohne die wichtige Überprüfung der Deutehypothese aufgrund der spontanen Einfälle und der Reaktionen des Träumers auf diese versuchsweise Deutung. Deswegen hatte Freud diese "Chiffrieremethode" mit fixer, wörterbuchartiger Übersetzung eines Symbols zurückgewiesen und später auch Stekels oft verblüffende, aus der Intuition gewonnenen Symboldeutungen kritisiert.

Freuds Träume

Eine offensichtlich große Bedeutung für die Entwicklung von Freuds Traumtheorie, aber auch für seine Selbstanalyse zwischen 1895 und 1900, hatte sein Traum "Irmas Injektion". Er träumte ihn in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni 1895, d. h. fünf Jahre vor der Publikation seiner "Traumdeutung".

"Eine große Halle – viele Gäste, die wir empfangen. – Unter ihnen Irma, die ich sofort beiseite nehme, um gleichsam ihren Brief zu beantworten, ihr Vorwürfe zu machen, dass sie die "Lösung" noch nicht akzeptiert. Ich sage ihr: wenn du noch Schmerzen hast, so ist es wirklich deine Schuld. – Sie antwortet: Wenn Du wüßtest, was für Schmerzen ich jetzt habe, im Hals, Magen und Leib, es schnürt mich zusammen. – Ich erschrecke und sehe sie an. Sie sieht bleich und gedunsen aus; ich denke, am Ende übersehe ich da noch etwas Organisches. Ich nehme sie zum Fenster und schaue ihr in den Hals. Dabei zeigt sie etwas Sträuben wie die Frauen, die ein künstliches Gebiß tragen. Ich denke mir, sie hat es doch nicht nötig. – Der Mund geht dann auch gut auf, und ich finde rechtens einen großen Fleck, und anderwärts sehe ich an merkwürdigen krausen Gebilden, die offenbar

den Nasenmuscheln nachgebildet sind, ausgedehnte Schorfe. – Ich rufe schnell Dr. M. hinzu, der die Untersuchung wiederholt und bestätigt ... Dr. M. sieht ganz anders aus als sonst; er ist sehr bleich, hinkt, ist am Kinn bartlos ... Mein Freund Otto steht jetzt auch neben ihr, und Freund Leopold perkutiert sie über dem Leibchen und sagt: Sie hat eine Dämpfung links unten, weist auch auf eine infiltrierte Hautpartie an der linken Schulter hin (was ich trotz des Kleides wie er spüre) ... M. sagt: Kein Zweifel, es ist eine Infektion, aber es macht nichts; es wird noch Dysenterie hinzukommen und das Gift sich ausscheiden ... Wir wissen auch unmittelbar, woher die Infektion rührt. Freund Otto hat ihr unlängst, als sie sich unwohl fühlte, eine Injektion gegeben mit einem Propylpräparat, Propylen ... Propionsäure ... Trimethylamin (dessen Formel ich fettgedruckt vor mir sehe) ... Man macht solche Injektionen nicht so leichtfertig ... Wahrscheinlich war auch die Spritze nicht rein.” (1900, S. 111 f.).

Freud hat dieses Traummuster ausführlich kommentiert. Er erläuterte u. a. die Tagesreste und die Rolle der Kollegen sowie die Krankengeschichte und den Stand der Therapie bei dieser Patientin, die der Familie auch freundschaftlich verbunden war. Er erwähnte eine peinliche Empfindung wegen der angedeuteten Kritik seines Kollegen. So könnte sein Traum der Wunscherfüllung dienen, dass nicht er an dem noch vorhandenen Leiden Irmas schuld sei. Der Verlauf der Untersuchung Irmas scheint neben den ärztlichen auch erotische Aspekte zu haben. Eine Assoziationskette Freuds führt über drei andere weibliche Personen zu seiner Frau Martha. Er beschrieb weitere Verbindungen, Einfälle und auch andere Deutehypothesen, vermied aber andere Aspekte in diskreter Weise.

Wo ist eine Traumzensur zu erkennen? Bezieht sich der latente Trauminhalt in erotisch getönter Weise auch auf die eigene Mutter oder geht es primär um andere Themen? Dies sind einige der naheliegenden Fragen. Freud schrieb später über dieses Buch: “Es erwies sich als ein Stück meiner Selbstanalyse, als meine Reaktion auf den Tod meines Vaters, dem einschneidendsten Verlust im Leben eines Mannes.” (1942 Traumdeutung, Vorwort zur 2. Aufl.).

Freud war hier der Träumer und der Deuter zugleich, und sein Traum von “Irmas Injektion” gilt als *Initialtraum der Psychoanalyse*. Es würde jedoch zu weit führen, auf diesen Traum und die späteren interpretatorischen Auseinandersetzungen zum Thema Mutter und Vater (der 1896 starb) oder auf die Hinweise zum Kokaingebrauch näher eingehen zu wollen. Dieser Traum und weitere ca. 30 Träume in seinen gesammelten Werken haben die Biographen Freuds und die an Freuds Traumpsychologie Interessierten beschäftigt (Blum, 1996; Politzer, 1974; vom Scheidt, 1974, 1983; Marinelli & Mayer, 2000; Zimmermann, 1991). An seinen Freund Fließ schrieb Freud (12. Juni 1900): “Glaubst Du eigentlich, dass an dem Hause dereinst auf einer Marmortafel zu lesen sein wird:

Hier enthüllte sich am 24. Juli 1895 dem
Dr. Sigm. Freud
Das Geheimnis des Traumes?"

Dieser Brief lässt fünf Jahre nach dem Traum einen vielschichtigen biographischen Kontext erkennen und eröffnet weitere Interpretationsmöglichkeiten des Traums von Irmas Injektion (siehe Politzer, 1974; vom Scheidt, 1974). Freud hat auch einige seiner eigenen Träume in Briefen an seinen Freund Fließ notiert (1904/1960). Diese Briefe bilden ein autobiographisch wichtiges Material, denn Freud hat zweimal, 1885 und 1907, in großen Aktionen fast das gesamte autobiographische Material vernichtet (siehe Sulloway, 1982, 1983). Seine kurze Selbstdarstellung (1925) vermeidet tiefergehende psychologische Reflektionen.

Praxis der Traumdeutung

Die neuere Diskussion über Theorie und Praxis der Traumdeutung aus Sicht der Psychoanalyse haben Thomä und Kächele (1999) unter den folgenden Stichworten geschildert: Tagesrest und infantiler Wunsch, Wunscherfüllungstheorie als einheitliches Erklärungsprinzip, Selbstdarstellung und Problemlösung. Außerdem referieren sie Freuds technische Empfehlungen zur Traumdeutung und einige Erweiterungen.

Freud hatte 1923 in seinen Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung die wesentlichen Regeln formuliert (von denen die erste heute kaum noch befolgt wird, siehe Thomä & Kächele, 1999).

“Bei der Deutung eines Traumes in der Analyse hat man die Wahl zwischen verschiedenen technischen Verfahren.

Man kann a) chronologisch vorgehen und den Träumer seine Einfälle zu den Traumelementen in der Reihenfolge vorbringen lassen, welche diese Elemente in der Erzählung des Traumes einhalten. Dies ist das ursprüngliche, klassische Verhalten, welches ich noch immer für das beste halte, wenn man seine eigenen Träume analysiert.

Oder man kann b) die Deutungsarbeit an einem einzelnen ausgezeichneten Element des Traumes ansetzen lassen, das man mitten aus dem Traum herausgreift, z. B. an dem auffälligsten Stück desselben oder an dem, welches die größte Deutlichkeit oder sinnliche Intensität besitzt, oder etwa an eine im Traum enthaltene Rede anknüpfen, von der man erwartet, dass sie zur Erinnerung an eine Rede aus dem Wachleben führen wird.

Man kann c) überhaupt zunächst vom manifesten Inhalt absehen und dafür an den Träumer die Frage stellen, welche Ereignisse des letzten Tages sich in seiner Assoziation zum erzählten Traum gesellen.

Endlich kann man d) wenn der Träumer bereits mit der Technik der Deutung vertraut ist, auf jede Vorschrift verzichten und es ihm anheim stellen, mit welchen Einfällen zum Traum er beginnen will. Ich kann nicht behaupten, dass die eine oder die andere dieser Techniken die vorzüglichere ist und allgemein bessere Ergebnisse liefert.”

(Freud, 1923, S. 301 f.)

Freie Assoziation

Die Technik der *freien Assoziation* ist eng mit der psychoanalytischen Methodik und insbesondere mit der Traumdeutung verbunden. Diese Assoziationen bilden einen wichtigen Kontext des Traums und dienen dem Therapeuten zum Traumverständnis, d. h. sie werden als konstruktive Elemente der Interpretation herangezogen. Freie Assoziationen waren für Freud “ungewollte Gedanken”.

“Es bedarf nämlich manchmal nur eines einzigen oder einiger weniger Einfälle, um uns vom Traumelement zu seinem Unbewußten zu bringen, während andere Male lange Ketten von Assoziationen und die Überwindung vieler kritischer Einwendungen dazu erfordert wird. Wir werden uns sagen, diese Verschiedenheiten hängen mit den wechselnden Größen des Widerstandes zusammen, und werden wahrscheinlich recht behalten. Wenn der Widerstand gering ist, so ist auch der Ersatz vom Unbewußten nicht weit entfernt; ein großer Widerstand bringt aber große Entstellungen des Unbewußten und damit einen langen Rückzug vom Ersatz zum Unbewussten mit sich.”

(Freud, 1917, S. 115)

C. G. Jung

Jung betonte die retrospektive und prospektive Tendenz von Traumerlebnissen im Hinblick auf den Weg der *Individuation*, auf dem ein Mensch zu sich selbst und zur Heilung findet. Auf diesem Weg können in seinen Träumen typische Erlebniskonstellationen des “kollektiven Unbewussten” erscheinen. Gemeint sind bestimmte allgemein-menschliche Erlebnisformen, gleichsam Entwicklungsaufgaben, wie sie auch in Mythen, Märchen und Religionen immer wieder

geschildert werden. Es sind nicht etwa vererbte Vorstellungen, sondern nur Möglichkeiten des Vorstellens (Der Mensch und seine Symbole, Jung, 1968; siehe auch Jacobi, 1971).

Zu diesen dynamischen Konstellationen, den *Archetypen* (griech. urtümliche Bilder), gehören nach Jung u. a. der Schatten, d. h. die negativen und abgelehnten Aspekte des Individuums, außerdem Animus und Anima als gegengeschlechtliche Konzepte ("Seelenbilder"), die auf dem Weg der Individuation zu integrieren sind. Weiterhin können in einer unbestimmten Anzahl von Archetypen, u. a. die Gestalten der großen Mutter (*magna mater*) und des alten Weisen auftauchen.

Eine besondere Bedeutung haben die sog. *Mandala* als einigende Symbole des Selbsts. *Mandala* sind tibetisch-buddhistische Motive, die oft auf Thangkas (Bildrollen, siehe Lavizzari-Raeuber, 1986) dargestellt werden. Häufig sind es die rechteckigen Grundrisse eines Palasts mit Toren in den vier Himmelsrichtungen, eingeschlossen von vielgestaltig illustrierten Kreisen als Zeichen des kosmischen Alls, oder das buddhistische Rad der Wiedergeburt. Dies sind mystische Symbole der Integration und Verinnerlichung und eine Vorlage für Meditationsübungen.

Methodisch unterschied Jung zwischen einer Deutung auf der *Objektstufe* und auf der *Subjektstufe*. Auf der Objektstufe werden die Traumgestalten mit den realen Objekten und Personen gleichgesetzt. Auf der Subjektstufe werden die Traumfiguren und Traumereignisse dagegen als projizierte Darstellungen der inneren Situation des Träumers aufgefasst. Diese Ebenen werden sich häufig vermischen und Synthesen erzeugen.

Jung bezog sich stärker als Freud auf den manifesten Traumbericht, hat aber durch die Welt des kollektiven und archetypischen Unbewussten einen neuen Kontext und Hintergrund eingeführt. Durch seine tiefenpsychologischen Analysen von Symbolen und Archetypen und durch seine Methode der *Amplifikation*, d. h. die auslegende Erweiterung von Symbolen, hat Jung die Psychologie der Träume, Mythen und Märchen bereichert. Der Kontrast zum Stil Freuds und dessen Strategie, die vorrangig der psychoanalytischen Therapie dienen sollte, ist unübersehbar.

Andere Traumtheorien

Stekel (1911) befasste sich eingehend mit der Traumsymbolik in Serien von Träumen und unterschied dabei die aktuelle Konfliktsituation von der unverarbeiteten Vergangenheit und der Schau in die Zukunft. Die Kombination solcher *retrospektiven und prospektiven Tendenzen* ist für manche Träume charakteristisch – bzw. für die Interpretationsansätze. So hat Adler (1924) die Lebenspläne und Zielsetzungen des Einzelnen, das Macht- und Erfolgsstreben hervorgehoben und im Unterschied zu Freud auf die Interpretation aus Sicht der infantilen Sexualität verzichtet.

Schultz-Hencke (1972) sah in Träumen Antriebserlebnisse, welche verschiedene Hemmungen kompensieren sollen. Seiner Motivationslehre entsprechend systematisierte er Besitzstreben, Geltungsstreben und Sexualstreben. Er betonte die Notwendigkeit auch mikropsychologischer Analysen. So lassen sich nach Schulz-Hencke verschiedene Arten von Einfällen zum Traum unterscheiden und deuten: u. a. Einfälle realer Bezüge, witzige oder intellektuelle, entsymbolisierende, deutende, subjektbezogene oder kathartisch-reinigende (abreagierende) Einfälle.

Medard Boss (1953, 1975) hat unter dem Einfluss von Jung und Heidegger sein phänomenologisches und daseinsanalytisches Traumverständnis entwickelt (siehe auch von Uslar, 1990). Er kritisierte die Deutung von Traumsymbolen und die Unterscheidung von Subjektstufe und Objektstufe und meinte, dass von allen speziellen Traumtheorien abgesehen werden müsse. Es kommt darauf an, die "immense Bedeutungsfülle zu sehen wie sie jede Gegebenheit aufweist." "Unser neues Traumverständnis kann man im Gegensatz zu den bisher üblichen kausalen oder konditionalen Erklärungstheorien einen phänomenologischen Zugang nennen. Es verdient diesen Namen, weil unser Zugang zum Träumen des Menschen ganz bei den Phänomenen verweilt. Auf seinem Wege will es sich diese, die vom Anfang an schon – wenn auch zunächst in noch so vager Weise – zu vernehmen waren, nur immer differenzierter zu Gemüte führen." (1953, S.44)

Aus seiner Sicht sind die beiden Fragen zentral, "für welches Vernehmen von weltlichen Gegebenheiten das Existieren eines bestimmten Menschen in seinem augenblicklichen Traumzustand offen ist und für den Welteingang oder die Entbergung welcher zusätzlicher analoger Bedeutungsgehalte seine nachfolgende Wachverfassung helllichtiger geworden ist." (1973, S. 439).

Die ontologischen und phänomenologischen Aspekte des Traumgeschehens wurden durch von Uslar (1990) ausführlich dargestellt. Er hob die Spannung und den Umschlag von Traumwirklichkeit und Wachwirklichkeit hervor und gab eine formale und materiale Phänomenologie des Traums. Die Perspektiven der Zeitlichkeit, Dinglichkeit, Räumlichkeit, Ichbezogenheit und andere Aspekte wurden in der Interpretation langer Traumserien anschaulich ausgeführt.

Die Traumtheorie von C. S. Hall (1953, C. S. Hall & Castle, 1966) stützte sich auf umfangreiche inhaltsanalytische Auswertungen anhand eines differenzierten Kategoriensystems. Traumbilder werden als bildliche Darstellungen von Gedanken angesehen ("kognitive" Traumtheorie). Traumdeutung sei eine Umkehrung dieses Prozesses. Die Traumbilder seien nicht Verhüllung eines latenten Traumgedankens, sondern repräsentierten im wesentlichen die Probleme, die den Träumer auch im Alltag beschäftigen. Die von C. S. Hall behauptete Entsprechung von Traumbild und emotionaler Sicht der Welt im Wachzustand hat Ähnlichkeiten mit dem phänomenologischen Ansatz von Boss. Hall kritisierte Freuds Ansatz hinsichtlich der sexuellen Thematik. Traumserien einer Person könnten

durchaus einen Wechsel von sexuellen und anderen Themen aufweisen. Auch ungeschulte Personen könnten sexuelle Bedeutungen von Bildern herausfinden. Umgangssprachliche Ausdrücke glichen oft den angeblichen Symbolen.

French und Fromm (1964) sahen im Traum im wesentlichen eine innere Problemlösungsstrategie. Der Therapeut bemüht sich, seine intuitiven Deutungen des Traum Inhalts an anderen Daten des Träumers und im Rahmen seiner Biographie kritisch zu überprüfen. Wenn die aktuelle emotionale Lage des Träumers durch die Deutung aller Traumteile und die Assoziationen erhellt werden kann, ist ein zentrales Thema bzw. ein Konflikt identifiziert.

Gottschalk (1975) betonte, dass Träume die gegenwärtigen und die lebenslangen Konflikte darstellten. Deswegen sind sich wiederholende Träume und Traumserien besonders aufschlussreich. Die Traumarbeit geschieht vor allem durch Symbolisierung, durch Kondensierung und Verdrängung. Die Selbstanalyse des Traums soll von der Frage ausgehen, was am letzten Tag oder in der letzten Zeit besonders wichtig war und welche Gefühle damit verbunden waren. Im nächsten Schritt soll der Träumer freie Assoziationen zum gesamten Traum, zu Traumelementen und insbesondere zu allen ungewöhnlichen Details aufschreiben. Diese Schritte bereiten die Formulierung des im Traum enthüllten Konflikts vor, wie Gottschalk an mehreren Beispielen zu zeigen versuchte. Gottschalk räumte den Unterschied zu Freuds Methodik ein. So werden einige Träumer nicht ohne weiteres frei assoziieren können oder sie werden irritierende Triebimpulse nicht wahrhaben wollen. Er hält die Selbstanalyse von Träumen jedoch für psychologisch fruchtbar, u. a. für ein vertieftes Selbstverständnis.

Thomas (1972) hat ebenfalls eine Anleitung zur Selbstanalyse von Träumen mit "Fragen an die Träume" verfasst. Zu dem möglichst gleich nach dem Aufwachen aufgeschriebenen Traum sollen spontane Einfälle und gezielte Assoziationen notiert werden. Die Frage "Was fällt mir dazu ein?" könnte bei jedem Begriff und Satz des Traumes gestellt werden. Weitere Fragen beziehen sich auf vom Traum geweckte Kindheitserinnerungen, Fragen nach Gefühlsregungen, Personen, nach dem Bezug zur Wirklichkeit und wie der Traum zu Ende zu denken wäre.

Alle Autoren, die den Traum nicht im therapeutischen Kontext erheben und interpretieren können, werden primär den manifesten Traum Inhalt interpretieren müssen. Deswegen bleibt es eine grundsätzliche Frage, ob und in wie weit die Dynamik des geträumten Traumes rekonstruiert werden kann.

Moser und von Zeppelin (1996) haben einen neuen Weg der Traumanalyse beschritten. Sie unterscheiden konsequent zwischen dem geträumten, dem erinnerten und dem erzählten Traum. "Die Informationen des *geträumten* Traumes sind nie vollständig zu erschließen. Wir vermuten, dass *seine Struktur sensuell, zum größten Teil bildhaft ist, in einer Sequenz von Situationen verläuft, gelegentlich auf eine Ebene des verbalen Geschehens gerät und auch kognitive*

Denkprozesse enthält” (S. 12). Die Verfasser entwickelten ein “generatives Modell” des Träumens, um den geträumten Traum aus dem manifesten Traum zu extrahieren.

“Ohne ein Verständnis dessen, was den Kognitiven Elementen innewohnt und wie sich *Phantasien und Affekte* – zwei verschiedene Arten von Information – zueinander verhalten, kann keine Theorie des Träumens gelingen. Es werden einerseits die Funktion von Affekten *im* Traumgeschehen untersucht (Affektualisierung, affektives Erleben im Traum), andererseits jene *affektive Information*, die *eine Traumsequenz steuert*, dem Traum eine Form der Entfaltung erlaubt, diese aber auch begrenzt.” (S. 10). Die Verfasser beschrieben eine Methode der Sequentialisierung (Segmentierung) und Kodierung, um diese Prozesse zu erfassen und zu gliedern. Der protokollierte Originaltext wird in eine Abfolge von bildhaften, verbalen oder kognitiven Einheiten, in eine Sequenz von Situationen gegliedert. Außer der Sequentialität wird die Selbstreferentialität (Selbstbezug) und der Unterschied zwischen narrativen und autosymbolischen Träumen hervorgehoben.

Manifester Trauminhalt und latente Motive

Für Freud war der manifeste Traum nur eine täuschende Fassade und er warnte vor dem nur bildgeleiteten Ansatz der Interpretation. Diese Auffassung hat viele andere beeinflusst. Zimmermann (1991) versuchte, unter dem Stichwort “Bildverbot” einen Zusammenhang mit biographischen Informationen über Freud herzustellen.

Andere Autoren waren dann mehr an dem manifesten Inhalt interessiert und versuchten zu zeigen, dass auch aus diesem psychologisch fruchtbare Einsichten zu gewinnen sind. Diese Perspektive könnte natürlich z. T. auch damit zusammenhängen, dass der Kontext der therapeutischen Situation und das Hören in der psychoanalytischen Situation fehlten. Aber auch Freud hat einige Träume nur aufgrund des Textes interpretiert. Auf der anderen Seite spricht zunächst nichts dagegen, einen Traumtext wie einen beliebigen anderen Text inhaltlich zu interpretieren und zu prüfen, wie weit diese Heuristik trägt.

Divergenzen und Konvergenzen

Die kurze Schilderung verschiedener Ansätze der Traumdeutung lässt sehr zweifelhaft werden, ob verschiedene Interpretationen zu konvergenten Interpretationen kommen würden. Die Übereinstimmung könnte jedoch empirisch hinsichtlich verschiedener Merkmale geprüft werden, auch wenn es für die Gültigkeit der Interpretation letztlich keine Instanz geben wird. Tatsächlich gehen aber die Lehrbücher der Traumpsychologie in der Regel nicht auf diese methodisch und theoretisch wichtige Fragestellung ein.

Auch eine systematische Diskussion der Evidenz und Überzeugungskraft von Traumdeutungen fehlt in den Lehrbüchern der Traumpsychologie weitgehend. Am prägnantesten bleibt noch Freuds Erläuterung, dass die Deutearbeit zu hypothetischen Konstruktionen führt, welche anschließend in der Kommunikation und in der therapeutischen Situation geprüft werden müssen (siehe Kapitel 2). Auf die empirische Prüfung solcher Hypothesen im Prozess scheinen jedoch die meisten der Interpreten zu verzichten, zumindest werden solche Strategien kaum diskutiert.

Über die Prüfung von Konvergenzen und Divergenzen der Deutung in einer Interpretationsgemeinschaft (mit interaktiven und dialogischen Interpretationen) oder durch unabhängige Interpreten ist in den genannten Lehrbüchern nichts zu finden. Ebenso fehlt eine methodenkritische Erörterung der häufigsten Fehlerquellen. Auch eine systematische Diskussion von Kontextinformationen sowie die Klassifizierung und Untersuchung von Einfällen und Assoziationen wäre sinnvoll. Wie entwickeln sich die Heuristik und die Konvergenzen bei Deutungen mit und ohne solche Zusatzinformationen? Einige dieser Aspekte könnten durchaus empirisch untersucht werden.

Nicht nur die Interpretation, sondern bereits die Träume könnten sich inhaltlich unterscheiden. Im Verlauf einer Psychotherapie werden sich die theoretische Orientierung des Therapeuten, sein Interesse für bestimmte Themen und der Stil seiner Deutungen auf den Patienten und seine Traumproduktion auswirken. Es wäre möglich, dass typische dynamische Muster aktualisiert werden, aber auch Erwartungen entstehen und Lernprozesse stattfinden.

Gibt es vielleicht Traum inhalte, die für bestimmte Schulen typisch sind? Dieser Frage ging eine empirische Untersuchung von C. Fischer (1978) an Traumserien (insgesamt 240 Träumen) von acht Patienten während einer Psychotherapie nach. Bei vier dieser Patienten war die Psychotherapie an Freud, bei den andern vier an Jung orientiert. Die von 34 Studentinnen durchgeführte formale Inhaltsanalyse umfasste 10 Kategorien. "Die Träume der FREUD'schen Patienten enthielten mehr triebdynamische (aggressive und sexuelle) Inhalte, sie waren intensiver affektiv gefärbt, und der Träumer war in ihnen häufiger in eine aktive Auseinandersetzung mit seiner Umwelt verstrickt.

Die Träume der JUNG'schen Patienten enthielten häufiger mythologische und regressive (die Vergangenheit des Träumers betreffende) Inhalte, sie waren extremer irrational und von Alltagssituationen weit entfernt, und in ihnen kamen häufiger Naturinhalte vor." ... "In den FREUD'schen und den JUNG'schen Traumserien kamen entgegen unseren Erwartungen, gleichviel als archetypisch eingestufte Träume vor. Die archetypischen Träume der JUNG'schen Traumserien waren jedoch sehr viel häufiger mit einer mythologischen Komponente versehen, was unserer Erwartung entsprach." (C. Fischer, 1978, S. 225).

7.3 Gesichtspunkte zur Beschreibung von Träumen

Der *erlebte* Traum besteht vorwiegend aus Bildern und Szenen, der *berichtete* Traum liefert eine verbale Beschreibung des erlebten, manifesten Traums. Der *protokollierte Text* erhält durch die Schriftform noch einmal eine andere Gestalt. Traumtexte können u. a. nach ihrer Thematik und nach verschiedenen deskriptiven Kategorien klassifiziert werden. Zu solchen Merkmalen gehören Aufbau und Dramatik, Reichhaltigkeit an Szenen und Personen, an zeitlichen Bezügen und Qualitäten (Anschaulichkeit der Bilder, Vorkommen von Farben, Geräuschen, direkter Rede usw.).

Viele Aspekte dieser anschaulichen und emotional gefärbten Traumbilder werden bei der Reduktion auf einen Traumtext verloren gehen. Ein psychologisch wichtiger Aspekt ist die emotionale Betroffenheit, die sich in der zeitlichen Nachwirkung des Traumerlebens ausdrückt. Sowohl das Auftreten spontaner Einfälle als auch sich aufdrängende Selbstdeutungen des Traums geben wichtige Hinweise für die Interpretation. Deskriptiv sind verschiedene Formen zu unterscheiden (Freud, 1900; J. A. Hall, 1982; Siebenthal, 1953) u. a.:

- banale Tagesrest-Träume;
- einfache Weckträume aufgrund eines äußeren Anlasses (oder auch Blasendrangs);
- typisch wiederkehrende oder sich seriell entwickelnde Träume (Typträume);
- emotional sehr aufwühlende Träume mit positivem oder mit aversivem Gehalt (Alpträume);
- Träume mit zurückschauender (retrospektiver) und mit vorausschauender (prospektiver) Tendenz;
- große Träume mit existentieller (“archetypischer”) Bedeutung.

Inhaltlich werden u. a. Hindernisräume, Angstträume, Verfolgungsträume, Flugträume, sexuelle oder aggressive Träume, bevorstehende Aufgaben antizipierende Träume und Entwicklungs- (Wandlungs-) Träume hervorgehoben. Psychologisch überzeugender wäre auch hier eine genauere thematische Analyse, vorausgesetzt, dass es befriedigend gelingt, diese Themen zu bestimmen.

Zur standardisierten Inhaltsanalyse von Träumen sind mehrere Kategoriensysteme, Skalen und genaue Kodierungstechniken entwickelt worden (siehe u. a. Foulkes, 1978; C. S. Hall & Van de Castle, 1966; Moser & von Zeppelin, 1996; Winget & Kramer, 1979). Während sich die älteren Ansätze vor allem mit der quantitativen Inhaltsanalyse befassten, sind neue Ansätze darauf angelegt, durch genauere Textanalysen einen Einblick in den Prozess des Träumens zu gewinnen. Eine wichtige und schwierige Aufgabe ist dabei die Kodierung von Personen und deren Interaktionen. Dies verlangt Entscheidungen über die Identität von

Personen, möglichen Identitätswechsel bzw. Abgrenzungen zwischen Personen. Solche Festlegungen setzen jedoch voraus, dass ein Traum-Ich (erlebende und handelnde Figur) bestimmt wird und eine Relation zum Träumer angenommen bzw. unterstellt wird. Solche Identifizierungen sind bereits zentrale Schritte des hypothetischen Interpretationsansatzes.

Foulkes (1978) behauptete, dass der Übersetzungsprozess des latenten Traumgedankens in den manifesten Traumtext grammatikalischen Regeln folgt. In seiner Grammatik der Träume schlug er ein detailliertes Kodierungssystem vor, welches die interaktiven und die assoziativen Beziehungsformen erfasst. Der manifeste Traumtext wird in Sätze zerlegt und diese in die Beziehungen zwischen dem grammatischen Subjekt und dem Objekt. Die Interaktionen werden nach vier Hauptkategorien kodiert: auf etwas zugehen, von etwas weggehen, sich entgegenstellen und hervorbringen. Foulkes meinte, dass sich die latenten Traumgedanken vor allem in diesen interaktiven Beziehungen ausdrücken. Die assoziativen Kategorien lauten: Gleichsein mit dem Objekt, Zusammensein mit dem Objekt oder eine instrumentelle Beziehung, d. h. ein Objekt als Hilfsmittel. Die Traumfiguren werden in acht Klassen unterteilt; alle anderen Objekte und Orte gelten als "Symbole".

Weitere methodische Ansätze

Die Methode des *Traumauftrags* wurde entwickelt, um den Einfluss des Tagesrestes zu prüfen. Die potentiellen Träumer erhalten am Abend einen Traumauftrag und sollen den eventuell eingetretenen Traum aufschreiben.

Beispiele solcher Traumaufträge sind : "Ich bekomme morgen Besuch von....." (wobei der Name einer engen Bezugsperson einzusetzen ist) oder "Ich habe morgen eine wichtige Prüfung in..." (einem Problemfach). Die Protokolle werden dann im Hinblick auf den Traumauftrag mittels spontaner Einfälle, durch Exploration und Deutung untersucht. Die Überzeugungskraft dieser Methode ist natürlich sehr begrenzt.

Die Methode der *Traumdeprivation* soll klären, welchen Einfluss die Verhinderung des Träumens auf den Schlaf und die allgemeine Befindlichkeit hat. Die Schläfer werden immer dann geweckt, wenn die Polysomnographie den Beginn eines Traums (REM-Schlafs) anzeigt.

Träume und Psychotherapie

Die Anleitungen zur Selbstanalyse von Träumen sind auch durch die Absicht motiviert, individuelle Wege der psychologischen Reflektion und damit vielleicht auch zur Bewältigung von Problemen zu eröffnen. Die Arbeit mit Träumen in Klinik und Praxis der Psychotherapie wurde nahezu in allen Lehrbüchern der Traumpsychologie behandelt. Eine ausführliche Darstellung gab u. a. J. A. Hall (1982).

Träume und Biographie

Am Beispiel des Lebens von Franz Kafka haben C. S. Hall und Lind (1970) gezeigt, wie die Interpretation von Träumen verwendet werden kann, um biographische Hypothesen zu bilden und Zusammenhänge aufzuhellen (siehe auch ZPID Spezialbibliographie, 1994).

7.4 Untersuchungsbefunde

Die Inhalte von Traumberichten können unter verschiedenen Gesichtspunkten beschrieben werden. Solche Inhaltsanalysen wurden an einem breiten Material, das z. T. Tausende von Träumen umfasste, durchgeführt. Die neun Hauptkategorien der Inhaltsanalyse waren: Setting und Objekte; Charaktere; aggressive, freundliche oder sexuelle Interaktion; Aktivitäten; Achievement; Emotionen; Dimensionen der Wahrnehmung; Modifier; Persönliche Strukturen, jeweils mit zahlreichen Unterkategorien, insgesamt 148 (C. S. Hall & Van de Castle, 1966; siehe auch die Zusammenstellung von 137 Skalen bei Winget & Kramer, 1979). In diesen Untersuchungen wurden die Traumberichte von Studenten und anderen Gesunden sowie von Patientengruppen miteinander verglichen. Die Bücher enthalten umfangreiche Häufigkeitsstatistiken der Themen und speziellen Aspekte.

Wie Freud hat auch Jung in seinen Büchern zahlreiche eigene Träume mitgeteilt. Eine vergleichende quantitative Inhaltsanalyse wurde von C. S. Hall und Domhoff (1974) an 28 Träumen Freuds und 31 Träumen Jungs durchgeführt und mit durchschnittlichen inhaltsanalytischen Werten von 500 Träumen von hundert amerikanischen Studenten verglichen. Es gab viele Gemeinsamkeiten zwischen diesen Traumserien, aber auch deutliche Unterschiede in einigen der 14 Inhaltskategorien. In Freuds Träumen traten u. a. relativ mehr menschliche Gestalten, Freunde und Verwandte auf, mehr orale Bezüge, bei Kontaktaufnahme war er eher der passive Teil, mehr Erfolge als Misserfolge erlebend. In Jungs Träumen kamen mehr Landschaften, mystische, fiktive und historische Personen vor, bei Kontaktaufnahme war er eher der aktive Teil. C. S. Hall und Domhoff (1974) gaben zu Bedenken, dass Freud und Jung wahrscheinlich unterschiedliche didaktische Absichten verfolgten als sie ihre Träume mitteilten und interpretierten.

Parekh (1987b) konnte das Material von 600 Interviews anlässlich einer großen epidemiologischen Erhebung über psychogene Erkrankungen in der Großstadtbevölkerung von Mannheim auswerten. Von 51 % lagen Traumberichte vor (45 % aller Männer und 58 % aller Frauen, $p < .001$, S. 195), davon wurden 307 Texte inhaltsanalytisch nach dem Kategoriensystem von Jorswieck (1966) ausgewertet. Die hier verwendeten neun Kategorien, jeweils mit fünf Unterkategorien, lauteten:

- Ort und Zeit
- Bedürfnis
- Handlung
- Emotion
- Bestimmte Akteure
- Unbestimmte Akteure
- Situation
- Gegenstand
- Krankheit

Jorswieck hatte 1000 Träume von 34 psychoanalytisch behandelten Patienten in Berlin analysiert. Der Vergleich mit dem Mannheimer Material ergab kaum Häufigkeitsunterschiede in den insgesamt 45 Variablen.

Bei der Differenzierung zwischen Fällen, d. h. den als psychisch auffällig angesehenen Personen, und den Nicht-Fällen der Mannheimer Untersuchung, zeichneten sich in einigen Variablen Gruppenunterschiede ab, u. a. waren die Kodierungen “Angst” und die Kodierung “aktive Fortbewegung” bei den Fällen relativ häufiger. Eine zufallskritische statistische Analyse wurde nicht mitgeteilt.

Die von Flöttmann (1998) mitgeteilte Statistik der häufigsten Themen in seinem Material von 17.050 Träumen zeigte einen Spitzenplatz für “alle Verwandte”, gefolgt von “Mann”, “Eltern”, “Sexualität”, “Freunde”, “Aggression”, “Tiere” aus einer Liste von insgesamt 653 “Symbolen”.

Im Unterschied zu den Inhaltsanalysen schriftlich vorliegender Traumberichte sind die Untersuchungen von Strauch und Meier (1992) hervorzuheben, weil sie sich auf im *Schlaflabor* erhaltene Träume stützen. Anhand der begleitenden Polysomnographie kann der Träumer geweckt werden. Außerdem ist es möglich, Träume experimentell durch Stimulation, z. B. durch Geräusche, zu beeinflussen.

Der unmittelbare Traumbericht wird nach dem Aufwachen auf ein Tonband gesprochen. Der spontan erzählte Inhalt unterschied sich hier oft stilistisch vom schriftlichen Traumbericht, z. T. auch inhaltlich durch Sprünge, Wiederholungen und Akzentuierungen. Bei einer Weckung wurde der Träumer in standardisierter Weise gefragt: “Was ist Dir gerade durch den Kopf gegangen, bevor ich Dich geweckt habe?” Nach dem Bericht werden einige weitere Fragen gestellt, u. a. nach Gefühlen und deren Intensität (Strauch & Meier, 1992, S. 33 f.). Am nächsten Morgen dient das Tonbandprotokoll als Grundlage für ein exploratives Interview.

Die unmittelbar beim Wecken während eines REM-Traums erzählten Traum Inhalte sind für den erlebten Traum Inhalt sicher valider als morgendliche Erzählungen oder schriftliche Berichte. Deswegen sind die anhand von 500 REM-Träumen vorgenommenen Inhaltsanalysen und Häufigkeitsstatiken über

Denken, Gefühle und Bizarrie im Traum, Traumhalte, Rolle des Trämers und Themen im Traumgeschehen besonders interessant.

Bestimmte Gefühle wurden in der Hälfte der Träume genannt, an erster Stelle Freude, dann Ärger, Angst, Interesse. Bei 31 % der Träume dominierte eine positive, bei 29 % eine negative Stimmung. Die Szenerie war fremd (44 %) oder verfremdet (11 %), unbestimmt (19 %) oder vertraut (26 %). Von den Traumfiguren waren 45 % Verwandte und Bekannte, 25 % Fremde und 30% Berufsangehörige, Unbestimmte oder fiktive Personen. Das Traum-Ich war in 71 % der Träume aktiv (in 47 % sozial interaktiv). Die Themen stammten ganz überwiegend (72 %) aus dem Alltag der Trämer und seltener aus der Freizeit (22 %) oder Fiktion u. a. Kategorien (6 %). Als realistisch wurden 29%, als realistisch-erfunden 53% und als erfunden und phantastisch 18 % der Träume eingestuft (Strauch & Meier, 1992).

Nach diesen ausgewählten Befunden scheinen die meisten REM-Träume alltägliche und realistische Inhalte zu haben. Es werden einfache Gefühle erlebt und auch die Stimmung ist positiver als aus anderen Darstellungen der Traumpsychologie erwartet werden könnte. Auffällig ist nur, wie viele Träume sich auf fremde oder verfremdete Orte beziehen. Der Eindruck der eher banalen Traumbilder schließt nicht aus, dass in 76 % der Träume ein oder mehrere bizarre formale oder inhaltliche Elemente auftreten. Als bizarr wurden Traumberichte eingestuft, wenn sie eine auffällige, zerfahrene oder bruchstückhafte Sprache aufwiesen. Inhaltlich bizarr waren außergewöhnliche und unwahrscheinliche Inhalte, Verstöße gegen kulturelle und soziale Normen oder physikalische Gesetze (Strauch & Meier, 1992, S. 95).

Mit dieser Methodik wurden noch viele weitere Fragen untersucht: die Häufigkeit der Traumerinnerungen im Vergleich zu den Traumberichten beim Wecken im REM-Schlaf, Unterschiede zwischen Träumen in verschiedenen Schlafstadien, Unterschiede zwischen Männern und Frauen, Träume von Kindern, Einflüsse von Tagesbedingungen und Vorschlafsituation, Verarbeitung von Reizen im Traum.

7.5 Zusammenfassung

Die Interpretation von Träumen findet seit langem ein zwiespältiges Interesse. Traumdeutung gilt als Inbegriff spekulativer Deutung: "Träume sind Schäume". Diese Einschätzung wird noch verstärkt durch Hinweise auf die Möglichkeit – und den Missbrauch – von oberflächlichen Deutungen vermeintlicher sexueller Traumsymbole. Andererseits erleben sehr viele Menschen intensive Träume, die mehr zu bedeuten scheinen als nur eine nächtlich leerlaufende Hirnaktivität. Darüber hinaus gibt es einzelne Berichte von eindrucksvollen, kreativen

Träumen, ebenso auch über quälend wiederkehrende Traumserien mit überdauernden Konflikten.

Die skizzierten Traumtheorien sind so unterschiedlich, dass sie wahrscheinlich auch zu unterschiedlichen Interpretationen führen müssen. Bleibt schließlich nur der – gewiss sehr verbreitete – Einwand, dass die Deutung von Träumen weitgehend beliebig ist?

Es existiert eine breite empirische Traumforschung, die sich auf Untersuchungen im Schlaflabor oder auf Inhaltsanalysen am Material vieler Traumberichte stützt. In den meisten Lehrbüchern fehlen jedoch die methodenkritische Darstellung dieser Ansätze und die Diskussion von Evidenz und Überzeugungskraft solcher Interpretationen weitgehend.

Die Methodik der Text- und Inhaltsanalyse erlaubt zwar umfangreiche Auswertungen der erzählten Inhalte von Träumen, entspricht jedoch nicht Freuds Idee, die Traumarbeit psychoanalytisch rückwärts bis zu den latenten Motiven zu verfolgen; außerdem geben die Texte nur eine reduzierte, blasse Vorstellung von den bildhaften und emotionalen Qualitäten des Traumerlebens. Die Text- und Inhaltsanalyse hat aber den Vorzug der größeren methodischen Durchsichtigkeit.

8 Textanalyse und Inhaltsanalyse

8.1 Übersicht

Die Begriffe Textanalyse und Inhaltsanalyse werden oft synonym verwendet. In diesem Kapitel wird jedoch eine methodische Unterscheidung getroffen. Inhaltsanalyse dient als unscharfer Oberbegriff für ein breites Spektrum von Verfahrensweisen. Außer den verschiedenen Ansätzen einer relativ *freien Inhaltsanalyse* von Texten (u. a. Materialien) gibt es die stärker an *Regelsysteme gebundenen Inhaltsanalysen* sowie die verschiedenen Formen der *quantitativ orientierten Textanalyse*, die zur *computer-unterstützten Textanalyse* führen können.

Die freieren Formen der Text- und Inhaltsanalyse geben viel Raum für divergente Deutungen, Heuristiken und methodische Varianten. Sie sind entsprechend flexibler und können unter die Oberfläche des manifesten Textes reichen, sind aber dadurch um so mehr den dringenden methodenkritischen Fragen nach der Zuverlässigkeit der Auswertung und der Überzeugungskraft der Interpretation ausgesetzt. Mit Zuverlässigkeit ist hier der Grad der Reproduzierbarkeit durch denselben Auswerter, vor allem aber die Übereinstimmung zwischen mehreren qualifizierten Auswertern gemeint.

In mehreren Disziplinen wurden Verfahren zur Inhaltsanalyse von Texten, Interviews, Protokollen und verschiedenen Erzählformen entwickelt. Die Fachliteratur enthält deswegen eine heterogene Vielfalt von mehr oder minder ausgearbeiteten Verfahren. Oft sind es erst Verfahrensvorschläge und programmatische Entwürfe. Wegen der speziellen Arbeitsgebiete, Fragestellungen und besonderen Materialbedingungen kann es keine Standardmethodik geben.

Als Beginn der Inhaltsanalyse (Content analysis) unter “quantitativen” und “qualitativen” Aspekten werden häufig die Veröffentlichungen von amerikanischen Sozialwissenschaftlern und Psychologen genannt, welche Zeitungsartikel oder Gesprächsprotokolle auswerten. Wenn der Begriff Inhaltsanalyse weit gefasst wird, gibt es viele andere Vorläufer. Die inhaltliche Analyse von (auto-)biographischem Material, von Träumen und von projektiven Tests (Rorschach und TAT) ist älter.

Nur einige der inhalts- und textanalytischen Verfahren können hier kurz dargestellt und in methodischer Hinsicht kommentiert werden (siehe die Einführungen von Mayring, 1997; Merten, 1983). Dazu gehören Hinweise auf die *literaturwissenschaftliche Interpretation und die strukturelle Textanalyse*. Viele dieser methodischen Gesichtspunkte treffen auch auf eine Gruppe von Verfahren zu, die als *Protokoll-, Sprachprotokoll-, Konversationsanalyse oder Diskursanalyse* bezeichnet werden. Ebenfalls nur kurz besprochen werden die Ansätze der

Kritischen Hermeneutik, Tiefenhermeneutik und Objektiven Hermeneutik, während das *narrative Interview* und andere *Erzählverfahren* etwas ausführlicher dargestellt werden. Die *computer-unterstützte Textanalyse* wird erläutert, denn sie ist für bestimmte Forschungsarbeiten unentbehrlich.

Auch die *Traum-Interpretation* (Kapitel 2 und 7) und z. T. auch die *Interpretation psychologischer Tests* (Kapitel 9) sind Inhalts- und Textanalysen. Sie gehörten zwar in dieses Kapitel, wurden aber als umfangreiche Teilbereiche der psychologischen Interpretation in eigenen Kapiteln behandelt. Natürlich führt auch die zuvor beschriebene Interviewmethodik (Kapitel 5 und 6) zu Protokollen, die inhalts- und textanalytisch auszuwerten sind.

Auch die Werke der *darstellenden Kunst* können, abgesehen von der kunstgeschichtlichen Untersuchung, Gegenstand einer psychologischen Inhaltsanalyse werden. In einem Exkurs soll dargelegt werden, dass es außer den bereichsspezifischen Aspekten auch hier allgemeine Fragestellungen und Strategien der Interpretation gibt. Für solche psychologischen Inhaltsanalysen kommen die Werke vieler Maler in Frage, u. a. Hieronymus Bosch, Pieter Bruegel, Antonio Velasquez und Edvard Munch. Hier wurde Salvador Dalí ausgewählt. Sein Werk hat eine große Nähe zu Traumbildern und zu psychoanalytischen Konzepten.

Die Interpretation von literarischen Werken wird hier weitgehend ausgeklammert. Interessante Anwendungsbeispiele der Text- und Inhaltsanalyse sind darüber hinaus Zeitungsartikel und politische Texte, aber auch Märchen, die erzählte Lebensgeschichte oder Therapieprotokolle von Patienten. Außer einigen Beispielen werden Bücher genannt, in denen verschiedene Arbeiten aus der Psychologie und Pädagogik gesammelt wurden.

Als Übungsbeispiel wurde das *Gottschalk-Gleser Verfahren der Inhaltsanalyse* ausgewählt. Mit dieser Methodik sollen die affektiv-emotionalen Inhalte eines Textes ausgewertet werden. Das Verfahren eignet sich auch für kürzere Texte, und die methodischen Schritte der Kategorienbildung und die praktischen Schritte der Segmentierung und der Kodierung lassen sich ohne viele Voraussetzungen gut erläutern. Es handelt sich um eine vergleichsweise einfache Methodik. Der mögliche Nutzen und einige der typischen Methodenprobleme von Text- und Inhaltsanalysen sind gut zu erkennen. Die Analysen eines realistischen Interviewtextes oder einer Erzählung wären an dieser Stelle zu umfangreich (zur Vertiefung, siehe Mayring, 1997).

Belastete Begriffe

In diesem Bereich begegnen wir einer Anzahl schwieriger Begriffe, die sich auf die allgemeinen Prinzipien, vor allem auf die Tiefe der Interpretation beziehen (siehe Kapitel 3.3). Zu diesen Begriffen gehören: manifest und latent, denotativ und konnotativ, bewusst und unbewusst, quantitativ und qualitativ, Bedeutung

und Sinn. Diese Begriffe verlangen ihrerseits Interpretationen, weil sie durch lange Diskussionen und Kontroversen “belastet” sind.

Im Kapitel über die Trauminterpretation wurde zwischen dem *manifesten* Trauminhalt und dem *latenten* Trauminhalt (dem dynamischen Traumthema) unterschieden. Freud behauptete, dass durch die psychoanalytische Deutungsarbeit latente Bedeutungen, die dem Träumer unbewusst sind, enthüllt werden können. Dagegen wollten andere Autoren nur die Bedeutung der manifesten Traumberichte analysieren. Auch durch das folgende Kapitel zieht sich die fundamentale Frage nach der Interpretationstiefe. Beschränkt sich die Interpretation auf die Auswertung des manifesten Textes oder sollen auch latente und zunächst verborgene Bedeutungen interpretiert werden? Latenz muss nicht immer im psychoanalytischen Sinn verstanden werden. Häufig wird dieser Begriff in einem viel weiteren Sinn gebraucht: Ein Text hat Aspekte, die nicht unmittelbar ersichtlich sind, sondern erst aufgedeckt und erschlossen werden müssen.

Die Begriffspaare *manifeste Text – latenter Sinn, denotative – konnotative Bedeutung* und *quantitative – qualitative Auswertung* sind für die gesamte *Interpretationslehre* wichtig. Für die folgende Darstellung der Text- und Inhaltsanalyse sind sie unentbehrlich. Statt durch längere Exkurse wiederholt zu unterbrechen, werden die Begriffe hier einleitend nur kurz erläutert und erst im Kapitel 12 systematisch dargestellt.

Die Text- und Inhaltsanalyse gelten zusammen mit der Interviewmethodik als die Hauptgebiete der “qualitativen” Psychologie und Sozialforschung. Was mit dem fragwürdigen Wort *qualitativ*, das zu vielen Missverständnissen und unnötigen Kontroversen verleiten kann, gemeint ist, wird ebenfalls im Kapitel 12 diskutiert.

8.2 Material für Inhaltsanalysen

Inhaltsanalysen können an verschiedensten Materialien vorgenommen werden. Im Mittelpunkt steht zwar sprachliches Material, d. h. Texte und Gesprächsprotokolle, doch reicht die Methodik sehr viel weiter. Sie umfasst alles, was im Sinne der Hermeneutik als “Objektivierung des menschlichen Geistes” anzusehen ist, d. h. alle bedeutungstragenden, zeichenhaften, sprachlichen und nicht-sprachlichen Produkte:

Material für Inhaltsanalysen

Texte aus Literatur, Märchen, Sagen;
Texte der religiösen Überlieferungen;

Historische Urkunden, Verträge u. a. Dokumente;
Politische Reden und Berichte;
Wissenschaftliche Texte;
Berichte von Beobachtern, Zeitzeugen und Reisenden;
Texte von Wissenschaftlern;
Protokolle von Erzählungen und Interviews.

Selbstberichte in Autobiographien, Träumen, psychologischen Tests;
Verhaltensprotokolle von Tätigkeiten, sozialen Interaktionen, Spielen;
Tonbänder, Videoaufzeichnungen u. a. Mediendarstellungen;
Zeitungen und Zeitschriften, Comic-Serien und Trivalliteratur;
Werbung, Propaganda.

Nicht-sprachliches Material;
Verhaltensspuren;
Fotos und andere Bilder;
Objekte verschiedenster Art;
Bildende Kunst, Malerei, Skulpturen, Environments, Architekturformen;
Mimik, Gestik, Tanz;
Musikalische Darstellungen.

Die Text- und Inhaltsanalyse ist folglich für viele Disziplinen die zentrale oder zumindest eine sehr wichtige Methodik: u. a. für Historiker, Literaturwissenschaftler, Sozialwissenschaftler, Ethnologen und Kunstwissenschaftler. Im Fach Psychologie hat die Text- und Inhaltsanalyse keine so herausragende Bedeutung wie in vielen anderen Disziplinen, weil das Inventar von Methodentypen ungleich größer ist. Zwar bieten die Methoden der Verhaltensbeobachtung, die Tests und vor allem die Interviewmethodik auch Möglichkeiten zur Inhaltsanalyse, doch oft nur in einem sehr viel engeren Sinn als Klassifizierung von Merkmalen. Die Verhaltensmessungen, die neuropsychologischen und psychophysiologischen Methoden kommen weithin ohne spezielle inhaltsanalytische Schritte aus. Aber die Inhaltsanalyse ist zweifellos eine fundamentale Methodik der empirischen Psychologie (zur Kontroverse über Anspruch und Realität der sog. qualitativen Psychologie siehe Kapitel 12).

Beispiel einer Inhaltsanalyse von Psychologie-Lehrbüchern

Einen ersten kleinen Eindruck von den Möglichkeiten solcher Inhaltsanalysen zum Erkennen von einseitigen Standpunkten, können bereits die Sachregister und Literaturverzeichnisse gängiger Lehrbücher der Psychologie geben. Was hält ein Autor für wichtig oder für unwichtig? Autoren müssen natürlich immer Auswahlentscheidungen treffen und werden dies nach ihrem Verständnis eines

Themas tun. *Einführende* Lehrbücher in das Gesamtgebiet der Psychologie sollten jedoch möglichst unparteiisch bleiben, d. h. alle hauptsächlichen Themen und Richtungen der Psychologie fair und vorurteilslos repräsentieren. So wäre es eine verzerrende Darstellung, wenn die empirische Psychologie primär als eine Geisteswissenschaft / Sozialwissenschaft / Verhaltenswissenschaft / Biologische Wissenschaft präsentiert würde statt den realen und notwendigen Pluralismus der Auffassungen, Theorien und Methoden deutlich zu machen.

Bereits die kurze Durchsicht der Sachregister in verbreiteten Einführungstexten kann zu überraschenden Eindrücken hinsichtlich der Auswahl bzw. dem Auslassen eigentlich zu erwartender Stichwörter führen. Zum Testen dieser Hypothese auf tendenziöse Auswahl und Information eignen sich fünf kleine Listen von Stichwörtern:

Biographik, Hermeneutik, Inhaltsanalyse, Phänomenologie;
Evolution, Gehirn, Genetik, Primaten (Schimpansen);
Ideologie, Kultur, Religion, soziale Schicht;
Leib-Seele-Problem, freier Wille, Gewissen, Menschenbild;
Berufsethik, Datenschutz, Qualitätskontrolle, Verantwortung.

Solche Auswertungen können klassifizieren (vorhanden, nicht vorhanden), die Häufigkeit der Nennung zählen, die Länge der Beschreibungen messen, die positive oder negative Einstellung des Autors, soweit ersichtlich, bewerten und Zusammenhänge innerhalb der Listen als Korrelationskoeffizienten berechnen. Bereits dieses einfache Beispiel lässt mehrere der methodischen Möglichkeiten einer Inhalts- und Textanalyse erkennen.

Die Fragestellung gehört zu den Autorenanalysen, weil die Auswahl Tendenzen des Verfassers erfasst werden sollen. An die Auswertung der vorkommenden (manifesten) Stichwörter, einschließlich dessen was offensichtlich fehlt, aber latent im Wissen gegenwärtig ist, kann sich eine tiefergehende Interpretation anschließen. Diese könnte sich auf Kontexte richten: Vielleicht hatte der Autor bestimmte Gründe für die Auswahl oder Vorgaben für sein Lehrbuch? Oder die Interpretation könnte die Hypothese weiterverfolgen, dass hier u. U. eine latente (verborgene) Absicht besteht oder sich die Folgen einer einseitigen Orientierung und vielleicht auch einseitigen Ausbildung äußern.

Die Schlussfolgerungen vom Text bzw. dessen Registern und dessen Literaturverzeichnis auf den Kontext oder auf latente Einstellungen des Autors wären hier sehr fragwürdig und weitgehend spekulativ, falls keine zusätzlichen Informationen vorhanden sind.

Mit diesem Verfahren können natürlich auch die neueren Handbücher über "qualitative" Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften und in der Psychologie untersucht werden (Denzin & Lincoln, 2000; Flick et al., 2000). So

tauchen in dem amerikanischen Handbuch die Namen Freud oder Thomae nicht auf und die Stichwörter Biographie, Idiographik, Latenter Sinn, Verstehen, Reliabilität und Fehler höchstens am Rande.

8.3 Prinzipien der Text- und Inhaltsanalyse

Der Soziologe Max Weber hatte im Jahr 1910 die erste Empfehlung gegeben, den Inhalt von Zeitungen mit “Schere und Kompass” zu durchforsten (zitiert nach Ritsert, 1972, S. 15), aber bereits im Jahr 1881 soll Sneed die inhaltlichen Veränderungen in den Sonntagsausgaben von New Yorker Zeitungen verglichen haben. Frühe unsystematische Textvergleiche wurden in den Praktiken der religiösen Zensur benutzt (zu diesen Anfängen siehe Stone, Dunphy, Smith & Ogilvie, 1966; Krippendorff, 1980; Mayring, 1997; Merten, 1983). Der Beginn der systematischen Arbeiten scheint mit der Entwicklung der Forschung über Propaganda im Radio und in den Zeitungen der dreißiger Jahre zusammenzuhängen, d. h. der Zeit kurz vor dem zweiten Weltkrieg.

Seit den Arbeiten von Berelson (1952) und Holsti (1969) wurde unter *Content Analysis* eine in der Regel quantitativ ausgerichtete Analyse des objektiv vorliegenden (manifesten) Textes verstanden – ohne “zwischen den Zeilen zu lesen”. Content analysis “is a research technique for the objective, systematic and quantitative description of the manifest content of communication.” (Berelson, 1952, S. 189). Die Versuche zur Bestimmung von *Sinnstrukturen* gehören demnach erst in das spätere Stadium der Interpretation. Quantitativ heißt hier, dass die Textelemente nach objektiven Verfahrensregeln und genauen Zuordnungsregeln klassifiziert wurden. Die Berechnung von Häufigkeitsverteilungen und Korrelationen schloss sich an.

Ritsert (1972, S. 17) definierte Inhaltsanalyse als “*Klassifikation von symbolischem Material durch wissenschaftlich geschulte Beobachter, die auf explizite Zuordnungs- und Verfahrensregeln gestützt, beurteilen sollen, welche Teile des Textmaterials unter die Kategorien des Untersuchungsschemas fallen ...*” Anschließend räumte er ein, dass diese Bestimmung nur für die Häufigkeit von Inhalten gilt und nicht für andere Aspekte. Ritsert fasste die vier Zielsetzungen dieser *quantitativ orientierten Inhaltsanalyse* zusammen:

Inhaltsanalyse des manifesten Textes (sog. Quantitative Inhaltsanalyse):

Frequenzanalyse: die Häufigkeit des Auftretens bestimmter Inhalte.

Valenzanalyse: Einteilung von Inhalten in Pro- und Kontra-, Plus- oder Minus-Aussagen.

Intensitätsanalyse: Gewichtung der Inhalte.

Kontingenzanalyse: Zusammenhänge zwischen verschiedenen Inhalten.

(Ritsert, 1972, S. 18)

Die Objektivität der Auswertung ist hier ein wichtiger Maßstab. Diese Methodik ist nicht auf Zeitungstexte beschränkt, sondern kann sich generell auf die Klassifikation von Texten und sprachlichem Material im weitesten Sinn richten.

Grundsätzliche Kritik an dieser Position wurde u. a. von Kracauer (1959) vorgebracht. Die quantitative Ausrichtung garantierte noch nicht die Gültigkeit der inhaltsanalytischen Ergebnisse. Die vordergründige Analyse könnte weder zu den multiplen Konnotationen und den verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten, noch zu der Valenz eines Textbestandteils im gestalthaften Zusammenhang des gesamten Texts vordringen. Der *manifeste* Text könnte eine *latente Sinnstruktur* haben. Diese methodologisch wichtigen Unterscheidungen wurden bereits im Kapitel 3 genannt und am Beispiel der Traumdeutung praktisch verwendet.

Ritsert fasste die Diskussion unter vier Begriffen zusammen, welche die Zielsetzung der *qualitativen Inhaltsanalyse* kennzeichnen sollen.

Inhaltsanalyse *latenter* Beziehungen (sog. Qualitative Inhaltsanalyse):

Kontext: innere Zusammenhänge und Muster (Konfigurationen und Gestaltqualitäten) im ganzen Text.

Latenz: latente Sinnstrukturen (im Gegensatz zum manifesten Gehalt).

Singularität: Berücksichtigung von Einzelbefunden und Einmaligem.

Präsenz: Berücksichtigung des Auftretens, aber auch des Nicht-Auftretens von Textmerkmalen, obwohl es eigentlich zu erwarten ist.

(Ritsert, 1972, S. 21 f)

Die Gegenüberstellung von *quantitativer Inhaltsanalyse* und *qualitativer Inhaltsanalyse* ist aus mehreren Gründen missverständlich und unzureichend. In einigen neueren Publikationen wurden inzwischen wieder die notwendige Methodenkombination und die Überwindung dieser häufig zu oberflächlich verwendeten Begriffe betont.

Grundbegriffe

Die für die folgende Darstellung wichtigsten Grundbegriffe werden hier nur kurz eingeführt und im Kapitel 12 weiter erläutert:

- Denotativ – konnotativ
Zeichen (Wörter) haben Bedeutungen. Diese Bedeutungen sind nicht grundsätzlich “richtig” oder “falsch”, sondern sind selektiv in einem Zusammenhang zutreffend. Zeichen sind folglich prinzipiell mehrdeutig. Eine eindeutige, *denotative* Bedeutung ist nur dann vorhanden, wenn eine genaue Definition (Explikation) mit Aufzählung der notwendigen und hinreichenden Attribute möglich ist. Die konnotativen Bedeutungen ergeben sich als zusätzliche Bedeutungen durch Assoziationen, emotionale und andere Zusammenhänge, die – konventionell und individuell – im jeweiligen Kontext des Zeichens auftreten.
- Quantitativ – qualitativ
Die Auswertung des Materials kann nur verbal beschreibend (deskriptiv) sein oder numerische Begriffe verwenden. Die Häufigkeit eines Merkmals und der Zusammenhang dieser Merkmale (Kontingenzt) wird in Zahlen ausgedrückt. Von Messung wird häufig bereits gesprochen, wenn eine Größer-Kleiner-Beziehung von Merkmalsausprägungen erkannt wird (Ordinalskala). Im engeren Sinn heißt Messung, dass quantitative Abstufungen eines Merkmals auf einer Skala mit gleichen Intervallen festgestellt werden (Intervallskala).
- Manifest – latent
Dies ist zunächst eine Unterscheidung zwischen dem vorliegenden Text mit seinem manifesten Inhalt und dem nicht unmittelbar ersichtlichen, tieferen oder verborgenen Sinn. Diese zunächst verborgenen Aspekte müssen interpretativ erschlossen werden. Latente Bedeutungen und Zusammenhänge kann es geben: in den Konnotationen von Wörtern, in den Beziehungen zwischen Text, Kontext und Benutzern, in gesellschaftlichen Bedingungen und Abhängigkeiten und in verdrängt-unbewussten Prozessen.

Die uferlose Vieldeutigkeit von Texten kommt in einer Bemerkung von Eco (1992) zum Ausdruck:

“Unter einem bestimmten Gesichtspunkt hat jedes Ding Analogie-, Kontinuitäts- und Ähnlichkeitsbeziehungen zu jedem anderen” (S. 76).

“Es gibt einen Sinn der Texte oder deren mehrere, aber man kann nicht sagen, es gebe keinen einzigen oder alle seien gleichwertig.”

(Eco, 1992, S. 78).

Viele Ansätze der Text- und Inhaltsanalyse in der Psychologie und in den Sozialwissenschaften richten sich auf latente Bedeutungen. Bemerkenswert ist jedoch, dass sich die Autoren nur selten auf die analoge, aber viel ältere Auseinandersetzung über die Interpretation von manifesten und latenten Trauminhalten beziehen. Es würde sich dann zeigen, dass "latent" zwei hauptsächlichste Bedeutungen haben kann: *latent im Sinne von momentan nicht bewusst* und *latent im Sinne von dynamisch-verdrängt-unbewusst*.

Da gerade diese gemeinsame Deutearbeit mit dem Autor des Textes für weite Bereiche der geistes- und sozialwissenschaftlichen Text- und Inhaltsanalyse praktisch unmöglich ist, bleibt hier der Begriff der latenten Bedeutungen eigentümlich verkürzt. Diese methodologische Sonderstellung der Psychoanalyse im Vergleich zur geistes- und sozialwissenschaftlichen Hermeneutik wird oft nicht gesehen. Deswegen muss diese Unterscheidung – auch im Vergleich zur Deutung von Träumen und von projektiven Tests – hervorgehoben werden.

Die Interpreten stehen nun vor der Entscheidung. Soll nur der manifeste Text in seinen an der Oberfläche relativ allgemeinverständlichen denotativen Bedeutungen ausgewertet werden? Oder sollen auch die tieferen, konnotativen und latenten Bedeutungen interpretiert werden? Die Tiefe der Interpretation ist offensichtlich nicht als Dichotomie (quantitativ versus qualitativ), sondern als Kontinuum von Möglichkeiten zu sehen. Wie konvergent und intersubjektiv überzeugend kann dieser Spielraum genutzt werden und wie divergent, singular und spekulativ sind die Ergebnisse? Weder darf quantitativ mit denotativ und manifest gleichgesetzt werden, noch qualitativ mit konnotativ und latent.

Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz

Für die Strategie der Interpretation ist es zweifellos eine zentrale Entscheidung, ob *konnotative Bedeutungen* verschiedener individueller und gesellschaftlicher Art und darüber hinaus auch *unbewusste Motive* erfasst werden sollen. Statt von verborgenen und latenten Bedeutungen zu sprechen, werden hier die Begriffe *Interpretationstiefe* und *Interpretationsdivergenz* eingeführt.

- Ein Text ist grundsätzlich mehrdeutig. Die Interpretation kann von den häufigen, gewöhnlichen, naheliegenden Bedeutungen zu seltenen, ungewöhnlichen, erst zu erschließenden Bedeutungen vordringen. Die Anzahl und die Vielfalt der möglichen Schritte kennzeichnen die Tiefe eines Textes. Der Interpret bzw. die Interpretationsgemeinschaft entscheiden, welche Interpretationstiefe sie als zweckmäßig, ausreichend oder erschöpfend ansehen wollen.
- Mit zunehmender Interpretationstiefe wird in der Regel die inhaltliche Divergenz von unabhängig gegebenen Interpretationen zunehmen und deren

breite Überzeugungskraft abnehmen. Divergenz und Überzeugungskraft sind nicht allgemeingültig zu bestimmen, sondern nur aus den Beurteilungen einer Bezugsgruppe abzuleiten.

Diese Begriffsbildung enthält wesentliche Aspekte dessen, was mit Heuristik und mit der Evidenz einer Auslegung gemeint ist, verbindet diese jedoch mit methodischen Konzepten. Tiefe und Divergenz der Interpretation werden als Kontinua aufgefasst. Es gibt protokollierbare Schritte und Möglichkeiten empirischer Prüfungen. Die Interpreten haben einen Entscheidungsspielraum, in dem sie zwischen möglicher Tiefe und gewünschter Überzeugungskraft abwägen können.

Zwar sind sehr tiefe und gerade deswegen besonders überzeugende Interpretationen denkbar, doch wird es sich dabei eher um Ausnahmefälle handeln. Belege hierfür sind in der Fachliteratur und in den tiefenpsychologischen Interpretationen von literarischen Werken und Biographien zu finden. Als extreme Beispiele tiefster Interpretationen, die jedoch nur eine Minderheit von Personen überzeugen, können Geheimlehren und Verschwörungstheorien, übernatürliche Erklärungen von Heilungen, Unfällen, Attentaten, oder esoterische Lehren genannt werden. Im sensitiven Beziehungswahn und im paranoiden Denken ist dieses tiefe Verstehen sogar nur einer einzelnen Person möglich (siehe auch Abschnitt 3.6).

Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz sind Konzepte, den *Prozess der Interpretation operational genauer zu kennzeichnen*. Hier werden sich zahlreiche weitere Fragen anschließen. In welchem Bereich zunehmender Divergenz kann die Inhaltsanalyse noch aussichtsreich konvergent geleistet werden? Wo müssen wissenschaftliche Untersuchungen und wo müssen Anwendungen, die u. U. nachhaltige Konsequenzen für andere Personen haben, abgebrochen werden? An welchen Kriterien ist die Grenzüberschreitung abzulesen, dass die Deutung zu spekulativ, die Interpretation zur Dichtung wird? Dies muss heute – zumindest in den Anwendungsfeldern der empirischen Psychologie und Sozialwissenschaft – genauer gesagt werden können, d. h. in den Begriffen von Gütekriterien (Zuverlässigkeit und Validität in ihren verschiedenen Aspekten). Dazu gehört auch die kritische Evaluation der Ergebnisse (mit entsprechendem Appell an die fachliche Qualitätskontrolle).

Form, Inhalt und Gehalt, Information und Sinn

Diese traditionellen Begriffe beziehen sich alle auf Charakteristika eines Textes oder anderer Materialien. Es handelt sich jedoch nicht um voneinander unabhängige Eigenschaften, sondern um Aspekte oder Abstraktionen. So ist die *Form* vom Inhalt abstrahiert, wenn die Wortwahl und Satzbildung, das Layout und die Schrifttype eines Textes betrachtet werden. Der *Inhalt* ist wiederum von der formalen Darstellung zu abstrahieren, obwohl die Wirkung oft von den formalen

Merkmale abhängt und durch formale Kunstgriffe gesteigert oder verringert werden kann. Form und Inhalt eines Textes bzw. einer Kommunikation geben Informationen bzw. adressierte Nachrichten von einem Autor (Sender) an einen Empfänger. Für diese Informationsübertragung zwischen Lebewesen wird ein reziproker bzw. interaktiver Prozess (in der sozialen Kommunikation) als typisch angesehen, doch sind in der maschinellen und elektronischen Nachrichtenübermittlung hinsichtlich Rückkopplung und adaptivem Lernen manche Entsprechungen zu erkennen. Über Inhalt und Form hinaus kann ein Text einen *Gehalt oder (tieferen) Sinn* haben. Mit Sinn ist hier mehr gemeint als die Summe der denotativen und konnotativen Bedeutungen der einzelnen Wörter und mehr als die Summe der in bit oder MegaByte zählbaren Informationspartikel.

Aus pragmatischer und psychologischer Sicht besteht der Sinn eines Textes nicht unabhängig von den Autoren und Lesern. Der Sinn wird vom Leser durch Selektion und Inferenz erfasst. Es ist ein – unter vielen Möglichkeiten – für sein individuelles Erleben, Wahrnehmen und Handeln aktualisiertes Bedeutungsmuster. Auch dies bleibt letztlich eine Abstraktion, denn der Raum der möglichen Sinngebungen wird durch Form und Inhalt des Textes, durch die Neuigkeit oder Redundanz der Informationen und natürlich durch die beiderseitigen Absichten der Kommunikation begrenzt.

Die hier genannten traditionellen Begriffe wie Form, Inhalt, Gehalt und Sinn, sind unscharf und vieldeutig. In einer praxisbezogenen Interpretationslehre müssen sie unbedingt durch Strategien und Regelsysteme ergänzt werden, wie es in den einzelnen Kapiteln des Buches ausschnittsweise dargestellt ist.

8.4 Verschiedene Ansätze der Text- und Inhaltsanalyse

Literaturwissenschaftliche Interpretation

Auf die Textanalyse aus literaturwissenschaftlicher Sicht wird hier nur kurz eingegangen. Für dieses Fach ist es die grundlegende Methodik und entsprechend umfangreich sind die theoretischen und methodischen Diskussionen. Die Absichten unterscheiden sich jedoch von denen der empirischen Psychologie so offensichtlich, dass wahrscheinlich über die fundamentalen Positionen hinaus in den Einzelheiten nur wenig methodische Gemeinsamkeiten bestehen werden. Es gibt jedoch eine gemeinsame Tradition der Literaturwissenschaften und der verstehend-geisteswissenschaftlich orientierten Psychologie in der hermeneutischen und phänomenologischen Methode (siehe auch Kapitel 12).

Schon Gomperz (1939/1992) hatte in seinen Ausführungen über die Interpretation von Texten und von Handlungen fünf hauptsächliche Perspektiven und Strategien hervorgehoben: Die eigene Darstellung des Autors, die Absicht des

Autors, das Analogieprinzip, den Kontext und die Autoritäten: In der Interpretation ist nach der Konvergenz dieser Perspektiven zu suchen.

Einführungen in die Textanalyse und Textinterpretation stammen u. a. von Brenner (1998), Titscher, Wodak, Meyer und Vetter (1998) und Titzmann (1977). Einführungen in die speziell linguistische Textanalyse und Gesprächsanalyse stammen von Brinker (1997) und Brinker und Sager (1996). Von diesen eher trockenen Lehrbüchern heben sich die Schriften von Eco (1992) ab. Er beschäftigte sich u. a. mit der Interpretation von Metaphern, Nachahmungen und Fälschungen von Interpretationen.

Strukturelle Textanalyse

Zu Beginn seiner Einführung in die strukturelle Textanalyse stellte Titzmann (1977) fest, dass es "bislang selbst in der Literaturwissenschaft keine explizite Interpretationstheorie gibt, die sowohl auf den Namen einer Theorie ernstlichen Anspruch erheben könnte, als auch die Ableitung einer textanalytischen *Praxis* tatsächlich erlauben würde..." (S. 10). Als struktural bezeichnet er eine Textanalyse, welche sich auf theoretische und methodologische Prinzipien der als Strukturalismus bezeichneten interdisziplinären Richtung der Sozial- und Geisteswissenschaften stützt. Dazu gehören allgemeine semiotische oder speziell linguistische und soziale (auch semiotisch-kommunikative) Konzepte. Die Linguistik gilt als privilegierte Teildisziplin der Semiotik.

Elementare Interpretationsregeln lauten aus dieser Sicht:

- (1a) Interpretatorische Regeln müssen eindeutig intersubjektiv verstehbar sein.
- (1b)...müssen widerspruchsfrei sein.
- (1c) müssen unmittelbar oder mittelbar empirisch nachprüfbar sein, d. h. verifizierbar bzw. falsifizierbar sein.

- (2) Von zwei divergierenden und auf denselben Daten basierenden interpretatorischen Aussagen ist mindestens eine falsch, wenn nicht gar beide.

- (3) Wenn ein "Text" partiell divergierende Interpretationen erlaubt, ist zwar die Interpretation schon richtig, die diese Tatsache feststellt; befriedigend ist aber nur die, die diese divergierenden Bedeutungen als funktionale Elemente einer dritten und übergeordneten Bedeutung zu korrelieren vermag.

- (4) Jede (befriedigende) "Text"-Analyse ist ein System von Hypothesen über den "Text", die untereinander korreliert und hierarchisiert sind, und auf möglichst einfache Grundhypothesen zurückgeführt werden.

(5) Jede Analyse eines “Textes” umfasst einen Akt der Zerlegung in Segmente und davon abstrahierte Klassen und einen Akt der Zusammensetzung durch Korrelierung und Hierarchisierung dieser abgeleiteten Klassen.

(Titzmann, 1977, S. 20 ff.)

Psychologische und sozialwissenschaftliche Ansätze

Mehr noch als in der Literaturwissenschaft wird auf der psychologischen und der sozialwissenschaftlichen Seite betont, dass Text- und Inhaltsanalysen den Kommunikationsprozess berücksichtigen müssen: Ein Kommunikator (Autor) vermittelt Inhalte an einen Rezipienten (Empfänger) in einem situativen Kontext. Die stärkere Betonung des sozialen Kontexts und seines modifizierenden Einflusses folgt nicht allein aus den anderen fachlichen Interessen. In diesen empirischen Fächern ist es ja möglich, den Kommunikationsprozess zumindest in Ausschnitten genauer aufzuzeichnen statt sich mit dem geschriebenen Text begnügen zu müssen.

Damit ist ein hohes Anspruchsniveau ausgedrückt, das höchstens mit einer Interviewmethodik ausschnittsweise eingelöst werden könnte. Aus einem Text ist dieser Kommunikationsprozess, wenn er nicht unmittelbar aufgezeichnet wurde, nicht mehr rekonstruierbar. Wie sollte dann aber für Texte allein eine überzeugende Interpretation gelingen? Hier zeigt sich ein grundsätzliches Dilemma: man möchte den sozialen Kontext einbeziehen, doch die wesentlichen Kontextinformationen werden bei der Text- und Inhaltsanalyse praktisch nicht verfügbar sein.

In der Psychologie haben sich wichtige Arbeitsrichtungen entwickelt, die für das Verständnis der sprachlichen Kommunikation wesentlich sind: die Psychologie der Worterkennung und der Textverarbeitung (Friederici, 1999) und die angewandte Sprachpsychologie (u. a. Langenmayr, 1997).

Aus verschiedenen Richtungen der Sozialforschung stammen wichtige Anregungen für das *interpretative Paradigma* (siehe Kapitel 12 sowie Brüsemeister, 2000; Denzin & Lincoln, 1994, 2000; Flick, 1996; Flick et al., 1991, 2000; Jüttemann, 1985, 1990; Kleining, 1995; Lamnek, 1993; Lueger, 2000; Matthes, Pfeifenberger & Stosberg, 1983; Mayring, 1997; Merten, 1983; Richardson, 1996; Witzel, 1982; ZPID Zentralstelle für Psychologische Information und Dokumentation, Spezialbibliographien, 1989, 1995). Hervorzuheben sind insbesondere:

- der *symbolische Interaktionismus* mit seinem Interesse an der sozialen Interaktion und an den Perspektiven der Subjekte;
- die *Ethnomethodologie* mit ihren Versuchen, die alltäglichen Aktivitäten in ihren Basisregeln zu verstehen;

- die *Feldforschung*, welche unter naturalistischen, alltäglichen Bedingungen beobachten will.

Gemeinsam ist diesen Ansätzen, mit heuristischen und systematischen Strategien, im sozialen Alltag zu forschen, gerade auch aus der subjektiven Perspektive, d. h. nicht experimentell isolierend, sondern interaktiv und interpretativ (siehe auch Kapitel 12).

Wegen der fundamentalen Schwierigkeiten der Auswertung und des Interpretationsverfahrens werden jedoch viele zögern, die "qualitative Inhaltsanalyse" von Texten und von Interviews als *die hauptsächliche sozialwissenschaftliche Methodik* anzusehen

Kritische Hermeneutik und Tiefenhermeneutik

Für Lorenzer (1979, 1981) ist das psychoanalytische Verfahren der gültige Weg und das herausragende Paradigma einer hermeneutischen Erschließung des Fremdpsychischen. Seine Arbeiten enthielten keine spezielle Methodenlehre der Interpretation, zeigten jedoch Besonderheiten in der psychoanalytischen Interpretation und im Verständnis von Symbolbildungen auf. Habermas (1968) hatte zuvor über das Durchschauen von Herrschaft und Ideologie als verzerrter Kommunikation und über die Entwicklung der Selbstreflexion geschrieben und dabei auf Entsprechungen in Freuds psychoanalytischer Theorie aufmerksam gemacht. Lorenzer (1973) versuchte, neurotische Phänomene als "Sprachzerstörung" (pseudo-kommunikative Privatsprache) und die psychoanalytische Therapie als Rekonstruktion von Sprache in einem interaktiven Prozess zu begreifen. Diese Auffassung war in eine umfassende historisch-materialistische Kritik der Psychoanalyse eingebettet und verstand sich als übergeordnete Sichtweise (Metatheorie).

Für die psychoanalytische Hermeneutik ist vor allem die affektive Beziehungssituation (die Übertragungssituation) im Verhältnis von Analytiker und Analysand charakteristisch. Der Prozess des Einlassens, die Identifikation, die sprachliche Kommunikation und das tiefere Verstehen in diesem Arbeitsbündnis unterscheiden sich wesentlich von der geisteswissenschaftlichen Methodik bei der Auslegung von Texten. Deswegen wird gelegentlich auch von einer *Tiefenhermeneutik* und von einer *kritischen, d. h. gesellschaftskritischen Hermeneutik* gesprochen. Der Wahrheitsanspruch der traditionellen Hermeneutik, der psychoanalytischen Methodik und des historisch-materialistischen bzw. kritischen Erkenntniszugangs wurde kontrovers diskutiert (siehe Gadamer, 1960; Habermas, 1968, 1971; König, 2000; Lorenzer, 1973).

Objektive Hermeneutik

Im Unterschied zur traditionellen geisteswissenschaftlichen Hermeneutik wollten Oevermann et al. (1979, 1980) die sozialen Strukturen als objektive und uni-

versale Bedingungen der Handlungen erfassen. Diese sozialen Strukturgesetzmäßigkeiten wirken unabhängig vom Bewusstsein der handelnden Personen, können aber vom Bewusstsein her rekonstruiert werden. Die Methodik hierfür wird als "objektive" Hermeneutik bezeichnet. Dieses Verfahren soll die "grundlegende Operation des Messens bzw. der Erzeugung theorierelevanter Daten" im Bereich der Sozialwissenschaften sein (1979, S. 352).

Der Begriff Text umfasst hier alle natürlichen Handlungen von Subjekten und das objektivierbare Handeln in Form von Schriften und Werken. Durch die objektiv-hermeneutische Interpretation soll aus einem Textprotokoll die Struktur des sozialen Handelns rekonstruiert werden. Die im Text gegebenen Bedeutungsstrukturen und latenten Sinnstrukturen werden nicht aus der Konzeption der Intentionalität und Subjektivität des Menschen ("als subjektives Meinen der Akteure") abgeleitet, sie sind vielmehr im praktischen gesellschaftlichen Handeln der Subjekte fundiert. Oevermann et al. folgen hier weitgehend Meads (1980) Theorie der Bedeutungen.

Die Bedeutungen einer Handlung werden durch ein Regelsystem geschaffen, welches objektiv und als kulturell Allgemeines, d. h. unabhängig von den Intentionen des Subjekts, existiert. Menschen werden durch ihre Sozialisation in dieses System von Handlungsregeln (Sprache, Interaktionsbeziehungen usw.) eingebunden. Den Subjekten wird zwar ihre Intentionalität nicht abgesprochen, doch kommt es hier fundamental auf das idealisierte, konstruierte Regelsystem des verallgemeinerten Anderen (generalized other) an. Dies gilt auch im kleinsten Detail: So ist im Protokoll einer Interaktionssequenz jeder einzelne Sprechakt durch ein System phonologischer, grammatikalischer, semantischer und pragmatischer Regeln gesteuert. Die objektive Hermeneutik soll die Bedeutungsstrukturen der zugrundeliegenden Handlungen und Handlungsprobleme rekonstruieren. Sie stützt sich dabei erstens auf die Erinnerung und die Auslegung der vergangenen Handlungen eines Subjektes und zweitens auf die Kompetenzen, die eben durch die Einbeziehung in das universelle Regelsystem gegeben sind.

Schritte der objektiv-hermeneutischen Interpretation

Bestimmung der Fallstrukturebene:

Da jedes Handlungsdatum auf verschiedene Ebenen verweist, ist zunächst das für die Fallstruktur wichtige soziale Gebilde (Person, Gruppe, Institution usw.) festzulegen. Das Handlungszentrum (Handlungsproblem) ist jeweils durch das Handeln ("die Interakte") konkreter Subjekte realisiert.

Sequentielle Grobanalyse:

Die objektiven Probleme im konkreten Handlungszentrum werden rekonstruiert, wobei in einem ersten Schritt "gedankenexperimentell" am ganzen

Fall die möglichen und erwartbaren Handlungsoptionen entwickelt werden. In diesem Handlungsrahmen entstehen die ersten Strukturhypothesen.

Analyse von Interaktionseinbettungen:

Die Einbettung einer protokollierten konkreten Interaktion wird im Hinblick auf den äußeren Kontext, auf den hier gegebenen Spielraum denkbarer Interaktionsverläufe und im Hinblick auf den äußeren situativen Kontext einschließlich der Bedingungen der Textproduktion interpretiert.

Sequentielle Feinanalyse:

Die sequentielle Feinanalyse findet in mehreren Schritten statt. Zur Rekonstruktion der objektiven Bedeutung des ersten Interakts wird eine Vielzahl von Handlungskontexten entworfen (“Geschichten mit möglichst kontrastierenden Situationen erzählt”), die zu einer Äußerung passen, so dass Handlung bzw. Interakt konsistent und pragmatisch hineinpassen. Diese Konstruktionen werden auf gemeinsame Struktureigenschaften verallgemeinert. In einem zweiten Schritt wird statt von Handlungen jetzt von konkreten Kontextbedingungen im Hinblick auf bestimmte Klassen möglicher Handlungen ausgegangen, um die Passung von Handlung und Kontext zu prüfen. In den nächsten Schritten wird sequentiell jedes Interakt als Kontext des folgenden und des vorausgehenden Interakts unter dem Aspekt der Klasse möglicher Interaktionsoptionen analysiert.

Strukturgeneralisierung

Die aufgrund dieser Feinanalyse gewonnene Strukturhypothese wird mit unabhängig voneinander durchgeführten Feinanalysen anderer Fälle verglichen. Die Hypothese kann durch eine andersartige Fallstruktur widerlegt oder – bei Bestätigung – zu einer Generalisierung führen.

(Oevermann et al, 1979; 1980; siehe auch Bude, 1982; Burkart, 1983; Garz, 1994; Schneider, 1989, S. 78 ff.)

Die sequentielle Feinanalyse wird als Kern der Methodik angesehen. Sie soll die Objektivität des Verfahrens sichern, weil sie jeweils die gesamte Klasse an Bedeutungsmöglichkeiten, die durch das Regelsystem der Sprache gegeben sind, möglichst genau erschließt (Oevermann et al., 1979; Schneider, 1989). Wie aus den “erzählten Geschichten” und “gedankenexperimentellen Konstruktionen” auf ihre gemeinsamen Struktureigenschaften zutreffend verallgemeinert werden kann, wurde methodenkritisch kaum diskutiert, empirische Prüfungen der erreichbaren Übereinstimmung scheinen zu fehlen.

Der Ansatz der objektiven Hermeneutik hat eine eigene Terminologie, die manchmal den Blick auf die wesentlichen Entsprechungen zur traditionellen Hermeneutik und zur empirischen Psychologie verstellen könnte. Das zentrale Methodenproblem ist die gedankliche und erzählerische Produktion der "Klassen passender Handlungskontexte" für ein Interakt bzw. von "Klassen passender Handlungen" für einen konkreten Kontext. Wie wird entschieden, ob sich eine Handlung oder eine Äußerung in einen Kontext pragmatisch, konsistent und korrekt einfügt? Die Beispiele in den Veröffentlichungen dieser Arbeitsrichtung haben eher eine illustrierende als eine empirisch belegende Funktion. Deswegen ist kaum einzuschätzen, was eine Evaluation unabhängig durchgeführter Analysen ergeben könnte. Die grundsätzlichen methodischen Schwierigkeiten liegen ja nicht so sehr in der heuristischen, divergenten Produktion. Wie sollen aber intersubjektiv nachvollziehbare Entscheidungen für bestimmte Passungen im Detail, und hier zusätzlich noch in der adäquaten Generalisierung auf die Sozialstruktur, gewonnen werden? Wie kann die Behauptung, die "objektive Sinnstruktur" eines Textes zu erschließen, eingelöst werden? Wegen der Forderung, die möglichen Intentionen (Motive) der Sprecher und Hörer sowie die objektiven Konsequenzen des Gesprächs in Feinanalysen auszuarbeiten, ist das Verfahren extrem zeitaufwendig. Über Einzelfallstudien hinaus wird kaum eine breitere empirische Basis zu erreichen sein.

Protokollanalyse, Sprachprotokollanalyse, Konversationsanalyse, Diskursanalyse, Ethnomethodologie

Diese Begriffe bezeichnen textanalytische Verfahren, die zwar oft verschiedene Akzente aufweisen und unterschiedlichen Zwecken dienen, aber viele Gemeinsamkeiten mit der geschilderten strukturalen Textanalyse oder den anderen Ansätzen der Textanalyse aufweisen (siehe auch Brüsemeister, 2000; Denzin & Lincoln, 2000; Eberle, 1997; Ericson & Simon, 1993; Flick, 1996; Jüttemann, 1985; Mayring, 1997; Merten, 1983; Patzelt, 1987; Richardson, 1996; Tedlock, 2000; Wengraf, 2001).

Erzählverfahren und Narratives Interview

Erzählungen haben viele Absichten und viele Formen. Wer einer Erzählung zuhört, kann zu erkennen versuchen, ob dem Erzähler und dem Hörer eine bestimmte Position zugeschrieben und wie die Welt repräsentiert wird. Hier ist eine von Ruthrof (1981) aufgestellte Typologie mit 18 Positionen interessant, obwohl sie nicht für gewöhnliche Gespräche, sondern für erdachte Erzählungen (fictional narratives) gilt: u. a. Mythos, Parabel, Märchen, Heiligenlegende, Prophezeiung, Allegorie, Mitteilung einer Idee, Konfession, objektiver Bericht, unzuverlässige Erzählung, Rätsel, Scherz, Satire, unwissende Erzählung, behinderte Erzählung, Erzählung als Aufschrei oder als Bericht über menschliche Entwürdigung.

Das narrative Interview und andere Erzählverfahren haben nicht nur in der Psychologie, sondern auch in der Soziologie, Pädagogik und Ethnologie wieder zunehmendes Interesse gefunden (siehe u. a. Chamberlayne, Bornat & Wengraf, 2000; Flick et al., 1991; 2000; Spitznagel, 1999; Tedlock, 2000; Wiedemann, 1986). Wegen ihrer freien Anlage bieten sie größere Interpretationsprobleme als voll strukturierte Interviews (siehe Abschnitte 6.3 und 6.4). Außerdem können die Erzählinhalte in dieser offenen Situation umso mehr vom Zuhörer und dessen Erzählimpuls und Reaktionen suggestiv beeinflusst werden. Diesem Einwand wird durch die häufig zu findende Aufforderung begegnet, sich auf eine passive, zuhörende Rolle zu beschränken. Inwieweit dies auch praktisch gelingt, ist eine andere Frage.

Schütze (1983, 1984) beschrieb seinen Ansatz sozialwissenschaftlicher Biographieforschung und akzentuierte deren Perspektiven, ohne jedoch auf die Tradition der psychologischen Biographieforschung oder der Inhaltsanalyse einzugehen (nach Ausweis der von ihm zitierten Literatur). Die empirische Grundlage bildeten 30 narrative Interviews, also nur ein minimaler Teil dessen, was im Arbeitskreis von Thomae (1968, 1996) ausgewertet wurde. Vor allem ein Aufsatz von Schütze (1983), der programmatisch formuliert ist und eine pointierte Darstellung seiner Strategie enthält, wird im Bereich der sozialwissenschaftlichen, aber auch der psychologischen Erzählforschung häufiger zitiert. Genauere Überlegungen und Ansätze zur intersubjektiven methodenkritischen Prüfung kommen in diesem Beitrag nicht vor.

Schütze betonte die sozialwissenschaftlichen Fragestellungen, die sich primär nicht auf das persönliche Lebensschicksal des "individuellen Biographieträgers" richten, sondern auf Lebenszyklen von Altersgruppen (z. B. Kohorten) oder bestimmten Gruppen mit gemeinsamen sozialen Merkmalen (z. B. Frauen der Unterschicht).

"Ich für meinen Teil möchte erklären, dass mich die biographischen Deutungsmuster und Interpretationen des Biographieträgers nur im Zusammenhang seiner rekonstruierten Lebensgeschichte interessieren und nicht jenseits dieser. Zwar ist es richtig, dass eben diese Lebensgeschichte von den Deutungsmustern und Interpretationen des Biographieträgers entscheidend geprägt ist – aber eben diesen Zusammenhang gilt es aufzudecken. Und hierzu ist die grundsätzliche heuristische Ausgangsfrage von Nutzen: "Was hat sich in soziologisch interessierenden Lebensgeschichten faktisch ereignet?" Die Fragestellung "Wie deutet der Biographieträger seine Lebensgeschichte?" ist meines Erachtens erst dann zufriedenstellend zu klären, wenn der Forscher die interpretierenden theoretischen Anstrengungen des Biographieträgers in den Zusammenhang der faktischen Prozessabläufe seines Lebens einbetten kann. Erst dann können auch Feststellungen getroffen werden wie: "Der Biographieträger folgt einer illusionären Lebensorientierung."; "Er täuscht sich über sich selbst."; "Er hat sich eine wirkungsvolle Rechtfertigungsgeschichte zurechtgelegt."; "Er hat ein falsches Bewusstsein hinsichtlich seiner faktischen Lebenslage." (Schütze, 1983, S. 284).

Zur Technik des autobiographisch-narrativen Interviews und zur Auswertung autobiographischer Stegreiferzählungen gab Schütze einen allgemeinen Leitfaden an (1983, S. 285 ff.), aus dem hier die hauptsächlichsten Schritte zitiert werden, um diesen Ansatz zu kennzeichnen.

Entstehung des Erzähltextes

Nach der autobiographisch orientierten Erzählaufforderung (zur Lebensgeschichte oder bestimmten Phasen):

- (1) Autobiographische Anfangserzählung ohne Unterbrechungen durch den Zuhörer.
- (2) Nachfragen u. a. zu “thematisch querliegenden Erzählfäden”, an Stellen der Raffung, Vagheit und den für den Erzählenden selbst undurchsichtigen Stellen.
- (3) Aufforderung zur abstrahierenden Beschreibung von Zuständen, wiederkehrenden Abläufen, Zusammenhängen (der Informant als “Experte und Theoretiker” seiner selbst).

(Schütze, 1983, S. 285 ff.)

Schütze betonte: “Es ist wichtig, dass diese Nachfragen wirklich narrativ sind.” Deshalb soll nach jeder Nachfrage durch den Interviewer die vorletzte Stelle im Erzählvorgang wiederhergestellt werden. Diese Passage wird vom Interviewer aus der Erinnerung zitiert und dann angeknüpft: “Ja und dann habe ich das Weitere nicht richtig mitbekommen. Ob Sie von diesem Punkt an das noch einmal erzählen könnten?” (S. 285). Auf den Widerspruch, wie auf Fragen nicht antwortend, sondern narrativ reagiert werden soll, ging Schütze nicht ein, ebenso wenig äußerte er sich zu anderen offenkundigen Methodenproblemen eines solchen autobiographisch-erzählenden Interviews. Die weitere Darstellung seiner Methoden zeichnete sich durch eine eigene Begrifflichkeit aus, die den Eindruck absichtlicher Distanz zu psychologischen Konzepten der differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung macht, aber auch zu den Konzepten der kritischen Prüfung solcher Analysen und Interpretationen.

Anregungen zur Auswertung eines Erzähltextes

- (1) Formale Textanalyse nach Eliminierung aller nicht-narrativen Textpassagen und Segmentierung des so bereinigten Textes.

(2) Strukturelle inhaltliche Beschreibung der Stücke, die durch Rahmenschaltelemente abgegrenzt sind (u. a. Interpunktion, sprachliche Verknüpfungselemente, Markierer des Zeitflusses, Markierer der mangelnden Plausibilität, Detaillierung, auch Pausen und Selbstkorrekturen).

(3) Analytische Abstraktion von den Details der einzelnen Lebensabschnitte und Herausarbeitung der erfahrungsdominanten Prozessstrukturen.

(4) Wissensanalyse als Explikation der eigentheoretischen, argumentativen Einlassungen des Informanten zu seiner Lebensgeschichte und zusammenhängende Interpretation (als Funktionen der Orientierung, Verarbeitung, Verdrängung, Selbstdefinition, Legitimation usw.).

(5) Kontrastive Vergleiche zwischen unterschiedlichen Texten mit generalisierendem Interesse, u. a. mit Erzähltexten minimaler und maximaler Verschiedenheit zum Ausgangstext.

(6) Konstruktion eines theoretischen Modells der Wechselwirkung biographisch-sozialer Prozesse.

(nach Schütze, S. 285 f.)

In seiner sozialwissenschaftlichen Biographieforschung wollte Schütze in den Lebensläufen zwischen Handlungsschemata, welche das intentionale Prinzip des Lebensablaufs geben, institutionellen bzw. normativen Erwartungsmustern und dem "Prinzip des Getriebenwerdens durch sozialstrukturelle und äußerlich-schicksalshafte Bedingungen der Existenz" unterscheiden (S. 288). Er sprach von sozialen Verlaufskurven und von der "Prozessstruktur der Verlaufskurve" und meinte damit sozial bestimmte Entwicklungen. So gibt es z. B. in der beruflichen Welt Einschränkungen und Ausweitungen des Spielraums für Handlungen und Identitätsentfaltung. Schütze ging nicht auf das seit Freud diskutierte Problem der Entschlüsselung latenter Bedeutungen und auf die Prüfung entsprechender Interpretationshypothesen ein. Außerdem bleibt offen, wie aus einer Erzählung, ohne andere Quellen, verlässliche Urteile zu gewinnen sind, was sich in einer Lebensgeschichte "faktisch ereignet" hat.

Wiedemann (1986, 1989) hat eine Einführung in die Theorie und Auswertung narrativer Interviews verfasst. Er sieht einen Verlust der Erzählkunst und empfahl, sie als sozialwissenschaftliche Methode wiederzubeleben. Er betrachtete den Zusammenhang von Narration, Erzählinhalt und Interaktionsstruktur, um das kognitive Strukturschema der Erzählung zu erfassen. Von Schütze (1983) wird der Begriff der Interpretations- und Auslegungsrelevanz übernommen. Der Sinn einer Erzählung besteht nicht im Ereignis schlechthin, sondern umfasst auch die Neuauslegungen. Erzählungen sind also nicht sprachliche Abbilder fest-

stehender Wissensbestände, sondern Bearbeitungen, in denen retrospektiv gedeutet und ein neuer Rahmen für Strukturen der Erfahrung gebildet wird. "Erzählungen sind Formen der Erfahrungsverarbeitung, die zugleich der Erfahrungsübermittlung dienen" (S. 57). Zitiert wird auch der Skript-Ansatz. Skripte sind Schemata, die den Ablauf von Tätigkeiten leiten, aber auch das Verstehen von sprachlichen Äußerungen (siehe Kapitel 12). Ein häufig zitiertes Beispiel ist das Verhalten in einem Restaurant in mehreren Szenen mit Requisiten, Rollen, Eingangsbedingungen und Resultaten (Restaurant-Skript von Schank & Abelson, 1977).

Wichtige Perspektiven einer Erzählung sind: die Re-Inszenierung des Ereignisses in der Erzählsituation; die Perspektive der Ereignisbeteiligung und die Perspektive der Ereignisverarbeitung. Der Erzählaufbau reicht von der Einleitung über den Erzählkern bis zur Auflösung der Erzählung, wobei mit Labov (1980) eine Normalform hervorgehoben werden könnte: Abstrakt (Ankündigung und Legitimation), Orientierung (Schauplatz-Charakteristik), Komplikation (Ereignisdarstellung), Evaluation (Bewertung), Auflösung (Ergebnisdarstellung) und Koda (Auflösung der Erzählung).

Als Ziele des narrativen Interviews nannte Wiedemann (1986): Rekonstruktion subjektiver Bedeutungsstrukturen und Handlungsregeln, Auffinden gemeinsamer Elemente und Deutungsmuster über viele Einzelfälle hinweg, Zugang zum Verständnis lebensgeschichtlicher Erfahrungsbildung und das Einnehmen der kommunikativen Zuhörerrolle. Der Interviewer gibt "Erzählimpulse" und stellt Verständnisfragen, um aus der Erzählung die wesentlichen Deutungsmuster zu erkennen. Welche typischen empirischen Anwendungen und welche psychologische Gültigkeit die Schlussfolgerungen aus solchen hervorgelockten Stegreif-erzählungen haben können, wurde von Wiedemann jedoch kaum diskutiert.

Eine *Erzählanalyse* im Kontext der psychodynamisch orientierten Psychotherapie wurde von Boothe (1994, Boothe et al., 1998) entwickelt. Die Metaphern wie "Szene" und "Inszenierung" der erzählten Welt dienen dazu, eine Konzeption der Alltagserzählung zu entwerfen. Die Erzählanalyse soll eine Rekonstruktion des dramaturgischen Prozesses, der Akteurschicksale, Beziehungsdefinitionen und Spielregeln entschlüsseln. "Die Art und Weise, wie Gegenstände der Erfahrung zu Gegenständen der Erzählung werden, steht im Mittelpunkt und damit auch die Frage, wie der Wahrheitsgehalt einer Erzählung zu beurteilen sei. Welt wird in der Erzählung, so unser Standpunkt, zum personalen Ereignis und zeigt den Sprecher in seiner psychischen Dynamik. Das hörende Gegenüber erkennt ihn in dieser Rolle an, unter der Bedingung – die zwischen beiden Partnern gewöhnlich als stillschweigende Voraussetzung gilt –, dass der Erzähler nicht lügt." (Boothe et al., 1998, S. 18). Interessante Aspekte beim Erzählen und Zuhören sind hier die narrative Kompetenz des Erzählers und die Fähigkeit zum offenen Zuhören.

Das als Erzählanalyse JAKOB (Anagramm aus OBJekte und AKtionen) bezeichnete Verfahren soll mittels eines lexikalischen Kodierverfahrens die dramaturgischen Grundbausteine und den psychologisch wichtigen Bauplan der Erzählung erfassen, wie der Erzähler die Aktivitäten von Rollenträgern auf der von ihm errichteten Bühne gestaltet und welche Regieprobleme u. U. zu erkennen sind.

Das *Narrativ* als das aus dem Leben Erzählte ist auch in anderen Feldern und unter verschiedenen Perspektiven beschrieben worden (z. B. Buchheim, Cierpka & Seifert, 1998; G. Michel, 1985).

Halb-strukturiertes Tiefen-Interview für Forschungszwecke

Unter den neueren Entwicklungen ist die Biographic-Narrative Interpretative Method von Wengraf (2001) hervorzuheben. Es handelt sich um ein *halb-strukturiertes Tiefen-Interview für Forschungszwecke*. Die sehr differenziert ausgearbeitete Strategie umfasst eine anfängliche Erzählung zu biographischen Themen; weitere Erzählungen zu diesen Themen, die aufgrund einer ersten Auswertung gezielter möglich sind, und strukturierte Fragen, nachdem eine gründliche Auswertung stattgefunden hat (siehe Abschnitte 5.9 und 6.3).

Kodierung von Interviewmaterial und verbalen Berichten

Im Unterschied zu den relativ freien Formen der Erzählanalyse bestehen andere Verfahren aus weitgehend standardisierten Auswertungsschritten. Als Beispiel sind die *Würzburger Verfahren der Codierung und Auswertung von Interviewmaterial* von Wittkowski (1994) zu nennen (siehe Abschnitt 6.4). Eine Methodenstudie über die Anwendungen, die möglichen Übereinstimmungen oder Defizite im Vergleich zu den Ergebnissen narrativer Interviews wäre interessant. Verbale Berichte sind als Daten aufzufassen und in ihrer Eigenart zu bestimmen (siehe Ericsson & Simon, 1993; P. M. Fischer, 1994; Huber & Mandl, 1994). Das Gottschalk-Gleser-Verfahren mit einem Kategoriensystem zur Analyse von Angst und Aggressivität in Texten wurde hier als Anwendungsbeispiel ausgewählt (Abschnitt 8.7).

8.5 Anwendungsbeispiele

In den vorausgegangenen Abschnitten wurden schon verschiedene Fragestellungen, für die solche Methoden entwickelt wurden, genannt. Einige ausgewählte Beispiele sollen die zahlreichen Anwendungsmöglichkeiten der Text- und Inhaltsanalyse im Bereich der Psychologie illustrieren. Dagegen werden literaturwissenschaftliche und soziologische Arbeitsbeispiele oder spezielle Fragestellungen der Markt- und Meinungsforschung ausgeklammert. Eine sehr viel-

seitige Übersicht über Anwendungen und Anwendungsprobleme gab Merten (1983). Über deutsche Arbeitsgruppen, Adressen und Projekte mit “qualitativen” Ansätzen, vor allem in den Sozialwissenschaften, informieren Mruck und Mey (1998). Heute kann das Internet für Recherchen und Kontakte genutzt werden, z. B. das Forum Qualitative Sozialforschung (www.qualitative-research.net).

Zeitungsartikel und politische Texte

Aus sozialpsychologischer Sicht sind Inhaltsanalysen von Leitartikeln in Tageszeitungen und politischen Reden aufschlussreich über politische Einstellungen und Beeinflussungsversuche. Bekannt wurde Enzensberger (1965), der typische Formen und Defizite der “Bewusstseins-Industrie” durch kritische Inhaltsanalysen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, des Spiegel, der Wochenschau und einer Taschenbuch-Produktion belegen wollte. Auch die Massenmedien waren häufig Gegenstand von Inhaltsanalysen, z. B. hinsichtlich der Zunahme von Gewaltdarstellungen und deren Auswirkungen. Merten (1983) gab eine breite Übersicht über solche Untersuchungen von Medien und Medieninhalten (siehe Charlton & Schneider, 1986; Klingler, Roters & Zöllner, 1998; Kunczik, 1998).

Erwähnenswert sind auch die herausragenden oder die regelmäßig wiederkehrenden Reden. Winter (1987) wertete die Antrittsreden aller amerikanischen Präsidenten zwischen 1789 und 1981 aus, indem er die psychologischen Kategorien des TAT (siehe Abschnitt 9.3) verwendete. Die Anzahl historisch wichtiger Entscheidungen, der Beginn oder die Vermeidung von Kriegen wiesen Zusammenhänge mit den geäußerten Machtmotiven und der Differenz zwischen Machtmotiv und Intimitätsmotiv (eine persönliche Beziehung mit guten Freunden und Partnern zu haben) auf. Die Inaugural Address von Richard Nixon im Jahr 1969 wurde von Winter und Carlson (1988) inhaltsanalytisch ausgewertet. Im Vergleich zu Nixons Alltagsverhalten, das nach Berichten von Mitarbeitern beurteilt wurde, ergaben sich für die Rede ein höheres Leistungs- und Geltungsstreben und ein höheres Anschluss- und Intimitätsmotiv. Psychologische Schlussfolgerungen sind sicher schwierig, zumal diese Reden meist von einem größeren Beraterstab zusammengestellt werden.

Märchen

Märchen wie Rotkäppchen und der Wolf sind fast jedem Menschen bekannt. Fetcher (1974) hat solche Märchen in amüsanter Weise und in verschiedenen Varianten nacherzählt. Die Ideen dafür kamen, so berichtete er, während langweiliger akademischer Sitzungen. Jedes Märchen wird zuerst in der Version *nach Grimm* erzählt, anschließend in einer *philologisch-textkritischen* Manier, in *psychoanalytischer Auffassung* und aus *Sicht des historischen Materialismus*.

Märchen können also sehr verschieden gedeutet werden. Dies zeigt sich auch beim Vergleich der konkurrierenden Interpretationen des Märchens *Rotkäppchen*

aus der Sicht von Bettelheim und Fromm. Nach Bettelheim (1975) projiziert Rotkäppchen die inneren Prozesse eines pubertierenden Mädchens nach außen. Der Wolf verkörpert das Böse, dessen Verlockungen nachgegeben wird. Nach Fromm (1996) ist Rotkäppchen ein Symbol der Menstruation. Das Mädchen wird mit ihrer Sexualität und dem Begehren des Wolfes konfrontiert. Das Abweichen vom geraden Weg der Tugend in den Wald, wo sie verschlungen wird, moralisiert diese Entwicklung. Der Jäger sei nur eine untergeordnete, konventionelle Vaterfigur. Fromm betont, dass der Konflikt zwischen den Frauen (hier aus drei Generationen) und dem die männliche Sexualität verkörpernden Wolf mit einem Triumph der Frauen endet.

Die Psychologie C. G. Jungs gibt vielfältige Anregungen, Märchen unter der Perspektive des *Individuationsprozesses* zu lesen: das Selbst, Animus und Anima, Archetypen und Tiergestalten, die vielleicht für unbewusste, nicht menschliche oder erst nach einer Wandlung menschliche Gestalten (Verkörperungen von Animus und Anima?) gedeutet werden können (siehe Beit, 1952). Tiefenpsychologische Interpretationen von Grimms Märchen, häufig mit reichhaltigen Anmerkungen versehen, gab Drewermann (1992). Erwähnenswert ist auch die Interpretation von Saint-Exupéry's "Der kleine Prinz" (Drewermann & Neuhaus, 1984).

Außer solchen phantasievollen Interpretationen sind empirische Inhaltsanalysen erwähnenswert. Bierhoff-Alfermann, Brandt und Dittel (1982) untersuchten achtzig Märchen auf die Rollen von Männern und Frauen. Intellekt, Macht, Reichtum, Schönheit und Partnerwahl sind in den meisten Märchen so verteilt, wie es den Geschlechtsstereotypen entspricht. Nur in ca. 10 Prozent der untersuchten Märchen geht es partnerschaftlich zu. Diese Märchen vermitteln damit bestimmte Rollenerwartungen, allerdings in geringerem Maße als andere Medien.

Literatur

Text- und Inhaltsanalysen literarischer Texte und spezielle literaturwissenschaftliche oder philologische Fragestellungen werden hier ausgeklammert (siehe Titscher et al., 1998; und Abschnitt 8.4). Ein aktuelles Beispiel ist die Auswahl *Hundert Gedichte des Jahrhunderts* mit Interpretationen zusammengestellt von Reich-Ranicki (2000).

Erwähnenswert ist, dass sich Freud im Jahr 1907 ausführlich mit einer Literaturanalyse beschäftigte. Die Novelle *Gravida* von Jensen wies Ähnlichkeiten mit seiner Theorie auf. Hier sind auch Freuds Interpretationen von Lustprinzip und Realitätsprinzip in der psychoanalytischen Theorie des Witzes zu nennen (GW, VI). Seitdem hat es eine Vielzahl psychoanalytisch orientierter Interpretationen literarischer Werke gegeben, zunehmend auch Romane und andere künstlerische Werke, die deutlich von psychoanalytischen Ideen beeinflusst sind (Anz, 1999; Dettmering, 1995; von Matt, 2001; Moser, 1985;

Pietzcker, 1992; Rattner & Danzer, 1993; Steinbauer, 1987; ZPID Zentralstelle für Psychologische Information und Dokumentation, 1989).

Erzählte Lebensgeschichte

Rosenthal (1995) untersuchte die erlebte und erzählte Lebensgeschichte von Überlebenden des Holocaust. In diesem Zusammenhang beschrieb sie einen Leitfaden für die sozialtherapeutische Gesprächsführung und gab Hinweise auf die methodischen Schritte der rekonstruktiven Fallanalyse. Ähnliche Anwendungsbeispiele wurden im Abschnitt über die biographische Methodik zitiert (Abschnitt 6.5).

Patienten und Psychotherapie

Faller (1990) analysierte die subjektiven Krankheitstheorien und Krankheitsverarbeitung bei Herzinfarktrehabilitanden und führte diesen Ansatz anhand von Erstgesprächen mit 198 Patienten durch eine qualitativ-inhaltsanalytische Untersuchung der Patientenangaben über ihre Probleme und Therapieziele fort (Faller & Goßler, 1998). Das Auswertungssystem wurde an einer Teilstichprobe erprobt und dann weiterentwickelt, so dass es schließlich für 10 Problemkategorien und 18 Zielkategorien diente. Die Ergebnisse legten es nahe, für die Evaluation von Therapieeffekten auch solche Beurteilungen aus Sicht der Patienten heranzuziehen.

Das narrative Verfahren kann auch in der Psychotherapie und in der Psychotherapieforschung genutzt werden. Ohnehin sind ausführliche und vertiefende Gespräche in den meisten Richtungen der Psychotherapie grundlegend. Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie wurde von Boothe (1994) eingehend beschrieben (siehe auch Boothe & von Wyl, 1999; Boothe, von Wyl & Wepfer, 1998). Von sechs Patienten wurden 104 Erzählungen ausgewertet und hinsichtlich typischer Merkmale, z. B. hinsichtlich der Konfliktspannungen in der Initialerzählung verglichen. Hier werden auch Häufigkeitsstatistiken verwendet. Über die Auswertungszuverlässigkeit wird nur in einer Fußnote ein unbefriedigender Koeffizient von $r = 0.54$ (Inter-Rater-Reliabilität, mittlerer Paarvergleich) mitgeteilt.

Lucius-Hoene (1997, 1998) untersuchte die autobiographischen Erzählungen von Kriegshirnverletzten des zweiten Weltkriegs und ihrer Ehefrauen. Die Erzählanalyse war besonders geeignet, das Leben mit dem Hirntrauma, die typischen Problemstrukturen und die Identitätsstiftung zu erfassen. Im Prozess des Erzählens waren der subjektive Sinn dieser Lebensgeschichte und die Bewältigungsformen biographisch zu erschließen.

Verschiedene textanalytische Forschungsansätze in Psychologie und Psychotherapie wurden von Rust (1983) und in Pädagogik und Psychologie von Bos und Tarnai (1989) zusammen gestellt.

8.6 Ablaufschema und Typologien der Text- und Inhaltsanalyse

In gut geplanten Inhaltsanalysen ist ein methodisches Schema zu erkennen (Ritsert, 1972). Am Anfang sollen die Selbstreflexion des Erkenntnisinteresses und Forschungsansatzes sowie die Erläuterung der theoretischen Annahmen und des Bezugs zur Literatur stehen. Die Untersuchungsschritte lauten dann:

Ablaufschema einer Inhaltsanalyse

Festlegung des Materials;

Dimensionierung und Kategorienbildung;

Akzentuierung der Auswertung im Hinblick auf manifeste Inhalte oder latente Beziehungen;

Bestimmung der Texteinheiten für die Auswertung (Analyseeinheiten);

Planung und Durchführung eines Prätests;

Entwurf, empirische Entwicklung und Überprüfung von Kodierverfahren;

Durchführung der Analyse, Bestimmung der Zuverlässigkeit; und weitere Schritte einschließlich des Inferenzmodells und der Gültigkeitsanalysen bis zur Interpretation und Diskussion.

(Ritsert, 1972, S. 46 ff)

Ähnliche Ablaufschemata ergeben sich auch aus den Darstellungen z. B. von Flick (1991), Herkner (1974), Holsti (1969), Mayring (1996, 1997), Merten (1983) und Wengraf (2001). Mayring (1997) hat das allgemeine Vorgehen bei Häufigkeits-, Valenz-, Intensitäts- und Kontingenzanalysen beschrieben und dabei die Notwendigkeit gezielter Hypothesen betont. Diese allgemeinen strategischen Gesichtspunkte werden hier nicht ausführlich referiert.

Typologie von Inhalts- und Textanalysen

Eine Einteilung der Methoden wurde von Merten (1983) nach den Zielen der Analyse vorgenommen und mit vielen Beispielen erläutert. Das Ziel der Analyse kann der Autor bzw. der Kommunikator sein, der Empfänger (Rezipient), der

Kommunikationsinhalt (Thema) oder die Situation. Die Textanalyse kann zwar nicht den *Prozess* der Kommunikation rekonstruieren, aber doch, je nach Vollständigkeit der Protokollierung, wesentliche Hinweise und Hypothesen liefern. Auswertungstechnisch kann außerdem zwischen Einwort- und Mehrwort-Analysen sowie der Bildung von Indices unterschieden werden.

Merten (1983) beschrieb zahlreiche Varianten und Kombinationen von syntaktischen, semantischen und pragmatischen Analysen. Hier werden nur einige Beispiele genannt.

Beispiele für Autorenanalysen

Zur Identifikation des tatsächlichen Autors bei konkurrierenden Zuschreibungen oder bisheriger Anonymität eines Textes kann eine formale Stilanalyse an einer Zufallsstichprobe von Sätzen eines Textes durchgeführt werden. So kann die Häufigkeit bestimmter Wörter, die auftreten oder nicht auftreten, gezählt werden. Darüber hinaus können Unterschiede gesucht werden in: Charakteristika der Wortverwendung, Wortklassen, Satzzeichen und syntaktischer Komplexität (Satzstruktur) mit hoher Komplexität (elaborierter Code) und geringer Komplexität (restringierter Code). Interessante Beispiele sind hier die vergleichenden Analysen zur Autorenschaft verschiedener Teile des Neuen Testaments, d. h. der Evangelien und der Apokalypse. Die Wort- bzw. Stilanalyse eignet sich auch zur Untersuchung möglicher Unterschiede zwischen den Texten verschiedener klinischer Personengruppen, z. B. den Vergleich der Texte schizophrener Patienten mit denen psychisch gesunder Personen. Weitere autorenbezogene Fragestellungen sind die Verständlichkeit eines Autors und die Neutralität oder Verzerrung seiner Berichte.

Beispiele für Themenanalysen

Die Textinhalte sind anhand verschiedener Merkmale und Indizes hinsichtlich Lesbarkeit, Auffälligkeit der Themen, nach Wortfeldern oder nach Werten und Einstellungen zu beschreiben. Unter den von Merten (1983) beschriebenen Themenanalysen befinden sich auch die folgenden Beispiele.

Der Discomfort-Relief-Quotient nach Dollard und Mowrer (1947) soll das Ausmaß der psychischen Spannung bei Patienten erkennen lassen. Der Quotient wurde aus der Anzahl der Textabschnitte, die Unbehagen und solchen die Entspannung anzeigen, in Relation zur Gesamtzahl der Analyseeinheiten, definiert.

Die Motivanalyse von McClelland (1958) stützt sich auf freie Geschichten, die zu einem Bild erzählt werden (siehe Thematischer Apperzeptionstest TAT, Kapitel 9.3) oder auf andere Texte. Ein Kategoriensystem soll alle Textelemente erfassen, die ein bestimmtes psychologisches Motiv indizieren. McClelland und andere Untersucher haben sich insbesondere mit der Leistungsmotivation befasst (siehe u. a. Heckhausen, 1963). Die von Gottschalk und Gleser (1969) entwick-

elte Methode dient der Auswertung von affektiven Inhalten in Texten (siehe Abschnitt 8.7). Auch die Inhaltsanalysen von Träumen sind hier zu nennen, falls sie mit Kategoriensystemen arbeiten (siehe Kapitel 7).

Für die Analyse dogmatischer Einstellungen definierte Ertel (1972) sieben Kategorien von typischen psychologischen Stilmerkmalen, z. B. totale Häufigkeitsausdrücke (immer, niemals), entschiedene Mengenangaben (alle, keiner), Notwendigkeiten (kann nicht, darf nicht u. a.) und Gewissheitsausdrücke (zweifellos, natürlich). Ertel benutzte diese Methode, um in der wissenschaftstheoretischen Kontroverse zwischen dialektisch orientierten und kritisch-rationalistisch orientierten Autoren dogmatische Texte von undogmatischen zu unterscheiden.

Beispiele für Wirkungsanalyse (Rezipientenanalyse) und Situationsanalyse

Die Anwendung des von Osgood u. a. Autoren entwickelten *Semantischen Differentials* ist ein Beispiel, wie die Wirkung eines Materials (Textes) mit Hilfe mehrerer Adjektivskalen (sog. Polaritätenprofil) hinsichtlich der drei Dimensionen Erregung, Valenz und Potenz erfasst werden kann. Diese Bewertungen und Präferenzen können unter verschiedenen äußeren Bedingungen oder bei verschiedenen, aktuell vermittelten Erwartungshaltungen untersucht werden.

Interpretationslehre

Die methodischen Grundzüge einer systematischen Auswertung wurden von Berelson, Krippendorf, Merten, Ritsert u. a. Autoren eingehend dargestellt. Mayring (1997) behielt den Begriff qualitative Inhaltsanalyse bei, betonte jedoch "In eine solche "Interpretationslehre" lassen sich sehr wohl sinnvoll quantitative Schritte einbauen, nur bekommen sie nun einen anderen Stellenwert." (S. 42). Im Unterschied zu Textanalyseverfahren sei die Inhaltsanalyse auch kommunikationswissenschaftlich zu verankern. Text wird immer im Kontext interpretiert, das Material auf seine Entstehung und Wirkung analysiert. Seine zusammenfassende kurze Definition von Inhaltsanalyse lautet:

Ziele der Inhaltsanalyse

- *Kommunikation* analysieren;
- *fixierte* Kommunikation analysieren;
- dabei *systematisch* vorgehen;
- das heißt *regelgeleitet* vorgehen;
- das heißt auch *theoriegeleitet* vorgehen;
- mit dem Ziel, *Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation* zu ziehen.

(Mayring, 1997, S. 13)

Mayring (1997, S. 58) unterschied drei Grundformen der Interpretation, die er in den vorhandenen text- und inhaltsanalytischen Verfahren mit verschiedener Akzentsetzung und Vollständigkeit verwirklicht sah. Diese Grundformen unterscheiden sich in ihren Zielen und ihre einzelnen Schritte lassen sich in Regeln fassen:

- das Ziel ist die *Zusammenfassung des Materials*, so dass die wesentlichen Inhalte erfasst bzw. ein Abbild des Grundmaterials erhalten bleibt. Hier gibt es die Unterscheidung einer aufsteigenden (textgeleiteten) und einer absteigenden (schemageleiteten) Verarbeitung. Reduktion wird durch verschiedene Operationen wie Auslassen, Generalisation, Konstruktion, Integration, Selektion, Bündelung erreicht. Dieser Prozess der Reduktion kann zugleich als Weg der induktiven, materialangemessenen Kategorienbildung angesehen werden;
- das Ziel ist die *Explikation von fraglichen Textteilen* durch zusätzliches Material, das eine Interpretation der Textstelle ermöglicht bzw. verbessert. Die engere Kontextanalyse beschränkt sich auf den vorliegenden Text, während die weitere Analyse auch den darüber hinausgehenden Text einbezieht;
- das Ziel ist die *Strukturierung*, d. h. bestimmte Aspekte sind aus dem Material herauszufiltern, das Material ist nach bestimmten Kriterien formal, inhaltlich und typisierend zu ordnen oder nach bestimmten Kriterien zu skalieren, d. h. quantitativ einzuschätzen.

Eine schwierige Aufgabe ist die für Zusammenfassungen notwendige Unterscheidung von inhaltstragenden und zu vernachlässigenden, ausschmückenden, verdeutlichenden, wiederholenden Textelementen. Die unwichtigen Textelemente werden gestrichen. Zur Reduktion des Textes gehört außerdem die "Umschreibung" in eine einheitliche Sprachebene mit grammatikalischer Kurzform. Die Umschreibung der Kodiereinheiten wird als Paraphrasierung (griech. *para* neben, mit kleinem Abstand, *phrase* Aussage/Ausspruch) bezeichnet.

An einem längeren Textbeispiel aus seiner eigenen Forschung über Lehrerarbeitslosigkeit werden insgesamt 15 Regeln für die Reduktionsschritte geschildert (Mayring, 1997, S. 62-71). Offensichtlich verlangt diese Paraphrasierung eine genau formulierte Fragestellung ("Was sind die hauptsächlichen Erfahrungen der arbeitslosen Lehrer über den "Praxisschock"?). Diese an den Protokollen von vier Lehrern vorgenommenen Reduktionen führten dann zu den Kategorien. Auch die Explikation (Kontextanalyse) und die Strukturierung der Inhalte (siehe oben) wurden an diesen Beispielen erläutert.

Diese von Mayring (1997) entwickelte *Interpretationslehre* zeichnet sich durch ihre Systematik, durch die mögliche Verbindung "qualitativer" und "quantitativer" Schritte, durch ein explizites Regelsystem und durch ein instruktives Arbeitsbeispiel aus. Er behandelt, z. T. aber nur sehr kurz, wichtige methodische

Aspekte der praktischen Anwendung der Text- und Inhaltsanalyse. Dazu gehören: *Auswahlentscheidungen und Verallgemeinerungen, die Zuverlässigkeit von Segmentierung, Kodierung und Interpretation* sowie die *Gültigkeit von text- und inhaltsanalytischen Interpretationen* (siehe Kapitel 12).

8.7 Gottschalk-Gleser Verfahren

Die von dem Psychiater Gottschalk und der Psychologin Gleser während der 50er und 60er Jahre in den USA entwickelte Methodik soll die "Quantifizierung von Affekten" durch die Inhaltsanalyse von Sprachmaterial leisten (Gottschalk & Gleser, 1969). Eine der Absichten war es, affektive Veränderungen im Verlauf einer Psychotherapie zu erfassen. Gottschalk nimmt an, dass sich Affekte in den Sprachinhalten abbilden, wobei die Stärke der Affekte der Häufigkeit und der Direktheit der Nennung sowie der persönlichen Beteiligung bei der Nennung proportional ist. Verneinungen von Affekten werden als indirekte Äußerungen bzw. als Hinweise auf unterdrückte Affekte verstanden und ausgewertet. Diese verschiedenen Aspekte werden durch Gewichtungen berücksichtigt und erlauben es insgesamt, einen Index der relativen Affektstärke zu bilden.

Zahlreiche Anwendungen dieser Methodik wurden von Gottschalk (1979) zusammengestellt. Die theoretischen und methodischen Voraussetzungen des Verfahrens wurden auch in der deutschen Ausgabe eingehend beschrieben (Schöfer, 1980; Koch & Schöfer, 1986). Das kleine Übungsbeispiel stammt aus diesem Buch (mit Genehmigung des Verlags). Es soll den methodischen Ansatz zeigen und einen Einblick in die Praxis der Auswertung geben.

Der Text wird mit der folgenden Standardinstruktion erhoben und mit einem Rekorder aufgezeichnet:

"Dies ist eine Sprachuntersuchung. Bitte berichten Sie in den nächsten fünf Minuten über etwas *Interessantes* oder *Aufregendes* aus Ihrem Leben. Ich werde Ihnen in dieser Zeit nur zuhören und keine Fragen beantworten. Wollen Sie mich vorher noch etwas fragen? Bitte fangen Sie an."

(Schöfer, 1980, S. 69).

Auswertung

Für die Auswertung gibt es zahlreiche Regeln, die ausführlich mit Beispielen belegt wurden.

Segmentierung

Der abgeschriebene Rohtext wird aufbereitet, indem paraverbale Äußerungen, Pausen, Störungen usw. gekennzeichnet werden. Es folgt die Segmentierung. Am Text sind die *Kodierungseinheit*, die *Kontexteinheit* und die *Auswertungseinheit* festzulegen. Jeder Satz, Hauptsatz oder Nebensatz, kann eine Kodierungseinheit sein (nicht jedoch Textteile in einem multiplen Prädikat oder Subjekt). *Kodierungseinheiten* werden durch einen Schrägstrich, eingeschobene Kodierungseinheiten durch zwei Schrägstriche abgegrenzt. Bei der Entscheidung, was eine Kodierungseinheit ist, muss gelegentlich der größere Kontext berücksichtigt werden. Solche *Kontexteinheiten* könnten der gesamte Text oder größere Abschnitte sein, in der Regel jedoch nur drei bis vier Kodierungseinheiten vor und nach dem analysierten Segment. *Auswertungseinheit* ist der Text oder Textabschnitt, über den ein Skalenwert gebildet wird. In der Regel wird dies die erhobene Sprachprobe sein; die Affektanalyse kann jedoch auch auf natürliche Texte angewendet werden. Die Wortzahl soll mindestens 100 betragen.

Allgemeine Regeln der Auswertung

Bei jeder Kodierungseinheit wird geprüft, ob ihr Inhalt zu einer der Auswertungsskalen und Unterkategorien passt. Die Affektanalyse wertet ausschließlich den Text aus und berücksichtigt keine paraverbalen Ausdrucksmerkmale. Die Analyse soll eng am manifesten Text bleiben und im Zweifelsfall ein Element eher nicht kodieren. Jede Kodierungseinheit kann nur eine Kodierung erhalten. Wünsche, Träume und andere Inhalte werden in gleicher Weise bewertet. Maßgeblich für die Gewichtung ist, auf wen sich die Aussage bezieht. Ob der Affekt den Sprechenden oder andere Lebewesen und Objekte betrifft, wird manchmal erst aus der größeren Kontexteinheit deutlich. Schließlich wird die Wortzahl der Auswertungseinheit festgestellt.

Angstskala

Die Angstskala besteht aus sechs Unterskalen:

Todesangst
Verletzungsangst
Trennungsangst
Schuldangst
Angst vor Scham/Schande
Diffuse oder unspezifische Angst

Jede Kodierungseinheit, auf die eine dieser Kategorien passt, wird kodiert und danach bewertet, wem die Ängste zugeschrieben werden. Diese Gewichtung der Affektanalyse beruht auf der grundlegenden Annahme, dass Angsterlebnisse des Sprechenden psychologisch stärker wiegen, als Zustände von anderen Personen oder Objekten. Auch die verneinende Aussage wird, wenn auch geringer, gewertet.

Tabelle 1: Affektanalyse hinsichtlich der Subskala Todesangst (Schöfer, 1980, S. 87)

Erlebt von oder aufgetreten bei	Kodier- ungs- symbol	Gewicht	Beispiele (Todesangst)
1. dem Sprechenden	a	3	Ich hätte bei dem Unfall sterben können
2. anderen Lebewesen	b	2	Meine Mutter starb letztes Jahr
3. unbelebten Objekten	c	1	Es waren nur noch Trümmer
4. Verneinung von (1 - 3)	d	1	Ich fürchte den Tod nicht

Aggressivitätsskalen

Gottschalk und Gleser haben auch Skalen zur Analyse aggressiver Inhalte entwickelt. Die drei Subskalen lauten: Nach außen gerichtete Aggressivität, nach innen gerichtete Aggressivität, ambivalente Aggressivität. Dieselben Kodierungseinheiten können in einem zweiten Durchgang hinsichtlich der Inhalte manifester Aggressivität ausgewertet werden.

Übungsbeispiel: Sprachprobe 7

Dieser Textausschnitt zeigt die Segmentierung und einige Kodierungen von Angsteffekten (gekürzt, Schöfer, 1980, S. 126-128).

Ja was soll ich denn sagen. / Höchstens eine Kriegserinnerung. / Wo wir Hals

3a3

über Kopf weg mussten / und meine Kinder und ich sollten verladen werden auf ein Lastwagen / und meine Mutter, // die keine Kinder mehr hatte, / die waren

3a3

alle groß // sollte zu Fuß gehen / und wir sollten auseinandergerissen werden / und denn hab ich meine Kinder, die kleinsten in den Kinderwagen genommen. / Und Gott so klein waren sie gar nicht mehr aber trotzdem / und die anderen

3a3

6a4

mussten dann eben laufen. / Wir wollten doch nicht auseinander, / weil die Angst war ja doch zu groß. / Und dann mußten wir 25 Kilometer damit laufen, also gehen / bis wir am Ziel waren / und wie wir da ankamen / waren wir ja alle sehr erschöpft./

Übungsbeispiel: Sprachprobe 9

(ohne Segmentierung und Kodierung, Schöfer, 1980, S. 131-133). Der Text dieses zweiten Übungsbeispiels kann nun *versuchsweise* nach den zuvor genannten hauptsächlichsten Regeln segmentiert und anschließend kodiert werden. Hierfür werden die im Anhang wiedergegebenen sechs Subskalen der Angst benötigt. Im Anhang steht anschließend auch die authentische Kodierung und Auswertung dieser Sprachprobe.

Ja, also, ein sehr aufregendes Erlebnis hatte ich vor 2 Jahren und zwar kam ich damals mit meinem Mann aus dem Urlaub, sehr erholt und braungebrannt und wir fuhren oft zusammen allein in ein Bauernhaus wir hatten damals noch kein Auto und in diesem Haus war auch kein Telefon also, es war völlig abgeschnitten ... und abends hab ich dann im Fernsehen so ein ganz fürchterlichen brutalen Kriminalfilm gesehen so weit ich weiß, jedenfalls nachts also, ab 11, 12 Uhr fing ich auf einmal an, zu phantasieren und das war ganz furchtbar ich kriegte Angstzustände und wußte überhaupt nicht mehr was ich machen sollte ich hatte Angst, da noch länger zu bleiben ich hatte Angst verrückt zu werden mein Mann war völlig verzweifelt er wußte gar nicht was er machen sollte naja, und dann hatte ich eine Beruhigungstablette genommen und schlief dann so allmählich doch ein und am nächsten Morgen sind wir dann zu dem 6 Kilometer weiterliegenden nächsten Dorf gepilgert und dann hat mein Mann mich zum Arzt geschleppt und dann stellte sich raus daß ich eben einen Sonnenstich hatte und außerdem eine falsche Hormonzufuhr und das muß wohl alles zusammengekommen sein daß es also von dem Augenblick fing es erst an da bekam ich das erste Mal in meinem Leben richtig so richtige Angstzustände und zwar hatte ich Angst alleine zu sein also ich hatte Angst vor scharfen Gegenständen das war fürchterlich ich hatte ständig Angst und geholfen hat mir eigentlich also wir haben immer überlegt soll ich zum Neurologen oder was weiß ich wohin gehen und mich erstmal noch untersuchen lassen ich hab aber eine panische Angst vor davor weil ich ja immer die Angst hatte mein Gott du bist nicht normal das war meine größte Angst und diese Angst resultierte eben daraus daß mein Vater als ich sehr klein war mal in einer Nervenklinik war und jedesmal, wenn ich sowas hatte immer so ein Angstzustand hatte hat immer mein Mann gesagt du mußt dann zu mir kommen und mir alles erzählen und da hatte ich so, das Vertrauen so das war auch der einzige Mensch, dem ich das erzählt hatte damals und immer bin ich denn zu ihm hingegangen und hab ihm das erzählt und später das weiß ich noch genau nach einer ganz bestimmten Zeit, dann braucht ich nur daran zu denken daß ich zu ihm hingehen könnte wenn ich wollte und von da an war es eigentlich bewältigt.

Wortzahl: 404

Ohne die vollständigen Regeln und Beispiele zur Erläuterung der Kodierungen und ohne entsprechendes Training kann diese Affektanalyse selbstverständlich nur ansatzweise und unvollständig gelingen. Dies kann deswegen unbefriedigend bleiben, doch kann der Versuch mehr als eine abstrakte Beschreibung dazu beitragen, Grundsätze der psychologischen Inhaltsanalyse von Texten zu verstehen.

In diesem Beispiel geht es nur um das Thema Angst. Selbst wenn es relativ viele Regeln gibt und die psychologischen Kategorien relativ einfach sind bzw. zu sein scheinen, werden die Kodierungen nicht durchweg leicht fallen, sondern werden Diskussionsspielraum bzw. Unsicherheiten lassen. Dies zeigt die Notwendigkeit eines gründlichen Trainings mit Kontrolle der Übereinstimmung als Voraussetzung der Gültigkeit einer Affektanalyse. Für eine 5-Minuten-Sprachprobe wird ein zeitlicher Aufwand von 20-30 Minuten für die Transkription und Segmentierung sowie von 10-15 Minuten für die Auswertung angegeben.

Im Anhang befindet sich dieser Text, jedoch mit der Segmentierung und Kodierung, wie sie in der deutschen Arbeitsanleitung vorgegeben ist (Schöfer, 1980). Die Affektanalyse ergab vor allem diffuse Angst, Scham-/Schande-Angst, etwas Verletzungsangst und Trennungsangst, insgesamt 51 Punkte. Bei einer Wortzahl von 404 führte dies zu einem Gesamtwert von 3.57. (Dieser Wert entstand, um eine bessere statistische Verteilung der Werte zu erhalten und um Null-Werte zu vermeiden, durch eine Wurzeltransformation aus dem Quotienten $100/\text{Wortzahl}$ multipliziert mit $(\text{Rohwert} + 0.5)$, Schöfer, 1980, S. 82).

Über mögliche Anwendungen, über Untersuchungsergebnisse und Auswertungs-Reliabilität enthalten vor allem die amerikanischen Arbeiten zahlreiche Informationen (Gottschalk, 1979). Insgesamt 35 deutsche Arbeiten wurden von Koch und Schöfer (1986a) veröffentlicht, u. a. handelte es sich um testmethodische Fragen und um Anwendungen bei klinischen Fragestellungen aus dem Bereich der Psychosomatik, Schizophrenieforschung und Psychotherapieprozessforschung. Bei der Untersuchung der Texte von 406 Personen hinsichtlich der Angst- und Aggressivitätsskalen ergaben sich Beziehungen zu sozioökonomischen Merkmalen. Je schlechter die sozioökonomischen Verhältnisse, desto mehr Affekte wurden ausgedrückt. Bei Vergleichen sollten außerdem das Geschlecht und das Alter der Personen berücksichtigt werden. Die Intra- und Inter-Rater-Reliabilität trainierter Auswerter wurde anhand von 30 bzw. 40 Sprachproben untersucht und – in der Größenordnung von ca. 0.80 – als befriedigend bewertet. Dagegen war die Reproduzierbarkeit von einer ersten zu einer zweiten Sprachprobe ($N = 340$) nach einem Intervall von einer Stunde gering (Größenordnung zwischen 0.06 und 0.22); am stabilsten war noch die Wortzahl mit $r = 0.54$ (Koch & Schöfer, 1986b).

Kommentar zur Methodik

Diese Sprachinhaltsanalyse bezieht sich nur auf zwei – allerdings herausragende – Bereiche: Angst und Aggressivität. Es ist eine weitgehend standardisierte thematische Analyse mit quantitativer Auswertung von Anzahl und Intensität der Merkmale.

Die standardisierte Durchführung und die Regeln für die Segmentierung (wobei eventuell die Kontexteinheit zu berücksichtigen ist) lassen bei der Auswertung nicht viel subjektiven Spielraum. Die Klassifikation der Angstphänomene, wird von Studierenden im Psychologischen Praktikum als Arbeitskonzept meist akzeptiert. Dagegen wird die quantitative Gewichtung der Angstintensität oft kritisiert. Die Gewichte wirken willkürlich und die Berechnung eines Gesamtwertes besonders fragwürdig. Kann manifeste Angst auf diese Weise quantifiziert werden? Das Rechenverfahren zeigt, dass hier faktisch eine Intervallskalierung der Angst-bezogenen Textinhalte postuliert wird.

Diese grundsätzliche Kritik ist leichter zu formulieren als eine methodische Alternative. Wie könnte die von Text zu Text sehr unterschiedliche Anzahl und Ausprägung der Angsthinweise in Begriffen von größer-kleiner-Relationen (Ordinalskala) beschrieben werden und dennoch einen Vergleich innerhalb und zwischen Personen gestatten? Auch in den sehr verbreiteten Persönlichkeitsfragebogen und klinischen Skalen werden meist solche Punktschichten gebildet und verglichen (siehe Abschnitt 9.6).

Am Beispiel dieser Sprachanalyse ist deutlich zu machen, wie fragwürdig die Intervallskalierung ist. Statt dieser auf gleiche Einheiten angelegten Verrechnung sind entweder eine Typisierung von häufig auftretenden Merkmalsmustern oder eine Rangordnung der zu vergleichenden Geschichten (bzw. Personen) möglich. Diese Ordinalskalierung kann hinsichtlich jedes einzelnen Merkmals oder hinsichtlich des Gesamteindrucks von Angsteffekten vorgenommen werden.

Die Gottschalk-Gleser-Methode verlangt wie alle anderen Verfahren ein Training. Deshalb können in einem einführenden Buch oder in einem Empiriepraktikum im Grundstudium der Psychologie keine befriedigenden Ausgangsbedingungen bestehen. Diese Methodik ist jedoch durch ihren begrenzten Inhaltsbereich und durch die ausgearbeiteten Regeln für diesen didaktischen Versuch eher geeignet als andere Verfahren.

In den 70er und 80er Jahren war diese Methodik der Inhaltsanalyse relativ verbreitet. Das fachliche Interesse hat sich dann eher auf andere Ansätze, z. B. freie narrative Interviews oder auf relativ festgelegte computer-unterstützte Textanalysen verlagert. Deshalb verdienen Vergleichsstudien zwischen der Gottschalk-Gleser-Methode und der computerunterstützten lexikalischen Beschreibung von affektiven Inhalten (Michal, 1998) besonderes methodisches Interesse.

8.8 Computer-unterstützte Textanalyse

Die Auswertung längerer Texte erfordert viel Zeit. Deswegen wurden computer-unterstützte Verfahren entwickelt, u. a. von Stone et al. (1966) das System *General Enquirer*. Seitdem werden die Möglichkeiten und Grenzen dieser Automatisierung diskutiert.

Hier ist zwischen der *Textverarbeitung*, der Einrichtung von *Datenbanken* und der *Textanalyse mit speziell entwickelten Software-Paketen* zu unterscheiden. Durch die verfügbare Textverarbeitungs-Software ist das Arbeiten mit Texten, d. h. das Suchen, Auswählen, Zählen, Verschieben, Kombinieren, Sortieren und Kodieren, sehr vereinfacht worden. Große Datenbanken für Textbestände (u. a. Material) können eingerichtet und verwaltet werden, wie es früher nur mit sehr großem Aufwand verwirklicht werden konnte. Ein Beispiel dafür ist die Ulmer Textdatenbank mit einem sehr umfangreichen Material von transskribierten Texten aus Psychotherapien verschiedener Orientierung (Mergenthaler & Kächele, 1996; Mergenthaler, 1997a, 1997b).

Auch auf dem Gebiet der computer-unterstützten Analyse von Texten hat es wesentliche Fortschritte gegeben. Nach einer Anfangsphase, in der kaum mehr als ein Sortieren und Zählen von Wörtern möglich war, sind inzwischen wichtige Schritte der Softwareentwicklung zu verzeichnen (siehe u. a. Bos & Tarnai, 1998; Flick, 1996; Mayring, 1997; Übersicht über ältere Verfahren wie COCOA, EVA und General Inquirer, siehe Merten, 1983; AQUAD siehe Huber, 1997).

In einer zweiten Entwicklungsphase wurden relativ allgemeine Lösungen angestrebt. Basis der Textanalyse war ein Lexikon mit einer großen Anzahl von Wörtern oder kurzen Phrasen, die jeweils ein Identifizierungskennzeichen (engl. tags) als manifeste, übliche Bedeutung für eine Kategorie haben, z. B. bei den Wörtern ich, mich und mein für "Ich". Second-order tags repräsentieren konnotative Bedeutungen von Wörtern, z. B. sozialer Status, institutionelle Kontexte usw. Solche Lexika wurden für verschiedene psychologische Inhaltsbereiche entwickelt, z. B. für Leistungsmotivation oder für Angst.

Dieses Wörterbuch (Dictionary) muss alle sprachlichen Varianten des Grundbegriffs "Angst" enthalten, d. h. auch ängstlich, Ängstlichkeit, ängstigen, angsterfüllt, angstvoll usw. Aber gehören auch die Gegenbegriffe angstfrei und angstlos in diese Kategorie oder Angströhre (scherzhaft für einen hohen Hut, Zylinder)? Wörter mit weithin überlappenden Bedeutungen bereiten Schwierigkeiten: gehören außer Angst auch Sorgen, Bangigkeit, Grausen, Phobie u. a. Wörter in dieselbe Kategorie des Thesaurus (griech. Vorratskammer, Schatz)? Diese Fragen stellten sich auch bei der Entwicklung des Ulmer "Gefühlswörterbuchs" (Affektiven Diktionärs) zur lexikalischen Beschreibung von affektiven Veränderungen im psychotherapeutischen Prozess (Mergenthaler, 1997b).

Die Rückführung auf einen gemeinsamen Wortstamm (bei anderem Präfix bzw. Suffix, Deklination und Konjugation) zur Bildung eines Wortfeldes wird als Lemmatisierung bezeichnet. Die einfache Technik, mit endungslosen (truncated) Stammwörtern zu arbeiten, ist unzureichend, weil nicht alle Varianten erfasst wären. So ist der gemeinsame Stamm von Wörtern, z. B. lesen, liest, las, gelesen usw., aufgrund von Deklinationen und Konjugationen nicht ohne weiteres zu erkennen. Dies muss deswegen systematisch in das Wörterbuch aufgenommen werden. Solche Wörterbücher haben weitere Grenzen in der Mehrdeutigkeit von Begriffen (mehr als eine Denotation z. B. von "Wurzel"), in den Konnotationen und den Einflüssen des Kontexts, in der Bedeutung von einschränkenden oder quantifizierenden Partikeln, im inhaltlichen und grammatikalischen Bezug, in den übertragenen, ironischen oder indirekten Bedeutungen. Eine völlig automatisierte Textanalyse ist deswegen auch 35 Jahre nach dem General Enquirer nicht befriedigend zu erreichen.

Neuere Softwareentwicklungen ermöglichen bei der Kodierung und Strukturierung sehr viel mehr Anpassungen der Textanalyse an die Fragestellung und ermöglichen interaktive Kontrollen. In einigen Arbeitsrichtungen werden bereits "quantitative" und "qualitative" Verfahren der Textanalyse miteinander kombiniert (siehe Hoffmeyer-Zlotnik, 1992; Mayring, 1997).

ATLAS/ti

Diese Software wurde von einer Arbeitsgruppe an der TU Berlin zur PC-unterstützten Textanalyse (WINDOWS) entwickelt (www.atlasti.de). Es können Textausschnitte gebildet, kodiert und zusammengefasst, zusätzliche Stellen gesucht und expliziert werden. Die Extraktionsregeln und Kommentare können zu einem eigenen Kodierleitfaden entwickelt werden. Durch geeignete Arbeitsschritte werden netzwerkartige Verknüpfungen (A ist assoziiert mit, ist Teil von, beschreibt, widerspricht B), eine Typisierung und Strukturierungen des Textes möglich. Das Editieren und Kodieren der Texte und die inhaltliche und strukturelle Analyse einschließlich einer u. U. beabsichtigten Skalierung der Ausprägungen sind in interaktiver Arbeitsweise möglich (Boehm, Mengel & Muhr, 1994; siehe auch Mayring, 1997). Das System atlas.ti hat bereits zahlreiche Anwendungen gefunden.

TEXTPACK (für WINDOWS 95/NT)

Dieses Programmsystem zur computer-unterstützten Text- und Inhaltsanalyse ist sowohl für die quantitativ ausgerichtete Analyse als auch für das Datenmanagement bei qualitativen Analysen geeignet. TEXTPACK bietet u. a. die Hauptfunktionen:

- Worthäufigkeiten;
- Darstellung von Wörtern im Kontext (Fundstellen einzelner Wörter, Stammwörter, Schlüsselwörter innerhalb/außerhalb des Kontexts, d. h. Keywords-in-Context KWIC);
- Index der Wörter eines Textes;
- Vergleich des Wortschatzes zweier Texte;
- Kodierung eines Textes mit einem vorgegebenen Kategorienschema (einem inhaltsanalytischen Diktionär) mit Ausgabe von Kategorienhäufigkeiten und Kategorienabfolgen sowie mit Kontrollmöglichkeiten für die Güte der Kodierung;
- Auswahl von Texteinheiten nach bestimmten Suchfunktionen.

Dieses Textanalysesystem war im Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung in Köln entstanden und wurde vom Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen ZUMA in Mannheim weiterentwickelt (textpack@zuma-mannheim.de).

Die computer-unterstützte Inhaltsanalyse (CUI) ist ein weitgehend, aber nicht völlig automatisiertes Verfahren. Wenn mehr als einfachste Häufigkeitszählungen der vorkommenden Wörter geleistet werden sollen, ist CUI mindestens auf die Festlegung der inhaltlich interessierenden psychologischen Kategorien des Materials und auf geeignete Wörterbücher angewiesen. Beide Schritte verlangen auch interpretatorische Leistungen und eine nachvollziehbare Entscheidung, ob die Kategorien und das Wörterbuch der Aufgabe angemessen sind. Die halb-automatischen Strategien mit interaktiver Betriebsweise und mit der Kombination verschiedener Methoden sind zumindest eine sehr nützliche technische Hilfe. Sie werden viele Anwendungen finden, ohne andere Strategien der Text- und Inhaltsanalyse völlig ersetzen zu können.

In den letzten Jahren gab es zahlreiche Publikationen und Anleitungen zur quantitativen Textanalyse: Fielding und Lee (1998), Kelle (1995) und Kuckartz (1999). (Anwendungsbeispiele in Psychologie und Pädagogik siehe u. a. Bos & Tarnai, 1989, 1998; Hoffmeyer-Zlotnik, 1992; Kiegelmann, 2001; Klingemann, 1984; Züll & Mohler, 1992).

8.9 Interpretation darstellender Kunst

Die kunstgeschichtliche Hermeneutik ist eine traditionsreiche Fachrichtung (Bätschmann, 2001), aber auch jeder Besucher von Kunstaussstellungen übt sich im Vergleich und in der Interpretation von Kunstwerken. In heuristischer Absicht und vielleicht zur Auflockerung einer *Übung zur Inhaltsanalyse* kann die Interpretation eines Bildes versucht werden. Dies wird zwar ohne kunstgeschichtliche Ausbildung nur dilettantisch möglich sein, doch kann ein Exkurs in diesen Bereich der

Inhaltsanalyse für das methodische Verständnis anregend sein. Es gibt natürlich Unterschiede zur Textanalyse, aber auch wesentliche Gemeinsamkeiten.

Einige Kunstwerke werden für psychologische Interpretationen eher in Frage kommen als andere. Ein Gemälde, das in realistischer Weise einen Inhalt darstellt, scheint leichter zugänglich zu sein. Wie bei einem Text stellen sich die Fragen nach Inhalt und Absicht. Was wird gezeigt? Eine Szene oder Allegorie, Götter und Heilige, Personen aus der Geschichte oder Literatur, Landschaften und Stilleben, Ereignisse und große Affekte und vieles mehr. Eine Hilfestellung geben fast alle Künstler, indem sie ihren Werken einen Titel geben.

Als Beispiel kann ein Werk von *Salvador Dalí* gewählt werden. Seine Bilder wirken durch ihre Metaphorik wie Träume und reizen als Bilderrätsel zum Assoziieren und zur psychologischen Deutung von Symbolen. Von Bättschmann (2001) wird Dalí überhaupt nicht erwähnt, obwohl er durch seine Methodik der Verschmelzung von Traumphantasie und Wirklichkeit einen wichtigen Interpretationsansatz liefert. Dalís Werk ist auch für jede kunstwissenschaftliche Ikonologie interessant, d. h. die bildliche Darstellung von Begriffen mit bestimmten Attributen. In diesen Bildern sind szenische und symbolische Darstellungen von Triebwünschen und Affekten, dominante Themen und Obsessionen zu erkennen. Die Verdichtungen, Verschiebungen, Symbolisierungen, Dramatisierungen, Abspaltungen von Gefühlen (Isolierung), perseverierende Wiederkehr von Themen u. a. erinnern an die Mechanismen der Traumarbeit.

Nach dem Übungsbeispiel werden, vor allem aus kunstpsychologischer Sicht, mehrere Prinzipien, mögliche Interpretationslinien und Kontexte der Interpretation darstellender Kunst diskutiert.

Übungsbeispiel

Werke von Dalí sind als Reproduktionen im Posterformat oder als Kunstpostkarten erhältlich und leicht für eine Übung zur Inhaltsanalyse zu nutzen, vielleicht eines der folgenden: *Metamorphose des Narziss* (1934), *Der anthropomorphe Kabinettschrank* (1936), *Das Rätsel Hitlers* (1937), *Der erhabene Augenblick* (1938), *Traum, verursacht durch den Flug einer Biene um einen Granatapfel, eine Sekunde vor dem Aufwachen* (1944), *Die Versuchung des heiligen Antonius* (1946), *Die Auflösung der Beständigkeit der Erinnerung* (1952). Die Kataloge von Ausstellungen in Deutschland enthalten Einzelheiten und ein Werkverzeichnis (Dalí, 1971, 1989).

Strategien und Aspekte

Die Anschauung des Bildes in möglichst unvoreingenommener Weise eröffnet den Zugang. Dieser erste unmittelbare Eindruck und die spontane, intellektuelle und emotionale Reaktion leiten den Interpretationsprozess ein. Auch hier ist eine Kombination von heuristischer Ausweitung und kritischer Einengung gefordert.

Die äußerliche Annäherung an ein Bild ist auf verschiedene Weise möglich: durch Verkürzung des Beobachtungsabstandes, durch Wechsel des Blickwinkels, durch ganzheitliche oder auf das Detail gerichtete Einstellung. Gegenständliche Bilder deuten eine Geschichte an, ohne sie vollständig zu erzählen. Über den spontanen Eindruck hinaus können wir diese Geschichte aufzufassen versuchen, indem wir ein oder zwei Minuten lang das Bild fixieren, uns einprägen und anschließend mit abgewandtem Blick in den Hauptzügen zu erinnern versuchen. Um welche Geschichte geht es und welche malerischen Details ragen hervor? Bilder deuten selektiv auf bestimmte Sachverhalte, während sie andere ausblenden. Durch Dekompensation eines Bildes können Haupt- und Nebenelemente abgehoben und in ihren strukturellen Beziehungen begriffen werden.

Der gewöhnliche Weg ist das hermeneutische Fortschreiten vom Ganzen zum Detail und vom Detail zum Ganzen der Bildbetrachtung.

Inhalt (Thema), Form (Stil), Gehalt (Idee, Intention)
Linien, Figuren, Flächen, Begrenzungen;
Farben und Farbigkeit, Helligkeit, Kontrast;
Vordergrund und Hintergrund;
Perspektive, Lichtführung und Schatten;
Komposition im Raum, figurale Beziehungen und Farben in Beziehungen und Bewegungstendenzen;
Proportionen, Symmetrie, dynamisches Gleichgewicht;
Größenverhältnisse und Anordnung von Personen und Objekten;
Stilistische Besonderheiten und Hervorhebungen von Elementen;
Schemata, Ikonologisches, Symbolisches, Archetypisches.
Kontexte des Werks (u. a. bei der speziellen Hängung/Ausstellung oder Reproduktion, Kontexte im Oeuvre des Künstlers, in der stilistischen, materiellen und maltechnischen Tradition).
Eigene Assoziationen des Betrachters.

In Aufriss, Farbgebung, Detailgenauigkeit hat Dalí meisterlich gemalt. Seine Arbeiten, insbesondere in seinem Museum in Figueras, überwältigen durch ihre oft bizarre Phantasiewelt, die hier nur mit Stichworten angedeutet werden kann. Es gibt weite Landschaften oder Wüsten mit Perspektiven und amethystblauem Himmel, Strände, graues Meer und skurrile Felsen (in Cadaqués und Lligat); sehr häufig wiederkehrend seine Frau Gala, auch Dalís Vater, und andere Gestalten; Telefone, Krücken, spitze Instrumente, Schmetterlinge und Heuschrecken, Krustentiere mit Panzern als Schutz vor der Außenwelt (das Hummer-Telefon als Beispiel eines “surrealistischen Objekts”). Dominierende Inhalte sind: hetero- und homosexuelle Triebansprüche; sexuelle Ängste und Schuldgefühle; Körper-

glieder und Körperöffnungen; aggressive Inhalte und Quälereien; Begierden, Obsessionen und Schuldgefühle; Assoziationsketten von Blut, Verwesung und Exkrementen.

“Vor einem kubistischen Gemälde fragt man sich: ‘Was soll das darstellen?’ Bei einem surrealistischen sieht man, was es darstellt, doch fragt man, ‘Was soll es bedeuten?’ Zu einem paranoischen Gemälde stellt man sich gleichzeitig drei Fragen: ‘Was sehe ich eigentlich? Was soll das darstellen? Was soll das bedeuten?’ Darauf hatte er seine eigene Antwort: ‘Das Ende der sogenannten, auf Faulheit, Einfachheit und fröhlichen Dekorativismus basierenden modernen Malerei.’”

(zit n. Etherington-Smith, 1998, S. 298).

Dalí malte eindruckvolle Metamorphosen, Doppelbilder mit Vorder- und Hintergrund (z. B. Gesicht und Landschaft), Durchsichtigkeit von Objekten, berührunglos schwebende Körper, Spiegelungen. Ein konstruktiver Grundzug bestimmt die ungewohnten, widersprüchlichen Verbindungen und Fusionen, die originellen Assoziationsketten, unwirklichen Objekte und Arrangements (brennende Giraffen, Elefanten auf Stelzenbeinen, wuchernde Körperlleder); eine destruktive Grundströmung manifestiert sich in der Auflösung fester Dinge (zerfließende Uhren, Schubladenfiguren, Sprengungen), Zerlegung der Realität in Elemente und Gestaltzerfall. Hier werden Beziehungslosigkeit, Abwendung, Isolierung der Gegenstände, Fragmentierung, Leere und vielleicht Vorahnungen von Gewalt und Krieg gezeigt.

In den Bildern erscheinen eine reiche und exzentrische Assoziationsfähigkeit, verblüffende Einfälle, Traumbilder, Halluzinationen und Symbolwelt des Unbewussten. Es scheint ein paranoischer Prozess des Denkens und Phantasierens zu sein.

Nun wird es aus kunstwissenschaftlicher Sicht für die Geltung eines Kunstwerks vielleicht belanglos sein, aus welcher individuellen Psychologie oder Verfassung ein Bild entstanden ist. Dalí nimmt hier jedoch einen besonderen Platz ein. Dies liegt nicht allein an seinen ungewöhnlichen Bildmotiven, sondern auch an seinen Kommentaren und seinem Lebenslauf (Etherington-Smith, 1998; Gibson, 1997). Seine eigenen psychologischen Deutungen trugen dazu bei, Interpretationshypothesen zu beflügeln, vielleicht aber auch vorschnell einzuengen.

Dalís Praxis und Theorie

Es ist biographisch belegt, dass Dalí von den Ideen der Psychoanalyse stark beeinflusst wurde. Er hatte etwa im Jahr 1925 Freuds “Traumdeutung” und ande-

re Werke intensiv gelesen (Gibson, 1997). Dalí war von Freud begeistert. Er versuchte ihn in Wien zu erreichen und traf ihn dann 1937 im Londoner Exil. Drei Bildnisse Freuds sind entstanden (siehe Dalí, 1989; Gibson, 1997). Dalí schwebte eine Art Film des Traumes bzw. des Unbewussten vor. Freud scheint skeptisch reagiert zu haben, denn für ihn waren Träume keine Kunst, sondern Material für die psychoanalytische Deutearbeit.

In Dalís kunsttheoretischen Äußerungen findet sich häufig der Begriff der "paranoisch-kritischen Methode". Dies bedeutet in Abwandlung des psychiatrischen Begriffs der Paranoia, d. h. der dauernden und krankhaften Wahnsysteme, einen aktiven, assoziativen, spontanen und interpretierenden Prozess. Der Traum soll das Thema geben, einen Anstoß von und zum Unbewussten und der Künstler sucht nach einer Verschmelzung von Phantastischem und Wirklichem. Dalí schilderte, wie er lange, oft auch Tage, vor der leeren Leinwand saß, um mit haluzinatorischer Schärfe Einblick in seine innere Bilderwelt zu nehmen oder zu erzwingen.

"Die Tatsache, dass ich selbst im Augenblick, wo ich male, die Bedeutung meiner Bilder nicht verstehe, will nicht heißen, dass sie keine Bedeutung hätten: im Gegenteil, ihre Bedeutung ist so unergründlich, komplex, zusammenhängend und unwillkürlich, dass sie der einfachen Analyse der logischen Anschauung entgeht.

Um meine Bilder auf die gängige Sprache zurückzuführen, um sie zu erklären, müssen sie besonderen Analysen unterworfen werden, vorzugsweise mit auf möglichste Objektivität bedachter, wissenschaftlicher Strenge. Jede Erklärung taucht also a posteriori auf, wenn das Bild als Phänomen bereits vorhanden ist." (Dalí, 1974, S. 271).

"1929 richtet Salvador Dalí seine Aufmerksamkeit auf die inneren Mechanismen der paranoischen Phänomene und faßt die Möglichkeit einer experimentellen Methode ins Auge, die auf dem unmittelbaren Vermögen systematischer, für Paranoia typischer Assoziationen beruht; diese Methode sollte in der Folge zur wahnhaft-kritischen Synthese werden, die sich 'paranoisch-kritische Aktivität' nennt." (S. 273).

"Die paranoisch-kritische Aktivität entdeckt durch diese Methode neue, 'objektive' Bedeutungen' des Irrationalen, sie verschiebt auf greifbare Weise die Welt des Wahns selbst auf die Ebene der Wirklichkeit.

Paranoische Phänomene: die bekannten doppelgestaltigen Bilder - die Gestaltung kann theoretisch und praktisch vervielfältigt werden -, alles hängt von der paranoischen Fähigkeit dessen ab, der sie hervorbringt. Das Ausgehen von assoziativen Mechanismen und die Wiederkehr von Zwangsvor-

stellungen gestatten, wie es auf einem neuen, in Arbeit befindlichen Bild Salvador Dalís der Fall ist, gleichzeitig sechs Vorstellungen wiederzugeben, ohne dass eine von ihnen im geringsten figürlich entstellt wäre - Athletentorso, Löwenkopf, Kopf eines Generals, Pferd, Schäferinnenbüste, Totenkopf. Verschiedene Betrachter sehen auf diesem Bild verschiedene Vorstellungsbilder; es versteht sich von selbst, dass die Ausführung im höchsten Grad realistisch ist." (S. 274).

Unabhängigkeitserklärung der Phantasie (zit. n. Dalí, 1989)

Dalí räumte ein, dass es Bilder gäbe, deren Bedeutung ihm noch nicht klar sei. Sie wären aus einer Verdichtung mehrerer Träume entstanden und hätten beim Malen peinigende Elemente enthalten (z. B. das Bild "Das Rätsel Hitlers"). – Die Malerei wirkt bewusst autobiographisch, angeblich wie in einem Film seines Bewussten und Unbewussten entstanden. Dennoch scheinen wichtige Ereignisse und Familienprobleme verborgen zu bleiben, d. h. von Dalí nicht enthüllt zu werden, so dass die Selbstinszenierung und Selbstmythologisierung auffallen.

Für den künstlerischen Wert könnte es unwesentlich sein, ob Dalís Werke als Ausdruck psychischer Labilität oder erfolgreicher, kreativer Abwehr, als Ausdruck einer narzisstischen Persönlichkeit oder einer künstlichen "paranoischen Autosuggestion" verstanden werden können, obwohl durch solche Hinweise natürlich die Neugier und die interpretatorische Motivation der Bildbetrachter sehr angeregt werden. Seine Bilder wirken wie Bilderrätsel und können zu projektiven Tests mit allen Risiken einer "wilden" Spekulation über Bedeutungen werden.

Dalís Bilder sind durch diese biographischen Kontexte und Absichten ungewöhnlich. Auch die Werke von Wassily Kandinsky, Paul Klee und Pablo Picasso sind, wie aus ihren Kommentaren bzw. kunsttheoretischen Veröffentlichungen hervorgeht, z. T. sehr bewusste, reflektierte Gestaltungen. Deshalb könnte im *Fortgang einer psychologischen Interpretationsübung eine möglichst verschiedene Richtung* als Kontrast gesucht werden: etwa die holländische Landschaftsmalerei (mit ihrer Auffassung von repräsentativer Abbildung der Natur bzw. von Ausdruck in der Natur). Oder Farbkompositionen von Ernst Wilhelm Nay, Farb-Raum-Kompositionen von Piet Mondrian, Werke zum erweiterten Kunstbegriff und zur sozialen Plastik (mit charakteristischen Hinweisen, Zitaten und Symbolen) von Joseph Beuys oder expressive Darstellungen von Francis Bacon, Georg Baselitz und Anselm Kiefer. Auch Maler wie Hieronymus Bosch, Pieter Breughel, Francisco Goya würden unmittelbar zu einer Inhaltsanalyse anregen.

Ästhetische Prinzipien als Interpretationslinien

Eine elementare Frage bei der Interpretation von darstellender Kunst bleibt: Welches sind die gemeinsamen Attribute von Kunstwerken, die uns ästhetisch beeindrucken? Vergewenwärtigen wir uns die Vielfalt solcher Werke. Was haben die folgenden Kunstwerke (Artefakte) gemeinsam, so dass sie uns ästhetisch beeindrucken? Eine steinzeitliche Höhlenmalerei in Altamira oder Chauvet, ein babylonisch-assyrisches Tor mit Fliesenrelief, ein ägyptischer Pharaonenkopf, eine griechische Frauenstatue, ein römisches Boden-Mosaik, eine chinesische Keramik oder Landschaftsmalerei, ein japanischer Farbholzschnitt, eine Jaguarmaske der Maya, eine afrikanische Holzfigur der Ife aus Nigeria, eine Geisterfigur von den Marquesas-Inseln und Werke der neuzeitlichen Malerei oder Plastik?

Weshalb gefallen Kunstwerke aus verschiedenen Weltgegenden und Epochen so sehr, dass sie viele Menschen in die Ausstellungen ziehen? Bei aller Verschiedenheit des Materials, der Form, des Inhalts, der Auffassung von Kunst als Abbildung, Ausdruck, Darstellung, Gestaltung, Verkörperung einer Idee, Meditationsobjekt, engagierter Kunst, Proklamation – unabhängig von Realitätsnähe und Abstraktion, Zentralperspektive oder flexibler Gestaltung der Perspektive, Bevorzugung der Blick- und Leserichtung von rechts nach links oder von oben nach unten? Ist die Zeitlosigkeit von Kunst als ein Konzentrat der historischen Zivilisation der Menschheit zu verstehen (Li Zeho, 1992)? Woher kommt es dann, dass verschiedene Völker und verschiedene Zeiten die sichtbare Welt in so verschiedener Weise dargestellt haben? (Gombrich, 1978, 1996). Während eine Weltliteratur längst geläufig war, sind die Weltmusik und die Weltkunst (im imaginierten Museum, dem Universum der Kunst als autonomes Reich, Malraux, 1956) erst im 20. Jahrhundert zugänglich geworden. Mit dem Staunen über diese Vielfalt von Ideen, Formen und Inhalte stellt sich die Frage nach den gemeinsamen ästhetischen Prinzipien dieser “ars una” (Preetorius, 1963).

Ästhetik als die Idee des Schönen an sich, wie die platonischen Ideen des Guten und des Wahren, wird heute als unzureichend empfunden. Attribute wie Gleichmäßigkeit, Klarheit, Einheit in der Vielfalt, abgemessene Ordnung und Harmonie scheinen in dieser Allgemeinheit nicht zu genügen. Ästhetik ist unter vielen Perspektiven diskutiert worden: kunsthistorische Theorien der Bild-ästhetik und Ikonologie, Gestaltpsychologie und Wahrnehmungsgesetze, optische Invarianten, Sets und Schemata der Wahrnehmung, Psychologie des Bildersehens und der ästhetischen Sensitivität und viele andere Aspekte (Bätschmann, 2001; Gombrich, 1978, 1996; Henrich & Iser, 1982; Schurian, 1992).

Bätschmann (2001) setzte sich mit den verschiedenen Auffassungen über das “Verstehen” eines Bildes und mit der traditionell auf Sprachliches bezogenen Hermeneutik auseinander. Es ist ein weiter und umstrittener Weg, von der Anschauung des “farbigen Flecks” über die Auffassung des Bildthemas,

Vermutungen über die Intention des Künstlers und den eigentlichen “Sinn” des Werks bis zu der allgemeineren Aufgabe der Auslegung von Kunst vorzudringen. Als Voraussetzung der Interpretation muss der dargestellte Gegenstand identifiziert werden. Durch das Wissen über den Gegenstand und die Kenntnis des Stils der Darstellung kann die formale Darstellung gedanklich entsprechend umgestaltet und assimiliert werden, wie Panofsky (1997) ausführte. Ikonologie (Ikonographie) befasst sich mit der bildlichen Darstellung von bestimmten Begriffen, z. B. der Darstellung von Emotionen in der Mimik oder von Tugenden – ähnlich den Berufssymbolen, Standeszeichen und Wappen. In der Geschichte der Malerei gibt es Bildwörterbücher, in denen solche Kodifizierungen lexikalisch dargestellt sind. So werden in der christlichen Kunst die Jünger und bedeutenden Heiligen und in der buddhistischen Kunst die Bodhisattvas durch typische Gesten und bestimmte Insignien gekennzeichnet. Diese Regelwerke müssen, wie auch die traditionellen Kompositionsschemata bekannt sein, um Abweichungen beurteilen zu können. Wenn diese nicht mehr vertraut sind, müssen sie erst entziffert werden.

Von Panofsky (1996) stammt ein Interpretationsschema, wie unter wechselnden historischen Bedingungen erstens, Gegenstände und Ereignisse durch Formen ausgedrückt werden, wie zweitens, bestimmte Themen, und drittens, sehr verallgemeinert, wesentliche Tendenzen des menschlichen Geistes ausgedrückt werden.

Empirische Kunstpsychologie und Interpretationsmöglichkeiten

Im Unterschied zur kunstgeschichtlichen Hermeneutik ging es in der empirischen Kunstpsychologie vorwiegend um die Bedingungen der ästhetischen Produktion, Wirkung und Rezeption. Hier werden nur einige Perspektiven erwähnt, weil sie im Interpretationsprozess heuristisch fruchtbar sein können.

Kontroversen gab es um die psychoanalytischen Erklärungsversuche. Werden in Kunstwerken, verhüllt und symbolisch wie im manifesten Traum, unbewusste Triebimpulse ausgedrückt? Haben deswegen manche Bilder eine sexuelle (Neben-) Bedeutung? Ist das künstlerische Verhalten als Sublimierung solcher Triebwünsche zu erklären? (Kreitler & Kreitler, 1980; Rattner & Danzer, 1993; Schneider, 1999).

Die empirisch-ästhetische Forschung ist zentralen Fragen nachgegangen: den psychologischen Bedeutungen der Farbe (“sinnlich-sittliche Wirkung” der Farbe, Goethe, 1808) und den Wirkungen der Farbkombinationen (u. a. Cohn, 1894; zur testpsychologischen Anwendung siehe Heiß & Halder, 1975). Fechner (1871) führte Umfragemethoden beim Publikum zur Untersuchung der Bildrezeption ein. Außerdem untersuchte er, ob die aus der griechischen Entwurfslehre sowie von Dürer und anderen Meistern bekannte Proportion des Goldenen Schnitts (“das Kleine zum Großen wie das Grosse zum Ganzen”, d. h. 100 zu 162 zu 262)

bevorzugt wird. Diese Proportion ist tatsächlich in der Biologie und auch in einigen Kunstwerken zu finden, sie kann jedoch nicht als allgemeinere Regel gelten (Beutelspacher & Petri, 1995; Höge, 1997; Wille, 1988).

Auf der Suche nach gemeinsamen Faktoren der ästhetischen Wirkung wurden u. a. Symmetrie und Gleichgewicht analysiert. Doch scheinen gerade kleine Abweichungen ästhetisch reizvoller zu sein, d. h. eine dynamische Ausgewogenheit ist interessanter als Symmetrie und Ebenmaß. Als Beispiel kann die absichtliche Krümmung gelten, d. h. eine leichte Krümmung statt einer Geraden oder eines exakten Dreiecks, an einem griechischen Tempel oder einem gotischen Turm wie dem Freiburger Münster. Informationstheoretische Ansätze haben aus solchen Gründen kaum überzeugen können, ebenso wenig wie der von Birkhoff (1933) vorgeschlagene Quotient aus Ordnung und Komplexität als Maß der ästhetischen Attraktivität, der in verschiedenen Varianten nicht nur für einfache Polygone, sondern auch für die Silhouette von Vasen und anderes gelten soll.

Psychologische Kunstbetrachtung ist eine bewegende Kunsterfahrung, die motivationspsychologisch als lustbetonte Erlebnisreaktion beschrieben werden kann. Sozialpsychologisch sind die Symbolfunktionen kulturell erlernter Bedeutungszuschreibungen, aber auch Einflüsse aus der "Magie und Mythologie" der Bilder hervorzuheben. Aus psychologischer und psychopathologischer Sicht gaben auch die Bildnerie der schizophrenen Geisteskranken (Prinzhorn, 1994) und die Bildgestaltung und das Bilderleben in der Psychotherapie neue Anregungen zur Vertiefung des Kunstverständnisses und der Interpretationslehre.

Die hier nur skizzierten Perspektiven zeigen in ihrer Gesamtheit grundsätzlich die undefinierbarkeit von Kunst. Die Auflösung des Kunstbegriffs erfolgte durch die Erweiterung auf Ungegenständliches oder seriell Produziertes und in der Ausdehnung auf den Alltag, auf banale Objekte und Umgebungen. Viele heutige Künstler suchen offensichtlich nicht mehr die traditionellen ästhetischen Ziele.

"Kunst verhält sich zur Schöpfung gleichnisartig. Das Band zur optischen Realität ist sehr dehnbar. Die Formwelt ist für sich souverän, an sich jedoch noch nicht Kunst im obersten Kreis. Im obersten Kreis waltet über der Vieldeutigkeit ein Geheimnis – und das Licht des Intellekts erlischt kläglich."

(Paul Klee, Ausstellungskatalog, Kunstverein Hamburg, 1956, S. 3).

Kontexte

Darstellende Kunst hat viele direkte und indirekte Kontexte, deren Tiefe und Reichhaltigkeit wohl nur den kunsthistorischen Experten und Sammlern eines

speziellen Gebietes präsent sein können. Zu diesen Kontexten gehört, wahrscheinlich mehr als bei Texten, die Rezeptionsgeschichte eines Werks. Das folgende Beispiel zeigt dies in besonderer Weise.

Der Kaiser Qianlong der Qing-Dynastie hat auf viele der Bildrollen in seiner großen Sammlung chinesischer Landschaftsmalerei eigene Texte geschrieben. Die eigenhändig kalligraphierten Schriftzeichen drücken Würdigungen des Meisters, persönliche Anmutungen und Erinnerungen aus und vertiefen die Einheit von Naturgefühl und Geistigkeit. Nicht anders sind auch vor ihm und nach ihm viele andere Eigentümer mit ihren Bildern verfahren, so dass berühmte Bilder der chinesischen Malerei von den Generationen ihrer Eigentümer bis zum Bildrand mit eigenhändigen Kommentaren als Kontext versehen wurden. Dies haben wohl die ursprünglichen, von den Meistern selbst stammenden oder zitierten Gedichtzeilen (oder ein Motto) angeregt: Kunstwerk, Interpretation und protokollierte Rezeptionsgeschichte in einem – unvorstellbar in der europäischen Tradition mit ihrem Verständnis von einem “Original”.

8.10 Zusammenfassung

Den Inhalt eines Textes, eines Briefes oder eines Berichts zu verstehen, ist ein alltäglicher Vorgang. Dies in methodisch kontrollierter und möglichst umfassender Weise zu leisten, stellt jedoch hohe Anforderungen. Die formale Auswertung kann sich – nach speziellen Regelsystemen für die Segmentierung und Kodierung – zunächst auf Häufigkeit (Frequenz), Valenz, Intensität und Kontingenz (Zusammenhang) der Textelemente beziehen. Nur in einem tiefergehenden Interpretationsprozess sind innerer Kontext, Latenz, Singularität und Präsenz zu erschließen. Wenn über den manifesten Text hinaus auch latente Bedeutungen erfasst werden sollen, stellen sich dieselben Unsicherheiten wie bei der Trauminterpretation ein.

In diesem Kapitel wurden einige schwierige Grundbegriffe verwendet, vor allem die Begriffspaare manifest – latent und quantitativ – qualitativ. Die Kontroversen um diese “belasteten” Begriffe zeigen, dass hier verschiedene theoretische Auffassungen und wichtige Richtungsunterschiede existieren. Diese Erläuterungen werden im Kapitel 12 wieder aufgenommen.

Das Begriffspaar *quantitative Inhaltsanalyse* und *qualitative Inhaltsanalyse* ist aus mehreren Gründen missverständlich und unzureichend. Wesentlich sind ja die Entscheidungen über die Interpretationstiefe und die noch akzeptable Interpretationsdivergenz. Dieser Sachverhalt ist offensichtlich nicht als *Dichotomie* (quantitativ versus qualitativ), sondern als *Kontinuum* (konvergent und intersubjektiv überzeugend versus divergent, singulär und spekulativ) zu beschreiben.

Die Frage nach der Interpretation der konnotativen Bedeutungen und der latenten Sinnstrukturen nimmt einen großen Raum in der Methodendiskussion ein. Latenz hat aber zwei hauptsächliche Bedeutungen: *latent im Sinne von nicht offenbar, momentan nicht bewusst (vorbewusst)* und *latent im Sinne von dynamisch-verdrängt-unbewusst*. Zur besseren Verständigung in den Grundsatzfragen sind Präzisierungen unerlässlich.

Soll die tiefenpsychologische Interpretation von dynamisch-unbewussten Bedeutungen auf die Sonderfälle beschränkt bleiben, in denen eine psychoanalytische Deutearbeit im Prozess einer Therapie oder einer Lehranalyse möglich ist? In allen anderen Fällen wäre dieser Ansatz nicht adäquat.

Bei einem Interview könnten wenigstens noch Informationen über den Kommunikationsprozess gewonnen und wesentliche Kontexte exploriert werden. Wenn nur ein isolierter Text ohne zusätzliche Kontextbedingungen vorhanden ist, sollte vielleicht auf die tieferen Auslegungen konnotativer und latenter Bedeutungen verzichtet und nur der manifeste Text analysiert werden. Diese vorsichtige und methodenkritische Haltung würde zwar eine höhere Konvergenz der Textanalyse erreichen können, jedoch die Heuristik und die Chancen der inhaltlichen Vertiefung aufgeben.

Diese strategische Entscheidung kann jedoch nicht losgelöst von der fundamentalen Frage gesehen werden, ob unbewusste Themen und sehr individuelle Motive eines anderen Menschen überhaupt erschlossen werden können, ohne nur Spekulationen zu liefern.

Wenn ein Verfahren durch spezielle Regeln der Signierung, Kodierung und Klassifikation zunehmend standardisiert wird, dann führt dies gewöhnlich zu einer Begrenzung und Einengung der potentiell aus dem Text zu gewinnenden Informationen. So werden z. B. singuläre Merkmale oft in einer Restkategorie zusammengefasst und verborgene konnotative und latente Beziehungen nicht begriffen. Dieses Dilemma ist offensichtlich nur im Hinblick auf die spezielle Fragestellung zu entscheiden. Dabei sind auch die Risiken der Anwendung eines Verfahrens im Vergleich zu anderen Untersuchungsmethoden abzuwägen.

Die weitgehend formalisierte Textanalyse hat Vorzüge und Nachteile. Der Verlust an empirischer Vielfalt kann u. U. aufgewogen werden durch größere Durchsichtigkeit und auch Kontrollierbarkeit der Auswertung. Auch die zwischen Auswertern erreichbare Übereinstimmung und die Chancen zur Korrelation der Auswertungsergebnisse mit anderen Daten sind hier zu nennen.

Für die Verbreitung und produktive Anwendung einer Methodik gibt es auch einige praktisch wichtige Bedingungen. Ist das Verfahren in Prinzipien, Strategien und Regeln so gut ausgearbeitet, dass es als eine gut lehrbare und lernbare Methodik gelten kann? Auch die Kosten-Nutzen-Aspekte dürfen nicht außer acht gelassen werden. Die Text- und Inhaltsanalysen erfordern Erfahrung und ein längeres Training

Gründliche Inhaltsanalysen verlangen viel Zeit. Dennoch ist bemerkenswert, wie klein die Materialbasis in den meisten Publikationen bleibt. Viele Autoren bescheiden sich oft mit einer Kasuistik oder wenigen Beispielen, und versuchen gelegentlich sogar, trotz eigener Vorbehalte, generalisierende Aussagen aus 5 oder 10 Fällen. Wahrscheinlich existieren größere Materialbestände in den Schränken der Untersucher, welche nicht ausgewertet wurden und auch nie mehr ausgewertet werden (Südmersen, 1983). Dieser ökonomische Aspekt ist für die Bewertung der computer-unterstützten Verfahren wichtig.

Die in diesem Kapitel beschriebenen Methoden der Text- und Inhaltsanalyse werden bisher kaum in der alltäglichen psychologischen Praxis verwendet, sondern in Forschungsvorhaben eingesetzt. In der psychologischen Praxis werden, z. B. bei Interviews oder biographischen Erhebungen, wahrscheinlich sehr verkürzte Formen von inhaltsanalytischen Auswertungen und "freien" Interpretationen vorherrschen. Es sei denn, während des Diplomstudiums wurde, zumindest für klinische Psychologen, eine adäquate Ausbildung in der Durchführung und Auswertung von Interviews vermittelt. Dagegen werden projektive Tests von klinischen Psychologen der älteren Generation durchaus noch angewendet, während es für Jüngere an den Instituten kaum noch eine Ausbildung in dieser Methodik gibt (siehe Kapitel 9). Die mit diesen standardisierten Verfahren gewonnen Texte und Beobachtungen (das "projektive Material") können nach gut ausgearbeiteten Regeln inhaltsanalytisch ausgewertet werden.

9 Testinterpretation

9.1 Übersicht

“Ein Test ist ein wissenschaftliches Routineverfahren zur Untersuchung eines oder mehrerer empirisch abgrenzbarer Persönlichkeitsmerkmale mit dem Ziel einer möglichst quantitativen Aussage über den relativen Grad der individuellen Merkmalsausprägung” (Lienert & Raatz, 1998; S. 1). Wichtige Gütemerkmale sind die Reliabilität, Validität, Objektivität und Normierung eines Tests.

Wenn die Testergebnisse vorliegen, müssen sie psychologisch interpretiert werden. Was sagen sie über die betreffende Person aus und was bedeuten sie für den Zweck der Untersuchung? Welche Beziehungen bestehen zu anderen Informationen? Wie auch bei anderen Interpretationen muss hier kontextbezogen, heuristisch und methodenkritisch gearbeitet werden.

Der fachlich angemessene Gebrauch und die zutreffende Interpretation der Ergebnisse bleiben dem Anwender und der Anwenderin überlassen. Je nach Ausbildung und nach praktischer Erfahrung mit einem Test wird der in den Gütemerkmalen erläuterte potentielle Nutzen für das Assessment bzw. die Diagnostik erreicht werden können. Die psychologische Interpretation wird in den Test-Manualen häufig nur durch ein einziges Beispiel erläutert.

Die korrekte Durchführung und Auswertung und die Möglichkeiten und Grenzen der psychologischen Interpretation des Testbefundes können an Beispielen trainiert werden. Ein Testwert hat nur dann einen optimalen Entscheidungsnutzen bei einer Assessment-Aufgabe, wenn in diesem Interpretationsprozess alle wichtigen Aspekte und Fehlerquellen berücksichtigt werden.

Unter diesem Blickwinkel unterscheidet sich die Interpretation eines Testwertes nicht von einer hermeneutischen Prozedur der Textinterpretation, auch wenn einige Aspekte oder Kriterien quantitativ formuliert sind: die Test-Normen, die Reliabilitätskoeffizienten und der Standard-Messfehler sowie die Konfidenzintervalle eines Testwertes. Ein wichtiger Unterschied besteht natürlich in der praktischen Zielsetzung, weil die Testinterpretation in der Regel zu einer Beurteilung und Entscheidung beitragen soll. Dies prägt die soziale Situation der Untersuchung. Die Kommunikation der Ergebnisse (Gutachten) an die untersuchte Person und ggf. auch an den Auftraggeber bilden eine wichtige zusätzliche Aufgabe (siehe u. a. Fisseni, 1982; 1997; Westhoff & Kluck, 1998).

Als Beispiele für dieses Kapitel wurden drei projektive Techniken ausgewählt: der *Thematische Apperzeptions Test* von Murray (1943), der *Sceno-Test* von Staabs (1964) und der *Rorschach-Test* (1921). Das mit diesen Tests gewonnene “projektive Material” erfordert eine Inhaltsanalyse von Texten, seltener von

Spielszenen und anderen Gestaltungen. Diese Texte werden jedoch nicht durch ein Interview oder als natürliche Sprachproben gewonnen, sondern in einem standardisierten Verfahren mit einer wörtlich genau zu gebenden Instruktion.

Wer an der Methodik psychologischer Interpretationen interessiert ist, wird bei den projektiven Tests eine Vielzahl von Strategien und Regeln finden. Die Testdurchführung ist zwar strukturierter als die meisten Interviews, aber das Antwortverhalten ist weniger festgelegt als bei Persönlichkeitsfragebogen. Projektive Tests lassen einen großen Spielraum zur individuellen Entfaltung. Deshalb sind ausgefeilte Strategien und Regeln für die Auswertung notwendig.

Eine methodenkritische Skepsis hinsichtlich der Persönlichkeitsdiagnostik und klinischen Diagnostik mit projektiven Verfahren ist sicher angebracht. Aber diejenigen, die solche Tests anwendeten, hatten wahrscheinlich in ihrer Mehrzahl zumindest gelegentlich einen Eindruck der Evidenz: ein projektiver Testbefund passte in aufschlussreicher Weise in das psychologische Bild einer Person.

Solche Einzelfälle zu einer systematischen Validierung zu entwickeln, ist offensichtlich in der Theorie und Praxis der projektiven Tests nicht gelungen. Nicht selten ist die oft eigentümliche Begriffswelt und Formulierungskunst solcher Gutachten kritisch hervorgehoben worden. Es wäre jedoch unfair, dies generell unterstellen zu wollen. Das im letzten Abschnitt dieses Kapitel zitierte psychologische Pseudogutachten mit gewichtig klingenden, aber letztlich nichtssagenden Formulierungen ist eine didaktisch gemeinte Warnung.

Oft wird bei einem psychologischen Test nur an die Interpretation der Testwerte gedacht und dabei übersehen, wie viele Interpretationsschritte bereits bei der Testentwicklung vorausgingen. Am Beispiel des *Freiburger Persönlichkeitsinventars* wird geschildert wie in jeder Phase der Testentwicklung interpretiert werden muss: bei der Formulierung geeigneter Items für das Eigenschaftskonstrukt, bei der Itemauswahl durch Item- und Faktorenanalysen, bei der Skalenbildung und bei allen Validierungsuntersuchungen. Auch der Antwortprozess des Befragten ist eine interpretative Leistung mit typischen Schwierigkeiten. Eine fachlich qualifizierte Anwendung psychologischer Tests in bestimmten Assessmentstrategien ist nur dann möglich, wenn alle Stufen dieses Prozesses mitbedacht werden.

Ein kleiner Exkurs soll zeigen, dass auch die Befunde einer *psychophysiologischen Untersuchung* interpretiert werden müssen. Als Beispiel dient hier die Messung des Blutdrucks während eines biographischen Interviews. Diese doppelte Sichtweise ist eine besondere Herausforderung an die Interpretationsmethodik.

9.2 Grundlagen der Projektiven Tests

Projektion, Aufforderungscharakter und Entfaltung

Der Begriff "projektiv" geht in diesem Zusammenhang auf Freud zurück: "Wenn wir die Ursachen gewisser Sinnesempfindungen wie die anderer nicht in uns selbst suchen, sondern sie nach außen verlegen, so verdient auch dieser normale Vorgang den Namen der Projektion."..... "Somit verwandelt sich der Satz 'Ich hasse ihn ja' durch Projektion in den anderen: 'Er hasst (verfolgt) mich, was mich dann berechtigen wird, ihn zu hassen. Das treibende unbewußte Gefühl erscheint so als Folgerung aus einer äußeren Wahrnehmung.'" (Freud, 1911, GW VIII, S. 299). Später haben andere Autoren dem Begriff Projektion eine erweiterte Fassung gegeben: Bedürfnisse, Einstellungen, Wünsche und auch Konflikte werden auf Personen, Verhalten und Objekte der Außenwelt projiziert – so wie ein Hungeriger nicht essbare Objekte fälschlich als Nahrungsmittel wahrnimmt. In der Theorie der projektiven Verfahren wurden später eher Konzepte wie Wahrnehmungsverzerrung (misperception) und soziale Wahrnehmung (social perception) verwendet, um diese individuell sehr unterschiedlichen Prozesse der Wahrnehmung und Deutung von Reizmaterial zu erklären (u. a. Kornadt & Zumkley, 1982; Spitznagel, 1982).

Projektive Tests wurden geschaffen, um vereinfachte, aber standardisierte Reizbedingungen zu schaffen. Die Bilder wurden sorgfältig ausgewählt oder konstruiert und in eine Reihenfolge gebracht. Jedes Bild hat einen *Aufforderungscharakter*, denn es legt zusammen mit der Instruktion nicht nur eine Geschichte bzw. Deutung nahe, sondern macht bestimmte Antworten wahrscheinlicher als andere. Dieser Aufforderungscharakter ist im Sinne Lewins (1926) nicht eine feste Eigenschaft der Situation bzw. des Materials. Er wird auch nicht vollständig von einem Individuum auf die Situation projiziert, sondern die Valenz (Bedeutung) ergibt sich in einer gespannten Wechselwirkung von Gebilden und Bedürfnissen (siehe Heckhausen, 1980). Anderen Bedürfnissen entsprechen andere Aufforderungscharaktere. Die Wahrnehmungen und Deutungen sind selektiv und inferentiell, sie enthalten soziokulturelle Lernprozesse und wahrscheinlich auch evolutionspsychologisch zu erklärende Anteile, d. h. die Bereitschaft (preparedness) für spezielle Klassen von Reaktionen.

Der durchschnittliche Aufforderungscharakter eines Bildes kann empirisch-statistisch beschrieben werden. In diagnostischer Hinsicht interessieren jedoch gerade die individuellen Abweichungen und Besonderheiten. Solche Differenzen, so wird postuliert, lassen auf Dispositionen schließen, welche nicht allein das phantasievolle Testverhalten, sondern allgemeinere Persönlichkeitszüge kennzeichnen. In diesem Sinn handelt es sich bei projektiven Tests um "Entfaltungstests" (Heiß, 1949/1950).

Seit den dreißiger Jahren wurden Dutzende von projektiven Verfahren entwickelt, unter denen der TAT und der Rorschach-Test die bekanntesten sind. Gemeinsam ist allen Verfahren, dass ein relativ wenig strukturiertes und deshalb mehrdeutiges Reizmaterial verwendet wird, um individuelle Reaktionen zu provozieren. Das Antwortverhalten ist aufschlussreich für Persönlichkeitszüge der Untersuchten. Das Material und die Instruktion sind so angelegt, dass ein Entfaltungsspielraum geschaffen wird, etwas zu erzählen, zu gestalten, zu ergänzen, zu deuten oder zu spielen. Es wird in der Regel ausdrücklich versichert, dass es keine richtige oder falsche Antwort (konvergente "Lösung" wie bei einem Intelligenztests) gibt. Diese divergente Produktion des projektiven Materials wird gefördert, bei zögernden Antworten u. U. auch durch unterstützende, aber unspezifische Fragen.

Auswertung als Kombinatorik

Die Testantworten und das begleitende Testverhalten werden durch den Untersucher dokumentiert, nach bestimmten Kategorien und Einzelmerkmalen kodiert und zusammenfassend psychologisch interpretiert. Bei der Auswertung des TAT ist der Aufforderungscharakter (Thema, Valenz) jeder Tafel zu berücksichtigen. Beim Rorschach-Test gibt es genaue Regeln für die Kodierung (Signierung) der Klecks-Deutungen und ihrer Elemente. Den einzelnen Merkmalen werden Grundbedeutungen zugeschrieben. Diese Bedeutungen werden in einem differenzierten Prozess gewichtet und zu einer psychologischen Interpretation kombiniert.

Eine weitere Besonderheit ist die serielle Struktur der Aufgabe. Der TAT und der Rorschach-Test sind von vornherein als eine Aufgabenserie mit jeweils anderem, genau geplanten und systematisch variierten Aufforderungscharakter der Tafeln zusammengestellt worden. Dieser serielle Charakter ermöglicht spezielle methodische Schritte der Interpretation durch eine Längsschnittbetrachtung (Verlaufsanalyse).

Ebenen und Kontexte

Methodisch sind fünf Ebenen zu unterscheiden, denen schwerpunktmäßig jeweils ein Kontext zugeordnet werden kann:

die Stimulus-Ebene (z. B. die TAT-Tafel) mit ihren objektiven Merkmalen und ihrem Aufforderungscharakter im Kontext der Untersuchungssituation und Testinstruktion;

die Protokoll-Ebene der einzelnen Geschichte im Kontext aller Tafeln;

die Test-Ebene (die zu den Tafeln erzählten Geschichten der untersuchten Person) im Kontext der Lebenssituation und Biographie;

die Interpretationsebene des Untersuchers im Kontext der diagnostischen Fragestellung;

die Kommunikations-Ebene der Untersuchungsbefunde mit dem Kontext des Untersuchungsauftrags.

Auf der Protokoll- und Test- Ebene gibt es mehrere Aspekte zu unterscheiden. Die Antworten sind vom individuellen Testverhalten mit zusätzlichen Kommunikationen, Interaktionen und Ausdrucksverhalten begleitet. Ein protokollierter Text wird deshalb nicht alle der u. U. in die Interpretation eingehenden Informationen enthalten können, selbst wenn der Untersucher sich Beobachtungsnotizen macht. Bei der Deutung der Klecksbilder des Rorschach-Tests steht fest, dass es sich um die Wahrnehmungen der untersuchten Person handelt. Dagegen kann sich bei einer erzählten Geschichte mit mehreren Figuren durchaus die Frage ergeben, mit welcher Figur sich der Erzählende identifiziert. Wird dies aus der Geschichte deutlich oder bleibt es unsicher? Diese Bezugsebenen sind wichtig, wenn die psychische Situation und Entwicklung der Hauptfigur von den Nebenfiguren unterschieden werden müsste. Noch komplizierter wird es, wenn sich der Erzähler mit einer Nebenfigur identifiziert oder diese Identifikation wechselt wie es in einer Phantasiegeschichte ja durchaus möglich wäre. Außerdem kann wie bei der Interpretation von Träumen, außer der Ebene des manifesten Inhalts, eine zweite Ebene der unbewussten, latenten Motive der Erzählung angenommen werden.

Insgesamt ist das ein verwirrendes Gefüge von Ebenen und Kontexten, welches zur Interpretation anregen oder im Gegenteil abschrecken kann. Hier sind auch die grundsätzlichen Schwierigkeiten einer Validierung an empirischen Kriterien zu sehen. Übersichten zur Theorie der projektiven Tests geben u. a. Heiß (1949), Kornadt und Zumkley (1982) und Spitznagel (1982, 1991). Diese Autoren geben auch Hinweise auf die Methodenprobleme und Ergebnisse von Validierungsstudien.

Ausbildung und Anwendung

Neuere Umfragen zeigen, dass projektive Tests in der Praxis noch relativ häufig verwendet werden, wahrscheinlich von der älteren Generation der Psychologen. Schorr (1995) fragte bei 613 deutschen Psychologen nach den am häufigsten verwendeten Testverfahren. Für den TAT ergab sich mit 13.1 % der Antwortenden der Platz 5 (nach FPI, HAWIE, d2 und GT), für den Sceno-Test Platz 6 und für den Rorschach-Test Platz 12. Auch in einer anderen Umfrage (Steck, 1997) lag der TAT deutlich vor dem Sceno- und dem Rorschach-Test.

Für die projektiven Verfahren gibt es heute im Studium der Psychologie höchstens noch eine rudimentäre Ausbildung. In den fünfziger und sechziger Jahren

war diese Ausbildung, die sich über mehrere Semester erstreckte, in vielen Instituten ein Pflichtbestandteil des Diplomstudiums.

So enthielt z. B. die Freiburger Ausbildung ein umfangreiches methodisches Training mit vielen Hausarbeiten und Klausuren: Rorschach-Test (4 Semester), TAT und Lennep-Test (1 Semester), Farbpyramiden-Test FPT (3 Semester), Graphologie (4 Semester), außerdem fakultative Übungen zur psychoanalytischen Rorschach-Interpretation und zum Szondi-Test. An diese spezielle Methoden-ausbildung schlossen sich integrative Gutachterseminare (2 Semester) und Forensische Begutachtungen (1 Semester) an. In der Diplom-Prüfung wurden zwei Klausuren, eine Testklausur (aufgrund von Anamnese, Intelligenztest, Rorschach, FPT u. a.) und eine Graphologie-Klausur, jeweils 6 bis 8 Stunden, verlangt.

Die lange Ausbildung vermittelte, zunächst unabhängig von den biographischen Informationen (als sog. "Blinddiagnostik"), dann eingebettet in Anamnese und Fragestellung, Erfahrungen in der Kunst der Auslegung. Die Diskussion in der Seminargruppe ermöglichte wechselseitige Kontrollen, wie konsequent und überzeugend eine Interpretationshypothese und die gesamte Interpretation waren.

Die Ausbildung in diesen Verfahren wurde beendet, und es besteht wahrscheinlich die verbreitete Annahme, dass dies wegen der empirisch erwiesenen Ungültigkeit dieser Tests so gekommen sei. Diese These ist aber in dieser Allgemeinheit nicht zutreffend, denn es waren wie bei der Graphologie wahrscheinlich mehrere Gründe maßgeblich.

9.3 Der Thematische Apperzeptions-Test TAT (Murray)

Der TAT wurde von Murray (1943) und seinen Mitarbeitern Morgan und Tomkins zunächst als Hilfsmittel zur Exploration in der biographischen Persönlichkeitsforschung geschaffen und hat seitdem eine vielfältige Anwendung und auch Nachahmung gefunden. Bei der Testkonstruktion spielten Anregungen aus der Tiefenpsychologie und aus der älteren Assoziationspsychologie (Assoziieren auf Reizwörter) eine Rolle und bei der Auswahl der z. T. archetypisch wirkenden Bilder auch Einflüsse von C. G. Jung. Die Tafelserie bildet eine genau überlegte Auswahl von Themen. Die Bildvorlagen wurden eigens entworfen oder aus Publikationen ausgewählt und leicht verändert wie es Jahnke (1993) für die Tafel 1 (ein Junge mit Geige) nachweisen konnte. Es handelt sich um ein Foto von Yehudi Menuhin im Alter von 12 oder 13 Jahren.

Testmaterial

Der TAT umfasst insgesamt 31 Tafeln. Hiervon sollen einem Probanden zwei Serien von je 10 vorgelegt werden. Von einigen der Tafeln gibt es je nach Geschlecht und Altersstufe verschiedene Versionen: für Kinder bis 14 Jahre mit der

Kodierung der Tafel B(oy) oder G(irl) und für Erwachsene mit der Kodierung M(ale) oder F(emale). Die Tafeln haben ein Format von 23 x 28 cm, die Bilder sind schwarz-weiß und absichtlich unscharf gehalten. Die Tafel 16 ist unbedruckt, die weiße Fläche soll eine nicht von Reizen bestimmte, völlig freie Projektion einer Geschichte ermöglichen. Wenn nur fünf Minuten auf jede Tafel verwendet würden, ergibt sich ein Zeitaufwand von 100 Minuten für das gesamte Protokoll der Geschichten. In der Praxis werden deswegen häufig nur einige Tafeln ausgewählt oder die Untersuchung wird, wie es Murray vorsah, auf zwei Termine verteilt. Beim Protokollieren können ein auffälliges Testverhalten und auch die Reaktionszeiten bis zum Beginn der Geschichte notiert werden. Längeres Schweigen (oder eine initiale Hemmung), geäußerte Betroffenheit vom Bildinhalt oder auch völliges "Versagen" einer Geschichte könnten auf Schwierigkeiten mit dem betreffenden Thema hinweisen. Nach dem TAT wird u. U. ein ergänzendes Interview vorgenommen, in dem nach den Quellen der erzählten Geschichte, nach Erlebnissen, Zusammenhängen und Assoziationen gefragt werden kann.

Der Aufforderungscharakter der Bilder ist durch den manifesten Bildinhalt und die Aufgabe bestimmt, die dargestellten Personen, die Objekte und den Hintergrund in eine Beziehung zu bringen (siehe Henry, 1956; Rauchfleisch, 1989; Revers, 1973). Die Bilder unterscheiden sich in ihrem graphisch-bildlichen Stil, ihrer Mehrdeutigkeit, ihrem Anreizcharakter und ihrer thematischen Valenz (Bedeutung).

Die thematische Auswahl wird aus den folgenden Stichworten für die Bilder 1 bis 10 deutlich:

- | | |
|--------|--|
| (1) | Junge mit Geige, |
| (2) | Ländliche Szene mit einem Mann und zwei Frauen, |
| (3 GF) | Frau mit gebeugtem Kopf, |
| (3 BM) | Junge an einem Sofa, daneben ein Revolver, |
| (4) | zwei Frauen, |
| (5) | Frau von der Tür in den Raum blickend, |
| (6 BM) | Ältere Frau und jüngerer Mann, |
| (6 GF) | Älterer Mann und jüngere Frau, |
| (7 BM) | Älterer Mann und jüngerer Mann, |
| (7 GF) | Ältere Frau und Mädchen, |
| (8 BM) | Jugendlicher, daneben Gewehr und im Hintergrund eine Operation angedeutet, |
| (8 GF) | Junge Frau, |
| (9BM) | Vier Männer im Gras liegend, |
| (9 GF) | Zwei Frauen am Strand, |
| (10) | Junge Frau an einen Mann gelehnt. |

Die folgenden Bilder sind häufig dramatischer, z. T. bedrückend, einige aber auch stilisierter, eines ist als A. Böcklins "Felschlucht" mit Schlucht, Brücke und Drachen zu identifizieren. Für spezielle Fragestellungen sind verschiedentlich Auswahlsätze von Tafeln verwendet worden (siehe Rauchfleisch, 1989). Die ausführliche Instruktion lautet nach Murray:

"Ich habe hier einen Phantasietest. Er besteht aus einer Reihe von Bildern, die ich Ihnen vorlegen werde. Sie haben die Aufgabe, zu jedem der Bilder eine möglichst *dramatische* Geschichte zu erzählen. Es wird Ihnen sicher nicht schwer fallen, eine Kurzgeschichte zu *erfinden*. Man kann eine solch dramatische Geschichte nicht von den Bildern ablesen, man muss sie sich dazu selbst ausdenken. *Lassen Sie also Ihrer Phantasie freien Lauf*. Auf druckreife Formulierungen kommt es nicht an. Am besten schauen Sie sich die Bilder an und erzählen dann, was auf dem Bild im Augenblick geschieht, was die Menschen, die auf den Bildern dargestellt sind, gerade *denken, fühlen und erleben*, was gerade *in ihnen* vor sich geht. Machen Sie dann daraus eine vollständige Geschichte, erfinden Sie dazu, wie es zu der jetzigen Situation kam, *was vorher passierte*, denken sie sich dann aus, wie die Geschichte *weitergeht* und wie sie dann *am Ende ausgeht*. Es handelt sich nicht um Aufgaben, die man falsch oder richtig lösen kann. Es kommt alleine darauf an, Ihre Phantasie spielen zu lassen und eine dramatische Erzählung zu erfinden. Sie können sich ruhig für jede Geschichte etwa 5 Minuten Zeit nehmen. Aber darauf kommt es nicht genau an. Hier sehen Sie das erste Bild."

(zitiert in der Übersetzung von Revers, 1973, S. 41).

Es gibt kürzere Fassungen der Testanleitung, die bei der zweiten Serie oder bei Personen mit geringerer Schulbildung angebracht sind (Revers, 1973). Die folgende Kurzfassung (siehe Heckhausen, 1963) kommt eher für eine Demonstration des Testprinzips und für die Gruppenuntersuchungen infrage:

1. Was spielt sich hier ab – wer sind die Personen?
2. Wie ist es zu dieser Situation gekommen – was hat sich vorher zugetragen?
3. Was denken die einzelnen Personen auf dem Bild – was wollen sie ?
4. Wie wird es weitergehen – wie geht alles aus?

(Heckhausen, 1963, S. 58)

Nicht wenige Personen haben Schwierigkeiten, mehr als einige kurze Sätze zu produzieren, während von Murray durchschnittlich ca. 300 Wörter erwartet werden. Die Erzählungen werden ergiebiger und die Geschichten werden länger, wenn von vornherein zu einer möglichst dramatischen Geschichte aufgefordert wird. Dennoch gibt es stereotype und klischeehafte Erzählungen, und manche Produktionen werden höchstens durch die Wiederkehr solcher Klischees auffällig. Die Erzählungen werden vom Untersucher mitgeschrieben oder auf einem Rekorder aufgenommen. Als Variante gibt es auch die Möglichkeit, die Erzählungen selber aufschreiben zu lassen.

Der Untersucher soll einige biographische Informationen über den Probanden haben und auch über die Lebenssituation und die aktuellen Probleme. Diese Kontextinformation könnte natürlich dazu verführen, dieses Wissen in die TAT-Geschichten hinein zu interpretieren. Deswegen ist es zumindest in der Ausbildung und in Forschungsprojekten notwendig, zunächst ohne diese Kenntnisse “Blind-Gutachten” anzufertigen. Es sei denn, der TAT wird nicht als unabhängiger Test verwendet, sondern nur als Erzählhilfe bei einer Exploration.

An die Durchführung des TAT, d. h. in der Regel nach der zweiten Serie von Tafeln, kann sich ein Interview anschließen. Auf diese Weise können Erläuterungen zu den Figuren und Themen gewonnen werden. Außerdem ist es möglich, die Deutungen als Ausgangspunkte für ein freies Assoziieren zu nutzen.

Murray (1943, S. 1 des Manuals) sah im TAT “eine Methode, dem geübten Auswerter einige der dominanten Triebe, Emotionen, Einstellungen, Komplexe und Konflikte einer Persönlichkeit aufzudecken. Sein besonderer Wert beruht auf der Fähigkeit, die zugrundeliegenden gehemmten Tendenzen zu enthüllen, die die untersuchte Person oder der Patient nicht mitteilen will oder – weil sie ihm unbewusst sind – nicht mitteilen kann.” (übers. vom Verf.).

Es gibt neben der Originalpublikation mehrere Einführungen in den TAT, darunter auch deutsche Lehrbücher (Rauchfleisch, 1989; Revers, 1973). Deswegen kann hier auf viele Einzelheiten verzichtet werden zugunsten der wichtigsten Prinzipien der Interpretation.

Auswertung

Nach Murray (1943) wird die Geschichte *Satz für Satz* psychologisch untersucht. Dabei wird vor allem analysiert, welche Kräfte und Wirkungen von der *Hauptfigur* (dem “Held”) der Geschichte ausgehen und welche Kräfte und Wirkungen von der *Umgebung* der Hauptfigur ausgehen. Bedürfnisse (needs) und Einwirkungen (presses) sowie die bestehenden Konflikte geben das Raster der Auswertung. Die Hauptfigur ist nach Murrays Erfahrungen durchweg eine Person gleichen Geschlechts und auch hinsichtlich Altersgruppe und sozialem Status ähnlich.

Gewöhnlich sei die dargestellte Person der “Held” der Geschichte, bereits zu Beginn der Erzählung in Erscheinung tretend, am vitalsten in den Verlauf und den Ausgang der Geschichte verwickelt. Meist gebe es nur eine Hauptfigur, doch kommen auch Varianten und Wechsel vor, eventuell mehrere Helden oder Geschichten ohne offensichtliche Hauptfigur. Über die Serie der Tafeln, welche verschiedene Beziehungskonstellationen mit Vaterfigur, Mutterfigur, anderem Geschlecht, gleichgeschlechtlichen Personen und anderen Bezugsfiguren vorgeben, werden die wechselseitigen Einflüsse auf die Persönlichkeit untersucht. Die zentrale Voraussetzung bleibt, dass die Hauptfigur eine projektive Gestaltung der erzählenden Person ist. Deswegen sei ein diagnostischer Rückschluss auf den Erzählenden gerechtfertigt.

Zur Auswertung des TAT existieren zahlreiche, z. T. sehr differenzierte Anleitungen und Schemata. Murray orientierte sich an der von ihm entwickelten Klassifikation von mehr als 20 Bedürfnissen (need-and-press Analyse, siehe Abschnitt 11.2). Er stufte die Motive und Zustände der Hauptfigur auf fünfstufigen Skalen hinsichtlich Intensität, Nachhaltigkeit, Häufigkeit und Gewicht innerhalb der gesamten Geschichte ein. Außerdem versuchte er, die relative Ausprägung von Über-Ich, Stolz und Ich-Strukturierung zu bewerten und mit Erwartungswerten zu vergleichen (siehe Revers, 1973).

Die Ausgangsbasis des Interpretationsprozesses ist der Aufforderungscharakter einer Tafel. Hier ist nach Henry (1956) zweckmäßig zwischen drei Aspekten zu unterscheiden.

Aufforderungscharakter einer Tafel

Eine formale Anforderung, da die Bilder wegen ihrer unterschiedlichen Strukturiertheit auch verschiedene Anforderungen an das Organisationsvermögen stellen;

ein mit dem Bild gegebener Inhalt (manifest stimulus demand), der in der Geschichte in adäquater Weise zu berücksichtigen ist;

ein affektives Problem (latent stimulus demand), mit dem sich der Proband auseinander zu setzen hat.

Wichtige Inhaltsvariablen sind: die emotionale Tönung der Geschichten, der Handlungskern (“Thema”), die Hauptfigur, ihre Charakterisierung und ihre sozialen Beziehungen. Als wichtig gilt auch die Unterscheidung zwischen den geäußerten Phantasieinhalten und dem, was der Proband nicht gesagt hat, obwohl es im manifesten Aufforderungscharakter enthalten ist. Bereits an dieser

Stelle wird sich die kritische Frage stellen, welche der in einer Erzählung vorkommenden Figuren die Bezugsperson ist.



Abbildung 3: Die Tafel 2 des TAT

Beschreibung der Tafel 2

I. *Murray's Beschreibung.* Ländliche Szene: im Vordergrund ist eine junge Frau mit einem Buch in ihrer Hand; im Hintergrund arbeitet ein Mann auf den Feldern und eine ältere Frau schaut zu.

II. *Manifester Aufforderungscharakter.*

a. Ein adäquates Eingehen auf diese Tafel würde enthalten: Hinweise auf eine Anzahl von Personen, Hinweise auf die ländlichen oder bäuerlichen Aspekte, und Hinweise auf eine Beziehung zwischen den Figuren. Es sollte nicht übersehen werden, dass Hinweise wie "Familie auf einer Farm arbeitend" oder selbst ein rätselhaftes "Familien-Ernte" durchaus den basalen Stimulus erfassen. Häufiger werden jedoch die einzelnen Figuren getrennt behandelt. Sie werden allgemein wie in Murray's Beschreibung gesehen.

b. Andere, oft beobachtete Details sind die Einzelheiten der Farm (Felsen, Gebäude, Produktion) und der drei Figuren (das Mädchen hat Bücher, die Frau lehnt an einem Baum, der Mann arbeitet).

c. Selten genannte Details sind die mögliche Schwangerschaft der älteren Frau und, mit abnehmender Häufigkeit, das Pferd, die Nebengebäude im Hintergrund, die Ackerfurchen, die Einzelheiten der Frauenkleidung und die Muskulatur des Mannes. Ein "See" und ein zweiter Mann mit Pferd, die im fernen Hintergrund gesehen werden könnten, gehören zur Kategorie der seltenen Details. Ein seltenes Detail von einigem Interesse ist die Position der

jungen Frau auf der linken Seite als ob sie vor einem großen Bild oder Wandbild steht (wobei das übrige Bild die Wand darstellt, die sie anschaut).

III. *Formaler Aufforderungscharakter.* Die formale Anforderung bei dieser Tafel ist etwas größer als beim ersten Bild, denn es wird von dem Probanden verlangt, drei größere Elemente, die Personen, zu integrieren und dabei einige Aspekte des Hintergrunds zu berücksichtigen. Für Probanden, die zur zwanghaften Beobachtung von Stimuli neigen, ist diese Tafel besonders gut geeignet, da sie eine Vielzahl von Beobachtungsdetails enthält.

IV. *Latenter Aufforderungscharakter.* Der hauptsächliche emotionale Anreiz dieses Bildes liegt in zwei Bereichen:

- a. Das Gestalten von passenden interpersonalen Beziehungen und die Herausforderung durch eine Mehrzahl von Personen. Es ist die einzige Tafel in der Serie, die dem Probanden direkt eine Gruppenszene präsentiert. Ihr spezieller Anreiz betrifft natürlich die Beziehung zwischen jüngeren und älteren und männlichen zu weiblichen Personen. Auf diese Weise ist sie geeignet, Gefühle über interpersonelle Beziehungen, hinsichtlich Eltern-Kind-Beziehungen und heterosexuellen Beziehungen hervorzurufen.
- b. Der Kontrast zwischen dem neuen und dem alten, repräsentiert durch die Geschichte des Mädchens, das zur weiteren Ausbildung fortgeht im Gegensatz zu den Farmern. In dieser Hinsicht ist es ein geeignetes Bild, Einstellungen zur persönlichen Mobilität zu erfassen, zum Ehrgeiz und zur Frage, ob die Tradition als wertvoll oder hemmend anzusehen ist.

V. *Häufige Geschichten.* Die zwei häufigsten Geschichten zu diesem Bild handeln von den beim latenten Aufforderungscharakter genannten Fragen. Erstens: die Geschichte von einem jungen Mädchen, das die Farm verlässt, möglicherweise für eine weitere Erziehung, die für die Rückkehr zur Farm wichtig ist, oder wegen neuer Chancen, welche die häusliche Szene nicht gewähren kann. Zweitens: die Geschichte, welche den status quo der Familie darstellt, d. h. die Geschichte der schwer arbeitenden und sich von der Erde ernährenden Familienmitglieder (etwas häufiger unproduktiv als produktiv gesehen).

VI. *Signifikante Abweichungen.* Wesentliche Punkte betreffen:

- a. Das Ausmaß, zu dem Stimulusdetails verwendet werden.
- b. Die Figur, die als Hauptfigur gesehen wird.
- c. Die Art der Aufteilung dieser Figuren. Zum Beispiel kann die Geschichte aufgeteilt werden, um die beiden Frauen zu verbinden (der Mann ist angezogen) oder um die beiden jüngeren Personen zu verbinden (Ehemann und Frau mit Schwiegermutter). Außerdem kann einer der drei Personen eine dominierende Kraft zugeschrieben werden mit Unterordnung der anderen

Figuren. Bei all diesen möglichen Formulierungen lohnt es sich, die Attribute jeder Person und die Art ihrer Interaktion genau zu beachten.”

nach Henry (1956; S. 241-242, übers. vom Verf.)

Im Vergleich zu dieser differenzierten Beschreibung wirken andere Beschreibungen der thematischen Valenz (Anreizwert, Mehrdeutigkeit) der Tafel 2 “Generationsprobleme, Soziale Probleme, Partnerschaftsprobleme, Soziokulturelle Probleme” (Revers, 1973, S. 113) und “Generationenkonflikt und ödipale Konstellationen, Berufswünsche, Einstellung zur Schwangerschaft (Rauchfleisch, 1989, S. 20) recht summarisch.

Revers (1973, S. 191-193) empfahl für die diagnostische Praxis ein vereinfachtes Auswertungsschema. Im Unterschied zu Murrays genauerer Interpretationsmethodik mit dem need-press-Schema und den Skalierungen konzentriert sich Revers auf die folgenden Aspekte:

- A. Durchsicht des gesamten Protokolls, um einen Gesamteindruck zu erhalten.
- B. Deskriptive Übersetzung der Geschichte in psychologische Begriffssprache.
 - 1. Psychologische Situation der Hauptfigur.
 - 2. Psychologischer Situationsverlauf (Vorgeschichte, Gegenwart und weitere Entwicklung).
- C. Schematische Auswertung.
 - 1. Erfassung des Themas (Handlungskern). Um welches Problem geht es?
 - 2. Situationaler Kontext des Themas. In welchem Zusammenhang tritt das Problem auf? Erscheint dieses Problem auch in den übrigen TAT-Geschichten?
 - 3. Entwicklung des Themas.
 - a. Verlauf. Wie kam es zu diesem Problem und wie setzt sich die Hauptfigur damit auseinander?
 - b. Ausgang. Welchen Ausgang hat die Geschichte? Kommt eine Lösung des Problems zustande?

Für die einzelne Geschichte wird sich während der psychologischen Übersetzung eine Deutehypothese ergeben, vielleicht aber noch unsicher und sehr vorläufig. Im weiteren Verlauf können solche Deutehypothesen durch ähnliche und wiederkehrende Inhalte bekräftigt, in Aspekten ergänzt oder durch Widersprüche eingeschränkt werden. Die wichtige Längsschnitt- (Verlaufs-) Analyse ermöglicht ein

heuristisches und auch kontrollierendes Vorgehen. Schnelle Deutungen und spekulative Symbolinterpretationen sollen vermieden werden.

Bei der genauen thematischen Auswertung können auch formale sprachliche und stilistische Merkmale beachtet werden. Wiederholungen, Verneinungen, Betonungen, Auslassungen, Pausen (siehe auch die Zusammenstellung von Alexander im Abschnitt 3.3).

Der Interpretationsansatz kann erst im Zusammenhang aller vorliegenden Geschichten ausgebaut und zu einer psychologischen Konstruktion weitergeführt werden. Gerade die wiederkehrenden Themen, Bedürfnisse, Einwirkungen und Konflikte tragen zur Ausformung der Interpretation bei, und die Ähnlichkeiten in der dynamischen Struktur der Geschichten können helfen, die schwierige Frage nach der Ebene der Deutung bzw. nach der Identifikation mit der Hauptfigur zu entscheiden.

Ein TAT-Beispiel

Ein Beispiel für die Interpretation kann hier nur unter Vorbehalten gegeben werden. Wenn nur die Geschichte zu einem einzelnen Bild interpretiert wird, fehlt der Zusammenhang mit den anderen Geschichten, welche zur Prüfung und Modifikation des ersten Interpretationsansatzes führen können. Ohne diese Kontrollen muss die Interpretation spekulativer ausfallen, als bei der Auswertung der vollständigen Serie mit zwanzig Tafeln.

Die folgende Geschichte wurde von einer Frau im Alter von 35 Jahren, mit Realschulabschluss erzählt. Anlass der Untersuchung waren Partnerschaftsprobleme. Hier wird nur die Geschichte zur Tafel 2, deren Aufforderungscharakter zuvor beschrieben wurde, wiedergegeben. Im Anhang des Buchs ist eine Interpretation in Anlehnung an das von Revers vereinfachte Auswertungsschema enthalten. An dieser Stelle kann jetzt versucht werden, diese Geschichte zu übersetzen sowie Hauptfigur und Hauptthema zu bestimmen. Wie geht die Erzählerin mit dem manifesten und dem latenten Anreizwert dieser Tafel um und welche Besonderheiten zeigen sich?

(Tafel 2) (Reaktionszeit 20'')

Der Mann der das Feld pflügt, war ein ehemaliger Freund von dem Mädchen, das im Vordergrund steht, mit den zwei Büchern in der Hand. Dieses Mädchen passt eigentlich nicht auf den Hof, wenn sie da mit den Büchern herumläuft. Sie scheint noch zur Schule oder vielleicht zur Universität zu gehen. Sie will vielleicht in der Stadt einen Beruf lernen oder sich weiterbilden.

Und jetzt bekommt die Frau da, die da am Bildrand ist, von dem Mann ein Kind und nun ist das Mädchen natürlich enorm enttäuscht, dass der Mann nicht mehr mit ihr geht und blickt so ziemlich verzweifelt und resigniert in

die Zukunft. Die Frau rechts im Bild blickt ziemlich zufrieden in die Ferne, und der Mann, der das Feld pflügt, ist sehr auf seine Arbeit konzentriert. Er denkt weder an die eine noch an die andere Frau.

–

(Testleiter: Und wie geht es jetzt weiter?)

Die Frau im Vordergrund mit den zwei Büchern wird jetzt einmal eine Zeit lang vor sich hinklagen und Gott und die Welt beschimpfen und dann wird sie sich vielleicht an einen anderen Mann ranmachen. Ich weiß nicht – oder sie wird sich an dem Mann, der mit ihr Schluss gemacht hat, rächen.

Für eine adäquate Interpretation müssten die hier gewonnenen Interpretations-hypothesen an den anderen neun Tafeln der ersten Serie und an den folgenden 10 Tafeln der zweiten Serie überprüft und wahrscheinlich auch modifiziert werden.

Varianten des TAT

Wie kaum ein anderer Test hat die Publikation des TAT zur Nachahmung angeregt. Es wurden andere Bilder eingeführt oder Varianten der Auswertung mit mehr oder minder genauen Regeln entwickelt (siehe Kornadt & Zunkley, 1982; Rauchfleisch, 1989; Revers, 1973).

Rauchfleisch hat sich nachdrücklicher als Revers für eine psychoanalytische Interpretation der erzählten Geschichten eingesetzt. Er verwies auch auf die widersprüchlichen Validierungsbemühungen und sah im TAT statt eines Tests eher eine Explorationshilfe und ein Instrument zur Sammlung psychodynamischer Hypothesen. Im Verlauf einer Psychotherapie kann der TAT eingesetzt werden, um psychodynamische Verläufe zu erfassen. Sein Buch enthält ausführliche Beispiele aus der psychologisch-psychiatrischen Praxis.

Rauchfleisch befasst sich vor allem mit dem Hauptthema der Geschichte und unterscheidet in Anlehnung an Bellak und an Arnold (siehe Rauchfleisch, 1989) mehrere Ebenen und Perspektiven:

eine deskriptive Ebene mit den Hauptgedanken der Geschichte;
eine interpretierende Ebene mit verallgemeinernden Formulierungen;
eine Ebene mit diagnostischen Aussagen;
eine symbolische Ebene unter Bezug auf psychoanalytische Symbole;
eine Ebene, welche die Assoziationen des Probanden einbezieht.

Ein wichtiger Ansatz ist auch hier die Sequenzanalyse, außerdem wird versucht, einen psychodynamischen Fokus (Kernkonflikt) zu formulieren und Hinweise auf typische Abwehrmechanismen zu erfassen. Revers nimmt auch die aus der

Trauminterpretation bekannte Unterscheidung von Objektstufe und Subjektstufe auf. Die geschilderten Figuren können auf der Objektstufe als reale Bezugspersonen und auf der Subjektstufe als Repräsentanten verschiedener Seiten des Erzählenden gedeutet werden. Hinzu kommt noch die Interpretation auf der Übertragungsebene, wenn der Eindruck entsteht, dass Phantasien und Emotionen auf die Person des Therapeuten übertragen werden.

Angesichts dieser zahlreichen Ebenen und entsprechenden Auslegungsmöglichkeiten wird verständlich, dass Rauchfleisch im TAT keinen Test, sondern ein heuristisches Verfahren sieht.

Revers und Allesch (1985; Revers & Widauer, 1985) ersetzen das veraltet erscheinende Bildmaterial durch eine neue, z. T. auch farbige Zeichnungen enthaltende Serie mit 33 Tafeln. Dieser Thematische Gestaltungstest Salzburg TGT-S weicht auch in der theoretischen Orientierung und in der Auswertung stark vom TAT ab. Die Bilder wurden ausdrücklich im Sinne einer biographischen Themenreihe ausgewählt. Statt durch die Identifikationshypothese wie beim TAT wird die Auswertung durch eine vorsichtigeren inhaltlich-deskriptive Methode der Interpretation geleitet.

Eine bemerkenswerte Verfahrensvariante von Gitzinger-Albrecht (1992) verwendete einige dem TAT ähnliche, aber stärker akzentuierte Bilder mit aktualgenetischer Methodik, um den psychodynamischen Deutungs- und Abwehrprozess von Patienten einer Psychotherapie-Klinik zu erfassen. Bei diesem Verfahren wurden die Bilder computer-unterstützt mit extrem kurzer und dann zunehmender Expositionsdauer von 14 bis 2000 ms gezeigt bis sich die nach jeder Exposition gegebenen Reaktionen zu einem deutlichen Eindruck vom Bildinhalt ausgeformt hatten.

Evidenz

Bei Zweifeln an projektiven Tests wird gelegentlich auf Erfahrungen mit spezieller Evidenz verwiesen wie im folgenden Beispiel: In einem Gutachterseminar war ohne Kenntnis weiterer Personaldaten eine TAT-Auswertung vorzutragen. An dem Protokoll fielen zwei seltene Besonderheiten auf. Zur Tafel 8 BM, dem Bild mit der angedeuteten Operationsszene, kam erst nach längerem Schweigen eine kurze Geschichte und zur Tafel 13 MF (auf einem Bett liegt ein Frauenkörper, davor steht ein Mann, der sich den Arm vor das Gesicht hält) konnte überhaupt nichts erzählt werden. Die auch durch Geschichten zu anderen Tafeln gestützte psychologische Interpretation, dass die untersuchte Person eine schwerwiegende, aggressiv getönte Sexualproblematik haben könne, schien sehr gewagt und spekulativ. Später stellte es sich heraus, dass es sich um den Test eines in Haft befindlichen mehrfachen Sexualmörders handelte. – Solche "Anekdoten" sind nicht mit einer empirisch-statistischen Validierung zu vergleichen, z. B. einer Korrelation zwischen der von Experten eingestuftem Ausprägung manifester oder latenter Aggressivität in TAT-Geschichten und Kriterien

aus dem Verhalten und Lebenslauf der Probanden. Dennoch vermitteln solche einprägsamen Erfahrungen eine besondere Evidenz.

Einwände

Gegen die Inhaltsanalyse des TAT können mehrere Einwände vorgebracht werden, die ähnlich auch für andere Inhaltsanalysen und die Trauminterpretation gelten. Das Material wird unter künstlichen Testbedingungen erhoben und kann deshalb von situativen und interaktiven Einflüssen verzerrt sein. Eine spekulative Interpretation sagt vielleicht mehr über den Interpretierenden aus als über den Autor der Geschichten. Die Interpretationen können kaum überprüft werden, weil keine überzeugenden Kriterien einer gültigen Interpretation anzugeben sind. Der Diagnostiker interpretiert den Text so wie es die in der Regel bekannten biographischen Daten und die Anamnese nahe legen. Aus diesen Gründen wird von Kritikern der impressionistische und anekdotische Stil solcher Interpretationen hervorgehoben. Das methodisch "naive" Vorgehen überlässt unkontrolliert alles der Deutung durch den Diagnostiker. Im Extrem kommt es zu "wilden" Deutungen.

Der TAT und verwandte Tests haben zwei zentrale Probleme, denn es muss eine Inferenz von der erzählten Geschichte auf deren Hauptfigur und eine Inferenz von dieser phantasierten Hauptfigur auf die Persönlichkeitsmerkmale des Erzählenden vorgenommen werden. Es geht um die *psychologische Interpretation einer Interpretation*. Auf welcher Ebene werden die psychologischen Konstruktionen über den Probanden entwickelt: auf der Ebene der manifesten Inhalte, auf der Ebene der Phantasiegeschichte oder auf der Ebene latenter Motive? Identifiziert sich der Erzähler tatsächlich mit der Hauptfigur? Folgt aus einer solchen Identifikation, dass der Erzähler auch dieselben Themen und Persönlichkeitseigenschaften hat wie die Hauptfigur der Geschichte? Dies sind außerordentlich fragwürdige, aber für die Testinterpretation notwendige Annahmen. Ohne Entscheidungen hinsichtlich der Bezugs- und Realitätsebene, sind psychodiagnostische Interpretationen kaum möglich (siehe auch Rauffleisch, 1989; Revers, 1973). Bei der Anwendung des TAT als Explorationshilfe in einer biographischen Erhebung, wie ursprünglich durch Murray, sind mehr Möglichkeiten der Absicherung vorhanden als bei einer weitgehend "blinden" Auswertung. Andererseits besteht dann das Risiko, aus diesen Kenntnissen etwas in die Geschichte hineinzulesen.

Die Publikation bzw. die Testrezension des Thematischen Gestaltungstests TGT löste eine Kontroverse aus, die sich vor allem mit der strittigen Frage befasste, ob die konventionellen (psychometrischen) Gütekriterien für projektive Verfahren adäquat sind (Allesch, 1991; Steck, 1991; Tent, 1991). In methodischer Hinsicht muss hier noch sehr viel genauer spezifiziert werden, welche Aussagen nach welchen Kriterien evaluiert werden sollen. Nach herkömmlichen psychometrischen Maßstäben ist es um die testmethodische Qualität der projek-

tiven Verfahren schlecht bestellt. Wenn der TAT nur als Explorationshilfe verwendet wird, treffen die testmethodischen Einwände nur noch sehr bedingt zu.

9.4 Der Sceno-Test (von Staabs)

Der Sceno-Test von Gerhild von Staabs (1964), der auch heute noch als diagnostische Spielsituation mit Kindern genutzt wird, gewährt noch größere Entfaltungsmöglichkeiten als der TAT. Im Sceno-Test werden nicht Bilder, sondern Spielzeug verwendet. Der Test ist in Anlehnung an ähnliche Verfahren (u. a. den Welt-Test von Bühler) entstanden, um für Kinder eine Situation zu schaffen, in der sie spielerisch ihre psychische Situation darstellen können. Der Grundgedanke entspricht also dem TAT und anderen projektiven Gestaltungstests, nur dass hier nicht unbedingt gesprochen werden muss. Deshalb ist dieser Test auch für sprachlich gehemmte oder behinderte Kinder geeignet. Das Kind kann im Umgang mit einem Inventar von Figuren und Bausteinen eine eigene Welt aufbauen und mitmenschliche Beziehungen darstellen. Im Prozess des Spielens wird das Kind vielleicht davon erzählen (siehe auch Ermert, 1997; Kastner-Koller & Deimann, 1999).

Das Material dieser Miniaturwelt besteht aus Holzklötzen, Bäumen, verschiedenen Tieren (u. a. Kuh, Schwein, Krokodil), Gebrauchsgegenständen (Auto, Milchflasche, Klo) und vor allem 16 kleinen Puppenfiguren (Mutter und Vater, Kinder, Großeltern, Arzt usw.). Dieses Material wurde nach psychologischen und psychoanalytischen Gesichtspunkten ausgewählt. Der Aufbewahrungskasten dient zugleich als Spielfläche. Dem Kind wird das Material gezeigt, dann folgt mit wenigen Worten die Aufforderung, auf der Spielfläche etwas aufzubauen. Der Aufforderungscharakter des Materials ist so groß, dass dies bereits genügen kann. Bei größeren Kindern und Erwachsenen wird gesagt, dass sie "irgendetwas, was ihnen gerade einfällt oder durch den Sinn geht" aufbauen, "etwa so, wie ein Regisseur auf einer Bühne eine Scene inszeniert" (von Staabs, 1964, S. 17). Ist eine Szene aufgebaut, kann das Kind über das Geschehen berichten (was passiert ist, welche Personen das sind usw.) oder die Szene wird spielerisch erweitert und verändert.

Für die Verhaltensbeobachtung während des Spiels gibt es einen Beobachtungsbogen, außerdem ein Protokollblatt für die Szene, falls diese nicht einfach fotografiert wird. Die Interpretation folgt in einer vereinfachten und dem kindlichen Spiel angemessenen Weise ähnlichen Prinzipien wie sie auch beim TAT gelten. Das Spielmaterial hat einen geplanten Aufforderungscharakter. Das Kind trifft eine vielleicht für seine gegenwärtige psychische Situation charakteristische Auswahl aus dem Material und kann im Spiel ein Thema entfalten, mit dem

es sich innerlich beschäftigt. Das Spiel kann natürlich auch einen eher banalen Inhalt haben, doch zeigt die Erfahrung, dass Sceno-Tests von Kindern in der Erziehungsberatung oder in der psychiatrischen Poliklinik auch psychologisch sehr ungewöhnliche Szenen und Störungshinweise bieten.

Der Sceno-Test wird in Deutschland und anderen Ländern relativ häufig angewendet. Wahrscheinlich geschieht dies häufig ohne die umfangreiche Auswertung, wie von Staabs es in der Anleitung vorgesehen hat, sondern als ein Spiel, in dem die Anfangshemmungen des Kindes überwunden werden können. An das konkrete Spiel werden sich allmählich – narrativ und explorativ – psychologische Schritte und Deutungen anschließen. Der Test kann nicht allein als diagnostisches Hilfsmittel verwendet werden, sondern auch als Einstieg in einen spieltherapeutischen Prozess.

9.5 Der Rorschach-Test

Testmaterial

Der Test wurde von dem Schweizer Psychiater Herrmann Rorschach (1921) als wahrnehmungspsychologisches Experiment mit Klecksbildern entwickelt. Diese Bezeichnung beschreibt die Herstellungsweise, denn die Bilder können durch das Aufbringen von Tusche auf ein Blatt Papier, das dann in der Mitte gefaltet wird, hergestellt werden. Die Tafeln 1, 4 bis 7 sind in grau-schwarzen Tönen gehalten, die Tafeln 2 und 3 haben zusätzlich rote Kleckse und die Tafeln 8 bis 10 sind mehrfarbig. Die Kleckse haben viele Details, auch detailreiche Konturen und innere Partien mit Aussparungen und sie zeichnen sich insgesamt durch eine starke Textur, d. h. Schattierungen aus. Alle Bilder sind durch die Herstellung symmetrisch, und die Tafeln haben ein Format von 17 x 24 cm.

Rorschach (1921) verwendete, wenn er die Tafel in die Hand gab, nur eine kurze Instruktion “Was könnte dies sein?” Die Tafel kann nach Belieben gedreht werden, soll aber in der Hand behalten, also nicht aus der Entfernung betrachtet werden. Die meisten seiner Versuchspersonen sahen die Aufgabe als Prüfung ihrer Phantasie an.

Instruktion zum Rorschach-Test

Ich will Ihnen nun einige Tafeln zeigen und bitte Sie nur, mir zu sagen, was das sein könnte. Sie können so viel oder so wenig sagen, wie Sie Lust haben. Sie können die Tafel auch drehen und wenden, wie Sie wollen, und wenn Sie fertig sind, geben Sie mir die Tafel wieder zurück.

(Bohm, 1996, S. 23)



Abbildung 4: Tafel 2 des Rorschach-Test

Durchschnittlich können ca. 15 bis 30 Antworten in ca. 20 bis 30 Minuten erwartet werden. Die Antworten werden mit den Reaktionszeiten genau protokolliert. Erst nach der zehnten Tafel schließt sich die genaue Befragung an, welche die Antworten zu allen Tafeln sichern soll:

Wo? (zeigen lassen).

Können Sie mir das näher beschreiben?

Was hat Sie darauf gebracht...?

(Die genaue Lokalisation wird am besten in ein Schema mit verkleinerten Tafeln eingetragen.)

Auswertung

Die Auswertung des Rorschach-Tests folgt zwar in den Grundzügen dem Ansatz Rorschachs, doch haben sich zwei größere Schulen bzw. Richtungen entwickelt, die von Bohm (1996) und von Klopfer (Klopfer & Davidson, 1974). Diese Lehrbücher enthalten sehr differenzierte Anweisungen für die Signierung (Kodierung) der Antworten, für die Verrechnung der Werte und für die Interpretation. Auch zum Rorschach-Test gibt es eine große Anzahl von Modifikationen des Bildmaterials und der Auswertungstechniken. Erwähnenswert ist die in Anlehnung an den Rorschach-Test konstruierte Holtzman-Inkblot Technik. Aus testmethodischen Gründen wird jeweils nur eine Antwort zugelassen, dafür umfasst die HIT aber 45 Tafeln (siehe Hartmann & von Rosenstiel, 1977 und 1980).

Die Deutungen werden hinsichtlich verschiedener Kategorien signiert, wobei ein längeres Training notwendig ist, um eine befriedigende Auswertungs-Reliabilität zu erreichen. Es gibt zwei Hauptkategorien, den Erfassungsmodus und den Erlebnismodus, mit zusammen ca. zwanzig Merkmalen und zahlreichen, seltener auftretenden Sondermerkmalen:

Signierung des Rorschach-Tests

Erfassungsmodus

Die Deutung bezieht sich auf Ganzes, Detail, Zwischenraum, Kleindetail oder Kombinationen.

Erlebnismodus

Die Deutung ist hauptsächlich durch die Form, durch die Farbe, durch die Bewegung, durch die Schattierung oder durch deren Kombination bestimmt, wobei die Prägnanz der Deutung zu bewerten und zu signieren ist.

Inhalte

Die Deutung kann Menschen, innere Organe, Tiere, Objekte, Essen, Landschaften usw. beinhalten.

Häufigkeit

Die Deutung kann für die Tafel "vulgär" (konventionell), individuell oder in seltenen Fällen als originell signiert werden.

Schattierungs- und Hell-Dunkel-Deutungen

Diese Kategorie wurde erst nach Rorschach eingeführt.

Reaktionszeit (bis zur ersten Antwort einer Tafel) und Deutezeit (mittlere Dauer einer Antwort). Gesamtzahl der Antworten.

Ein Beispiel zeigt einige der Signierungen. Die Tafel II führte zu den folgenden Antworten mit den entsprechenden Signierungen (nach Bohm, 1996, S. 81):

Zwei Fasnachtsnarren, Clowns usw.	G	B+	M
(Schwarz allein) Becken	D	F+	Anatomie
(Rot oben) zwei Flammen	D	FbF	Feuer
(Schwarz oben) kleine Hähne	Dd	F+	T
(Zwischenfigur und Schwarz) Park- strasse von Bäumen eingefasst, in der Ferne ansteigend, mit Ballustrade	DZw	F(Fb)+	Ldsch. O+

G Gesamtantwort, D Detailantwort, Dd Kleindetail, DZw Detail mit Zwischenraum, B bewegungsbestimmt, F formbestimmt, FbF farb- und formbestimmt, M Mensch, T Tier, Ldsch Landschaft, O Original. + bedeutet formscharfe, gute Antwort.

Die Signierungen der Antworten werden prozentual auf die Gesamt-Antwortenzahl bezogen und in einem Psychogramm zusammengefasst. Ihre Häufigkeiten können mit Erwartungswerten verglichen und bewertet werden; dies gilt auch für die Reaktionszeiten und die Deutezeiten. Schließlich werden die Häufigkeiten bestimmter Merkmale in Relation gesetzt, z. B. das Verhältnis von Ganz- zu Detailantworten und das Verhältnis von formbestimmten zu farbbestimmten Deutungen.

Wie beim TAT setzt der Interpretationsprozess beim Aufforderungscharakter der Tafeln an. Fast alle Personen geben zur Tafel 5, die dazu sehr einlädt, die Deutung Fledermaus oder Schmetterling als eine Ganzantwort. Das Unterbleiben dieser populären Antwort ist auffällig, wenn die Deutung auch als Zweitantwort nicht gegeben wird. Die Tafel 2 ist die erste schwarz-rote Tafel und es werden zum Farbklecks farbbestimmte Deutungen erwartet. Dabei ist interessant, wie gut diese implizite Anforderung in die Deutung integriert werden kann, ohne dass die Formqualität leidet. Rorschachs Grundgedanke war, dass sich in den formbestimmten Antworten eher intellektuelle und in den farbbestimmten Antworten eher affektiv-triebhaft Tendenzen ausdrücken. Die durch Schattierungsunterschiede beeinflussten Antworten repräsentieren vielleicht Stimmungen und Verstimmungen. Eine wichtige Rolle spielt der sog. Erlebnistyp, welcher je nach Anzahl und nach Relation von durch Bewegung bestimmten und durch Farbe bestimmten Antworten, auf emotionale Einengung, auf Ausgeglichenheit oder auf Ausweitung bzw. auf eine introvertiert-stabile oder extravertiert-lebhafte Einstellung hinweisen kann.

Wichtige Linien der Interpretation sind daher: Beobachtungsschärfe, Konzentrationsfähigkeit, Umstellungsfähigkeit, ganzheitliche oder detailfreundige Einstellung, weiterhin die Ausprägung von Phantasie und Originalität, aber auch mangelhafte Realitätskontrolle, Konventionalität und Stereotypie des Denkens sowie auffällige Wahrnehmungsverzerrungen. Auf der affektiv-triebhaften Seite werden individuelle Unterschiede der affektiven Ansprechbarkeit, der spontanen und der kontrollierten emotionalen Reaktivität und der Stimmungslage beschrieben. Das Verhältnis von Antrieb und Kontrolle führt zu einer Beurteilung der allgemeinen Anpassungsfähigkeit.

Das System der Deuteregeln ist sehr umfangreich und enthält viele spezielle Hinweise und eine Merkmalskombinatorik, die hier nicht im einzelnen dargestellt werden kann. In den Protokollen seiner psychiatrischen Patienten hatte Rorschach im Vergleich zu psychisch Gesunden vielfältige Belege für besondere Verarbeitungsweisen und extreme Auffälligkeiten gewonnen. Auf diesen Erfahrungen beruhen seine Deute-Regeln. Rorschach führte z. B. eine ungewöhnlich lange Reaktionszeit, verbunden mit einem emotionalen Ausruf oder einem auffälligen Zögern bei der Deutung (oder dem Versagen einer Antwort) auf den angesprochenen Affekt bzw. das Thema der Antwort zurück. Das

Nichtgelingen einer kontrollierten und dem Aufforderungscharakter angemessenen Deutung wird als "Schock" bezeichnet und als Kontrollverlust interpretiert.

Als seriell aufgebauter Test bietet der Rorschach-Test vorzügliche Möglichkeiten der Verlaufsanalyse. Die Reihe der Antworten wird über die Tafeln, unter Berücksichtigung der verschiedenen und schwieriger werdenden Anforderungen durch Form, Farbe und Schattierung, verglichen. Sind vielleicht für die Person charakteristische dynamische Sequenzen zu erkennen? Gibt es spezielle Verläufe, wie sich jemand durch die Form- und Farb-Determinanten ansprechen lässt und wie diese Anforderungen verarbeitet werden? Wie sind diese Verlaufsgestalten psychologisch zu interpretieren?

Die große Zahl von Merkmalen und Regeln schließt hier ein Beispiel aus. Es wäre dem Rorschach-Test unangemessen, eine einzelne Antwort oder die Antworten zu einer Tafel interpretieren zu wollen. Nur mit dem vollständigen Protokoll, dem zahlenmäßigen Psychogramm und dem charakteristischen Verlauf der Antworten über die zehn Tafeln ist eine methodisch vertretbare Interpretation möglich. Es sind wiederum viele Kontexte zu berücksichtigen und ein mehrstufiger Interpretationsprozess zu leisten. Wegen der Überschaubarkeit des Materials, der seriellen Abfolge der Tafeln und der Möglichkeit klärender Nachfragen und Einfälle könnte der Rorschach-Test methodisch als Lehrstück der Interpretationskunst gelten – unabhängig von den vielfältigen Problemen, empirische Kriterienkorrelationen nachzuweisen.

Der Rorschach-Test steht in einer doppelten Tradition. Er nimmt Anregungen aus den Experimenten der Assoziationspsychologie auf, allerdings in differentieller und diagnostischer Absicht. Rorschach sprach ja nicht von einem projektiven Test, sondern von einem Wahrnehmungsexperiment. Die tiefenpsychologische Tradition war zu Beginn weniger deutlich als in einigen der späteren Entwicklungen, die sich um eine psychoanalytische Interpretation der Antworten bemühten (Schafer, 1972). Trotz der Kürze der Antworten auf die Klecksbilder ist eine inhaltliche Interpretation dieser Antworten nicht ausgeschlossen. So kann das standardisierte Reizmaterial auch für die Technik der freien Assoziation verwendet werden.

Ungesicherte Validität

Die Literatur enthält eine fast unüberschaubare Anzahl von Publikationen zur Frage der Validität des Rorschach-Tests. Die einzelnen Untersuchungen sind so unterschiedlich angelegt oder enthalten nur unzureichende Kontrollen systematischer Fehler, dass Metaanalysen unmöglich zu sein scheinen. Die methodische Orientierung oder die fachliche Kompetenz könnten eine größere Rolle spielen als oft angenommen wurde. Dies lässt sich an einem auch aus politisch-psychologischer Sicht besonders interessanten Beispiel erläutern.

Im Jahr 1945 wurden im Nürnberger Gefängnis deutsche Kriegsverbrecher durch den amerikanischen Psychiater Kelley und den Psychologen Gilbert untersucht.

Dabei wurden Autobiographien, Handschriften u. a. Daten gewonnen und mit 16 Mitgliedern der nationalsozialistischen Führungsschicht auch Rorschach-Tests durchgeführt (Borofsky & Brand, 1980). Dieses Material wurde seitdem von mehreren Untersuchern ausgewertet. Die psychologische Erwartung war, dass sich die NS-Täter durch auffällige Charakterzüge, u. a. emotionale Kälte, Aggressivität, Sadismus, von einer Vergleichsgruppe sozial unauffälliger Personen unterscheiden müssten. Die verschiedenen Untersucher kamen zu divergenten Ergebnissen, die von der Annahme bis zur Ablehnung dieser Hypothese reichten. Die ersten Untersucher schienen enttäuscht zu sein, als ihre Erwartung nicht bestätigt wurde. Die erste Re-Analyse folgte erst nach 29 Jahren. Inzwischen hatte sich aber die Perspektive geändert, denn unter dem Einfluss von Hanna Ahrendt wurde nun gerade die "Banalität des Bösen", d. h. die Durchschnittlichkeit dieser Täter betont. Dies ist eine Kernfrage geblieben (Borofsky & Brand, 1980). Aber könnte nicht im Prinzip von einem projektiven Test, am besten einem thematischen Test, mehr Aufschluss über die Psychologie dieser NS-Täter erwartet werden als z. B. von der Fragebogenmethodik? (Obwohl auch ein Fragebogen wie die Faschismus-Skala interessante Informationen über die Einstellung von Tätern der NS-Zeit geben kann, siehe Steiner & Fahrenberg, 2000).

Für viele ist der Rorschach-Test gerade der psychologische Test, der auf größte Skepsis stößt. Es verwundert, was aus den Einfällen zu so trivialen Klecksen alles herausgelesen werden kann. Das System aus Signierungsregeln und Deuteregeln ist aber so umfangreich ausgearbeitet wie bei keinem anderen projektiven Test. Vergleichbare Systeme der Merkmalskombinatorik und Interpretation gibt es sonst nur in der Graphologie.

9.6 Das Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI

Persönlichkeitsfragebogen gehören heute neben den Intelligenztests zu den am häufigsten verwendeten psychologischen Tests. Diese Fragebogen werden nach schriftlicher Anleitung in der Regel selbständig ausgefüllt. Die Antworten zu den Items, die eine Skala bilden, werden zu einem Testwert addiert. Wenn eine bevölkerungsrepräsentative Normierung vorliegt, kann der individuelle Testwert unter Berücksichtigung der Altersgruppe und der Geschlechtszugehörigkeit in einen Standardwert umgewandelt werden. Dieser lässt dann die relative Ausprägung des Persönlichkeitsmerkmals im Vergleich zur Bezugsgruppe erkennen.

Der Standardwert oder das aus den Standardwerten für mehrere Skalen gebildete *Testprofil* werden im Hinblick auf die Fragestellung der Untersuchung psychologisch interpretiert und ggf. dem Auftraggeber als Befund mitgeteilt. Diese Testinterpretation und Kommunikation bilden jedoch nur den letzten Abschnitt eines längeren Prozesses mit mehreren interpretativen Schritten, die

manchen Anwendern des Tests in der Praxis kaum noch gegenwärtig sein werden. Psychologische Interpretationen sind in den Phasen der Testkonstruktion, bei der Qualitätskontrolle des Tests sowie bei den konkreten Anwendungen notwendig. Diese Schritte werden am Beispiel des FPI-R erläutert.

Testbeschreibung

Das Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI-R (Fahrenberg et al., 2001) ist ein mehrdimensionaler Persönlichkeitsfragebogen für Jugendliche und Erwachsene. Es kann allgemein zum Assessment von Persönlichkeitsmerkmalen und im Rahmen der klinischen Diagnostik eingesetzt werden. Durch die 138 Items dieses Fragebogens werden 12 Persönlichkeitsmerkmale erfasst: *Lebenszufriedenheit*, *Soziale Orientierung*, *Leistungsorientierung*, *Gehemmtheit*, *Erregbarkeit*, *Aggressivität*, *Beanspruchung*, *Körperliche Beschwerden*, *Gesundheits Sorgen* und *Offenheit* (jeweils mit 12 Items) sowie die zwei von Eysenck beschriebenen Sekundärfaktoren *Extraversion* und *Emotionalität* (Neurotizismus) mit 14 Items. Die Items sind mit "stimmt" oder "stimmt nicht" zu beantworten (Beispielitem: "Ich gehe abends gerne aus"). Die Auswertung kann durch Schablonen oder durch ein Software-Modul am PC vorgenommen werden.

Anleitung

Sie werden auf den folgenden Seiten eine Reihe von Aussagen über bestimmte Verhaltensweisen, Einstellungen und Gewohnheiten finden. Sie können jede entweder mit "stimmt" oder "stimmt nicht" beantworten. Setzen Sie bitte ein Kreuz (X) in den dafür vorgesehenen Kreis. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten, weil jeder Mensch das Recht zu eigenen Anschauungen hat. Antworten Sie bitte so, wie es für Sie zutrifft.

Beachten sie bitte folgende Punkte:

- Überlegen Sie bitte nicht erst, welche Antwort vielleicht den "besten Eindruck" machen könnte, sondern antworten Sie so, wie es für Sie persönlich gilt. Manche Fragen kommen Ihnen vielleicht sehr persönlich vor. Bedenken Sie aber, dass Ihre Antworten unbedingt vertraulich behandelt werden.
- Denken Sie nicht lange über einen Satz nach, sondern geben Sie die Antwort, die Ihnen unmittelbar in den Sinn kommt. Natürlich können mit diesen kurzen Fragen nicht alle Besonderheiten berücksichtigt werden. Vielleicht passen deshalb einige nicht gut auf Sie. Kreuzen Sie aber trotzdem immer eine Antwort an, und zwar die, welche noch am ehesten auf Sie zutrifft."

(Fahrenberg et al., 2001, S. 78).

Das FPI-R ist aufgrund seiner wiederholten und breiten Normierung geeignet, bestimmte klinische u. a. Gruppen in wichtigen Persönlichkeitsmerkmalen mit der Durchschnittsbevölkerung (bzw. anderen interessierenden Gruppen) zu vergleichen. Wegen dieser Akzentuierung im Hinblick auf Anwendungen im Bereich Psychosomatik, Psychotherapie, Rehabilitation, chronische Krankheiten, Gesundheitspsychologie wurde das FPI in einer größeren Anzahl von Screening-, Therapie-, Rehabilitations- und Katamnesestudien eingesetzt.

Objektivität: Das FPI-R hat als standardisierter Fragebogen eine hohe Durchführungs- und Auswertungs-Objektivität. *Reliabilität:* Die Konsistenzkoeffizienten (Cronbach's Alpha) der Skalen liegen zwischen 0.73 und 0.83. Die Testwerte des FPI-R erfassen die individuelle Ausprägung dieser 12 Persönlichkeitseigenschaften mit einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Items in einer für viele Anwendungszwecke ausreichenden Weise. *Normierung:* Eine bevölkerungsrepräsentative Erhebung wurde im Jahr 1999 an 3.740 Personen in den alten und den neuen Bundesländern vorgenommen. Die Normen sind nach Geschlechtszugehörigkeit und sieben Altersgruppen gegliedert. *Qualitätskontrolle:* Das 1970 publizierte Freiburger Persönlichkeitsinventar ist das älteste der in Deutschland entwickelten mehrdimensionalen Persönlichkeitsfragebogen. Im Sinne der Qualitätssicherung psychologischer Tests wurden – nach einer Revision im Jahr 1982 – durch die neue Repräsentativerhebung und Normierung im Jahr 1999 sowohl die Struktur und Normen überprüft als auch wichtige neue Validitätshinweise gewonnen.

Testentwicklung als Konstruktion und Interpretation

Bei der Konstruktion eines Persönlichkeitsfragebogens sind in mehreren Phasen psychologische Interpretationsprozesse nötig. Ein Test ist eine Operationalisierung eines theoretischen Konstrukts, und das Konstrukt, hier einer Persönlichkeitseigenschaft, wird durch den Test operational definiert (interpretiert) und dadurch für empirische Fragestellungen verfügbar gemacht. Testkonstruktion ist also eine theoretisch und methodisch anspruchsvolle Aufgabe, denn das gemeinte Konstrukt soll mit seinen wichtigen Facetten und Subkonstrukten in adäquat gebildeten Testitems repräsentiert werden. Durch eine *schematische* Anwendung statistischer Testanalysen ist dies nicht zu leisten, weil ein mehrstufiges hypothetisch-deduktives und empirisch-induktives Verfahren zweckmässig ist. Die statistischen Parameter können Entscheidungshilfen liefern und zur Rechtfertigung der Konstruktinterpretation dienen. Andererseits ist es möglich, dass vorgefasste Konzepte in diesem Prozess scheitern können, wenn sie sich empirisch nicht überzeugend stützen lassen.

Das Freiburger Persönlichkeitsinventar entstand aus der Absicht der Testautoren, für ihre Arbeitsgebiete neben anderen Methoden auch einen standardisierten Persönlichkeitsfragebogen einsetzen zu wollen. Das wissenschaftliche

Interesse bezog sich vor allem auf zwei Bereiche: Beanspruchung (Stress), körperliche Beschwerden und Gesundheitssorgen sowie Aggressivität und prosoziales Verhalten. Da es vor 1970 noch keine deutschen Inventare dieser Art gab, wurde die Testentwicklung in Anlehnung an angloamerikanische Vorbilder begonnen. Das geplante Persönlichkeitsinventar sollte außer den genannten Bereichen auch die beiden durch Eysencks Forschung herausgearbeiteten, grundlegenden Persönlichkeitsdimensionen Extraversion-Introversion und Emotionalität (Neurotizismus) erfassen.

Das FPI ist also aus den theoretischen Interessen der Autoren an bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen entstanden. Dagegen wählten andere Testautoren zur theoretischen Fundierung ihrer Fragebogen ein postuliertes Gesamtkonzept der Persönlichkeit oder einen Formalismus der Datenreduktion (Faktorenanalyse) oder sie hatten die Absicht, eine minimale Zahl von allgemeinen Dimensionen festzulegen.

Items

Nach der Entscheidung über die Eigenschaftsbereiche ist die Auswahl geeigneter Items für den Fragebogen der erste Schritt der Testkonstruktion. Die Items stammen aus verschiedenen Quellen. In der Tradition der Fragekonstruktion ist es nicht unüblich, einzelne Items aus anderen Fragebogen zu übernehmen, denn manche Formulierungen sind so prägnant, dass sie nicht mehr zu verbessern sind. So lassen sich einzelne Items über Jahrzehnte hinweg in Fragebogen verschiedener Autoren verfolgen. Die meisten Items des FPI wurden entweder neu formuliert oder umformuliert.

Items werden im Hinblick auf das gemeinte theoretische Konstrukt entworfen. Bei jedem heuristischen Einfall eines möglichen Items ist zu fragen, ob es ein zutreffender Indikator für dieses Konstrukt sein kann. Wenn es um den Bereich Körperliche Beschwerden geht, kann dies vergleichsweise einfach sein. "Haben Sie häufig Kopfschmerzen" scheint geeignet zu sein, und es bleibt nur zu überlegen, ob das Wort "häufig" problematisch ist oder eine andere sprachliche Form vorzuziehen ist, z. B. "Ich habe gelegentlich Kopfschmerzen". Dagegen ist es schwieriger, Items zu entwerfen, welche prosoziales Verhalten repräsentieren. So werden bei den Aussagen "Ich würde kaum zögern, auch alte und schwerbehinderte Menschen zu pflegen" und "Ich bekomme häufig ein schlechtes Gewissen, wenn ich sehe, wie schlecht es anderen Menschen geht" mehr Konnotationen und unterschiedliche Motive für das Verhalten zu bedenken sein.

Der Entwurf solcher Items wurde in einem z. T. langwierigen heuristisch-interpretativen Prozess in gemeinsamer Diskussion der Testautoren festgelegt. In diese Diskussion gingen als Vorverständnis des Konstrukts das fachliche Wissen über diesen Arbeitsbereich, die wichtigsten Eigenschaftskonzepte und die eigenen Fragestellungen ein. Die Entwicklung einer Test-Vorform ist auch deswegen

schwierig, weil nicht nur einzelne Items, sondern eine ganze Serie von ca. zwanzig oder mehr Items benötigt werden. Alle sollen einen psychologisch zutreffenden, auch für die untersuchten Personen einleuchtenden Inhalt und eine sprachlich gut verständliche Form haben. Es musste damit gerechnet werden, dass sich einige dieser Items im weiteren Konstruktionsprozess als weniger geeignet erweisen würden. Wenn sie tatsächlich entfielen, hätte der Rest vielleicht nicht mehr für eine Skala ausgereicht. Die Items wurden deshalb zu einer Vorform zusammengestellt und anderen Personen vorgelegt, um die Verständlichkeit zu prüfen und ggf. zu verbessern.

Skalen

Eine erste größere Erhebung an hundert oder mehr Personen kann zu einem möglichst breit streuenden Material führen und eine erste statistische Analyse ermöglichen. In dieser Phase können die Korrelationen zwischen den Items und eine erste Faktorenanalyse zur Datenreduktion erkennen lassen, ob empirische Chancen bestehen, die gewünschten Skalen für die ausgewählten Persönlichkeitseigenschaften zu entwickeln. Die Ergebnisse werden meist eine teilweise Revision dieser Erwartungen und auch eine Streichung oder sprachliche Modifikation von problematischen Items nahe legen.

Der Datensatz der bevölkerungsrepräsentativen Erhebung bildet dann die Grundlage für die eigentliche Konstruktion. Es muss nun eine Entscheidung über die Inhalte (auch die Bezeichnung) und die Länge der Skalen und über die Items dieser Skalen getroffen werden. Dies ist ein vielschichtiger Entscheidungsprozess, in dem psychologische Interpretationen der gemeinten Konstrukte und ihrer wichtigen Subkonstrukte mit der Berechnung und Bewertung von statistischen Parametern verknüpft sind. Zu diesen Parametern gehören auf *Itemebene*: der Itemmittelwert (Schwierigkeit), die Item-Trennschärfe zur Gesamtskala, die Ladungen des Items auf allen Faktoren (sowie Prägnanz dieses Ladungsmusters und die Kommunalität als Hinweis auf die gemeinsame Varianz eines Items mit anderen). Auf *Skalenebene* sind zu nennen: die Anzahl und die Prägnanz der Skalen in den multivariaten Analysen, d. h. der Faktorenanalyse und der Clusteranalyse, die Länge der Skala im Hinblick auf die erwünschte Verteilung (interindividuelle Differenzierung) und auf die Reliabilität der individuellen Testwerte (siehe u. a. Lienert & Raatz, 1998).

Bei der Entwicklung des FPI wurden zwar faktorenanalytische Verfahren neben der itemmetrischen und clusteranalytischen Methodik verwendet, doch waren sie nur Hilfsmittel, um die Prägnanz der theoretischen Konstrukte und Skalenentwürfe zu verbessern. Diese multivariaten Techniken lassen dem Anwender einen großen Entscheidungsspielraum. Deshalb war es zweckmäßig, verschiedene Varianten, z. B. Faktorenanalysen und Clusteranalysen mit 11, 12, 13, 14 oder mehr Konzepten (Faktoren, Clustern) zu vergleichen, wenn aufgrund des

Vorwissens 12 Dimensionen erwartet wurden. Dieses Verfahren von Analyse, Itemselektion und erneuter Analyse wurde mehrfach durchlaufen. Die Vergleiche und die abschließende Entscheidung orientierten sich natürlich an den theoretisch erwarteten Konstrukten. Beim FPI musste jedoch auf einige der beabsichtigten Eigenschaftskonstrukte und in anderen Fällen auf zunächst wichtig erscheinende Facetten von Konstrukten sowie auf eine größere Itemzahl der Skalen mit 14 bis 16 Items verzichtet werden. Sie konnten empirisch-statistisch nicht befriedigend gestützt werden (Fahrenberg et al., 2001).

Diese Schilderung belegt, dass es sich bei dieser Operationalisierung um einen Interpretationsprozess mit schwierigen Kompromissen handelt. Trotz aller anderen Unterschiede hat diese Konstruktion im mehrfachen Durchlaufen von Interpretationsversuchen und neuen statistischen Analysen des veränderten Itempools große Ähnlichkeiten mit einer hermeneutischen Prozedur.

Interpretation der Skalenwerte

Die Schilderung der Testkonstruktion könnte den Eindruck erwecken, dass die erhaltenen Skalen sehr eigenwillige und artifizielle Entwicklungen sind. Deshalb muss noch erläutert werden, weshalb sie eine allgemeinere Bedeutung haben. Der Grund ist die bevölkerungsrepräsentative Erhebung. Die Befragten haben sich anhand des Fragebogens selbst beschrieben und durch die Korrelationen ihrer Antworten wurden psychologische Zusammenhänge beschrieben. Die abgeleiteten Skalenwerte repräsentieren psychologische Konstrukte, die offensichtlich in den Selbstbeschreibungen der Durchschnittsbevölkerung (auf der Basis dieses Itempools) einen herausragenden Einfluss haben. Der Vergleich der beiden Repräsentativerhebungen von 1982 und 1999 zeigte, dass die Struktur des FPI-R sowie die testmethodischen Statistiken, die Reliabilitätskoeffizienten und sogar die Normwerte sehr gut reproduzierbar waren.

Diese Konzepte der FPI-Skalen überlappen deutlich mit den Konzepten von Fremdbeurteilungen. Es handelt sich um robuste Dimensionen eines differentiell-psychologischen Beschreibungssystems. Es gibt außerdem empirische Zusammenhänge zwischen Testwerten von Persönlichkeitsinventaren und Verhaltenskriterien, d. h. zu objektiv beobachtbaren Kriterien und zu selbstprotokollierten (berichteten, aber im Prinzip empirisch prüfbar) Kriterien und zu Statureigenschaften (soziodemographischer, beruflicher, klinischer usw. Art). In dieser Hinsicht haben die Skalenwerte des FPI-R und anderer Inventare eine empirische Kriterienvalidität. Sehr viel schwieriger ist die Frage zu beantworten, inwieweit Testwerte von Fragebogen bei praktisch wichtigen Entscheidungen einen Entscheidungsnutzen im Vergleich zu anderen über die Person bereits vorhandenen Informationen haben.

Interpretations-Beispiel

Bei dem Beispiel handelt es sich um das Testprofil einer 25-jährigen Frau, die sich in Psychotherapie befand. Bei ihr wurde eine psychoreaktive Störung mit depressiven Symptomen und multiplen körperlichen Beschwerden diagnostiziert.

Die Skalenwerte des FPI-R werden zu einem *Testprofil* der Person zusammengestellt. Die Abbildung 5 gibt ein solches Testprofil mit den Standardwerten in 12 Skalen wieder. Die Fragebogenwerte interessierten im Hinblick auf die Diagnose, die allerdings schon als weitgehend gesichert angesehen wurde. Außerdem sollte zu Anfang der psychotherapeutischen Behandlung eine Bezugsbasis für die geplante Nachuntersuchung zur Evaluation des Therapieerfolgs aufgenommen werden.

Die psychologische Testinterpretation ist unter mehreren Perspektiven auszuführen. Im *Vergleich zu anderen Frauen* dieser Altersgruppe ist das Testprofil auffällig. In sechs Skalen kommen sehr hohe oder sehr niedrige Werte vor (ein Standardwert 8 bzw. 2 wird nur von 7 % und ein Standardwert 9 bzw. 1 sogar nur von 4 % der Bezugsgruppe erreicht). Wenn die auffälligen Werte zusammen betrachtet werden, ist ein *psychologisches Muster* zu sehen. Gehemmtheit, Erregbarkeit, Emotionalität und körperliche Beschwerden bilden ein Syndrom, das u. a. bei Patienten mit psychosomatischen und somatoformen Störungen häufig zu finden ist. Die geringe Leistungsorientierung und die ausgeprägte Introversion bilden einen zweiten psychologischen Grundzug. Die anderen Testwerte zeigen eine durchschnittliche Ausprägung von sozialer Orientierung und Aggressivität. Bemerkenswert ist der vergleichsweise geringe Testwert von Gesundheits Sorgen im Hinblick auf Ansteckungen und äußere Risikofaktoren. Die aktuellen psychischen Schwierigkeiten scheinen eher auf innere Probleme hinzuweisen (solche Differenzierungen zwischen einzelnen Skalenstufen sind jedoch wegen der Konfidenzintervalle der Testwerte mit Vorbehalten verbunden).

Persönlichkeitspsychologisch ist zu überlegen, ob die geringe Leistungsbereitschaft gegenwärtig als eine Folge der ängstlich-depressiven Verfassung der Patientin zu verstehen ist. Die stark ausgeprägte Introversion, Gehemmtheit und Empfindlichkeit im Umgang mit anderen Menschen könnten eine schon früh in der kindlichen Entwicklung erscheinende und überdauernde Temperaments-eigenschaft anzeigen. *Im Hinblick auf die Diagnose* gibt der Test weitgehend übereinstimmende Informationen. Die Kombination von ausgeprägter Emotionalität, Introversion und körperlichen Beschwerden wurde sehr häufig bei Patienten mit funktionellen (psychosomatischen) Störungen gefunden. Ob diese funktionellen Störungen und Beschwerden auch eine objektivierbare körperliche Grundlage haben, lässt sich aus einem psychologischen Test nicht sagen. Als *Kommunikation* an den Therapeuten und auch an die Patientin kann die Aussage

FPI-R

AUSWERTUNGSBOGEN

Name / Kenn-Nr.: A. M.

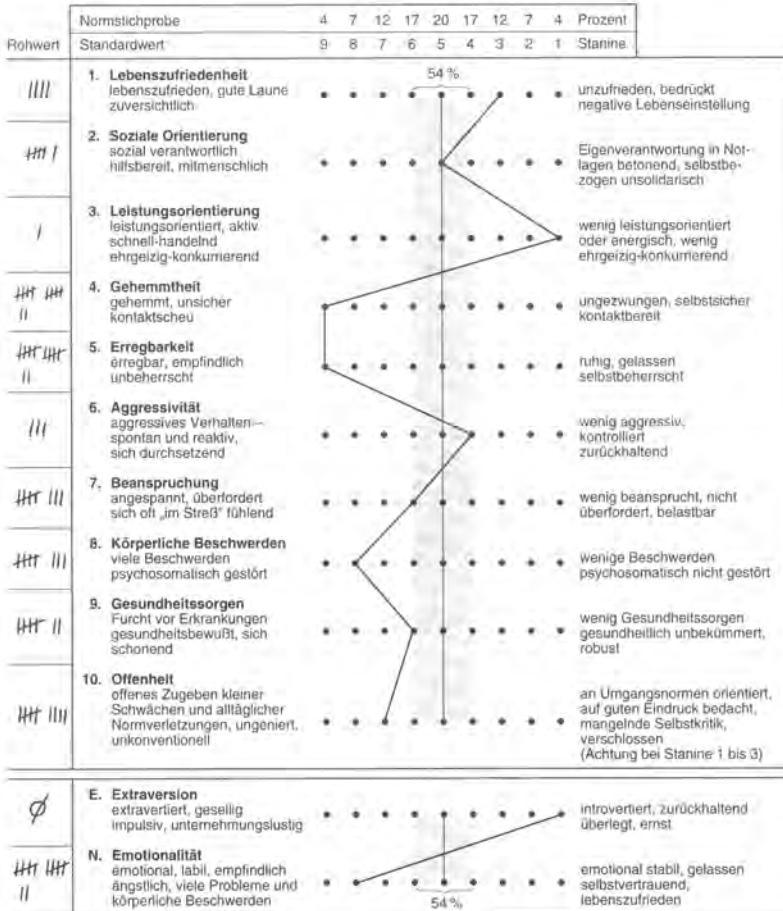
Geschlecht: m w

Schulabschluss: Hauptsch.

Alter: 25

Testleiter / Auswerter: K.

Datum: 10.08.2000



0 fehlende Antworten

Psychotherapie-Patientin. Diagnose: psychoreaktive Störung mit ängstlich-depressiven Symptomen und multiplen Organbeschwerden.

Die Testautoren bitten um Überlassung von Auswertungsbogen für die FPI-Informationsdatenbank bei N > 50.

© Hogrefe-Verlag GmbH & Co. KG • Nachdruck und jegliche Form der Vervielfältigung verboten • Best.-Nr. 01 025 06

Abbildung 5: Testprofil im Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI-R

vertreten werden, dass es als Bestätigung der bereits vorliegenden diagnostischen Beurteilung nun auch einen typischen testpsychologischen Befund gibt. Im *Hinblick auf die Psychotherapie* sind kaum Prognosen möglich. Die gehemmte und zugleich empfindliche Verfassung ist ein wichtiger Aspekt und vielleicht auch Ansatz, um durch die Unterstützung beruflicher und sozialer Aktivitäten voran zu kommen. Der Verlauf der Therapie und ihre Auswirkungen auf die Selbstbeurteilung können durch einen katamnestisch durchgeführten, zweiten Test erfasst werden.

Die hier nur skizzierten Aussagen sind das Ergebnis von psychologischen Interpretationen, die sich auf verschiedene Kontexte beziehen. Dabei helfen Heuristiken aufgrund psychologischer Erfahrung. Grundsätzlich bleibt jedoch offen, inwieweit das im Fragebogen mehrdimensional erfasste Selbstbild der Patienten objektivierbare Entsprechungen hat: im Verhalten, im familiären und beruflichen Alltag, in körperlichen Symptomen. Die Testinterpretation liefert dafür nur Hypothesen.

Falls noch andere psychologische Daten vorlägen, wäre ein weiterer Interpretationsschritt nötig, um den Übereinstimmungen und den u. U. aufschlussreichen Widersprüchen nachzugehen. Solche Informationen könnten etwa aus einem ausführlichen biographischen Interview und aus klinischen Fragebogenskalen (Angst, Depression, Copingstrategien u. a.) stammen oder aus einem Gespräch mit einer Bezugsperson.

Methodischer Kommentar

Gegen die Fragebogenmethodik zur Erfassung von Persönlichkeitseigenschaften sind verschiedene und z. T. grundsätzliche Einwände erhoben worden. Sechs dieser Einwände werden hier geschildert (siehe auch Amelang & Zielinski, 1997; Fahrenberg et. al., 2001; Fisseni, 1998; Kenrick & Funder, 1988).

1. Sprachliche Kritik

Der *erste* Einwand betrifft die *sprachliche Formulierung* von Fragen. Items sollten möglichst kurz, eindeutig, ohne doppelte Verneinungen, in einfacher Grammatik und allgemeinverständlich formuliert sein. Andererseits veralten manche Ausdrücke relativ schnell, und einzelne Wörter sind in verschiedenen Landesteilen oder in anderen deutschsprachigen Ländern nicht gleichermaßen vertraut. Auch im FPI sind manche Formulierungen sprachlich nicht befriedigend gelungen. Verbesserungen sind, wenn der Test einmal standardisiert ist, erst bei einer größeren Revision möglich.

2. Semantische Probleme und Kontextlosigkeit

Grundsätzlicher ist der anschließende *zweite* Einwand, der sich auf die *semantischen Probleme* bezieht. Eindeutige Items gibt es nicht. Dies ist am Beispiel des

Items "Ich habe häufig Kopfschmerzen" zu zeigen. Weder "Kopfschmerzen" (sind auch ein leichtes Spannungsgefühl und Kopfdrücken gemeint oder intensive Schmerzen?) noch "häufig" (1 mal am Tag, 1 mal in der Woche?) sind definiert, so dass ein grosser Entscheidungsspielraum besteht. Der Sachverhalt, dass dieses Item von nahezu allen Befragten bejaht oder verneint werden kann, besagt noch nichts über die empirische Gültigkeit, eher schon, die deutlichen Unterschiede zwischen Subpopulationen. Die Aussage über Kopfschmerzen bejahen 36 % der Frauen und nur 16 % der Männer (mit großer Effektstärke in einer bevölkerungsrepräsentativen Erhebung, N = 3.740). Davon heben sich Patientinnen einer Psychosomatischen Ambulanz (55 % Zustimmung) deutlich ab (N = 84, 40-60 Jahre). Dies trifft dann auch für die gesamte Skala "Körperliche Beschwerden" und ähnlich für die Skala "Emotionalität" zu.

In einer Untersuchung über die "Hermeneutik von Persönlichkeitsbeschreibungen" zeigte sich, dass Studenten in der Lage waren, sich für alle in einem Fragebogen enthaltenen Aussagen sehr unterschiedliche psychologische Motive auszudenken (am Beispiel eines Fragebogens über internale und externale Kontrolle, Gergen, Hepburn & Fisher, 1986). Auch die Feststellungen "ich gehe abends gern aus" und "ich habe häufig Kopfschmerzen" können natürlich aus heterogenen Ursachen und Absichten stammen. Die psychologische Bedeutung eines Items kann also sehr unterschiedlich interpretiert werden. Die Antworten werden jedoch ohne Bezug auf konkrete Situationen ausgewertet, d. h. von ihrem alltäglichen und individuellen Kontext abstrahiert. Die Instruktion zum Fragebogen legt es sogar nahe, ohne lange Reflektion zu antworten. Dies soll aus praktischen Gründen eine zu lange, u. U. spitzfindige Beschäftigung mit der Formulierung und den möglichen Bedeutungen eines Items vermeiden helfen, wird aber bei manchen Personen für eine verständnisvolle Antwort nicht gerade förderlich sein. Ein Fragebogen kann die *psychologische Kontextinformation* nicht vermitteln.

Wie der Antwortprozess abläuft, ist auch mit der Methode des lauten Denkens oder durch verschiedene Instruktionsbedingungen nicht leicht zu untersuchen. Am Beispiel des FPI verwendete von Hagen (1997) verschiedene Varianten von Selbst- und Fremdeinstufungen. Zwei Untersuchungsgruppen von je 32 Berufsschülern erhielten den Fragebogen mit der Standardanleitung. Eine der Gruppen beantwortete dann 24 der Items im Einzelversuch mit dem Auftrag, sich vor der Beantwortung verschiedene Situationen vorzustellen. An jedes Item schlossen sich sinngemäß Fragen an wie "Nennen Sie bitte Beispiele..." oder "Berichten Sie bitte von solchen Situationen...". Diese "Situationsimagination" sollte ohne Zeitdruck geschehen. Nach vier Wochen wurde der Test mit der Standardinstruktion wiederholt, außerdem Selbstratings und Fremdratings durch Bekannte anhand der FPI-Eigenschaftsdimensionen vorgenommen. Es wurde erwartet, dass die Situationsimagination bei den ausgewählten Items insgesamt auf die

Testbeantwortung generalisieren und im Hinblick auf die Fremdratings zutreffendere Selbstbeurteilungen liefern würde. Die Bedingungsvariation hatte jedoch nur geringe Auswirkungen. Es gab jedoch unspezifische Effekte, die eher mit der Eindeutigkeit und Verständlichkeit einzelner Items als mit dem Inhalt zusammenhängen. Insgesamt waren nur schwache Effekte in den FPI-Skalen zu beobachten (von Hagen, 1997).

3. Quantifizierung

Der *dritte* Einwand betrifft die Quantifizierung. Durch die empirisch abgeleitete Zusammenstellung ähnlicher Items, so wird postuliert, lässt sich trotz der individuellen Besonderheiten so viel gemeinsame Varianz aggregieren, dass Aussagen über Persönlichkeitseigenschaften (zunächst in der Selbstbeschreibung) möglich sind. Diese Operationalisierung durch *einfache Addition der zutreffend beantworteten Items* konstituiert noch keine Intervall-Skala. Deswegen sind die in der Testkonstruktion üblichen parametrisch-statistischen Verfahren fragwürdig und nur als erste Annäherungen zu verstehen. Statt eine messmethodische Rechtfertigung zu versuchen, ist eher eine pragmatische Begründung angebracht. Die individuellen Testwerte von adäquat konstruierten Fragebogen-Skalen sind auch nach größeren Zeitintervallen gut reproduzierbar und sie haben zweifellos eine prädiktive Validität für zahlreiche empirische Kriterien (Statusmerkmale, Merkmale des Erlebens und Verhaltens).

4. Antworttendenzen

Ein *vierter* Einwand betont die möglichen Verzerrungen der Aussagen durch die Selbstdarstellung, insbesondere durch die Orientierung an der *sozialen Erwünschtheit* bestimmter Antworten. Die möglichen Antworttendenzen wurden ausführlich untersucht, und durch sog. Lügenskalen sollte der Effekt der sozialen Erwünschtheit erfasst werden. Aus heutiger Sicht kann dieser Ansatz nicht überzeugen. Im Prinzip muss vorausgesetzt werden, dass ein Proband bereit ist, einen Fragebogen aufrichtig zu beantworten. Wenn die Rahmenbedingungen dies z. B. in einer Bewerbungssituation unwahrscheinlich machen, ist ein Persönlichkeitsfragebogen wie das FPI-R unangebracht. Die Offenheits-Skala des FPI-R kann höchstens bei Extremwerten einen Hinweis auf ein auffälliges Antwortverhalten liefern.

5. Gültigkeit der Skalen

Der *fünfte* Einwand betrifft grundsätzlich die *empirische Bedeutung der Skalen als Beschreibungsdimensionen*. Aus der Testkonstruktion ergibt sich zunächst nur, dass es sich um Dimensionen der Selbstbeschreibung in der Durchschnittsbevölkerung handelt. Deswegen könnte es sich allgemein um Stereotypen der

Urteilsbildung und der sozialen Bewertung handeln. Für diese Auffassung aus sozialpsychologisch-konstruktivistischer Sicht gibt es zahlreiche Argumente und Belege. Aber diese Erklärung reicht angesichts der breiten korrelativen Zusammenhänge mit objektiven Kriterien nicht aus (vgl. u. a. Fahrenberg et al., 2001; Hogan & Nicholson, 1988; Kenrick & Funder, 1988; Westmeyer, 1995). Aufgrund der beiden Repräsentativerhebungen 1982 und 1999 sind für diese Skalenwerte des FPI-R vielfältige und z. T. substantielle Beziehungen aufgezeigt worden: u. a. zum Lebensalter, zur Schulbildung, zur Einkommensgruppe, zum Status als Arbeitsloser, aber auch zur konfessionellen Bindung und Parteipräferenz. Zu den empirischen Validitätshinweisen gehören wesentlich auch die von anderen Autoren in den verschiedensten Anwendungsfeldern berichteten Kriterienkorrelationen.

6. Menschenbild

Ein *sechster* Einwand kann sich auf das implizite “Menschenbild” eines solchen Fragebogens richten. Eine Auswahl von Persönlichkeitsaspekten ist in der Testentwicklung unvermeidlich, aber die Aufmerksamkeit richtet sich oft einseitig auf Bereiche wie psychische Störungen und Krankheit, soziale Beziehungen und Anpassung, Leistungsorientierung u. a. Aspekte.

Zusammenfassend ergibt sich aus dieser Darstellung ein Eindruck von den Möglichkeiten und den deutlichen Grenzen des FPI und anderer Persönlichkeitsfragebogen. Die Testwerte können in den erläuterten Grenzen praktisch nützliche psychologische Hinweise liefern. Die Interpretation kann in verschiedenen Kontexten erfolgen, doch muss eine fachlich qualifizierte Interpretation von Testprofilen auch die Methodenprobleme berücksichtigen.

Fragebogen sind nur ein Hilfsmittel. Die große Verbreitung von Persönlichkeitsfragebogen kann deshalb verwundern (Schorr, 1995; Steck, 1997). Aus dieser Umfrage ist jedoch eine Erklärungshypothese zu entnehmen. Als allgemeiner Grund für die Nichtverwendung üblicher diagnostischer Verfahren wurde an erster Stelle “zu aufwendig” genannt (an zweiter Stelle die mangelnde Eignung für die Zielgruppe). Fragebogen sind zweifellos sehr ökonomische Verfahren der Datenerhebung.

9.7 Psychophysiologische Untersuchung

Die standardisierte Untersuchung von emotional bedingten Reaktionen des Blutdrucks ist das letzte Beispiel dieses Kapitels über psychologische Interpretationen. Es handelt sich um eine psychophysiologische Untersuchung, denn das Blutdruckverhalten von Patienten mit Bluthochdruck wird während eines halbstrukturierten biographischen Interviews gemessen.

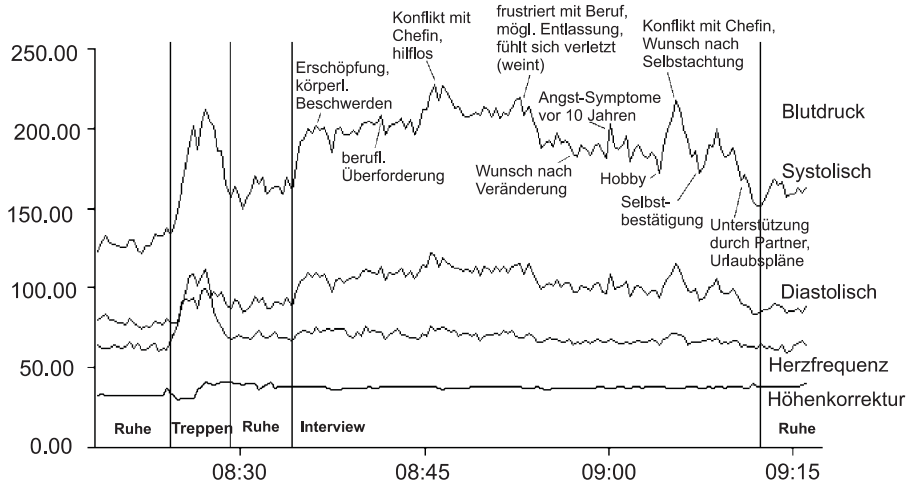


Abbildung 6: Kontinuierlich gemessener Finger-Blutdruck und Themen des Interviews (“Blutdruck-Video” mit einer Patientin während stationärer Rehabilitation. Zeitraster 30 Sekunden).

Die Abbildung 6 zeigt den Blutdruckverlauf einer Patientin während bestimmter Themen im Interview. Im Blutdruckverhalten spiegeln sich die berufliche Überforderung und die Konflikte mit der Chefin in starken Blutdruckanstiegen. Beim Sprechen über die positive, unterstützende Haltung des Partners sinkt der Blutdruck. Bemerkenswert sind die im Zimmer der Patientin registrierten relativen Ruhewerte im Vergleich zu den Ausgangswerten vor dem Interview und im Vergleich zu den Blutdruckspitzen beim Treppensteigen und während des Interviews.

Große Blutdruckanstiege während bestimmter Emotionen und Überbeanspruchung haben wahrscheinlich – relativ unabhängig vom durchschnittlichen Tagesniveau des Blutdrucks – eine ätiologische und prognostische Bedeutung für die sehr verbreitete essentielle Hypertonie (siehe J. M. Herrmann et al., 1990; Pickering, 1991).

Die kontinuierliche, nicht-invasive Registrierung des arteriellen Finger-Blutdrucks kann dafür genutzt werden, den Hochdruck-Patienten ihre Reaktionen anschaulich zu machen. Die Reaktionen wurden während des Interviews mit dem PORTAPRES-System in split-screen Technik zusammen mit dem Video des Patienten aufgezeichnet. In zwei anschließenden Sitzungen wurden diese Blutdruck-Videos gezeigt, die Episoden mit erhöhtem Blutdruck aktualisiert und gemeinsam psychologisch interpretiert. Die Patienten waren durchweg sehr motiviert, diese anschaulichen Zusammenhänge zwischen erinnerten biographischen Ereignissen, psychischen Konflikten, Emotionen und ihrem Blutdruckverlauf zu sehen. Dieser teils als Nacherleben (“re-lived emotions”), teils als

Konfrontation ablaufende Prozess kann zur “Bearbeitung” der psychologischen Zusammenhänge, zur Besprechung möglicher Bewältigungsstrategien (Selbstmonitoring) und zur einsichtigen Unterstützung der Therapiemotivation und der Medikamenten-Compliance genutzt werden.

Diese in Zusammenarbeit mit der Klinik für Rehabilitation Glotterbad, Glottertal/Schwarzwald (Prof. Dr. J. M. Herrmann und Dipl.- Psych. M. Wild) entwickelte Methodik dient der *Symptom-Kontext-Analyse* von Blutdruckreaktionen (siehe Fahrenberg et al., 2002). Die Interpretation kann hier vom Verständnis der Emotionen und biographischen Themen ausgehen oder sie kann bei den gemessenen Blutdruck-Reaktionen ansetzen. Diese komplementäre Strategie kann nur in wenigen Bereichen so gut demonstriert und genutzt werden wie hier.

9.8 Ein Pseudo-Gutachten

Pseudo-Gutachten (Einheitsgutachten) wurden von mehreren Untersuchern verwendet, um die allgemeine Akzeptanz eines graphologischen oder psychologischen Gutachtens zu prüfen (Bauer, 1950; Krüger & Zietz, 1933; Kadushin, 1963). Der folgende Text eines psychologischen Gutachtens wurde von Forer (1949) und Ulrich, Stachnik und Stainton (1963) verwendet, um zu prüfen, inwieweit Studierende das Gutachten als für sich zutreffend anerkennen würden. Die Untersuchungsteilnehmer hatten einen Zeichentest absolviert und einen Persönlichkeitsfragebogen ausgefüllt. Als Ergebnis wurde später allen dasselbe “Gutachten” vorgelegt.

Gutachten

Es liegt Ihnen viel daran, von anderen Menschen geschätzt und auch etwas bewundert zu werden. Sich selbst sehen Sie eher kritisch. In Ihnen steckt viel, was Sie bisher noch nicht zu Ihrem Vorteil genutzt haben. Zwar haben Sie einige persönliche Schwächen, doch können Sie diese im allgemeinen kompensieren. Im sexuellen Bereich hatten Sie einige Probleme. Diszipliniert und kontrolliert nach außen, neigen Sie innerlich zu Sorgen und Unsicherheit. Manchmal haben Sie starke Zweifel, ob Sie die richtige Entscheidung getroffen haben und das Richtige getan haben. Sie bevorzugen einen gewissen Grad an Abwechslung und Veränderung und werden unzufrieden, wenn Sie durch Vorschriften und Anordnungen eingeschränkt werden. Sie sind stolz darauf, geistig unabhängig zu sein und Sie akzeptieren die Meinungen anderer nicht ohne zureichende Gründe. Sie haben gelernt, dass es unklug ist, anderen gegenüber zu viel von sich selbst zu enthüllen. Manchmal sind Sie extravertiert, umgänglich und gesellig, aber bei anderen

Gelegenheiten introvertiert, vorsichtig und zurückhaltend. Einige Ihrer Ansprüche sind unrealistisch.

(Ulrich et al., 1963, übers. vom Verf.)

Die Zustimmung war erstaunlich hoch, was auf die suggestiven Rahmenbedingungen, aber auch auf den eigentümlichen dialektischen Stil des Gutachtens zurückzuführen ist. Die psychologischen Aussagen werden jeweils durch die unmittelbar folgenden Einschränkungen relativiert. Die Parallelen zu den geschickt in Widersprüchen ausgedrückten astrologischen Gutachten oder zu Wahrsagungen sind offensichtlich.

9.9 Assessment

Psychologische Tests werden heute nur noch selten verwendet, um ein umfassendes Persönlichkeitsgutachten oder ein Charakterbild zu erhalten. Sie dienen in der Regel einem Assessment, d. h. der Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen unter speziellen Hypothesen.

Assessment

Assessment ist die Erfassung von psychologischen Merkmalen nach bestimmten methodischen Prinzipien zu einem praktischen Zweck, welcher eine rationale Entscheidung verlangt. Oft handelt es sich um Prädiktoren-Kriterien-Beziehungen, wobei auch der Aufwand und der Entscheidungsnutzen dieser Urteilsprozesse bewertet werden. Aus der Sicht der differentiellen Psychologie haben Carver und Scheier (1996) die enge Wechselbeziehung herausgearbeitet: Jede Persönlichkeitstheorie muss in ihren empirischen Anwendungen eine Assessmenttheorie enthalten und die betreffende Assessmentstrategie ist eine empirische Interpretation (Operationalisierung) dieser Persönlichkeitstheorie.

In der Differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung wird zunehmend der Begriff "Assessment" statt Diagnostik verwendet. Diagnose (griech. "hindurch erkennen", Entscheidung) heißt in der Medizin Erkennung und Benennung der Krankheit aufgrund von Symptomen; Differentialdiagnose meint die Unterscheidung ähnlicher Krankheitsbilder. Psychologische Diagnostik (Psychodiagnostik) hat aber eine viel breitere und unschärfere Bedeutung: Anwendung von psychologischen Methoden zur Beschreibung individueller Unterschiede. Die medizinische Terminologie kann u. U. störend sein, denn das Erkennen von Krankheiten (d. h. die Zuordnung von Individuen zu Krankheitseinheiten) kommt in vielen Praxisfeldern der Psychologie nicht vor. So ist im Bereich der Berufseignungsdiagnostik die Bezeichnung "Assessment Center" passender als "Diagnostikzentrum".

Im weiteren Sinn gehören zum Assessment auch die Organisation (z. B. das Assessment Center) und vor allem die empirische Evaluation der Methodik hinsichtlich Alternativstrategien, Aufwand, Entscheidungsnutzen und Akzeptanz. Die Assessmenttheorie ist die Brücke zwischen der Persönlichkeitsforschung und der angewandten differentiellen Psychologie in Praxisfeldern wie Schule und Weiterbildung, Arbeits- und Organisationspsychologie, Klinische Psychologie und Gesundheitspsychologie (Amelang & Zielinski, 1997).

Assessmentstrategien

Wenn sich ein Datenerhebungsplan auf die Erfassung und Vorhersage von individuellen Differenzen (im Unterschied zur Entscheidung über eine experimentelle Hypothese) bezieht, wird von einer Assessmentstrategie gesprochen. Die Assessmentstrategie enthält Annahmen über theoretische Konstrukte und über die beabsichtigten Anwendungen. Stemmler (1996) unterschied den

- Bereich des Konstrukts: Ist ein Konstrukt durch Variation zwischen Personen, Settings/Situationen, Variablen oder Kombinationen hiervon definiert?
- Operationalisierungen: In welchem Modus werden die Operationalisierungen vorgenommen (Person, Setting/Situation oder Variablen)?
- Anwendungsbereich: Welches sind die Einheiten des Assessment, auf welche sich die Schlussfolgerungen beziehen; und in welchem Modus (Person, Setting/Situation oder Variablen) sind sie zu finden?

Assessmentstrategien legen also fest, welches Konstrukt mit welchem Untersuchungs- und Auswertungs-Konzept erfasst werden soll.

9.10 Zusammenfassung

Psychologische Testergebnisse müssen interpretiert werden, um als Teil einer bestimmten Assessmentstrategie nützlich sein zu können. Dies gilt auch für einen Persönlichkeitsfragebogen und eine psychophysiologische Untersuchung.

Die projektiven Verfahren werden heute in der Fachwelt durchweg sehr kritisch gesehen. Wenn diese Tests von nicht wenigen Diplom-Psychologen dennoch angewendet werden, spricht dies für tendenziell positive Erfahrungen und für das Gewicht einzelner "Evidenzerlebnisse". Die in die Entwicklung und Evaluation des Rorschach-Tests und des TAT Tests investierte Energie hat nicht zu allgemein überzeugenden Nachweisen der empirischen Validität dieser Tests geführt. Der praktische Nutzen wird heute höchstens in der Verwendung als Explorationshilfe (TAT und Sceno-Test) gesehen.

Diese Methoden enthalten jedoch sehr genau ausgearbeitete Strategien und Regelsysteme, die von großem Interesse für eine *allgemeine Interpretationslehre* in der Psychologie sein können. Dies ist in den kritischen Stellungnahmen bisher kaum gewürdigt worden. Hier sind hervorzuheben:

- das im äußeren Ablauf gut standardisierte Verfahren, um divergentes individuelles Material für formale und inhaltliche Analysen bzw. als Explorationshilfe zu erheben;
- die psychologisch gezielte Konstruktion von Aufgaben mit geeignetem Aufforderungscharakter (als “Entfaltungstests”);
- die methodische Auseinandersetzung mit den manifesten und den latenten Aspekten im Aufforderungscharakter und in den Deutungen (wie beim TAT);
- die Heuristiken im Umgang mit mehrdeutigem Material;
- die differenzierte Berücksichtigung mehrerer Kontexte;
- die Kombinatorik von Testmerkmalen mit bestimmten Gewichtungsregeln;
- die Verlaufsanalyse seriell erhobener Antworten zur Beschreibung von Prozesseigenschaften;
- Kontrollstrategien mit systematischer Suche nach Konvergenzen und Divergenzen sowie mit einer Überprüfung in der seriellen Auswertung.

Offensichtlich sind hier wichtige Strategien und Regelsysteme einer Interpretationsmethodik ausgearbeitet worden. In dieser expliziten Form, in einer lehrbaren und lernbaren Weise, sind sie in anderen Bereichen der hermeneutisch-interpretativen Verfahren weitaus weniger entwickelt. Wer neuere Bücher über Interviewmethodik und Inhaltsanalyse liest (siehe Kapitel 8) wird dort viele dieser Aspekte wiedererkennen, jedoch oft unvollständiger und offensichtlich ohne Kenntnis dieser älteren Tradition der Interpretationskunst.

Jeder Persönlichkeitsfragebogen ist für den Untersucher und den Untersuchten ökonomischer als ein projektiver Test. Die Auswertung von Fragebogen ist in der Ausbildung von Psychologen sehr viel leichter zu unterrichten und schneller zu lernen. Außer den schwerwiegenden Validierungsproblemen könnte hier ein weiterer Grund für den Verzicht auf die projektiven Tests liegen. Mit dieser Ausbildung ging aber auch ein formales Training in der interpretativen Methodik weitgehend verloren. Unter dem Begriff der qualitativen Psychologie scheinen Strategien dieser Interpretationslehre teilweise wiederentdeckt zu werden.

Am Beispiel des Freiburger Persönlichkeitsinventars wurde eingehend erläutert, wie viele interpretatorische Schritte bereits in der Testentwicklung vorausgesetzt werden und wie viele noch vom Anwender zu leisten sind. Ohne die Kenntnis dieser heuristischen und methodenkritischen Strategien ist eine fachlich angemessene Testinterpretation unmöglich.

10 Schrift-Interpretation

10.1 Übersicht

In der chinesischen Kultur nimmt das Schreiben der bildhaften Silben-Zeichen einen herausragenden Platz ein, weil es nicht nur eine Fertigkeit, sondern eine ausdrucksvolle Darstellung des Gemeinten ist. In den langen Abschnitten und Dynastien der chinesischen Geschichte wurden verschiedene Schriftformen für den Gebrauch in der Verwaltung, für den Alltag und für die Kalligraphie entwickelt und diese Stile prägen bis heute das Verständnis jener Zeiten. Der Kalligraphie (Schönschrift) wird ein höherer Rang nachgesagt als der Malerei und anderen Künsten, weil sich in ihr Geist *und* Charakter ausdrücken.

Auch im Westen hat die Interpretation der Handschrift eine lange Vorgeschichte, die bis in die Antike zurückreicht (siehe Jacoby, 1948). Diese Tradition wurde von Michon, Crépieux-Jamin, Klages, Heiß und anderen zu einer *Graphologie* mit genauen Definitionen der Schriftmerkmale und einem System von Regeln der Schriftdeutung entwickelt. Die Graphologie bildet einen Bereich der Ausdruckspsychologie neben der Deutung von Mimik, Gestik, Stimme und neben der Psychologie der bildnerischen und musikalischen Darstellung. Die Schrift nimmt hier eine Ausnahmestellung ein, weil sie, wie Graphologen betonen, einen “geronnenen” Ausdruck repräsentiert. Die Handschrift ist ein selbstprotokolliertes Verhalten während der weitgehend standardisierten Aufgabe, einen Textinhalt zu formen und mit einem Bewegungsfluss in einem vorgegebenen Raum unterzubringen.

Von der Graphologie als Deutungslehre der Handschrift ist die Methodik der *Schriftvergleichung* zu unterscheiden. Bei dieser Schriftanalyse geht es um die Identifikation von Schriften (Unterschriften) und die Entdeckung gefälschter Schriften. Die Methodik stützt sich auf genaueste Materialprüfungen und auf z. T. unter starken Lupen vorgenommene Messungen der objektiven Schriftmerkmale. Die Schriftvergleichung wird nach wie vor für kriminaltechnische Zwecke praktiziert (Michel, 1982).

Zweifellos gibt es sehr ausdrucksvolle, eigengeprägte Handschriften und daneben auch sehr schematische, schulförmige und “nichtssagende” Schriften. Den Ausdruck und die Selbstdarstellung in der Schrift und der Unterschrift, d. h. im motorisch-expressiven Ablauf, genauer zu analysieren, könnte sich also differentiell-psychologisch lohnen.

Die Literatur zur Graphologie ist überwiegend älteren Datums. Die Methodik wird in den Lehrbüchern relativ ähnlich beschrieben (u. a. Heiß & Strauch, 1966;

Müller & Enskat, 1961; Wallner, 1998). Die Lehrbücher enthalten viele Schriftbeispiele und kürzere oder längere graphologische Gutachten. Auf die Wiedergabe eines vollständigen Gutachtens kann hier verzichtet werden. Im Hinblick auf die allgemeine Methodenlehre der Interpretation werden hier nur einige Aspekte der Graphologie geschildert, wobei auch die Probleme der Untersuchungen über die empirische Gültigkeit graphologischer Aussagen diskutiert werden. Der Interpretationsprozess hat viele strategische Gemeinsamkeiten mit der Interpretation projektiver Tests (Kapitel 9). Die Graphologie stützt sich auf eine hochentwickelte *Kombinatorik*. Jedes einzelne Schriftmerkmal hat eine Bedeutung, die durch das Vorkommen anderer Merkmale modifiziert wird. Aus den allgemeinen *Eindrucksqualitäten der Handschrift* und aus den genau erfassten *einzelnen Merkmalen* werden Interpretationslinien entwickelt, schrittweise aufbauend und rekursiv, den Weg mehrfach durchlaufend. Bei der Kombinatorik der Merkmale sind mehrere Kontexte zu berücksichtigen, d. h. der Einzelstrich im Kontext von Buchstabe, Wort, Zeile und gesamtem Text. Die Handschrift ist geübter Bewegungsablauf, sie ist Formung von Zeichen und sie füllt einen vorgegebenen Raum. Ihr Zweck ist Information und Kommunikation, ihre Funktion ist Ausdruck und Darstellung. In diesem weiten Kontext wird das graphologische Gutachten entwickelt.

10.2 Grundlagen der Graphologie

Ausdruckspsychologie

Als französische Schule wird die von Michon begründete Graphologie bezeichnet, welche bestimmten Schriftmerkmalen relativ feste psychologische (charakterliche) Bedeutungen zuwies. Der Graphologe übersetzte diese Zeichen (*signe fixe*) in psychologische Begriffe. Diese Methodik würde einer nur auf Symbollexika beruhenden Traumdeutung entsprechen. Klages (1913, 1917) hat diesen Ansatz wesentlich erweitert, indem er zwischen der Schrift als Ausdruck und der Schrift als Darstellung unterschied. Die beiden Prinzipien lauten:

Das Ausdrucksprinzip:

“jede ausdrückende Körperbewegung verwirklicht das Antriebserlebnis des in ihr ausgedrückten Gefühls” ... “der Ausdruck verwirklicht nach Stärke, Dauer und Richtungenfolge die Gestalt einer seelischen Regung.”
(Klages, 1950, S. 148, 157)

Das Darstellungsprinzip:

... “die willkürbare Bewegung kann vom Darstellungsdrange nur insoweit gemodelt werden, als sie einhergeht mit unbewusster Erwartung ihres anschaulichen Erfolges.” ... “jede willkürbare Bewegung des Menschen wird mitbestimmt von seinem persönlichen Leitbild.”
(S. 272-273).

Von diesen beiden Prinzipien ging Klages aus, um die psychologische Bedeutung einzelner Schriftmerkmale abzuleiten. Einige Merkmale entstehen vor allem als spontaner Ausdruck. In anderen Merkmalen erscheint eher eine Darstellungsabsicht oder ein Leitbild. Es gibt auffällige Schriftmerkmale, z. B. charakteristische Formen seltener Schleifen, Verkürzungen und betont “originelle” Unterschriften, die als Selbstdarstellungen anzusehen sind. Dennoch sind auch diese Zeichen im Zusammenhang der weitgehend unwillkürlichen Ausdrucksbewegung des Schreibens zu interpretieren. Viele Merkmale, z. B. der Schwung in der Unterschrift eines temperamentvollen Menschen, enthalten also beide Ursprünge. Die psychologische Bedeutung eines Schriftmerkmals wird aus den Ausdrucksprinzipien durch Analogieschlüsse abgeleitet.

“Damit ein Winkel entstehe, muss die Bewegung der Federspitze bis zum Nullpunkt der Geschwindigkeit verlangsamt werden, um dann sofort in die neue Richtung hinüberzubiegen. Die dazu von Punkt zu Punkt erforderliche Bremsung setzt im Schrifturheber eine ständige Spannungsbereitschaft voraus, und so ist denn die positive Bedeutung des Winkels: Widerstandskraft.” (1974, S. 115). Den Schreibdruck interpretiert Klages als Ausdruck der Willenskraft: “Zweck jeder Nachdrücklichkeit der Bewegung ist offenbar die Überwindung irgendwelcher Widerstände.”

Ein Winkel kann nun druckstark oder druckschwach geschrieben werden, und aus jeder Kombination ergibt sich eine modifizierte Bedeutung: eine besonders nachdrückliche Widerstandskraft bzw. eine Widerstandstendenz ohne ausgeprägte Energie. Auf diese Weise sind die zahlreichen Einzelmerkmale in der graphologischen Kombinatorik zu gewichten.

Für die Interpretation sind vor allem die auffälligen, d. h. die von der Schulvorlage abweichenden, Merkmalsausprägungen zu erfassen. Zu Beginn gewinnt der Graphologe einen allgemeinen Eindruck vom *Formniveau* der Schrift, ihrer Geübtheit, Eigenständigkeit und ihrer charakteristischen Ausbildung. Diese Beurteilung des Formniveaus kann zwar im Verlauf der Deutung bestätigt oder modifiziert werden, liefert aber immer den allgemeinen Rahmen.

Der graphologische Ansatz von Heiß (1943) bezog sich wegen der Unsicherheit solcher globalen Eindrücke nicht auf das Formniveau der gesamten

Handschrift. Er differenzierte nach drei Aspekten: dem *Bewegungsbild*, dem *Formbild* und dem *Raumbild* einer Schrift. Diesen Komponenten werden unterschiedliche psychische Funktionen zugeordnet: im Bewegungsbild, so wird behauptet, erscheinen die ursprünglichen Dispositionen des Verhaltens, im Raumbild erscheinen sie in ihrer Auswirkung und Ausrichtung auf die Umwelt, im Formbild zeigen sich die Verhaltenstendenzen, die zur festen und geprägten Persönlichkeitsform geworden sind (Heiß & Strauch, 1966, S. 243).

Unter diesen Perspektiven wurde (wie von Klages u. a. Graphologen) ein genaues Merkmalsprotokoll angefertigt. Messbare Merkmale wurden gemessen, der Schreibdruck und die Spannung der Schrift wurden u. U. mit einer Lupe betrachtet und eine Vielzahl von Einzelmerkmalen wurde nach einem umfangreichen Schema protokolliert.

Merkmalsprotokoll

Die graphologische Arbeit beginnt mit der Erhebung der Materialbedingungen, u. a. hinsichtlich Schreibinstrument, Papier, und mit Vermutungen über die Haltung beim Schreiben, Rechts- oder Linkshändigkeit. Dazu gehört auch eine Beurteilung, nach welcher Schulform (Schriftvorlage) wahrscheinlich das Schreiben gelernt wurde. Während des genauen Merkmalsprotokolls wird auf besondere *Auffälligkeiten* geachtet. Dies sind hervortretende Merkmale des Bewegungs-, Form- und Raumbildes, andererseits auch der Grad der *Wechselmerkmalligkeit*, d. h. die Konstanz oder Variabilität aller Merkmale innerhalb eines Wortes, einer Zeile oder Seite.

Unter den vielen Merkmalen der Handschrift haben die verschiedenen Bindungsformen der Buchstaben einen wichtigen Platz. Einen Eindruck von der Vielfalt solcher Bindungen als Winkel, Girlanden, Arkaden, Faden und ihren Mischformen vermittelt die Abbildung 7.

Im Merkmalsprotokoll werden auch allgemeinere Eindrucksqualitäten des Schriftbildes sowie die Beziehungen zwischen der relativen Entwicklung, Eigenprägung und Harmonie oder Disharmonie der drei Bilder notiert (Heiß & Strauch, 1966).

Das Merkmalsprotokoll

Eindrucksqualitäten

Erster Eindruck des Bewegungsbildes

Erster Eindruck des Raumbildes

Erster Eindruck des Formbildes

Verhältnis der drei Bilder zueinander

hau mir mal guck

Girlandenbindungen.

weiche weiche

Weite flache Girlande.

tiefe tiefe

Enge tiefe Girlande.

gestürzte gestürzte

Gestürzte Girlande.

gerollte gerollte

Gerollte Girlanden.

gerollte gerollte

haken haken

haken haken

haken haken

Winkelbindungen.

mit meinem Winkelformen und

Arkadenbindungen.

saum saum mit niemand morning and

Weite flache Arkade.

Enge Arkaden.

gestreckte, Winkel, ...

Passive Fadenbindungen bei schwachem Bewegungsfluß.

aktiver aktiver

Aktiver Eilefaden bei starkem Bewegungsfluß.

teilweise teilweise

Teilweise Doppelbogenbindung.

mit der Ihrem Geburtstag mit vielen

Schulmäßiger Wechsel zwischen Arkade und Girlande.

unregelmäßiger unregelmäßiger

Willkürlicher Wechsel zwischen Arkade und Girlande.

Abbildung 7: Häufige Bindungsformen der Schrift (Heiß & Strauch, 1966, Anhang).

I. Bewegungsbild

1. Strichbeschaffenheit und Strichführung

Strichbreite – Spannung – Druckstärke

Druckverteilung

Strichstörungen

2. Strichrichtung

Obenzug – Untenzug – Rechtszug – Linkszug

Überwiegen oder Zurücktreten einzelner Strichrichtungen

3. Strichform

Strichzug – Bogenzug

Überwiegen oder Zurücktreten einer der beiden Strichformen

Wölbezüge – Vertiefungszüge

4. Besondere Bewegungsformen

Vereinfachungen – Erweiterungen – Bereicherungen – Verkürzungszüge –

Dehnzüge – Stoppzüge – Deckzüge – Rollzüge – Verbindungszüge –

Spreizzüge

5. Bestimmung von Häufigkeits- und Stellenwert

Bindungsform

Girlande – Arkade – Winkel – Faden – Doppelbogen

Mischformen

6. Verbundenheitsgrad

7. Geschwindigkeit

8. Bewegungsablauf

Bewegungsgefüge – Bewegungsfluß – Bewegungsrhythmus

II. Raumbild

1. Größe

2. Weite

primäre Weite – sekundäre Weite

3. Größenverhältnisse

Verhältnis Kurz-: Mittel-: Langlängen

Verhältnis Ober-: Unterlängen

Mittelpunktstrebigkeit – Mittelpunktflüchtigkeit

Ausgewogenheit der Größenverhältnisse

4. Lage

linksschräg – steil – rechtsschräg

Lage im Verhältnis von Mittelband zu Langlängen

5. Zeilenführung

Zeilengesamt – Zeile in sich

6. Wortabstände

7. Zeilenabstände

8. Ränder

Oberrand – Untenrand – Linksrand – Rechtsrand

Verlauf von Links- und Rechtsrand

9. Verteilungsrhythmus

III. Formbild

1. Grad der Formfestigkeit

formstarr – formfest – formweich – formunbestimmt – formaufgelöst

2. Formeigenartsgrad

Schulform – Eigenform

3. Arten der Formgestaltung

Vereinfachung – Bereicherung – besondere Einzelformen

Bestimmung von Formeinzel und Formgesamt

4. Formvielfalt

5. Gestaltungsrhythmus

Bestimmung und Zusammenstellung der konstanten, beweglichen und wechselnden Merkmale für alle drei Bilder.

(Heiß & Strauch, 1966, S. 222 ff.)

Wechselmerkmaligkeit

Die Deutung der Wechselmerkmaligkeit der Handschrift war für Heiß besonders wichtig. Die Lageschwankung einer Schrift z. B. kann in der Breite von 10 bis 20 Grad liegen, sie kann aber auch bis zu fast 90 Grad gehen.

“Wir müssen bei der Merkmalserfassung einer Schrift folgende Tatbestände beachten:

1. die Häufigkeit des Auftretens eines Merkmals im Schriftverlauf,
2. die Konstanz, die Beweglichkeit oder den Wechsel des Merkmals,
3. Art, Stellung und Verlauf eines Wechselmerkmals.” (S. 229)

“Während die kontinuierlich und stabil auftretenden Merkmale in die Richtung mehr gleichmäßiger, fest geprägter oder gar starrer und fast zwangsläufiger Antriebe und Reaktionen deuten, müssen wir aus den Wechselmerkmalen auf den mehr plastischen und beweglichen Teil der Persönlichkeit schließen, der bis zum ambivalenten Verhalten reichen kann.” (S. 231) “Es gibt Schriften, welche in solchem Maße Wechselmerkmale von großer Ausschlagbreite zeigen, dass wir von vornherein die Persönlichkeit als weitgehend unberechenbar und ambivalent charakterisieren müssen.” (S. 235)

Ich müßte wohl Ihnen
aufwändlicher Dinge melden zu
können: aber es fällt leider
nichts in meine Hand. Dornis
bleibt mir nicht übrig, als Ihnen
meinem Dank für Ihren Brief
und gutzugewen, in der Hoffnung,
dass eine gefälliger Zuspruch
die Leiden meines Bräutigams
Ihren Zuspruch mir jetzt be-
dauern.

Friedrich Nietzsche

Samstag 9 Mai 1868. Friedrich Nietzsche
3. 3. Gustavstr. des 21. und 2.
Latt. des Maydub. Feldartill.
reg. N. 4.

Schrift von F. Nietzsche. Hoher Grad von Gestaltungsrhythmus.
Bei völlig freier Bewegung und individueller Formkraft gleichzeitig
stark ausgeprägter Verteilungsrhythmus.

Deutung

Der psychologische *Grundwert* eines Merkmals stammt aus einer Art "Deutealphabet". Dies sind jedoch nicht völlig festgelegte ausdruckskundliche Übersetzungen, sondern sie erhalten (1) je nach Ausprägung (relativer Stärke, Auffälligkeit) und (2) aus dem Zusammenhang mit anderen Merkmalen und den allgemeinen Schriftqualitäten einen *Stellenwert*, d. h. eine Gewichtung. Die Lehrbücher enthalten ausführliche Verzeichnisse und illustrierende Beispiele der Grundbedeutungen, z. T. in langen Tabellen ausgeführt (Heiß & Strauch, 1966; Müller & Enskat, 1961; Seibt, 1994, Wallner, 1998). Von besonderem Interesse sind die *Verlaufsgestalten* und die *Wechselmerkmaligkeit* der entwickelten Handschrift (Lockowandt, 1998; zum Begriff Verlaufsgestalt siehe auch Abschnitt 11.4.2).

Neben den Ausdrucksprinzipien von Klages und den ausdruckskundlichen Analogieschlüssen gibt es noch andere Ansätze, die psychologische Bedeutung von Schriftmerkmalen abzuleiten. So kann etwa nach dem Zweck einer vereinfachten Form oder Verkürzung für das Schreibtempo und die Raumeinpassung, nach Leitbildern oder Vorbildern des graphischen Ausdrucks oder nach der symbolischen Bedeutung bestimmter Zeichen gefragt werden. Andere Autoren bezogen sich auf Analysen der motorischen und zentralnervösen Funktionen des Schreibens.

Strategien der Interpretation

Die Interpretation dieser nach mehr als 20 Hauptkategorien geordneten Merkmale und der unzähligen Besonderheiten kann auf verschiedene Weise ansetzen:

- Schematisches Vorgehen
Die Interpretation geht systematisch vor und folgt dem Merkmalsprotokoll.
- Dominantentechnik
Der Graphologe richtet sich in seinen Interpretationshypothesen nach den für die Schrift charakteristischen Auffälligkeiten. Dies können allgemeine Eindrucksqualitäten sein. Oder eines der drei Bilder (Bewegungs-, Form- oder Raumbild) dominiert. Einzelne Merkmale in den drei Bildern können herausstechen oder z. B. auch eine hochgradige Wechselmerkmaligkeit oder besondere Konstanz der Schreibbewegungen.
- Syndromatik
Bei einer Handschrift mit großen Rändern und Zeilenabständen wären auch weite Wortabstände als Ausdruck einer betonten Gliederungstendenz zu erwarten. Typische Merkmalskombinationen (Syndrome) mit psychologisch ähnlicher Bedeutung werden hervorgehoben, z. B. Hinweise auf soziale Anpassung, auf Antrieb und Vitalität oder auf Gefühlsbestimmtheit.

- **Widersprüche**
Statt den Dominanten des Schriftbildes oder bestimmten Syndromen zu folgen und passende Elemente zu kombinieren, können auftretende Widersprüche analysiert und als dynamische Spannung interpretiert werden, z. B. zwischen Zeichen für Antrieb und Hemmung oder zwischen Formauflösung und Raumanpassung (Kontrastsyndrome).
- **Verlaufsgestalten**
Einem geübten Blick werden sich u. U. individualcharakteristische Bewegungsabläufe als Verlaufsgestalten erschließen, z. B. wenn eine Schreiberin die gefühlsbetonten, weichen Girlandenzüge häufig mit einem druckstarken Winkel (einem sog. Stoppzug) beendet.

“Demnach sind es zwei Hauptaufgaben, welche die abschließende Kombinatorik zu bewältigen hat: 1. die Ordnung der Merkmale nach Zusammengehörigkeit bzw. Dissonanz und 2. die Ordnung der Merkmale nach dem Gewicht, d. h. nach dem Gesichtspunkt der stärkeren und schwächeren Merkmale. Gelingt uns dies, so kommen wir zu einem ‘Ganzen’ im beschriebenen Sinne.” (S. 239)

“Es gibt Schriften, die wir kombinatorisch nicht völlig durchdringen können und die uns Rätsel aufgeben, die wir nicht lösen können.” (S. 244)

Im Zuge dieser Schriftdeutung werden die Schriftmerkmale in psychologische Konzepte, d. h. Begriffe von Eigenschaften, Zuständen und dynamischen Veränderungen, übersetzt. Diese Stichworte werden in einem Gutachtenansatz weiterentwickelt und schließlich zum ausführlichen Gutachten ausgeformt. Als Beispiel gaben Heiß und Strauch (1966) ein ausführliches graphologisches Gutachten über die Handschrift von Theodor Heuß. Hier wird ein Brief Friedrich Nietzsches als Beispiel einer durch Bewegungsbild und Gestaltungskraft herausragenden Schrift wiedergegeben (Abbildung 8).

10.3 Methodenkritische Gesichtspunkte

Das graphologische Merkmalsprotokoll kann bei entsprechender Schulung und Erfahrung eine hohe Zuverlässigkeit in der Auswerter-Übereinstimmung erreichen. Hierzu wurden zahlreiche Untersuchungen veröffentlicht (zusammen-

fassend siehe Seibt, 1994). Hinsichtlich der messbaren (graphometrischen) Merkmale ist dies trivial, hinsichtlich der Einstufung von Eindrucksqualitäten war es erst empirisch nachzuweisen.

Zweifelhaft ist dagegen die Gültigkeit graphologischer Aussagen, wenn nach der Übereinstimmungsvalidität mit anderen psychologischen Daten und nach der prädiktiven Validität gefragt wird, z. B. in der Personalbegutachtung. An Untersuchungen zur Validität der Graphologie hat es sicher nicht gemangelt (siehe Lockowandt, 1988; Seibt, 1994, Wallner, 1998). Die empirischen Ergebnisse waren inkonsistent, aber insgesamt gering und enttäuschend. Da sich die älteren Untersuchungen nicht für Metaanalysen eignen, kann sich die Einschätzung der Validität höchstens auf einzelne methodisch herausragende, negative oder positive Befunde stützen. Nur eine Metaanalyse graphologischer Gutachten im Personalwesen kann zitiert werden (Neter & Ben-Shakhar, 1989). Gemessen an den Einstufungen durch Vorgesetzte wiesen die graphologischen Gutachten nur sehr geringe Koeffizienten in der Größenordnung von $r = 0.17$ auf. Die Koeffizienten von Einstufern ohne graphologische Ausbildung waren jedoch mindestens so gut. Die Kriterienkorrelationen schrumpften noch, wenn die Texte inhaltlich neutralisiert wurden, d. h. ohne eventuell zu benutzende biographische Hinweise vorgelegt wurden. Graphologische Gutachten sind in Personalauswahlverfahren wahrscheinlich untauglich (Schuler & Marcus, 2001).

Es gibt tatsächlich auffällige, originelle, sehr eigengeprägte oder gestört wirkende Schriften. Auch können einzelne graphologische Gutachten evident sein, insbesondere wenn die auffälligen Schriften von bekannten Dichtern, Malern oder Philosophen interpretiert werden oder von Personen wie etwa Hitler (siehe Falldarstellung, 1955). Aber wurde in diesen Fällen immer kontrolliert, ob nicht doch inhaltliche Interpretationshinweise aus dem Text oder aus der Kenntnis biographischer Informationen eingegangen sind? Überzeugend können solche Beispiele nur sein, wenn sicher gestellt ist, dass das Gutachten wirklich "blind" geschrieben wurde (Heiß, 1954).

Es gibt *konkurrierende Erklärungshypothesen* für die Eigenart der Handschrift. Die Schrift kann durch die individuelle Schreibhaltung und durch die Schreibvorlage in der Schule und durch das eher zufällige Vorbild der Schrift von Eltern und Lehren beeinflusst sein. Die individuellen Unterschiede beim Schreiben können durch die morphologischen Besonderheiten der Hand mitbedingt sein. Die 27 Knochen der Hand und die von den Muskeln und Sehnen der Hand gebildeten Strukturen weisen bemerkenswerte Unterschiede zwischen Personen auf, so dass es eine funktionelle Bedeutung für den Schreibvorgang haben könnte (Anson, 1951).

Eine grundsätzliche Schwierigkeit dieser Forschung hängt mit der Kriterienproblematik zusammen. Die Validität der Validitätskriterien, z. B. Testwerte von Persönlichkeitsfragebogen oder konventionellen Intelligenztests, wurde

gerade im Hinblick auf die Graphologie bestritten. Bei der empirischen Validierung psychologischer Tests ist es grundsätzlich einfacher, in der Eigenschaftstheorie einen gemeinsamen begrifflichen Bezugsrahmen zu finden. Hier sind Konstrukte wie Extraversion, Emotionalität, Ängstlichkeit, Leistungsmotivation oder Intelligenzquotient relativ verbreitet. Die Graphologie ist dagegen im Rahmen der Ausdruckspsychologie und Charakterkunde entstanden und deren theoretische Annahmen und Terminologie unterscheiden sich in vieler Hinsicht von der Eigenschaftstheorie. Diese Bedenken lassen sich nicht einfach abweisen. Zum Beispiel haben die in einer Schrift erscheinenden Prozesseigenschaften in der differentiellen Psychologie kaum eine Entsprechung. Die ausdrucks- und charakterkundlichen Begriffe von Klages müssen erst in Begriffe der neueren Persönlichkeitspsychologie übersetzt werden. Diese Schwierigkeiten sind unterschätzt oder sogar übersehen worden.

Die Graphologie wird heute nicht mehr – wie noch in den sechziger Jahren an einigen Universitäten – gelehrt und geprüft. Nur noch 1.3 % der befragten deutschen Psychologen verfassten graphologische Gutachten (Schorr, 1995). Tatsächlich gibt es aber noch mehr, u. a. im Personalwesen und in der Partnerberatung tätige Graphologen, die auch nicht immer Diplom-Psychologen sind.

Es liegt nahe, die erwiesene Ungültigkeit graphologischer Gutachten für den Bruch mit der Tradition verantwortlich zu machen. Doch der Sachverhalt ist sicher komplizierter. Neben den gewiss sehr berechtigten Zweifeln haben noch andere Gründe beim Niedergang der Graphologie und der graphologischen Ausbildung im Studium der Psychologie mitgespielt.

Die Ausbildung war langwierig und erstreckte sich z. B. bei Heiß auf vier scheinpflichtige Übungen mit vielen Hausarbeiten und zwei aufbauende, ebenfalls scheinpflichtige Gutachtenpraktika. Wahrscheinlich hat auch das zeitweilig stark verringerte Interesse an psychologischer Diagnostik zur Abkehr von umfassenden Persönlichkeitsgutachten mit großem Zeitaufwand und fraglichem Nutzen für konkrete Fragestellungen beigetragen.

Ein nur scheinbar trivialer Grund ist noch zu erwähnen: Der universelle Gebrauch von Kugelschreibern. Wer mit einem Füllfederhalter schreibt, dessen Feder sich spreizen kann und unterschiedlichen Tintenfluss bewirkt, hinterlässt in der Schreibspur und auf dem Papier erkennbare Druckspuren. Der Strich kann sehr druckstark oder druckschwach, gespannt oder spannungslos ausgeführt werden. In der Graphologie von Klages, Heiß u. a. sind aber gerade der Schreibdruck und die Spannung der Schrift zentrale Eigenschaften des Schreibens, die zur Gewichtung vieler anderer Merkmale herangezogen werden müssen. Mit einem Kugelschreiber sind solche Ausdrucksmöglichkeiten nur noch sehr eingeschränkt vorhanden.

Diese Überlegungen sind nicht als Rechtfertigungsversuch der graphologischen Deutekunst gemeint, sondern als Hinweis, weshalb eine prägnante und

faire Zusammenfassung der Validitätsfrage (wie bei den projektiven Verfahren) nicht ganz einfach ist.

Graphometrie

Graphometrie befasst sich mit der Messung von Schriftmerkmalen und der Skalierung von Eindrucksqualitäten. In zahlreichen Untersuchungen wurde versucht, die graphometrische Methodik zur Validierung graphologischer Aussagen zu verwenden, d. h. auf der Ebene der Merkmale und nicht auf der Gutachtenebene (z. B. Fahrenberg & Conrad, 1965; zusammenfassend Seibt, 1994). Die Ergebnisse waren in der Regel enttäuschend.

Mit dem als "Schreibwaage" bezeichneten Gerät war die relativ genaue Messung der Schreibgeschwindigkeit und des Schreibdrucks während des Schreibens möglich. Von der kleinen, beweglich gelagerten Schreibfläche wurden die Druck-Impulse durch mechanische Übertragung auf einem Rekorder aufgezeichnet (Grünewald, 1957). Mit dieser Methodik wurden experimentelle Untersuchungen über den Einfluss von Pharmaka, von Ermüdung, von hypnotischen Suggestionen und anderen Bedingungen auf die Messwerte durchgeführt. Diese Methodik ähnelt der Forschung über die sog. Scentics. Während emotionaler und anderer Vorstellungen werden die Fingerbewegungen durch einen Hebel oder mit einem anderen Sensor kontinuierlich registriert (Clynes, 1980).

Die heutigen Schreibtablets zur digitalen Analyse der Schreibmotorik können wichtige Merkmale der Schreibens sehr gut quantifizieren und eine Feinanalyse der motorischen Koordination leisten. Dabei ist die Messung des Schreibdrucks jedoch wegen unzureichender Kalibrierung kaum möglich (Marquardt & Mai, 1994).

10.4 Zusammenfassung

Die Graphologie ist neben der Deutung von Mimik und Physiognomik die älteste psychologische Methodik, um Persönlichkeitsunterschiede zu erfassen. Durch das Merkmalsprotokoll hat die Graphologie eine objektive Grundlage und einen "handwerklichen" Aspekt. Als Interpretationskunst war sie schon lange umstritten. Trotz intensiver Forschungsarbeit und breiter Anwendung konnte keine ausreichende empirische Gültigkeit nachgewiesen werden. Deswegen ist die Bilanz heute überwiegend kritisch. Die Graphologie gilt als eine vorwissenschaftliche Methodik, welche der Überprüfung nicht Stand hielt.

Bei der Schrift-Interpretation kann die Kombinatorik von Merkmalen, d. h. deren Gewichtung im Kontext aller anderen Merkmale, sehr viel prägnanter gezeigt und geübt werden als bei den projektiven Verfahren. Wenn von der konkreten Deutung graphischer Merkmale abstrahiert wird, sind in der

Graphologie wesentliche Strategien und Regeln einer allgemeinen Interpretationslehre zu erkennen. Dies wurde vor allem bei der Merkmalskombinatorik (Grundwert und Stellenwert, Syndromatik), bei der Analyse von Verlaufsgestalten und Wechselmerkmaligkeit sowie in der Dominantentechnik und Widerspruchsanalyse erläutert.

11 Biographik und Prozessanalyse

11.1 Übersicht

Die psychologische Biographik benötigt besondere Kategorien, welche die dynamischen Entwicklungen in einem Lebenslauf beschreiben können. Eine *umfassende Psychologie der Persönlichkeit* hat zwar solche *Prozessmerkmale* immer einbezogen, doch werden heute unter Eigenschaften (Traits) häufig nur die relativ überdauernden Persönlichkeitsmerkmale im Unterschied zu den aktuellen Zuständen (States) verstanden (siehe Abschnitt 6.2).

Durch die Kategorien von *Prozesseigenschaften* werden alle wiederkehrenden und insofern für die Person charakteristischen Veränderungen im Erleben, im Verhalten und in der physiologischen Regulation beschrieben. Diese Veränderungen sind "dynamisch" durch ihre Aktivierungsrichtung (Motive, Emotionen) und durch ihren Verlauf (Verlaufsgestalt). Prozesseigenschaften bilden wesentliche Kategorien der Beschreibung und Analyse in der biographischen Methodik und – generell – in der systemischen Sicht psychologischer und physiologischer Forschung. Prozessmerkmale können, falls eine geeignete Datenerhebung möglich ist, innerhalb von Episoden und Serien von Episoden, im Tageslauf und in Serien von Tagen sowie im Lebenslauf insgesamt untersucht werden.

Wie sind diese Beschreibungseinheiten zu bestimmen und zu klassifizieren? Hier können kein vollständiges System und keine verbindliche Taxonomie mit einander ausschließenden Klassen erwartet werden. Dafür sind die Entstehungsbedingungen und Zusammenhänge der Erlebnisse und Handlungen zu komplex. Die Beschreibungseinheiten sollen jedoch typische Verhältnisse erfassen, die für viele, aber vielleicht nicht für alle Individuen gelten. Die wichtigsten dieser Begriffe sind: Episode, Situation, Thema, Persönliches Konstrukt und Selbstkonzept.

Das verwendete Kategoriensystem ist für die Biographik in theoretischer und praktischer Hinsicht grundlegend. Darüber hinaus sind in der biographischen Methodik noch andere Perspektiven und Beschreibungseinheiten wichtig. Einige dieser Konzepte werden hier skizziert, da sie für jede Exploration wichtig sind. Dazu gehören die allgemeinen Entwicklungsaufgaben und kritische Lebensereignisse, Vulnerabilitäten und Riskofaktoren, Bewältigungsformen (Coping) und Krankheitsverhalten.

Die Vielzahl dieser Perspektiven, Beschreibungseinheiten und Prozesseigenschaften muss zu Zweifeln führen, inwieweit diese psychologische Biographik überhaupt zu leisten sein wird. Im Kapitel über Biographik wurde außerdem ein hohes Anspruchsniveau betont. Die psychologische Biographik soll in einem

überschaubaren Kontext, in weitgehend neutraler, unvoreingenommener Weise, in konkreten Einheiten und in relativer Vollständigkeit erfolgen (u. a. Fisseni, 1998; Thomae, 1987b). Auf diese schwierigen Anforderungen wird in einem Abschnitt zur Grundlagenkritik des Anspruchs biographischer Methodik eingegangen.

11.2 Beschreibungseinheiten

Episoden

Eine Episode (griech. Dazwischenkommen) ist ursprünglich ein in den fortlaufenden Bericht oder in eine Ereignisserie eingeschobener Teil oder eine vorübergehende Störung. Eine Episode ist also inhaltlich-funktional vom anderen Geschehen (Kontext) abgrenzbar. Eine persönlich bedeutsame Handlung, eine soziale Auseinandersetzung, eine wichtige "Szene" oder eine auffällige emotionale Reaktion wären Beispiele für psychologische Episoden. Auch in der physiologischen Regulation gibt es Aktivierungsphasen, auffällige Reaktionsverläufe und Störungen (symptomatische Episoden, Anfälle und dgl.).

Die Segmentierung eines Protokolls und die Hervorhebung von Episoden wird in hohem Maße von der Fragestellung und von theoretisch-methodischen Vorentscheidungen abhängen. Solche Episoden heben sich vom eher gleichförmigen Hintergrund als Erlebnisse, Szenen, Verhaltensweisen und Handlungen mit einer Einheit des Geschehens ab. Im Tageslauf sind sie jedoch oft nicht scharf abzugrenzen, so dass diese Unterteilung (Segmentierung) bereits ein interpretatorischer Schritt ist. Thomae (1968) erwähnt Erwartungswerte zwischen etwa 25 und 50 Episoden am Tag.

Eine Mikroanalyse, wie sie in der Inhaltsanalyse von Texten (siehe Kapitel 8) praktiziert wird, würde über diese Episoden hinaus eine Feinstruktur der Prozesse aufzeigen können. Die mögliche Vielfalt von Episoden macht ein Klassifikationssystem auf dieser Ebene aussichtslos, falls nicht computer-unterstützte Textanalysen möglich sind und als ausreichend angesehen werden. Die hauptsächlichsten Beschreibungseinheiten der psychologischen Biographik müssen auf einer höheren Ebene gesucht werden.

Situationen

Auch Situationen sind Beschreibungseinheiten. Deutlicher als beim Begriff Episode ist hier der Kontext von Umgebung und sozialen Bedingungen gemeint. Der Begriff Situation ist zwar ein sehr gängiger, aber ein psychologiehistorisch schwieriger Begriff. Wegen der Vielzahl von Begriffsbestimmungen und theoretischen Bezügen ist "Situation" u. U. sehr missverständlich. In der Motivationspsychologie und Persönlichkeitsforschung ist der Begriff Situation besonders

belastet durch die Kontroversen, ob Disposition – Situation – Interaktion den wichtigeren Einfluss auf die interindividuelle Verhaltensvarianz haben.

Die Auffassung von “Situation” als Handlungsumgebung von Aktivitätseinheiten ist wahrscheinlich am verbreitetsten. Gemeint sein können: die objektiven, raumzeitlichen und physikalischen Merkmale, also Umgebungsmerkmale, die für das Erleben und Verhalten wichtig sind (wie anwesende Personen und Objekte). Darüber hinaus sind die individuelle Wahrnehmung und Bewertung gemeint, d. h. die erlebnismäßige Interpretation, welche den Aufforderungscharakter der Situation und Handlungselemente einbezieht. Der psychologische Begriff der *Situation* ist zu unbestimmt, wenn sowohl objektive Merkmale als auch die erlebnismäßige Interpretation (und ggf. der vom Untersucher intendierte Aufforderungscharakter bzw. die beabsichtigte Wirkung) gemeint sein können. Dies kann, z. B. in Untersuchungen über Person-Situation-Wechselwirkungen, zu zirkulären Definitionen führen wie von mehreren Autoren hervorgehoben wurde (u. a. Buse & Pawlik, 1984; Kaminski, 1986).

Setting und Behavior Setting

Eine bestimmte Umgebung wird auch als *Setting* oder nach Barker et al. (1978) als *Behavior Setting* (engl. Anordnung, in denen Verhalten stattfindet) bezeichnet. Angesichts der definitorischen Unbestimmtheit des Situationsbegriffs wurde verschiedentlich vorgeschlagen, *Setting* und *Situation* begrifflich konsequenter zu unterscheiden. Eine Möglichkeit wäre, die intersubjektiv beschreibbaren (objektiven) Kontextvariablen unter dem Begriff *Setting* und die individuellen erlebnismäßigen (subjektiven) Beschreibungen und Bewertungen von Kontextvariablen unter dem Begriff *Situation* zusammenzufassen. Solche doppelten Beschreibungen von Kontexten durch neutrale Beobachter und durch einen Handelnden werden allerdings selten möglich sein. Auch Barkers Konzept des Behavior Setting ist für viele Bereiche der Alltagspsychologie zu anspruchsvoll. Es müsste erst eine funktionale Analyse geleistet sein, um das typische Verhaltensprogramm mit dem erwarteten Ablauf und den Normen erkennen zu können.

In der Alltagspsychologie ist die Unterscheidung zwischen Situation und Setting wichtig, da mit computer-unterstützter Methodik relativ genaue Protokolle erhoben und Differenzierungen erreicht werden können (Fahrenberg et al., 2002; Pawlik & Buse, 1996). Dagegen wird es in der Biographik praktisch kaum weiterhelfen, zwischen den objektiven, intersubjektiv prüfbar Merkmalen des Settings, den Tätigkeiten und der erlebten Situation zu unterscheiden. Beim biographischen Rückblick gibt es keine Instanz, welche über intersubjektiv beobachtbare Merkmale des damaligen Setting informieren und diese Wechselbeziehung aufklären könnte. Unsere Erinnerungen sind konfundiert, d. h. sie haben eine gemeinsame Quelle, in der nur tendenziell zwischen den objektiven Gegebenheiten und deren subjektiver Bewertung unterschieden werden kann.

Situationen und kommunikatives Handeln

Im Hinblick auf die biographische Forschung hat Legewie (1987) die Situation dennoch als die adäquate Beschreibungseinheit herausgestellt. Er sieht die Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas als Grundlage an und erläutert die Position:

“Kommunikatives Handeln erfolgt in sozialen Situationen, in denen aufgrund eines Problems oder Konflikts ein Verständigungsbedarf entsteht. Die soziale Situation ist ein Ausschnitt aus der Lebenswelt der Beteiligten, der aufgrund von Interessen und Handlungszielen von mindestens einem Beteiligten zum Thema gemacht wird. Weitere Bestimmungsstücke der sozialen Situation sind der Ort, die Zeit, die sozialen Beziehungen der Beteiligten und die für das Thema relevanten objektiven und subjektiven Rahmenbedingungen.” “Den Hintergrund kommunikativer Äußerungen bilden die lebensweltlichen Situationsdefinitionen der Beteiligten, die sich genügend überlappen müssen, wenn die Verständigung gelingen soll. Andernfalls muss versucht werden, zunächst im Prozess der Verständigung eine gemeinsame Situationsdefinition auszuhandeln.” “Situationen im oben beschriebenen Sinn stellen die kleinsten sinnvollen Analyseeinheiten für eine handlungsorientierte Sozialwissenschaft bzw. Psychologie dar” (1987, S. 140).

Diese Bestimmungen enthalten eigentümlich zirkuläre Aussagen, wie es für den Begriff der Situation und das hermeneutische Verfahren allgemein typisch ist. Der empirische Weg zu einer Präzisierung und Klassifikation solcher Situationen oder geeignete Auswahlstrategien werden hier nicht aufgezeigt. Auch in Legewies (1987) Feldstudien über Alltag und seelische Gesundheit in einem Stadtteil Berlins war noch kein allgemeineres Beschreibungssystem ausgearbeitet.

Themen

Die Versuche zur Klassifikation von “Themen” als Beschreibungseinheiten der psychologischen Biographik haben eine lange Vorgeschichte. Sie reicht von den spekulativen Systemen menschlicher Antriebe und Instinkte bis zu den mehr oder minder konstruierten Systemen der Grundmotive und Basisemotionen. Es ist eine schwierige Forschungstradition.

In der Persönlichkeitspsychologie nimmt Murray (1938) mit seinem Werk “Explorations in personality” eine herausragende Rolle ein. Sein Klassifikationsversuch stützte sich auf eine ausgedehnte Analyse von Interviews, die auf autobiographischen Niederschriften aufbauten. Er führte, um das Erzählen zu erleichtern, den Thematischen Apperzeptionstest TAT ein (Morgan & Murray, 1935; Tomkins, 1947; siehe auch Revers, 1973), später wurde auch ein Persönlichkeitsfragebogen verwendet.

Murray postulierte, dass situativer Druck (press) und Bedürfnis (need) eine Einheit bilden. Eine bestimmte soziale Situation legt z. B. ein geselliges Verhalten nahe und dies entspricht dem eigenen Bedürfnis nach Anschluss an andere Personen (Affiliation). Durch die sog. need-and-press-Analyse werden diese Themen psychologisch exploriert. Situationen haben einen objektiven und einen subjektiven Aspekt (alpha und beta press). Diese subjektive Bedeutung ist durch die individuellen Erfahrungen und Bewertungen bestimmt.

Die Bilder des TAT sind so ausgewählt oder konstruiert, dass sie Personen oder Szenen mit einem thematischen Anreizcharakter (Aufforderungscharakter) darstellen. Die zu diesen Bildern erzählten Geschichten wurden psychologisch ausgewertet, um die zentralen Motive zu erfassen und Verhaltensbereitschaften zu erfassen. Dazu gehören u. a. Aggressivität, Dominanz, Geselligkeit, Leistungsmotivation, Selbständigkeit (siehe Interpretation projektiver Tests, Kapitel 9, sowie Barresi & Juckes, 1997). Murray scheint an eine allgemeine Taxonomie von biographischen Mustern oder Erzähltypen gedacht zu haben (McAdams, 1988). Über ihn gibt es eine Biographie, welche die Zusammenhänge zwischen Leben und Werk verständlich zu machen versucht (Anderson, 1988).

Thomae (1968, 1996) hat, in Anlehnung an Bühler (1959; Bühler & Massarik, 1969) und andere Autoren, die Themen des Lebenslaufs systematisch bestimmt und klassifiziert. Die empirischen Grundlagen sind sehr viel breiter und umfangreicher als bei anderen Autoren, und der Forschungsprozess wurde ausführlich begründet.

In einer Übersicht fasste Kruse (1987) die wichtigsten Schritte zur Entwicklung eines Kategoriensystems dieser Art zusammen:

- unvoreingenommene Durchsicht der gesammelten Biographien;
- Suche nach Gemeinsamkeiten;
- Übertragung auf andere Biographien und Kennzeichnung der Kategorien durch instruktive Beispiele;
- Unterscheidung von Ausprägungsgraden mit Fallbeispielen;
- Anwendung des Kategoriensystems auf konkrete Fälle.

Durch statistische Verfahren können Häufigkeitsverteilungen, auch in Untergruppen, beschrieben und eventuell Merkmalsgruppen erfasst werden (Clusteranalysen u. a.).

Im Werk Thomaes sind die Kategoriensysteme für die inhaltlichen Daseinsthemen, die instrumentellen Daseinstechiken und Bewältigungsformen eingehend beschrieben und mit zahlreichen Untersuchungsergebnissen illustriert worden. Grundlegend sind die über einen langen Zeitraum systematisch erarbeiteten Kategoriensysteme, deren materialbezogene Ableitung sehr ausführlich dargestellt wurde (Thomae, 1968; siehe auch Kruse, 1987).

- Daseinsthemen sind die motivational-kognitiven Orientierungssysteme, in denen Individuen ihre Sinnsuche zentrieren (“Ziele”): Was beschäftigt mich und wie beschäftigt es mich?
- Daseinstechniken sind die typischen instrumentellen Verfahren, Daseinsthemen zu verwirklichen (“Mittel”): Wie erreiche ich meine Ziele und wie setze ich mich damit auseinander?

Inhaltliche Daseinsthemen

Regulation,
 Antizipatorische Regulation,
 Daseinssteigerung (Aktivation),
 soziale Integration,
 soziale Abhebung,
 kreative Gestaltung,
 normative Thematik.

Instrumentelle Daseinstechniken

leistungsbezogene Technik,
 Anpassung,
 Defensive Technik,
 Evasion (Aus-dem-Felde-Gehen),
 Aggression als Lebenstechnik.

Nach diesen Kategorien kann eine Person auf einer mehrstufigen Skala eingestuft und dann über verschiedene Lebensabschnitte oder mit anderen Personen verglichen werden. Als Kontext sind das Selbstbild und der subjektive Lebensraum zu berücksichtigen. Dieses Verfahren lässt individualcharakteristische und verallgemeinernde Aussagen zu (siehe die Bonner Längsschnittstudie über das Altern BOLSA).

Persönliche Konstrukte und Selbstkonzepte

Kelly (1955) prägte den Begriff “persönliches Konstrukt”. “Die Prozesse einer Person werden psychologisch kanalisiert durch die Art wie sie Ereignisse antizipiert” lautet das Basispostulat (übersetzt, 1958, S. 45). Persönliche Konstrukte bilden sich im Strom des Geschehens heraus, wenn ein Mensch, einem Wissenschaftler vergleichbar, systematische Erfahrungen bildet und diese auf künftige Ereignisse anzuwenden versucht. Persönliche Konstrukte sind deshalb keine festen Schemata oder

Eigenschaften, Motive oder Emotionen, sondern dynamisch-prozesshafte Entwürfe und Konstruktionen (Kelly, 1955; siehe auch Fisseni, 1998; Thomae, 1968).

Das Konstruktsystem einer Person wird mit dem Role Construct Repertory Test (REP-Test) erkundet. Die zu untersuchende Person wird aufgefordert, die Namen von ca. zwanzig Rollen aufzuschreiben, d. h. von Bezugspersonen wie Mutter, Vater, Geschwister, gleich- und gegengeschlechtliche Freunde, Lehrer, eine als enttäuschend erlebte Person, eine besonders vertraute Person u. a. Personen. Eine weitere Rolle ist die Person selbst. Je drei Rollen werden dann nach einem Schema kombiniert. Die untersuchte Person soll jeweils psychologisch zu beschreiben versuchen, inwieweit sich zwei dieser Personen ähnlich sind und sich gemeinsam von der dritten unterscheiden. Auf diese Weise ist ein Einblick in die persönlichen Konstrukte zu gewinnen. Durch Selbstbeschreibungen und durch ein Interview können diese Konstruktsysteme interpretiert und auch praktisch im Zusammenhang von Beratung und Psychotherapie verwendet werden.

Die persönlichen Konstrukte können im Unterschied zu den üblichen psychologischen Eigenschaftsbegriffen als individuell geprägte Konzepte der Selbstinterpretation aufgefasst werden. Die sprachlichen Ausdrücke werden sich sogar weitgehend entsprechen können, doch sind die persönlichen Konstrukte subjektzentriert und prozessual gemeint.

Dennoch bleibt zweifelhaft, ob Kelly der Psychologe ist, welcher am entschiedensten versucht hat, eine Person von ihrer Subjektivität her zu verstehen wie Fisseni (1998) meint. Diese Subjektivität ist ja hier beschränkt auf solche idiographischen Konzepte, die bewusst sind, sprachlich geäußert und erläutert werden können. Die subjektive Befindlichkeit in der Welt, die Emotionen und erlebten Bedürfnisse sind hier nur Epiphänomene (griech. Randerscheinungen). Der Begriff "Persönliches Konstrukt" ist in die Fachsprache eingegangen, um diese subjektivierende (individualisierte) psychologische Sichtweise im Unterschied zu einem Beschreibungssystem in Begriffen allgemeiner (überindividueller, universeller) Eigenschaften zu kennzeichnen. Der Begriff scheint sich weitgehend mit dem Anspruch der idiographischen Methodik zu decken.

In Anlehnung an die Unterscheidung von verschiedenen Aspekten des Selbst wurde von Hermans und Kempen (1993) eine Konzeption des *dialogischen Selbst* entworfen. Dieses Selbst vermag kontinuierlich die erzählten Versionen zu verändern, indem es verschiedene Standpunkte entwickelt und auch die Sichtweisen anderer Personen einnimmt. Wie Gruppen und Kulturen keine einzelne, von allen Individuen geteilte, simple Realität haben, sondern als multiple Realitäten existieren, hat auch eine Person intern mehrere Stimmen. Diese repräsentieren verschiedene Tendenzen, Identifikationen und Loyalitäten zu anderen Personen bzw. Teil-Selbsts. Diese multiplen Selbstkonzepte erscheinen in der biographischen Erzählung bzw. in den verschiedenen Versionen dieser Darstellung.

“Unter dem *Selbstkonzept* kann demnach *die Gesamtheit der auf die eigene Person bezogenen Beurteilungen* verstanden werden” definierte Mummendey (1995, S. 55). Eine Untergliederung dieses allgemeinen Selbstkonzepts kann auf mehreren Ebenen versucht werden, z. B. leistungsbezogenes Selbstkonzept – Selbstkonzept der schulischen Leistung – Selbstkonzept hinsichtlich der mathematischen Fähigkeiten. Aus der Selbstkonzeptforschung und speziell auch aus den Untersuchungsergebnissen über die Motive und Formen der Selbstdarstellung sind viele für die Biographik und Interviewmethodik wichtige Anregungen zu entnehmen.

Skripte

Tomkins (1987), der ein wichtiger Mitarbeiter Murrays war, hat später ein anderes Verfahren der biographischen Analyse ausgebaut. Den Bezugsrahmen lieferte seine eigene Theorie der Affekte und die allgemeine Skripttheorie. Er entwickelte eine Taxonomie von *Szenen und Skripts* als Beschreibungseinheiten im Sinne der Metapher: Die Person ist ein Stückeschreiber (playwright), der von den ersten Lebenswochen an sein persönliches Stück (drama) schreibt.

Die elementarste Einheit ist die *Szene*, d. h. ein affektbesetztes Geschehen, das entworfen (nicht passiv erlebt oder objektiv beobachtet) wird. Solche Szenen unterscheiden sich in ihrer Ausstattung hinsichtlich Personen, Objekten, Handlungen und der repräsentierten psychologischen Funktionen; sie müssen aber mindestens einen Affekt und ein Objekt dieses Affektes haben. *Szenen* sagen was passiert; *Skripts* sagen, wie mit diesen Szenen umzugehen ist. Skripts sind nicht die von einer Person erzählten Muster selbst, sondern die zugrundeliegenden, eher unbewussten, individuellen Systeme von Regeln, zum Umgang mit einer Anzahl ähnlicher Szenen. Diese Skripte sind nicht mit Bedürfnissen oder persönlichen Konstrukten gleichzusetzen. Tomkins wollte typische Formen psychischer Prozessmuster erfassen, wie mit affekthaltigen Szenen umgegangen wird. Die Heuristik dieser Skripts als Beschreibungseinheiten wurde von Carlson (1988) in zwei biographischen Studien erläutert.

Dieser Ansatz ist offensichtlich noch nicht so weit ausgebaut und operationalisiert wie die thematische Analyse von Murray und die differenzierte und zugleich umfassendere Methodik von Thomae. Die Skripts sind sehr komplexe, nur durch weitreichende Interpretation zu erschließende Prozessabstraktionen. Als Einheiten der biographischen Beschreibung sind sie zumindest im ersten Schritt kaum geeignet. Ihre Heuristik wird auch von prägnanteren Definitionen und Kodierungen abhängen und von der Frage der Auswertungs-Zuverlässigkeit. Fragwürdig bleiben auch – wie die anderen Metaphern, welche für theoretische Konzepte der Psychologie unnötig den Computer und dessen Programmierung strapazieren – die von Tomkins gewählten kognitivistischen Metaphern: Stückeschreiber, Szene und Skript. Es gibt ja keinen Homunculus, der ein Theaterstück oder ein Computerprogramm schreibt. Vielmehr ist es das lebendige Gehirn, das

sich als psychophysisches System entwickelt und sich in der Interaktion mit der objektiven und sozialen Umwelt organisiert.

Allgemeine Entwicklungsaufgaben

Die Persönlichkeitsentwicklung kann unter der Perspektive der *Entwicklungsaufgaben* und der *Übergangsphasen* zwischen Lebensaltern beschrieben werden. Typische Entwicklungsaufgaben, mit denen sich Menschen auseinandersetzen müssen, sind z. B. im mittleren Lebensalter: einen Partner finden, lernen mit diesem zusammenzuleben, sich eine Wohnung einzurichten, das Großziehen der Kinder, das Aus-dem-Hause-Gehen der Kinder, Verantwortung als Eltern und Bürger zu praktizieren (developmental tasks, Havighurst, 1953, in Anlehnung an Erikson und Bühler u. a.). Es werden zwar keine festen Entwicklungsnormen behauptet, doch zeichnen sich typische Herausforderungen ab, so dass systematisch nach Bewältigung und neuer Anpassung sowie nach Einschnitten und Krisen zu fragen ist.

Typische Transitionsphasen sind u. a.: von der Jugend zum Erwachsenenalter, die sog. Midlife Crisis, die Pensionierung und der Übergang ins Alter mit der Entwicklungsaufgabe "was mache ich mit dem Rest meines Lebens" (transition phase, Levinson, 1978; siehe auch Baltes, 1990; B. Fahrenberg; 1985, 1986; Kruse & Schmitz-Scherzer, 1995; Steinberg, 1981).

Kritische Lebensereignisse

In jedem Lebenslauf kommen schwierige Herausforderungen, tiefgehende Erlebnisse, Einschnitte und Krisen vor. Die Psychologie der *kritischen Lebensereignisse* befasst sich mit der Häufigkeit solcher Geschehnisse und individuellen Formen der Bewältigung solcher Belastungen. Zeitweilig wurden in der Stress-Forschung speziell konstruierte Fragebogen eingesetzt, um das Vorkommen von kritischen Lebensereignisse (Life events) auf standardisierte Weise zu erfassen (Social Readjustment Rating Scale SRRS, Holmes & Rahe, 1967). Die individuellen Angaben wurden nach einem Punkteschema gewichtet und addiert. Für die Auswertung wurden statistische Normen aus einer größeren Umfrage abgeleitet. Die Befragten sollten sich bestimmte belastende Ereignisse vorstellen und auf einer Skala von 1 bis 100 (Tod eines nahen Angehörigen) einstufen.

Beim Gebrauch dieses Fragebogens, der jeder biographischen Sicht fremd erscheinen muss, wurden die Defizite bald deutlich. Der individuelle Kontext und die persönliche Bewertung dieser kritischen Lebensereignisse waren für eine valide Interpretation unerlässlich (Filipp, 1981; Stegie, 1980). Bei einem biographischen Interview kommen in der Regel bereits im narrativen Teil solche kritischen Lebensereignisse vor, und viele der explorierenden Fragen werden sich dann auf diese Ereignisse beziehen. Wie wurden die Ereignisse damals bewertet und wie aus heutiger Sicht? Auch wäre danach zu fragen, ob diese Ereignisse von äußeren Anlässen bestimmt waren, plötzlich und schicksalhaft kamen oder durch eigenes

Verhalten mit herbeigeführt wurden. Die mögliche Wiederkehr ähnlicher Vorkommnisse und die gleichartige, bessere oder misslingende Bewältigung solcher Krisen bilden einen Kernbereich jeder biographischen Exploration.

Vulnerabilitäten und Risikofaktoren

Während die Frage nach kritischen Lebensereignissen den Blick auf bestimmte Geschehnisse lenkt, führen die Fragen nach Anlagen, körperlichen Merkmalen und Familienähnlichkeiten zur Beschreibung der überdauernden *Konstitution* einer Person. Da diese psychobiologische Perspektive in der psychologischen Biographie oft vernachlässigt wird, werden hier die Begriffe *Konstitution*, *Vulnerabilität* und *Risikofaktor* erläutert.

Der Begriff der Konstitution umfasst die angeborenen und die unter Umwelteinflüssen früh ausgebildeten psychobiologischen Merkmale, die über längere Entwicklungsphasen bzw. über die gesamte Lebensspanne weitgehend konstant bleiben:

- die psychophysische Individualität des Menschen;
- die individuellen Unterschiede in der Reaktivität (Sensitivität, Adaptivität) des Organismus und der einzelnen Systeme bei Stimulation und Belastung;
- die von solchen Dispositionen abhängigen Unterschiede in der Verletzlichkeit (Vulnerabilität) und Empfänglichkeit (Suszeptibilität) bzw. Resistenz (Immunität, Widerstandskraft) gegenüber schädlichen Einflüssen, Infektionen usw.;
- Krankheitsdispositionen.

Zu jedem biographischen Gespräch sollte auch das Thema Gesundheit und Krankheit gehören. Viele Menschen haben eine schon früh auftretende und oft lebenslang anhaltende *Vulnerabilität*. In der Medizin wird auch der Begriff Diathese verwendet, um die individuelle Disposition zu einer Krankheit zu kennzeichnen, z. B. eine allergische Diathese. Im Diathese-Stress-Modell wird die Entstehung psychischer und psychosomatischer Krankheiten auf die Überbeanspruchung bereits prädisponierter (vulnerabler) Funktionssysteme zurückgeführt, wobei spezielle Lebensereignisse, Konditionierung, Sensitivierung durch Stimulation bzw. Stressexposition diskutiert werden. Die morphologisch-physiologisch-biochemische Individualität (Konstitution) disponiert zu bestimmten somatischen Funktionsstörungen und Krankheiten (siehe Fahrenberg, 1995; Murphy & Moriarty, 1976, Zuckerman, 1999).

In der Literatur wurden einige Merkmale, die zum Teil schon bei Neugeborenen und in der frühen Kindheit zu beobachten sind, als mögliche *Indikatoren allgemeiner Vulnerabilität* genannt: Hyperaktivität, sensorische Überempfindlichkeit, häufige und intensive negative (aversive) Reaktionen, Überwiegen des Vermeidungsverhaltens bei neuen Reizen, Störungen von Ernährungs- und Verdauungsfunk-

tionen, vegetative Reaktivität (ausgeprägtes Schwitzen, Labilität der Kreislaufregulation u. a.), nächtliche Unruhe und Schlafdefizit, geringe Resistenz gegen Infektionen. Viele dieser Beschwerden und Funktionsstörungen wurden früher unter den Begriffen *vegetative Dystonie* und allgemeines *psychovegetatives Syndrom* und heute als *somatoforme Störungen* zusammengefasst (Delius & Fahrenberg, 1966; Myrtek & Fahrenberg, 1998).

Der mögliche Zusammenhang zwischen funktionellen Auffälligkeiten in der Kindheit und der späteren Entwicklung war das Thema zahlreicher Längsschnittstudien. So wurde u. a. nach früh zu beobachtenden "Markern" späterer Verhaltensstörungen und psychiatrischer Krankheiten, z. B. der Schizophrenie, geforscht. Die Forschungsergebnisse hinsichtlich solcher *Vulnerabilitätsmarker* und psychobiologischen Dispositionen sind widersprüchlich. Zweifellos gibt es aber *Risikofaktoren* für bestimmte Erkrankungen. Risikofaktoren (Risikodispositionen) sind physiologisch-biochemische Merkmale und bestimmte Verhaltensweisen, die bei einer bestimmten Krankheit prämorbid signifikant häufiger vorhanden sind als bei Kontrollpersonen. Es handelt sich also nicht um eine Kausalerklärung dieser Krankheit, sondern um ein statistisch kalkulierbares Risiko, d. h. die Erwartungswahrscheinlichkeit, bei einer bestimmten Kombination von Faktoren diese Krankheit zu entwickeln.

Werner (1989) entwickelte in ihrer Längsschnittstudie ein umfassendes psychosoziales Vulnerabilitätskonzept. Es berücksichtigt die Prädisposition zu bestimmten Krankheiten, die Entwicklungspsychologie von Anpassung und Fehlanpassung, von Sozialisation und Delinquenz, die individuellen Risikofaktoren in Wechselwirkung mit protektiven, d. h. den schützenden und förderlichen Dispositionen der personalen und sozialen Ressourcen.

Unter biographischer Perspektive interessiert auch die Frage nach den Beziehungen zwischen Persönlichkeit und Krankheit. Suls und Rittenhouse (1990) versuchten, die vielfältigen und oft spekulativen Aussagen nach drei Fragestellungen zu ordnen:

- bestimmte Persönlichkeitsmerkmale disponieren zu Hyperreaktivität bei akuten und chronischen Belastungen (Stressoren);
- bestimmte Persönlichkeitsmerkmale und die körperliche Krankheit sind zwei Manifestationsweisen der zugrundeliegenden konstitutionellen Schwäche;
- bestimmte Persönlichkeitsmerkmale disponieren zu erhöhten Gesundheitsrisiken, z. B. gefährdenden Verhaltensweisen, erhöhter Exposition für schädigende Einflüsse oder Vermeidung von gesundheitsfördernden Verhaltensweisen.

Vulnerabilitäten, die zu psychischen, funktionellen und somatoformen Störungen disponieren, die akuten Erkrankungen und vor allem die chronischen Krankhei-

ten können eine dominierende Rolle in einer Lebensgeschichte haben. Zur biographischen Analyse gehören dann die Fragen, welche Risikofaktoren vorliegen, wie sich eine Person an die Krankheit anpasst, eigentümliche Formen des Krankheitsverhaltens entwickelt oder die Krankheitsfolgen bewältigt.

Bewältigungsformen (Coping, Krankheitsverhalten)

Mit *Coping* ist die Bewältigung von belastenden Ereignissen und Erfahrungen gemeint, u. a. auch von kritischen Lebensereignissen und Krankheiten. Im Unterschied zu den aus psychoanalytischer Sicht weitgehend unbewussten *Abwehrmechanismen* werden die verschiedenen Formen des Coping als weitgehend bewusste und mitteilbare Dispositionen angesehen (Beutel, 1988; Thomae, 1996). In der Stress- und Copingforschung wurden mehrere Kategoriensysteme entwickelt, die vor allem zur Untersuchung von Zusammenhängen zwischen Coping-Verhalten und Krankheitsentwicklung gedacht waren (u. a. Antonovsky, 1979; Heim et al., 1991; Klauer & Filip, 1993; Muthny, 1989).

Aufgrund biographischer Analysen hat Thomae (1996) ein deskriptives System zur Klassifikation von Reaktionen auf Belastung geschaffen. Die psychologischen Definitionen der zwanzig Reaktions- bzw. Bewältigungsformen wurden jeweils mit mehreren Beispielen verankert.

Leistung
Anpassung an institutionelle Aspekte
Anpassung an andere Personen
Aufgreifen von Chancen
Bitte um Hilfe
Stiftung und Pflege sozialer Kontakte
Zurückstellen eigener Bedürfnisse
Sich auf andere verlassen
Korrektur von Erwartungen
Widerstand
(Selbst-) Behauptung
Akzeptieren der Situation
Positive Deutung der Situation
Situation den Umständen überlassen
Hoffnung
Depressive Reaktion
Identifikation
Evasive Reaktion
Betonte Realitätsorientierung
Aggression/Kritik

Dieses Klassifikationssystem wurde u. a. für spezielle Fragestellungen der Bonner Längsschnittstudien verwendet (BOLSA u. a. Studien, Thomae, 1996). Typische Stile der chronifizierten Auseinandersetzung mit den Folgen einer Krankheit wurden von Kruse am Beispiel von Patienten mit Schlaganfall herausgearbeitet (siehe auch Thomae, 1996, S. 217). Es wurden vier Hauptformen beschrieben:

Leistungsbezogener, auf Veränderungen in der Umwelt zielender Reaktionsstil.

Akzeptierender, auf innere Veränderung zielender Reaktionsstil.

Resignativer, geringes Engagement aufweisender Reaktionsstil.

Von Enttäuschungen und Verbitterung bestimmter Reaktionsstil.

Ähnlich wie auch in der Forschung über kritische Lebensereignisse wurden Fragebogen zur Erfassung von Coping-Stilen bzw. Coping-Dispositionen konstruiert (Muthny, 1990). Die Antworten vermitteln die Selbsteinschätzungen, wie eine Person belastende Anforderungen zu bewältigen versucht und für wie erfolgreich sie sich dabei hält. Häufig zeigen sich Diskrepanzen zwischen den Selbsteinschätzungen und dem tatsächlichen Verhalten. Bei Patienten mit chronischen Krankheiten stellt sich die Frage, ob signifikante Korrelationen mit der Lebenszufriedenheit, mit objektiven medizinischen Befunden und mit dem klinischen Krankheitsverlauf (Morbidität, Mortalität) bestehen (Heim et al., 1991; Muthny, 1989, 1990; zur Kritik siehe auch Myrtek, 1998).

Die Art und Weise, wie Individuen Symptome unterschiedlich wahrnehmen, bewerten und darauf reagieren, wird als Krankheitsverhalten bezeichnet (Mechanic, 1962). Auch für den biographischen Ansatz und nicht nur für das Gesundheitssystem sind die vielfältigen Formen des *unangemessenen Krankheitsverhaltens* mit ihren psychologischen und sozioökonomischen Bedingungen ein wichtiges Thema (Myrtek, 1998).

Eine vertiefende Beschreibung der individuellen Strategien zur Bewältigung von positiven Herausforderungen, Belastungen oder Krisen erfordert eine gründliche biographische Exploration.

11.3 Grundlagenkritik

Unvoreingenommenheit

Die *Unvoreingenommenheit*, Neutralität und "Theorielosigkeit" des Biographen bzw. Interpreten werden in der Literatur immer wieder betont. Diese Forderung

nach *Voraussetzungslosigkeit* könnte auf die wissenschaftsmethodische Tradition des älteren Positivismus zurückgeführt werden, verweist in der Literatur über Biographik und Textinterpretation aber auf die Phänomenologie. Husserl verlangte eine “natürliche Einstellung”, den Verzicht auf Traditionen und vorgefasste Meinungen (siehe Abschnitt 12.3).

Möglichst voraussetzungslos im natürlichen Zusammenhang

Aus psychologischer und kulturalanthropologischer Sicht ist die Annahme, dass eine voraussetzungslose Auffassung grundsätzlich gelingen kann, als Fiktion zu erkennen.

Auch das biographische Verfahren und die Interpretation werden grundsätzlich von Strategien des Wissenserwerbs, von individuellen Begabungsunterschieden und vom sozialen und zeitgeschichtlichen Kontext abhängig sein – wie ja gerade die Hermeneutik betonen muss. Auch höchste Reflektion und sogar das ausdrücklich notierte Wissen über gravierende Fehlermöglichkeiten können grundsätzlich nicht von eben diesen Fehlern und von großen Missverständnissen abhalten. Freuds partielle Missverständnisse bei der Interpretation von Leonardo da Vincis Kindheit (Elms, 1988) werden oft als Beleg zitiert.

Über die Voraussetzungen des Verstehens gibt es zahlreiche Kommentare, jedoch nur wenige über den unzutreffenden Eindruck des “Verständigt-Seins” und das Missverstehen (u. a. Devereux, 1998; Stuhr, 1993). Tiefe Missverständnisse fremder Kulturen sind aus der Feldforschung von Ethnologen und Kulturalanthropologen bekannt geworden (siehe Fischer, 1985; Schweizer, 1999). So hat Freeman (1983) untersucht, wie die berühmte Kulturalanthropologin Margaret Mead tiefen Missverständnissen hinsichtlich der angeblichen “Friedfertigkeit der Naturvölker” erlegen war. Sie hatte ihre narrativen Interviews von Bewohnern Samoas zu gutgläubig und sachlich unzutreffend interpretiert.

Auch in unserem soziokulturellen System ist die natürliche Verstehenskompetenz vielfach nicht ausreichend, um den Sinn von Äußerungen zu verstehen. Habermas (1968, 1981) betonte, dass es wesentliche Voraussetzungen gibt. Erst wenn die Kommunikationspartner die gesellschaftlichen Bedingungen der Kommunikation kennen und das Gespräch ohne soziales Machtgefälle austragen können (herrschaftsfreie Kommunikation), dann wird eine unverzerrte Kommunikation erreicht.

Vielleicht könnte Biographik, die sich an der Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas (1981) orientiert, gegen mögliche Missverständnisse eher geschützt sein, weil den sozialen Bedingungen der Verständigung hier eine fundamentale Rolle zugeschrieben wird. Aber hilft der methodische Vorsatz uneingeschränkt? Wie lässt sich der Anspruch empirisch belegen?

Legewie (1987) sah Möglichkeiten der Validierung nach kommunikationstheoretischen Kriterien. Werden aber durch einen Diskurs die vielen Einwände hin-

sichtlich theoretischer Vorverständnisse und Voraussetzungen, hinsichtlich Selektion und Inferenz, grundsätzlich abweisbar? Es gibt Lieblingsthemen eines Interpreten und persönliche Gleichungen des Interpretationsansatzes. Die Interpreten werden sich hinsichtlich fachlicher Herkunft, praktischem Training und Kompetenz unterscheiden. Eigenes Menschenbild und Weltanschauung setzen Grenzen und führen zu Skotomen (griech. Blindheit, blinder Fleck).

Grenzen des Verstehens

Die *Grenzen des Verstehens* werden in alltäglicher, aber typischer Weise deutlich, wenn ältere Menschen sich durch Jüngere, auch ihre Kinder, nicht mehr verstanden fühlen. Das Altern führt zu Einschränkungen von Gedächtnis, Sensorik und Motorik, zu mehr Krankheiten und in der Regel zu einem Verlust an Lebensqualität. Die Folgen für das körperliche Befinden, aber auch das verringerte Selbstgefühl und die zunehmende Unselbständigkeit und Hilfsbedürftigkeit werden von vielen alten Menschen intensiv erlebt – und von den Angehörigen oft nicht verstanden.

Ein einprägsames Bild der wechselseitigen Verständnisschwierigkeiten zwischen älteren und jüngeren Menschen hat Brecht (1990) in seiner Geschichte von der “unwürdigen Greisin” gegeben. Diese Frau hatte sich nach einer langen und entbehrungsreichen Familienphase entschlossen, ihre “dritte Lebensphase” neu und nach ihren eigenen Bedürfnissen zu gestalten. Ihre Kinder konnten diese Motive nicht nachvollziehen. Ähnliche Grenzen des Verstehens wird es immer wieder aufgrund des Geschlechts oder der Zugehörigkeit zu verschiedenen Altersgruppen, Beruf, Schicht und Bildung, aber auch Konfessionen, Nationen und Kulturen geben.

Die Redewendung “möglichst voraussetzungslos im natürlichen Zusammenhang” setzt ein sehr hohes Anspruchsniveau. Im Unterschied zur Husserls rigorosem Anspruch wird allerdings nur ein “möglichst” verlangt. Es ist eine *idealierte Forderung*. Wieweit diese Vorsätze als Arbeitsanleitung tatsächlich tragen, wäre nur durch kritischen Vergleich von Textinterpretationen oder von Biographien zu Tage zu fördern. Bemerkenswert ist, dass der eigentlich naheliegende Gedanke, solche parallelen Verständnisse zu entwickeln und kritisch zu lesen, nur sehr selten ausgeführt wird. Diskrepanzen müssten wissenschaftliche Kontrollstrategien anregen und vor allem auch zu einem praktischen Training während der Ausbildung führen. Bemerkenswert ist außerdem die Bildung von Richtungen und Schulen, wie bereits aus den jeweiligen Literaturverzeichnissen zu erkennen ist. In den Arbeiten zur biographischen Persönlichkeitsforschung, jenen mit psychoanalytischer oder sozialwissenschaftlicher Orientierung werden höchstens in Ausnahmefällen die methodischen Prinzipien oder Arbeitsergebnisse der anderen Richtung zitiert, geschweige denn genauer berücksichtigt.

Gesamtzusammenhang und Vollständigkeit

Den Gesamtzusammenhang des Lebenslaufs herzustellen ist eine wiederkehrende Forderung dieses Gebiets. Die Gesamtlage und die Ganzheit von Lebenswelt und Lebensraum sind gemeint. Offensichtlich ist dies ein Allbegriff. In diesem Gesamtzusammenhang sollen die vom Individuum erlebten und eventuell vom Interviewer weiter erkundeten persönlichen Themen umfassend und vollständig erfasst werden: im individuellen, sozialen, ökonomischen usw. Strukturzusammenhang.

Dies ist eine Fiktion, denn die Aufgabe ist aus theoretischen und praktischen Gründen unlösbar. Welche praktische Bedeutung haben solche Fiktionen, die ein extremes und völlig unrealistisches Anspruchsniveau aufrichten? Vielleicht soll durch die wiederkehrende Betonung der Ganzheit vermieden werden, genau auf die maßgeblichen Prinzipien und Strategien der unvermeidlichen Auswahl einzugehen. Über die Gesichtspunkte der Selektion, Inferenz und Kategorisierung wäre ja im einzelnen zu diskutieren. Prägnanter wäre es, von der zeitlichen und thematischen Reichweite zu sprechen und diese zu beschreiben, einschließlich einer Liste der aufgetretenen und der aus Zeitgründen *nicht* behandelten Lebensbereiche und Themen.

Diese kritische Sicht darf gewiss nicht auf alle Autoren in diesem Bereich verallgemeinert werden, doch bleibt die verbreitete Zurückhaltung gegenüber notwendigen methodologischen Entscheidungen merkwürdig. Es könnte sehr fruchtbar sein, von diesen strategischen Überlegungen zu schulenübergreifenden Interpretationsleistungen zu gelangen.

Einseitige Auffassung vom Lebensprozess

In vielen psychologischen und sozialwissenschaftlichen Beiträgen zur biographischen Methode zeichnet sich eine Voreingenommenheit ab, den Inhalt der Biographie ausschließlich in der individuellen Entwicklung von Erleben und Verhalten sowie in sozialen Einflüssen zu beschreiben (siehe Jäger, 1996). Diese Einseitigkeit liegt weder im Begriff vom Bios (Leben), noch wird sie der großen Bedeutung der körperlichen Entwicklung und der körperlichen Gesundheit und Krankheit gerecht. Eine einseitig geistes- oder sozialwissenschaftliche Perspektive kann hier zu sehr problematischen Interpretationen führen. In berufspsychologischen, pädagogischen oder klinisch-psychologischen Anwendungsfeldern könnten solche Vorurteile zu diagnostischen Fehlschlüssen führen.

Natürlich könnte das biographische Gespräch vielleicht spontan zu diesen Zusammenhängen führen. Es soll auch nicht unterstellt werden, dass sie in der weiteren Exploration und Verständigung grundsätzlich ausgeklammert würden. Aber die biologischen und körperlichen Grundlagen des Lebens spielen bei vielen psychologischen und sozialwissenschaftlichen Autoren eine seltsam blasse Rolle. Ein Einwand könnte sein, dass allein aus dem Erleben nicht viel über diese

psychosomatische und somatische Seite aufgeklärt werden kann. Dem ist entgegen zu halten, dass auch soziale Bedingungen und Abhängigkeiten nur teilweise vordergründig bewusst sein werden.

Vielleicht ist in dieser Einseitigkeit nicht nur eine Voreingenommenheit durch Studium und fachliches Interesse, sondern auch eine Folge der geisteswissenschaftlichen Tradition der Psychologie zu sehen. Die Individualität eines Menschen und maßgebliche Entwicklungsprozesse sind gewiss auch in der genetischen Ausstattung, in den konstitutionellen Eigenschaften, in Vulnerabilitäten und Resistenzen begründet. Die morphologische, physiologisch-adaptive, biochemische und immunologische Individualität steht der Vielfalt psychosozialer Unterschiede kaum nach (siehe Fahrenberg, 1995). Wahrscheinlich haben viele Menschen mehr tatsächliches Wissen als sie in einem als "nur psychologisch" erlebten Gespräch spontan erzählen würden. Es können jedoch auch unzutreffende Vermutungen und Kausaldeutungen ("Laienätiologie") über ihre körperliche Konstitution und über "Vererbtbes" sein. Dazu gehören auch störende Körperwahrnehmungen (Beschwerden), Krankheitszeichen und deren mögliche Verursachung.

Diese Ebenen des einheitlichen Lebensprozesses in einer wirklich umfassenden biographischen Sicht zu vereinen, ist zweifellos schwieriger als eine nur sozialwissenschaftliche oder nur verstehend-psychologische Perspektive. Es werden sich komplizierte Fragen nach der Korrelation solcher Prozesse ergeben. Die psychosomatisch bzw. psychophysiologisch orientierten biographischen Ansätze zeigen wenigstens Annäherungen an diese Ziele (von Uexküll, 1996).

Standortgebundenheit und Zeitabhängigkeit

Die Standortabhängigkeit wird an der unvermeidlich durch individuelle Ausbildung, Berufsfeld und Lebenserfahrung begrenzten Perspektivität deutlich. Beispiele für die Zeitabhängigkeit unseres Denkens sind die heute so wichtige und früher völlig fehlende ökologische Perspektive, der erweiterte Horizont durch oft sehr frühe Kontakte mit fremden Kulturen dank weiter Auslandsreisen. Die zwiespältigen Einflüsse des Fernsehens und der Kommunikation im Internet und andere Formen der Globalisierung schaffen z. T. völlig neue Kontexte und intensive Einflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung.

Am Fehlen solcher Aspekte und Kontexte, an ihren blinden Flecken, oft bereits an der Sprache, sind "alte" biographische Schilderungen zu erkennen. Sie mögen in vielen Kernaussagen weiterhin überzeugend sein, weisen aber aus heutiger Sicht systematische Lücken auf. Hier kann sich die selbstkritische Überlegung anschließen, wo gegenwärtig blinde Flecken bestehen. Was könnte wohl in zwanzig Jahren bei einem ähnlichen Rückblick auf die heutige Zeit vermisst werden?

Ein näherer Blick in die Sachregister und Literaturverzeichnisse der Publikationen zu Biographik lässt oft die Standortgebundenheit deutlich werden.

Das Thema Biographik ist eigentlich grenzüberschreitend, doch heben sich die Beiträge mit psychologischer und mit soziologischer Herkunft immer noch deutlich voneinander ab. Dies ist offensichtlich nicht allein eine Folge verschiedener Zielsetzungen innerhalb von Biographik.

Während in einigen psychologischen Beiträgen durchaus Bezüge auf neuere Entwicklungen in den Sozialwissenschaften zu erkennen sind, scheint auf der anderen Seite oft ein Bezug zu neueren Konzepten der Psychologie zu fehlen. Wenn die Erfassung von Individualität im Lebenszusammenhang beabsichtigt ist, wie könnte dies ohne Bezug auf die Konzepte der Differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung, ohne Blick auf die weiterentwickelten psychologischen Begriffe von Persönlichkeitsmerkmalen und Prozesseigenschaften gehen? Genügt es, beim theoretischen Ansatz z. B. die gestalttheoretische oder die psychoanalytische Konzeption herauszugreifen, statt sich auch mit anderen, einschlägig wichtigen Konzepten auseinander zu setzen? Dazu gehören u. a. die Prinzipien der Personwahrnehmung, Eindrucksbildung und Attributionstheorie, die Forschung über Selbstkonzepte und implizite Persönlichkeitstheorien? Kann auf die Sicherung der Interpretation verzichtet werden und auf die kritische Evaluation der Methodik von Interview und Interpretation? Dies verlangt Methoden, wie sie gerade in der Psychologie zur empirischen Prüfung von Konvergenz und Konsens entwickelt wurden.

Speziellere Methodenkritik

Die biographische Methode in den Anwendungsfeldern der Psychologie wird einen bestimmten (deskriptiven, diagnostischen, prognostischen usw.) Zweck haben. Dieser wird ausdrücklich als Ziel einer empirischen Assessmentstrategie formuliert sein. Um welche Entscheidungen geht es, und welche Kriterien werden festgelegt? Im Hinblick auf dieses Assessmentziel können dann Aufwand und Validität dieser Methodik beurteilt werden (siehe Amelang & Zielinski, 1997).

Aus der Methodenlehre der Psychologie ergeben sich hier kritische Fragen, die jeweils auch auf die notwendigen Kontrollen und die erforderliche fachliche Ausbildung verweisen: Wie können typische Fehlerquellen (hinsichtlich Selektion der Themen, Strategien, Interpretation) vermieden werden? Wie kann insbesondere zwischen den individuellen Zügen der Biographie und den konventionellen Schemata unterschieden werden? Wie sind die alltagspsychologischen, impliziten Konzepte und Stereotypen, die falschen Kausaldeutungen usw. zu erkennen?

Der Selbstbericht einer Person ist eine unersetzliche Informationsquelle. Aber wie kann im professionell-psychologischen Kontext das Vertrauen auf dieses "epistemologische Subjektmodell" (Groeben, 1986) durch Realitätsprüfung kontrolliert werden, um "falsches Verständigtsein" und berufsethisch kritisierbare Fehlentscheidungen zu vermeiden?

Ein Beispiel für falsche Kausalattributionen

Eine Patientin hatte über längere Zeit zunehmende Kopfschmerzen. Sie wusste, dass ihre Mutter an Migräne litt. Die Patientin führte ihre aktuellen Beschwerden auf Stress zurück, d. h. auf eine Phase starker Belastung in ihrer Ehe, aber auch im Beruf. Im Urlaub sei es etwas besser. Der Allgemeinarzt schickte sie, weil die Kopfschmerzen durch Medikamente kaum zu beeinflussen waren, zum Neurologen. Dieser konnte keinen Befund erheben und überwies die Patientin in eine Psychotherapie.

Schließlich steigerten sich die Kopfschmerzen so sehr, dass die Patientin durch den Notarzt in die Klinik eingewiesen wurde. Sie berichtete von dieser Vorgeschichte am Tage vor der Operation des Hirntumors. Trotz der sehr ernsten Diagnose sei sie eigentlich sehr erleichtert, weil jetzt die Ursache gefunden sei. Sie habe ihrem Mann und vor allem auch ihren Kindern endlich erklären können, weshalb sie in der letzten Zeit so schwierig gewesen sei.

Hier wurde – soweit sich das rückblickend einschätzen lässt – auch vom Neurologen eine Fehldiagnose “psychosomatischer” Art gestellt. Die von der Patientin nahegelegte Interpretation der Beschwerden als Stressreaktionen, passend zur Familienanamnese, führte zur plausibel erscheinenden Diagnose einer psychosomatischen (“psychogenen”) Verursachung. Die Kausalattribution der Patientin wurde hier maßgeblich und führte in die Psychotherapie statt zur rechtzeitigen Diagnostik des Hirntumors.

Zu der u. U. fatalen Rolle solcher von Patienten in Anlehnung an populäre Vorstellungen über Stress und Krankheit gebildeten, subjektiven Kausaldeutungen in der Psychosomatik gibt es kaum Publikationen wie die von Dattenberg, Zander und Zander (1976). Diese Perspektive scheint der sehr verbreiteten Erwartung zuwider zu laufen, dass es gerade die psychologisch beschreibbaren Bedingungen sind, welche zu leicht übersehen werden. Auch an den großen individuellen Unterschieden im Krankheitsverhalten bei chronischen Leiden sind solche Attributionsprozesse beteiligt und können die ärztliche und psychologische Diagnostik erheblich beeinflussen (siehe Myrtek, 1998). So gibt es im Kontrast zu den vielen Patienten mit ausgeprägten körperlichen Beschwerden, aber ohne objektivierbaren Befund, eine große Anzahl von Menschen mit schweren körperlichen Krankheiten ohne subjektive Beschwerden.

Eindringlich können auch die Beispiele der anderen Art sein. Eine Person kann weitgehend sprachlos sein, weil sie in ihrer Entwicklung nicht lernen konnte, über sich selbst zu reden, Erlebnisse und Gefühle auszudrücken oder sich als Handelnde in ihrer sozialen Umwelt zu sehen. Diese Grenzen der Mitteilungsmöglichkeiten und der Erzählbarkeit wurden u. a. in den Studien über Arbeiterbiographien (siehe Fuchs, 1984) beschrieben. Diese “Sprachlosigkeit” wird häufiger in den sozial benachteiligten Schichten und bei Außenseitern der Gesellschaft zu finden sein, kann aber auch als Eigenart oder Stil bei anderen vorkommen.

Die manchmal als Alexithymie (griech.-lat. a lexi ohne Sprache, thymos Gemüt) bezeichnete emotionale Sprachlosigkeit wurde von einigen Autoren als wichtige Disposition zu bestimmten psychosomatischen Krankheiten angesehen. Die empirischen Belege waren aber unzureichend (Franz et al., 1999; von Rad, 1983, Thomä & Kächele, 1999). Da auch aus der psychotherapeutischen Tätigkeit vielfältige Kommunikationsstörungen, u. a. bei neurotischen Störungen, bekannt sind, gab es verschiedene Versuche, die soziolinguistische und die psychodynamische Sichtweise zu kombinieren (siehe u. a. Lorenzer 1973, 1981).

Ein anschauliches Beispiel, wie auch im biographischen Interview wichtige Missverständnisse entstehen können, gab Wiersma (1988). Sie untersuchte sehr eingehend über einen Zeitraum von drei Jahren, was Frauen über den selbstgewählten, freiwilligen Wechsel von ihrer Tätigkeit in der Familienphase zu einer beruflichen Tätigkeit außerhalb des Hauses berichteten. Die Analyse dieser Kommunikationen und der weitere Verlauf ergaben, dass die anfänglichen Selbstdarstellungen stereotyp und weitgehend unzutreffend waren. Diese Verzerrungen waren aus dem sozialen Kontext zu verstehen, denn für diese Frauen war die Berufsaufnahme ein Verstoß gegen die normative Erwartung, welche die Entwicklung von Berufsrollen erschwert oder verhindert.

11.4 Konzeptionen prozessbezogener Persönlichkeitsanalyse

Biographien können wie Autobiographien singuläre Darstellungen sein und dann ihren Zweck in sich tragen. Die individuelle Entwicklung und die Lebenswelt werden einführend geschildert und auf diese Weise wird ein vertieftes Verständnis dieser Person gewonnen. In der wissenschaftlichen Psychologie, ihrer Forschung und Berufspraxis, gelten andere Ziele. Thomae (1968) hat sich sehr eingehend mit den möglichen Erkenntniszielen befasst. Für ihn steht fest, dass sich die *psychologische Biographik* nicht auf den Einzelfall und das Verstehen einer Person beschränkt, sondern typisierende oder verallgemeinernde Schlussfolgerungen versuchen wird.

Hier werden drei Konzeptionen näher beschrieben. Es sind grundlegende Leistungen, denen die Perspektive auf die Persönlichkeitsentwicklung, auf Veränderungen und auf Prozesseigenschaften gemeinsam ist. Wegen ihres theoretischen und methodischen Anspruchsniveaus und aus anderen Gründen sind diese Konzeptionen heute kaum noch in der Praxis anzutreffen, obwohl sie sich ausdrücklich auch auf praktische Fragestellungen beziehen. Sie sind als grundlegende und in ihren Prinzipien weiterführende Konzeptionen für eine forschungsorientierte Praxis anzusehen.

11.4.1 Thomae: Das Individuum und seine Welt

Die theoretischen und methodischen Arbeiten von Thomae (1915-2001) und seinen Bonner Mitarbeitern wurden bereits in mehreren Kapiteln zitiert. Die umfangreiche Methodik (Interview, Exploration, Verhaltensbeobachtung, Tests) soll biographische Einheiten (Handlungen, Episoden, Tagesläufe, bedeutsame Lebensabschnitte, das Ganze des Lebens, aber auch "Mikrovariation") erfassen. In zahlreichen Untersuchungen wurde ein sehr breites empirisches Material von verschiedenen Personengruppen ausgewertet.

Thomae hatte sich von 1952 bis 1963 an einer ausgedehnten medizinisch-psychologischen Längsschnittstudie an Kindern und Jugendlichen beteiligt und anschließend mit seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen (Lehr, Schmitz-Scherzer u. a.) eine Serie von großen Studien unternommen. Zu den Themen gehörten: die Lebensgestaltung von männlichen Angestellten und von Frauen, die typischen Konflikte in verschiedenen Lebensaltern, die Anpassungsprobleme bei der Pensionierung von Stahlarbeitern sowie die Persönlichkeitsentwicklung im höheren Lebensalter. Insgesamt wurde ein mehr oder minder ausführliches biographisches Material von etwa 3000 Personen erhoben (Vorwort zu *Individuum und seine Welt*, 1968). Nach zahlreichen weiteren Untersuchungen schlossen sich die *Bonner Gerontologische Längsschnittstudie BOLSA* und seit 1993 die *Interdisziplinäre Langzeitstudie über die Entwicklung im Erwachsenenalter ILSE* im Verbund mehrerer Universitätsinstitute an.

Für Thomae stand die *Kognitive Psychologie der Persönlichkeit* im Mittelpunkt, wobei er nach seinen Worten die "Irrtümer des modernen Kognitivismus" zu vermeiden suchte: "Dies geschieht vor allem durch den empirischen Aufweis der engen Verflechtung zwischen thematischer Struktur und kognitiver Repräsentation und der Interaktion von Person und Situation in der Auswahl der Antworten des Individuums auf seine Welt" (Vorwort zur 2. Auflage, 1987). Von Anfang an interessierte sich Thomae für die Motivationspsychologie und speziell für die Antriebsstrukturen des Menschen, die er in einer *dynamischen Interpretation der Persönlichkeit* zu verbinden suchte (Thomae, 1951). Thomae war Assistent von Rothacker und von Lersch und nannte autobiographisch u. a. auch die Bücher von Gehlen, Allport und Klages. In seinem Ansatz sind Einflüsse der phänomenologisch orientierten Psychologie, wie auch bei Lersch, zu erkennen (Thomae, 1992).

Wer Tages- und Lebensläufe verschiedener Personen vergleichen möchte oder verallgemeinernde Aussagen über typische Persönlichkeitsentwicklungen geben will, benötigt ein geeignetes Kategoriensystem. Thomae (1968, 1996) hat diese Notwendigkeit immer wieder betont. Seine biographische Forschung ist als Verbindung von idiographischem und nomothetischem Ansatz zu verstehen (siehe auch Kapitel 5, 6 und 12.3). Diese Systematik fehlt jedoch bei den meisten sozialwissenschaftlichen Autoren, welche die biographische Erzählung oder

die Biographie selbst (nur) als soziale Konstruktion und Rekonstruktion auffassen. Sie tendieren dazu, sich mit dem Bild zu begnügen, das der Befragte von der Realität zu haben scheint, und interpretieren dieses aus symbolisch-interaktionistischer, kommunikations- und handlungstheoretischer oder ethnomethodologischer Sicht. Demgegenüber wird sich eine empirische sozialwissenschaftliche Forschung mit biographischer Methodik, wenn z. B. nach dem Typischen einer Arbeiterbiographie gefragt wird, auf ein Klassifikationssystem stützen und nach dem Realitätsbezug der Selbstschilderungen fragen müssen. Die unerlässliche Prüfung verallgemeinernder Aussagen an sehr vielen Biographien wurde von Thomae immer wieder betont (Thomae, 1968; Lehr, 1987).

Methodik

Unter biographischer Perspektive wurde im Arbeitskreis von Thomae (1968, 1996) ein neues System von Beschreibungseinheiten entwickelt: *Daseinsthemen*, *Daseinstechniken*, *Reaktionsformen zur Bewältigung von Belastungen* sowie eine Reihe weiterer Konzepte. In einigen Untersuchungen enthielt die Methodik über die biographische Exploration hinaus auch psychologische Leistungstests, projektive Verfahren, Verhaltensbeobachtungen, die Erfassung medizinischer Befunde und die Analyse soziologischer und ökonomischer Angaben. Die *Lebenslaufanalyse* umfasste:

- (1) formale Verhaltensqualitäten (u. a. Aktivität, Stimmung);
- (2) den psychischen Lebensraum (die subjektive Erlebniswelt);
- (3) das Selbstbild;
- (4) die Daseinsthematik und
- (5) die Daseinstechniken.

“Eine psychologische Analyse des menschlichen Verhaltens im natürlichen Ablauf des Lebens ist zu erarbeiten, welche als Grundlage für die Erfassung der ‘echten’ Einheiten einer Persönlichkeitsbeschreibung dienen kann.” (Thomae, 1968, S. 105). Eigenschaften wurden nicht als statische Einheiten angesehen, sondern wurden als Abstraktionen von Prozessen begriffen. Konstanz und Variabilität des Erlebens und Verhaltens werden auch durch die thematische Strukturierung in kurzfristiger (z. B. Prüfung), mittelfristiger (z. B. Berufsausbildung) oder chronischer Weise (ganzes Lebens) bestimmt.

In einer dynamischen Interpretation des *Individuums und seiner Welt* interessierten Thomae vor allem die Daseinsthemen, die intraindividuelle Variabilität und die Chronifizierung thematischer Strukturierungen. In diesen Veränderungen nahm er dennoch eine *personale Geschehensordnung* an. Später arbeitete Thomae (1998) verschiedene *Formen kognitiver Repräsentation von Welt und Selbst* und eine Klassifikation von Reaktionsformen auf Belastungen und Konflikte heraus.

Im Zentrum blieb jedoch die Auffassung von Daseinsthemen als dynamischen Prozessen der Persönlichkeit.

Die *Exploration* und das zugehörige *Kategoriensystem* bilden die zentralen Bereiche in der biographischen Methodik von Thomae. Die Exploration ist die "einzige *sichere* Quelle für die Erschließung des Verhaltens in 'natürlichen' Situationen" (Thomae, 1968, S. 223). Das Individuum soll im Laufe der Exploration seine Lebenswelt und Entwicklungsgeschichte in eigenen Begriffen entfalten können, wobei es möglich ist, bedeutende Erfahrungen nachzuerleben und Zusammenhänge hervorzuheben. Die Methodik der Exploration wurde von Thomae (1968) und Kruse (1987) ausführlich beschrieben (siehe Abschnitt 6.3). Die Kategoriensysteme für Daseinsthemen, Daseinstechniken und Reaktionsformen auf Belastungen wurden im Abschnitt 11.2 aufgeführt (siehe auch Graumann, 1960; Fisseni, 1997, 1998; Lehr, 1987; Thomae, 1968, 1996). Für die Exploration biographischer Zusammenhänge wurden mehrere Qualitätskriterien formuliert (siehe Abschnitt 6.3 und 11.3).

Erwähnenswert sind seine quantitativen Auswertungen und die Verwendung statistischer Verfahren. Thomae stufte die relative Ausprägung von Persönlichkeitsmerkmalen, insbesondere die Ausprägung von Daseinsthemen und Daseinstechniken auf neunstufigen Rating-Skalen ein. Aus der Zusammenstellung solcher Rating-Skalen ergab sich das "Profil" einer Person. Zur Beschreibung von Persönlichkeitsänderungen wurden Rangplätze solcher Einstufungen verglichen. Die Schlussfolgerungen aus Untersuchungen wurden u. a. als Häufigkeitsstatistiken oder als Rangplätze im intra-individuellen Vergleich von Lebensphasen oder im inter-individuellen Vergleich von Gruppen mitgeteilt. Thomae verwendete also auch Ordinalskalen und Vergleiche, die eigentlich intervallskalierte Merkmale voraussetzen und er zitierte die Ergebnisse von metrischen Clusteranalysen. Außerdem wurden, wenn auch nicht in systematischer Zusammenfassung, einige als gut bewertete Reliabilitätskoeffizienten der Übereinstimmung zwischen verschiedenen Auswertern berichtet. Thomae sprach hier von der Orientierung solcher methodenkritischen Prüfungen an den Normen der nomothetischen Psychologie.

Anwendungen

"In Thomaes Entwurf liegt die letzte deutsche Persönlichkeitstheorie vor" schrieb Fisseni (1998, S. 307). Die von Thomae und seinem Arbeitskreis entwickelte *psychologische Biographik* und die sehr umfangreichen empirischen Untersuchungen können als der wichtigste wissenschaftliche Beitrag zu dem Gebiet der Biographik angesehen werden. Dieser theoretische und methodische Ansatz hat eine Vielzahl von Untersuchungen und großen Projekten wie BOLSA und ILSE geprägt. Hier die vielfältigen empirischen Ergebnisse zusammenzufassen, ist unmöglich (Fisseni, 1998; Kruse & Schmitz-Scherzer, 1995; Lehr, 1987; Lehr & Thomae, 1987, 1991; Thomae, 1968, 1996).

Wer jedoch über diesen Arbeitskreis hinaus nach Anwendungen sucht, wird verhältnismäßig wenig finden. Thomaes wird heute in den zahlreichen Publikationen zum interpretativ-qualitativen Paradigma bzw. zum biographischen Ansatz in den Sozialwissenschaften sowie in der Methodenlehre der Psychologie sehr selten zitiert. In den neueren Lehrbüchern der Persönlichkeitspsychologie kommt er (wie auch das Stichwort Biographik) in der Regel nicht vor – von der amerikanischen Literatur ganz zu schweigen. Selbst wenn sich in der Entwicklungspsychologie und Gerontologie eine andere Rezeption zeigt, bleibt die Frage nach den Gründen der geringen Beachtung innerhalb der Persönlichkeitspsychologie.

An einer mangelnden *Modernität* kann es nicht liegen, denn in diesem Ansatz wurde ja seit Jahrzehnten das praktiziert, was Psychologen in der qualitativen Psychologie und Sozialwissenschaft als neueste Wunschvorstellung und Absicht proklamieren: eine Verbindung von interpretierenden (idiographischen) und typisierenden oder generalisierenden (nomothetischen) Verfahren herzustellen (siehe auch Rushton, Jackson & Paunonen, 1981). Im Umfang des erhobenen und ausgewerteten Materials, d. h. im Umfang der empirischen Grundlagen und Erfahrungen, übertrifft der Bonner Arbeitskreis zweifellos alle Anhänger der “qualitativen” Psychologie, vielleicht sogar deren Summe.

Die Argumente für die Alltagspsychologie (Lehr & Thomaes, 1991) treffen sich mit den Überzeugungen vieler Psychologen. Deshalb gibt es deutliche Entsprechungen mit den Absichten jener, die mit modernen Monitoring-Systemen, d. h. hand-held PC und physiologischen Mess-Systemen, eine alltagsnahe Psychologie und Psychophysiologie anstreben (siehe Fahrenberg & Myrtek, 2001a, 2001b; Fahrenberg et al., 2002). Diese zunehmend praxisnah ausgebildete Arbeitsrichtung kann zwar keine psychologische Biographik leisten, doch führt sie zu ökologisch valideren, unter Alltagsbedingungen erhobenen Daten, die in einen größeren biographischen Kontext und in typische Assessmentstrategien einbezogen werden können.

Ökonomie und Ausbildung

Der biographische Untersuchungsansatz ist sehr aufwendig. Er verlangt Erfahrung und längeres Training und relativ viel Zeit. Die Methodik ist primär für Forschungszwecke konzipiert, und die zentralen Publikationen enthalten keinen ausdrücklichen Transfer auf alltägliche Anwendungen. So fehlt eine Auseinandersetzung mit der Frage, ob für bestimmte Zwecke des Assessments auch geeignete Kurzformen der psychologischen Biographik oder z. B. speziell angeleitete autobiographische Vorarbeiten hierfür sinnvoll wären. Welche Prinzipien oder Strategien sind hier vertretbar? Wo würden wesentliche Einsichten verletzt? Ginge Thomaes psychologische Biographik dann in ein gewöhnliches, halbstrukturiertes biographisches Interview über? Welches wären die in der Praxis zu beachtenden entscheidenden Unterschiede?

Es fehlt grundsätzlich an einem publizierten Leitfaden (Manual) für diese Methodik, um sie auch außerhalb des Arbeitskreises lehr- und lernbar zu machen. Angesichts der vielfältigen Projekte und unterschiedlichen Fragestellungen war es vielleicht nicht leicht möglich oder es erschien vielleicht sogar unmöglich, die Strategien und Regeln so explizit darzustellen. Im Verlauf des Forschungsprogramms, sind sie wahrscheinlich auch immer wieder modifiziert und weiterentwickelt worden.

Diese Fragen verweisen auf die empirisch-methodischen Grenzen von Thomaes Forschungsprogramm. Sie hängen wesentlich auch mit der angestrebten Gründlichkeit und mit dem Umfang der psychologischen Biographik zusammen. Dies wird in einer Nebenbemerkung deutlich: "Ein weiterer Fehler, der sich in manchen Verwendungen von Lebensläufen findet, besteht in deren 'impressionistischer' Auswertung (siehe den ganzen Band Kohli et al., 1984). Eine Auswertung eines Rorschach- oder TAT-Protokolls ohne sorgfältige Analyse und Klassifikation der Einzelantworten würde allgemein als Dilettantismus angesehen, während einige neuere Adepten der biographischen Methode meinen, von solchen Gesamteindrücken ausgehen und von da aus "Rekonstruktionen" von Lebensgeschichten vornehmen zu dürfen." (Thomae, 1996, S. 16).

Ohne dieses hohe Anspruchsniveau kann eine psychologische Biographik nicht geleistet werden. Deswegen ist sie in dieser vollen Form nur für wenige (Forschungs-) Zwecke praktikabel. Oder die Psychologen und Psychologinnen müssten ihre Einstellung ändern und ein größeres Engagement für die gründliche Methodik aufbringen.

11.4.2 Heiß: Person als Prozess

In seiner im Jahr 1937 verfassten "Lehre vom Charakter" hatte Robert Heiß (1903-1974) eine für diese Zeit ungewöhnliche psychologische Sicht der Persönlichkeit entworfen. Er erweiterte den in der Tradition der Charakterologie üblichen Begriff der als relativ konstant angesehenen Eigenschaft, indem er die fortdauernde Entwicklung der Persönlichkeitseigenschaften hervorhob. "Die Persönlichkeit ist nicht in ihren Eigenschaften, sie bewegt sich um und in diesen Eigenschaften ... Keines der Eigenschaftsbilder ist absolut konstant, sie treten einmal so und einmal anders in Erscheinung ... Hier kommt zum Ausdruck, daß jedes lebendige Wesen und ebenso der Mensch in einem lebendigen Spiel mit seiner Umwelt erscheint, sich in ihr behauptet und verändert, bildet und umbildet." (Heiß, 1948, S. 18).

Persönlichkeitseigenschaft als Verfestigungsprozess

Die Eigenschaften entstehen aus den ererbten Anlagen, d. h. dem Temperament, der Konstitution und Begabung, durch Gewohnheit und Lernen, durch Prägung und Erziehung. Es gilt zwar, dass "normale Eigenschaften Bereitschaften sind,

die unter den dazugehörigen Bedingungen sich in einem Verhalten ausdrücken ...” (1936, S. 233), doch ist für Heiß nicht so sehr die Struktur (der “Aufbau”) der Persönlichkeit wesentlich, sondern der “Verfestigungsprozess”, in dem sich diese Eigenschaften herausbilden (S. 211, S. 236). Er beschrieb sehr eingehend typische Formen dieses Prozesses:

- die direkten und ungebrochenen Eigenschaften, in denen sich eine Anlage ausformt;
- die durch äußere Einflüsse oder innere Hemmung gebrochenen Eigenschaften, wenn Anlagen nicht stark genug sind, sich durchzusetzen, sondern überformt werden;
- die kontrastorischen und kompensatorischen Eigenschaften, bei denen noch wie in einer Doppelschicht, mehr oder minder verborgen und unbewusst, die ursprüngliche Linie erhalten bleibt.

Eigenschaften sind demnach vieldeutig, und zu ihrer Beurteilung ist die Kenntnis ihres Verfestigungsprozesses notwendig. Heiß stützte seine Interpretationen auf motivationspsychologische und speziell auch tiefenpsychologische Argumente, wie es auch in seiner Unterscheidung zwischen einer *aktuellen* und einer *latenten* Persönlichkeit zum Ausdruck kommt (S. 264). Heiß bezog sich auf die Prozesse von Antrieb und Hemmung, auf die Krisen und Umbrüche der Persönlichkeit, auf Entwicklungen mit Rückbildung, Zerstörung und Umschichtung der Persönlichkeit sowie auf Grenzformen wie das Zwangsverhalten. Diese Abläufe sind durch *Prozesseigenschaften* zu beschreiben, in denen innere Antriebsgestalten erscheinen. Umgekehrt sind durch eine *psychologische Diagnostik* solcher Prozessmerkmale die zugrundeliegenden Antriebsgestalten und dynamischen Veränderungen hinsichtlich Labilisierung, Stabilisierung und Verfestigung zu erfassen.

In diesem theoretischen Ansatz sind Einflüsse der älteren Charakterologie, der Konstitutionslehre und Schichtenlehre der Persönlichkeit auszumachen, auch Einflüsse der Gestaltpsychologie und der Tiefenpsychologie. Neu war die zentrale Konzeption der Eigenschaft als *Verfestigungsprozess*. Dieses Konzept stützte sich auf zahlreiche Beispiele, war aber keine im engeren Sinn empirische Arbeit oder biographische Persönlichkeitsforschung, sondern eine theoretische Analyse und Grundlegung (siehe hierzu Graumann, 1960; Thomae, 1968).

Für diese Sichtweise sind Begriffe wie Entwicklung, Prozess, Bewegung, Widerspruch, Kontrast, Krise usw. kennzeichnend. Hier wird deutlich, dass Heiß ursprünglich Philosoph war. Er hatte sich in seiner Dissertation (1926) mit der Logik des Widerspruchs, mit Dialektik und Paradoxien beschäftigt und später (1959) mit dem Wesen und den Formen der Dialektik bei Hegel, Kierkegaard und Marx. Heiß gehörte zeitweilig zum Kreis um den Philosophen Nicolai Hartmann,

in dessen Lehre von den allgemeinen Kategorien der Natur (1950) die Kategorie "Prozess" einen fundamentalen Platz hat. Heiß sah in der Bewegung und Entwicklung, die aus der Spannung der Gegensätze stammen, ein philosophisch-dialektisches Prinzip, das auch für die Erkenntnis der Persönlichkeitsentwicklung gültig ist. "Person als Prozess" – dieser Titel eines Kongressvortrags aus dem Jahr 1947 ist sein Programm (zur Biographie, siehe Anhang zu Heiß, 1990).

Der Verfestigungsprozess ist nicht allein durch einen Lernprozess zu erklären, denn die theoretischen Annahmen sind viel weiter gefasst als lerntheoretische Konzeptionen der Verhaltenswissenschaft. Heiß dachte an Selbstregulation, soziale und situative Einflüsse, dynamisch-unbewusste Antriebe und die willentliche und intelligente Kontrolle von Erlebnissen und Affekten. Die psychologische Betrachtung dieser dynamischen Vorgänge führte zu dem neuen Verständnis von *Person als Prozess*.

An dieser Stelle muss der Begriff Prozess erläutert werden. *Prozess* und *Struktur* sind zwei Allgemeinbegriffe, die in der Psychologie oft mit einer entsprechend unscharfen Bedeutung verwendet werden. Die Begriffsbestimmung kann in philosophischer Weise oder – ergänzend – auch in systemtheoretischer und mathematisch-statistischer Weise geschehen. Hier werden nur einige Grundzüge skizziert.

Die Kategorie Prozess

Prozess bedeutet in diesem Zusammenhang nicht einfach Veränderung oder Strom (stream of thought, stream of consciousness, James, 1890). Prozess ist eine allgemeine Seinsform des Realen, also eine fundamentale Kategorie (Whitehead, 1929; Hartmann, 1950; siehe auch das Stichwort *Prozess*, Ritter & Gründer, 1989).

Ein Prozess ist "die zeitliche Reihe der sich ablösenden Zustände, wobei die Zustände das veränderliche und der Prozess das überdauernde sind" (S. 314). Mit Prozess ist jedoch mehr gemeint als das zeitliche Nacheinander von Zuständen. Wesentliche Kennzeichen sind:

die Veränderung hat zur Voraussetzung, dass im Prozess etwas beharrend ("identisch") bleibt (S. 259),
es gibt bestimmte wiederkehrende Ablaufsformen bzw. Ablaufskurven; erst durch ihre Gleichartigkeit, die sich in gewissen Grundformen wiederholt (und nur so weit diese reicht), wird der Prozess greifbar (S. 383),
es besteht eine Zusammengehörigkeit ("Einheit") innerhalb des Vorgangs, in dem sich diese besondere Prozessform erhält (S. 270),
die Formentypik der Abläufe (Schemata) ist durch Kausalität und Naturgesetze bestimmt (S. 386),

die Gleichförmigkeit der Abläufe hängt an der Gleichartigkeit der wiederkehrenden Ursachenkomplexe bzw. Wechselwirkungen im Prozessgefüge der Natur (S. 422).

Im Prozessgefüge sind *Prozesskomponenten* und *Prozessgestalten* zu unterscheiden, z. B. ein bestimmtes Erlebnis und jedes Menschenleben haben eine Prozessgestalt (S. 523). Speziellere Kategorien der Naturbeschreibung wären Gleichgewichtszustand, Labilität und Stabilität, Regulation und Selbstregulation.

Hartmann (1950)

Dies sind allgemeinste Bestimmungen von "Prozess". Diese kategorialen Überlegungen haben Entsprechungen in systemtheoretischen und mathematisch-statistischen Konzepten. Auch diese Begriffsbestimmungen bleiben abstrakt. Sie führen jedoch näher an die empirische Aufgabenstellung heran und machen deutlich, wie genau die für Prozessanalysen geeigneten Aufzeichnungen in zeitlicher und quantitativer Hinsicht sein müssten.

Mit Prozess wird die Umformung oder der Transport von Materie, Energie oder Information bezeichnet.

Ein System ist eine abgrenzbare Anordnung von aufeinander einwirkenden Gebilden (Prozessen).

Der Prozess ist durch Zeit (Anfangs-) Zustand und Steuerung des Systems (Objektes/Subjekts) bestimmt. Bei stochastischen Prozessen kommt eine Unsicherheit (Zufall, Fehler im Sinne eines Modells) hinzu. Der Prozess kann periodische Anteile haben, offen sein oder irreversibel in einen Endzustand laufen (z. B. Lern - und Alterungsprozesse).

Bei einer Systemanalyse bzw. Modellbildung werden häufig Annahmen über die Struktur der Prozesse gemacht (z. B. stochastische Unabhängigkeit, Verteilung, Periodizitäten, Rückkopplung abhängiger Variablen, Korrelationen).

Struktur und Parameter bilden zusammen den Steuerbereich. Die Struktur eines Prozesses kann interne (z. B. Autokorrelationen, Periodizitäten) und externe (z. B. Interventionen, Störsignale, kovariierende Signale) Komponenten enthalten.

Ein Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt ist dann ein querschnittliches Muster. Die einzelnen Variablen werden längsschnittlich beschrieben und bilden u. U. Muster von Zustandsänderungen (Verlauf von querschnittlichen Mustern).

Das Gesamt-Prozess-Gefüge ist in diesem Zusammenhang das System Mensch. Die Prozessglieder sind die einzelnen Strukturen der Prozesse.

(Begriffliche Erläuterungen z. T. nach DIN 66201 und mit Unterstützung von Dipl.- Math. F. Foerster).

Heiß hat sich nicht mit abstrakten Definitionen befasst, sondern den Schritt zur psychologischen Empirie vollzogen. Seine Idee war es, die beherrschenden Grundgestalten und Verlaufsgestalten einer Persönlichkeit aus den seriellen Reaktionen in projektiven Tests und aus den Ausdruckerscheinungen im Bewegungsfluss der Handschrift zu diagnostizieren. Auch der Frage, die unter der Perspektive "Person als Prozess" für die psychologische Anthropologie folgen müsste, ist er nicht ausführlich nachgegangen: Ist in diesem Prozess überhaupt noch eine konstante Person oder Ich-Identität zu bestimmen oder wird diese alte Vorstellung als Illusion aufgeklärt?

Der Begriff Prozess wirft, wenn alles fließt, die metaphysische Frage nach dem Konstanten, dem Nicht-Veränderlichen auf. So kann die Idee Gottes oder die Idee einer unsterblichen individuellen Seele entstehen. Aus der Prozessartigkeit allen Daseins folgt aber, dass es in diesem Strom keine überdauernde personale Identität (im Sinne einer Substanz oder eines Substrats) geben kann: Gott und Seele (Selbst) wären demnach nur regulative Ideen des menschlichen Denkens. Ein sich selbst regulierendes Gehirn ist der Träger eines fortlaufenden Prozesses des Sich-selbst-Definierens: Ein Bündel zusammengesetzter, sich ständig verändernder Funktionen, das wir Ich nennen. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass die Lehre vom Nicht-Ich (Anatta) all dieser Prozesse eine der zentralen Annahmen der buddhistischen Lehre ist (u. a. im Visuddhi-Maga, siehe Nyanatiloka, 1952a, 1952b).

Verlaufsgestalten

Heiß entwickelte aus der Kritik an der verbreiteten Auffassung von der "Eigenschaftspersönlichkeit" seinen methodischen Ansatz, wie die Prozesse zu erfassen sind: "Wir kümmern uns nicht um die konstanten Merkmale oder, genauer gesagt, um die Konstanz der Merkmale, sondern suchen ihren Wechsel auf. Das Merkmalsbild eines diagnostischen Verfahrens ist uns in erster Linie

hinsichtlich der Wechselmerkmale interessant... Nebenbei sei gesagt, daß das für jedes Verfahren besondere Probleme, die in der Art der Verfahrensweise begründet sind, mit sich bringt.” (1948, S. 23).

Ein diagnostisches Verfahren liefert also neben den konstanten Merkmalen Hinweise auf “Wechselmerkmale”, denen eine “Verlaufsgestalt” zugrunde liegt (S. 24 f.). Die Verlaufsgestalt ist keine Eigenschaft mit fester Ausprägung und ist auch keine konstante Reaktionsform im herkömmlichen Sinn, sondern zeigt wechselnde, veränderliche Züge, ist zugleich aber hartnäckiger als die meisten Eigenschaften. Verlaufsgestalten sagen nichts über das konstante Verhalten der Persönlichkeit, zeigen dafür aber um so deutlicher, “wo tiefere Antriebsgestalten liegen” (S. 27).

Heiß beschrieb verschiedene Formen von Verlaufsgestalten. Wenn wir eine Person lange kennen, werden wir solche charakteristischen Abläufe sich wiederholen sehen: in ihren Stimmungsschwankungen und emotionalen Äußerungen, in eigenartigen Reaktionen und im sozialen Verhalten. Diese Schwankungen und Verlaufsgestalten zeigen innere Bewegungsgesetze der Persönlichkeit an. Solche Abläufe wiederholen sich trotz wechselnder Situationen, und eine Längsschnittanalyse müsste solche Grundgestalten erkennen lassen. Später sprach Heiß von regulativen Vorgängen: “Offenbar liegen Verläufen dieser Art tieferliegende regulative Vorgänge zugrunde, die wir als Erlebnis- und Verarbeitungsvorgänge bestimmen können.” (1982, S. 971). Solche dynamischen Vorgänge mit phasenhaftem Wechsel von Antriebsmustern und Stimmungsverläufen wären typisch für Konfliktsituationen oder für das neurotische Verhalten (Heiß, 1956).

Heiß war an den Beziehungen zwischen Anlage und Umwelt, Antrieb und Hemmung, manifester und latenter Ebene und anderen Gegensätzen interessiert wie es der Titel der Festschrift zu seinem 60. Geburtstag paraphrasierte “Dynamik und Dialektik der Person” (siehe Hiltmann & Vonessen, 1963).

Prozessdiagnostik

Wie ist Persönlichkeit als Prozess diagnostisch zu erfassen? Für diese Verlaufsanalyse wurden psychologische Daten benötigt, in denen sich wiederkehrende Prozessmerkmale erkennen lassen. Den Zeitverhältnissen entsprechend bezog sich Heiß in seiner diagnostischen Methodik hauptsächlich auf die Graphologie (Heiß, 1943) und die projektiven Tests (Heiß, 1949/1950). Hier können sich Verlaufsgestalten anschaulich entfalten. “Die Verlaufsanalyse ist eine aus seiner persönlichkeits-theoretischen Konzeption abgeleitete Technik der Interpretation diagnostischen Materials” (Groffmann & Wewetzer, 1968, S. 10; siehe auch Fahrenberg, 1968; Hiltmann, Lossen, Muchow & Wewetzer, 1953).

Verwendet wurden hauptsächlich die Protokolle projektiver Tests mit den Deutungen von Klecksbildern (Rorschach-Test) oder Themenbildern (TAT). Hinzu kamen andere Verfahren wie Zeichen-Tests und der Farbpyramiden-Test, in dem mehrere “schöne” und “hässliche” Pyramiden aus Farbplättchen zu struk-

turieren sind. Das gemeinsame dieser Verfahren ist die Entfaltungsmöglichkeit für individuelle Prozesseigenschaften und der serielle Aufbau, denn es handelt sich um Folgen von ähnlichen Bildern, Schriftzeilen, Zeichnungen oder Pyramiden. Diese Verlaufsgestalten wurden psychologisch interpretiert. Einige Regeln für diese Analyse, Kombinatorik und *syndromatische Ordnung* von Befunden wurden u. a. im Kapitel 9 dargestellt. Der Konstrukteur eines projektiven Tests muss eine "Deutungsrelation" angeben. Sie beschreibt den Zusammenhang zwischen der Vergegenständlichung der Person im Test und der nicht direkt fassbaren latenten Persönlichkeitsstruktur.

Aus dem Grundgedanken der psychodiagnostischen Verlaufsanalyse folgen bestimmte Schritte:

- Aufzeichnung der einzelnen Reaktionen und Deutungen eines projektiven Tests bzw. Merkmalsprotokoll der graphologischen Analyse;
- Auswertung im Hinblick auf Verlaufsgestalten, d. h. Abläufe, die in ihrer typischen Gestalt oder in erkennbaren Variationen (Wechselmerkmaligkeit) wiederkehren;
- Prüfung dieser Hypothese am übrigen Material, zunächst in der Serie der Tafeln bzw. Schriftzeichen;
- Formulierung einer Deutehypothese durch Übersetzung der Verlaufsgestalten der Merkmalsebene in psychologische Bedeutungen (den diagnostischen Prinzipien der Tests entsprechend) in Begriffen von Prozesseigenschaften;
- Suche nach Übereinstimmungen innerhalb eines projektiven Tests, zwischen den Tests und zwischen Tests und Handschrift und schließlich zwischen dem psychodiagnostischen Befunden dieser Verlaufsanalyse und der biographischen Exploration;
- Kombinatorik zu einem Persönlichkeitsbild.

Anwendungen

Die von Heiß und Mitarbeitern vertretene "diagnostische Psychologie" war eine in den 50er und 60er Jahren verbreitete Orientierung und Praxis der Psychologie. Dazu trugen mehrere Übersichtsaufsätze und Handbuchartikel bei. Doch schon T. Herrmann (1989) erwähnte bei seinem Vergleich von Positionen der Psychologie 1949 und 1989 (in Erinnerung an den ersten Jahrgang der Psychologischen Rundschau) nicht einmal die dort publizierten und damals vielzitierten Aufsätze von Heiß über diagnostische Verfahren.

Die benutzten testpsychologischen Verfahren und die Graphologie, auf die sich diese psychologische Verlaufsanalyse bezog, werden heute als sehr problematisch beurteilt und sind deswegen weithin unüblich geworden. Damit hat dieser methodische Ansatz seine empirische Basis weitgehend verloren. Insofern ist die Tradition dieser Verlaufsanalyse nach Heiß abgebrochen.

Die Heuristik bleibt dessen ungeachtet aktuell. Wenn Personen nicht allein hinsichtlich der Ausprägung von relativ überdauernden Eigenschaften, sondern auch in ihren Reaktionsweisen, Regulationen, Bewältigungsstilen erfasst werden sollen, sind Verlaufsanalysen, Einzelfallanalysen, Zeitreihenanalysen unerlässlich. Aber anhand welcher Daten, wenn die früher verwendeten nicht mehr tauglich sind? Die Anforderungen sind leicht zu formulieren: es werden möglichst valide und genau zu erfassende Merkmale in zeitlich hoher Auflösung, möglichst auf Ordinal- oder Intervall-Skala mit deutlicher intra- und interindividueller Variation benötigt.

Entwicklungen

Durch die Konzeption von *Person als Prozess* wurde Jäger (1988) angeregt, an Anwendungen der Katastrophentheorie aus der Mathematik zu denken. Die Katastrophentheorie ist ein formaler Ansatz, der zur Beschreibung von Prozessen herangezogen werden kann, wenn plötzliche Sprünge, dynamische Umschläge, Kippeffekte, Kippschwingungen u. a. Veränderungen auftreten. Dabei ist in dem qualitativen Umschlag (Kippen) eine Energieverschiebung im Sinne einer neuen Anpassung (Labilität – Stabilität) zu erkennen. Analoge Phänomene sind nicht nur aus der Biologie und Physiologie, sondern auch aus vielen Bereichen der Psychologie bekannt: aus der Entwicklungspsychologie, als Zäsur in der Persönlichkeitsentwicklung, aus der tiefenpsychologisch orientierten Psychologie und aus Untersuchungen über kritische Lebensereignisse, oder als Krise in Krankheitsverläufen und Behandlungen (Phasen und Schübe).

Jäger (1988) versuchte zu zeigen, dass “mit der Katastrophentheorie ein adäquates nicht-lineares mathematisches Modell gegeben ist, um Verläufe und Änderungen im Sinne der Verlaufsgestalt von Heiß zu beschreiben, wie sie durch life-events verursacht oder beeinflusst werden.” (S. 95). Durch diese Hinweise wollte Jäger einen Wechsel der Forschungsperspektive anregen.

Vollmers (1998) diskutierte die von Heiß gegebene “moderne” Definition der Persönlichkeitsentwicklung unter der doppelten Perspektive von intra-individueller Schwankung und Person-Umwelt-Interaktion. Heiß habe diese Auffassung später deutlich zurückgenommen und sich mit dem Begriff der Antriebsgestalt am psychoanalytischen Triebbegriff, d. h. tieferliegenden inneren Bewegungsgestalten orientiert (u. a. Angst als Antriebsgestalt der Persönlichkeit).

“Aufgrund der Parallele von Heiß’ Diagnostik zu qualitativen Ansätzen mutet es merkwürdig an, dass kein einziger der in Deutschland sich als qualitativer Forscher definierenden Wissenschaftler sich an Heiß erinnert, legt man das Handbuch zur qualitativen Forschung zugrunde (vgl. Flick et al., 1995).” (Vollmers, 1998, S. 390).

Von der Modellierung dynamischer Systeme ausgehend kam Tschacher (1997) ebenfalls zu dem Begriff der Prozessgestalten. An den interessierenden dynamischen Phänomenen ist zweierlei zu beobachten: ein Gleichgewichtscharakter und

ein rasches, krisen- oder katastrophenhaft erfolgendes Umkippen in ein neues Gleichgewicht. Diese Instabilität in der Selbstorganisation legt Modellierungen nach mathematisch-statistischen Verfahren nahe, um diese Trajektorien präziser zu beschreiben.

“Prozessgestalt ist ein makroskopischer Attraktor, der aus der Selbstorganisation eines komplexen dynamischen Systems resultiert”. (S. 71).

Der Attraktor bedingt, dass in einem System eine Menge von Ausgangszuständen auf eine kleinere Menge von stabilen Endzuständen hin konvergiert. In einem System können mehrere Attraktoren mit unterschiedlichen Einzugsbereichen vorkommen.

Eine Trajektorie beschreibt als Kurve im Phasenraum, welchen Weg die Veränderung des dynamischen Systems nimmt.

(Tschacher, 1997)

Diesem hier nur sehr kurz erwähnten Konzept folgte Tschacher (1997) in mehreren empirischen Untersuchungen. Er beschrieb verschiedene Zeitreihen, z. B. Stimmungsverläufe eines Paares, Rauchverhalten, Aggressionsverhalten, Therapieverläufe, Herzfrequenz und Schlafverhalten. Es handelte sich überwiegend um Zeitreihen mit einem Zeitraster von einem Tag oder – bei kürzeren Intervallen – um objektive bzw. physiologische Daten auf Intervallskalenniveau. Dieser Aspekt ist wichtig, denn die von Heiß gemeinten Prozessgestalten haben eine sehr heterogene Zeitcharakteristik mit schnellen Abfolgen wie bei einem seriellen projektiven Test oder mit langfristigen Verläufen, die sich über einen Lebenslauf erstrecken.

Es gibt auch von anderen Autoren zahlreiche Versuche, die katastrophentheoretischen und andere mathematisch-statistische Konzepte zur Beschreibung von dynamischen Systemeigenschaften und Prozesseigenschaften nicht nur in der physiologischen, sondern auch in der psychologischen Forschung zu nutzen. Die Bewertung dieser Ansätze und Befunde ist in der Regel nicht ohne weiteres möglich. Dies liegt nicht nur an den Voraussetzungen und an dem Schwierigkeitsgrad der Analysen, sondern auch an den fehlenden Vergleichsmöglichkeiten. Was hätte in diesen Fällen eine konventionelle Auswertung, z. B. ein Messwiederholungsplan (MANOVA) oder eine multiple Regression-Korrelation erbringen können? Was wäre mit psychologischen Daten auf Ordinalskalenniveau zu erreichen?

Die Entwicklung von Prozessanalysen in der differentiellen Psychologie ist eine fünfte, *zusätzliche Aufgabenstellung*, die zu den von Stern, Cattell u. a. Pionieren, genannten grundlegenden Ansätzen der differentiellen hinzu kommt.

Die praktisch-methodischen Schwierigkeiten sind jedoch groß. Solche Analysen sind aufgrund physiologischer Messungen und anhand von kontinuierlichen Verhaltensanalysen zweifellos einfacher durchzuführen als mit anderen psychologischen Daten (Tschacher, 1997). Vielleicht können durch das alltagsnahe Monitoring, d. h. durch die Verwendung von hand-held PC für Selbst-Protokollierungen in Verbindung mit physiologischen Mess-Systemen, Fortschritte erreicht werden (Fahrenberg et al., 2002).

Prozessforschung in der klinischen Psychologie

In der klinischen Psychologie wird von Prozessforschung und Prozessdiagnostik gesprochen. Sehr oft handelt es sich jedoch nur um querschnittliche Erhebungen an zwei (oder wenig mehr) Terminen. Prozessmodelle müssten eigentlich für die Strategien jeder Psychotherapie fundamental sein (Greenberg & Pinsof, 1986; Thomä & Kächele, 1999). Nach einer Zeit der hohen Erwartungen an Methoden wie die Interaktions-Prozess-Analyse, Protokollanalyse, Verhaltensanalyse durch sehr dichte Beobachtungszeitreihen oder die *Structural Analysis of Social Behavior SASB* taucht heute in vielen Lehrbüchern der klinischen Psychologie nicht einmal das Stichwort Prozessforschung auf.

Der zu seiner Zeit neue theoretische Ansatz von Heiß, Prozesseigenschaften zu analysieren, wird in der neueren Literatur nicht mehr gesehen. Mit den Untersuchungsinstrumenten scheint zumindest in der differentiellen Psychologie auch die Fragestellung untergegangen zu sein. In der differentiellen Psychologie gibt es zwar nicht wenige Beiträge zur Frage der intra-individuellen Variabilität und deren Bedeutung für die Konzeption von überdauernden Eigenschaften, zur Veränderungsmessung und zur Persönlichkeitsentwicklung. Es fehlt aber durchweg die tiefgehende Frage nach der genauen Beschreibung der Verlaufsgestalten und der sie bestimmenden Antriebsgestalten. Dieses Defizit ist auch auf den Mangel an geeigneten Instrumenten zurückzuführen. Mit den zur Zeit populären Fragebogen und Selbsteinstufungsskalen können die benötigten Informationen in dem angemessenen Zeitraster sicher nicht gewonnen werden.

11.4.3 Luborsky: Symptom-Kontext-Analyse

An empirischer Symptom-Kontext-Forschung mangelt es selbst in der psychosomatischen Medizin, obwohl es gerade hier vorzügliche Möglichkeiten geben würde, die von Freud (1937) so genannte Mitsprache des Symptoms objektiv zu registrieren (siehe Abschnitt 3.5). Bei richtigen Konstruktionen des deutenden Psychoanalytikers, so meinte Freud, reagiert der Patient wegen der Aktualisierung des zugrundeliegenden Konflikts "mit einer unverkennbaren Verschlimmerung seiner Symptome und seines Allgemeinbefindens" (1937, S. 52).

Der Begriff *Symptom-Kontext-Analyse* wurde von Luborsky und Auerbach (1969) geprägt. Das Auftreten und der geschilderte Verlauf eines Symptoms, z. B.

Kopfschmerzen, werden in Beziehung zu den geäußerten und in einem Verbatim-Protokoll festgehaltenen Gefühlen und Konflikten gesetzt. Außer dem Gespräch wird auch der Symptomverlauf beobachtet, falls möglich, auch physiologisch, mitregistriert. Es wird unterschieden zwischen:

- dem unmittelbaren Kontext vor und nach dem Auftreten des Symptoms, z. B. in Segmenten von je 50 Wörtern, und
- dem größeren Kontext (Hintergrundbedingungen), aus dem sich das Symptom entwickelt.

Die Hypothesen hinsichtlich spezieller Zusammenhänge werden durch quantitative Inhaltsanalyse oder psychologische Einstufung der Textsegmente und durch Mittelwertvergleiche von Segmenten geprüft. Luborsky (1996) nannte fünf Schritte dieser Methodik:

- Auswahl eines Symptoms bzw. einer Verhaltensweise;
- Entscheidung über die Länge des Symptom-Kontextes, d. h. 50 oder 100 Wörter des Protokolls oder gedankliche Kontexteinheiten;
- Auswahl von Kontrollsegmenten, die symptomfrei sind;
- Auswahl der zu protokollierenden Variablen;
- Multi-Level Assessment von Symptom- und Kontroll-Kontexten, u. a. Einstufungen, inhaltsanalytische Variablen, Informationen über den psychologischen und klinischen Hintergrund.

Die standardisierten fünfstufigen Ratingskalen bezogen sich auf Aspekte wie Abwehr, Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit, Trennung, Angst, indirekte und direkte Feindseligkeit, Sexualität, Schuld, Scham, Bezug zum Therapeuten. Die Symptom-Kontext-Analysen befassten sich in Einzelfallstudien oder in Gruppenstudien z. B. mit plötzlichen Stimmungsschwankungen, phobischen Reaktionen, Magenschmerzen, ventrikulären Extrasystolen, momentanem Vergessen (Blockierung), Berührung des eigenen Mundes (oder bei Kindern, des Spielzeugs) und anderen Phänomenen.

Luborsky (1996) entwickelte aufgrund solcher Untersuchungen Hypothesen über die Entstehung der Symptomatik und über die mögliche Anwendung der Untersuchungsergebnisse in der Psychotherapie.

Psychophysiologische Forschungsbeiträge

Im Bereich der Psychophysiologie gibt es einige Untersuchungen, die zwar nicht der von Luborsky (1996) ausgearbeiteten Methodik folgten, aber ähnliche Absichten hatten. Die vorliegenden Untersuchungen betreffen häufig die physiologischen Reaktionen im Kontext eines psychologischen Interviews. So wurde z. B. die

Sofortregulation der Herzfrequenz während eines biographisch-psychoanalytischen Erstinterviews beschrieben. Es zeigte sich eine starke Pulsbeschleunigung bei Annäherung an den Konflikt und bereits vor dessen Thematisierung. In anderen Untersuchungen wurden Blutdruckänderungen eines Hypertonikers oder Symptom-Kontext-Beziehungen bei einem Zervikalsyndrom analysiert (Übersicht siehe Fahrenberg et al., 2002). Durch die technische Entwicklung wurden ambulante Untersuchungen mit kontinuierlicher Aufzeichnung des Blutdrucks oder des Elektrokardiogramms und anderer Funktionen (Symptome) möglich. Noch sind diese Studien eher deskriptiv und diagnostisch, d. h. ohne konsequente Behandlungsstrategien aufgrund der Symptom-Kontext-Analyse angelegt.

Die Verbindung der psychologischen mit der physiologischen Datenebene ist oft sehr aufschlussreich. Diese Strategie ist vorzüglich geeignet, das individuelle Verhalten mit seinen subjektiven und physiologischen Korrelaten als einen Prozess zu beschreiben, um die Verhaltensregulation der mehr oder minder eng gekoppelten Teilsysteme besser zu verstehen. Diese Prozessforschung soll individuelle Reaktionen, typische Verläufe und deren Auslösebedingungen aufklären.

Methodisches Vorgehen

Die beschriebene *Symptom-Kontext-Methode* verlangt eine Anzahl von Ausschnitten mit und ohne manifeste Symptomatik aus einem längeren Prozess, der sich über einige Therapiesitzungen erstrecken wird. Wenn nur ein Termin oder wenige Untersuchungstermine möglich sind, wird es, je nach Symptomatik, schwieriger sein, die symptomfreien Kontrollsegmente zu gewinnen. Außerdem wird das Symptom bei einigen Krankheitsbildern, z. B. der Hypertonie, z. T. nur als relative Veränderung (ein deutlicher Blutdruckanstieg) definiert. Deshalb wird der Grundgedanke der Symptom-Kontext-Analyse variiert und den jeweiligen Möglichkeiten angepasst werden müssen. Das in Abschnitt 9.7 beschriebene Blutdruck-Video ist eine solche Variante, in der die gemeinsame Analyse der Blutdruck-Registrierung während des biographischen Interviews eine zentrale Bedeutung hat.

- Aufzeichnung der Symptom-Variable und wichtiger Kontextvariablen, d. h. hier vor allem Tätigkeiten, Ereignisse, Selbstberichte und Ergebnisse von Verhaltensanalysen;
- anschauliche Darstellung wichtiger Veränderungen von Symptom und Kontext in einer für den Patienten verständlichen Form;
- Förderung der Erinnerung und Konfrontation (“re-lived emotions”);
- Protokollierung spontaner und explorierter Kommentare und Interpretationen aus der Sicht des Patienten;
- Segmentierung und Kodierung wichtiger Episoden (und eventuell gemeinsame) Interpretation der Zusammenhänge;

- zusätzliche Auswertung der Interviewinhalte und ausgewählter Verhaltensmerkmale (Videoaufzeichnung).

Die Symptom-Kontext-Analyse könnte als mehrstufiges, hypothesengenerierendes und überprüfendes Verfahren zur Aufklärung psychophysiologischer bzw. psychologischer Zusammenhänge verwendet werden. Der Symptomverlauf (oder eine andere relevante Zustandsänderung) wird auf spezielle (Auslöse-) Bedingungen, die sich von den Hintergrundbedingungen abgrenzen lassen, bezogen. Die Blickrichtung kann zwischen diesen verschiedenen Ebenen systematisch geändert werden, z. B. vom Auftreten des Symptoms auf Kategorien des Befindens oder von emotionalen Episoden auf simultane physiologische Veränderungen.

Die Zusammenhänge können eventuell quantitativ-statistisch als intraindividuelle Korrelationen und Zeitreihenanalysen, oder nur interpretierend erfasst werden. Wie in der psychologischen Biographik und in der Methodik der Inhaltsanalyse können auf diese Weise psychologische Bedeutungen, subjektive und intentionale Aspekte des Kontexts einbezogen werden. Gesucht werden wiederkehrende Zusammenhänge, reproduzierbare individualspezifische Reaktionsmuster und zeitliche Abhängigkeiten. Einzelfallbezogen sind sie als singuläre "idiographische" Hypothesen oder als verallgemeinernde "wenn-dann-Beziehungen" zu formulieren. Diese mehrstufige Symptom-Kontext-Analyse, welche in komplementärer Weise Prinzipien der nomothetischen und der idiographischen Methodik verbindet, wird für bestimmte Fragestellungen geeigneter sein als es jede dieser Methodiken für sich genommen ist.

Die Symptom-Kontext-Analyse wird also primär als Einzelfall-Auswertung unternommen werden, weil die individuellen Bedingungsbeziehungen, die biographischen und situativ bedeutungsvollen Aspekte in den Selbstberichten und Kommentaren der Patienten erkundet werden sollen. Statt eines Verbatim-Protokolls kann eine audiovisuelle Aufzeichnung angefertigt werden. Dieses Videoprotokoll könnte später noch einmal gezeigt und mit dem Interviewten gemeinsam interpretiert werden (siehe das Blutdruck-Video). Inwieweit diese Einzelfälle zu typischen Konstellationen verdichtet werden können, wird im Hinblick auf dieses beschriebene Blutdruck-Video gegenwärtig untersucht.

11.5 Zusammenfassung

Reichen die traditionellen Eigenschaftsbegriffe für die Biographik aus oder werden andere Beschreibungseinheiten wie *Prozesseigenschaften*, *persönliche Themen und Konstrukte*, *Entwicklungsaufgaben* und *Bewältigungsstrategien* benötigt? Die biographische Methode hat eine umfassende Absicht und ein sehr

hohes Anspruchsniveau, wenn *Unvoreingenommenheit*, *Voraussetzungslosigkeit* und *Vollständigkeit* gefordert werden. Dieser Anspruch regt kritische Fragen an.

Zur theoretischen Orientierung wurden drei Konzeptionen der Biographik und Prozessforschung hervorgehoben: Thomaes *Individuum und seine Welt*, Heiß *Person als Prozess* und Luborskys *Symptom-Kontext-Analyse*. In den heutigen Lehrbüchern der Persönlichkeitspsychologie tauchen diese grundlegenden Arbeitsprogramme kaum mehr auf. Ihre gemeinsame Idee ist die Prozessforschung. Auch heute noch scheinen diese Arbeitsprogramme aus jeweils anderen Gründen die methodischen und praktischen Möglichkeiten der Empirie zu überfordern. Doch als Zielvorstellungen sind sie weiterhin wichtig. Die Prozessforschung kann als fünfter Zugang zur Differentiellen Psychologie angesehen werden neben den von Stern genannten Zugängen der Variations-, Korrelations- und Komparationsforschung sowie Psychographie.

Die Verbindung des idiographischen und des nomothetischen Ansatzes war das Leitmotiv für Thomaes Arbeitsprogramm. Diese Absicht ist auch in der diagnostischen Methodik von Heiß zu erkennen, trotz seiner Vorbehalte gegen Messung im Gegensatz zur Deutung. Diese Überzeugung des Sowohl – Als – Auch in der Kombination von Methoden bestimmte auch das vorliegende Buch. Ein komplementäres Verfahren wird bei vielen Aufgaben der Grundlagenforschung oder des praktischen Assessment ergebiger sein als einseitige Perspektiven.

Psychologische Biographik und Prozessanalyse spielen in den neueren Lehrbüchern eine verhältnismäßig geringe Rolle. Zwar wird in der differentiellen Psychologie die intra-individuelle Variabilität formal beschrieben oder in der Therapieforschung werden Veränderungen evaluiert. Prozessdiagnostik wird eher als eine Möglichkeit dargestellt, statt in methodisch ausgearbeiteter Weise praktiziert zu werden. Tatsächlich sind in der psychologischen Forschung und Praxis dichte Zeitraster von Daten, die sich für Prozessdiagnostik eignen, nur sehr selten zu finden. Zwischen der überzeugenden Zielsetzung der Prozessdiagnostik und den methodischen Möglichkeiten einer genaueren Prozessanalyse in der differentiellen Psychologie klafft weiterhin ein sehr großer Abstand. Die grundlegenden Fragen sind ja nicht dauerhaft gelöst, sondern werden heute vielleicht in anderer Form gestellt oder sie werden ausgeklammert.

Die psychologische Biographik ist aus Thomaes Sicht die wichtigste Basis der Persönlichkeitspsychologie, so wie Heiß die testmethodische Prozessdiagnostik als fundamentalen Zugang zur Individualität sah. Beiden kam es auf ein umfassendes Bild der Persönlichkeit bzw. ein umfassendes Persönlichkeitsgutachten an.

Nun wird für viele praktische Fragestellungen der angewandten Psychologie keine umfassende Biographik oder Begutachtung möglich sein. In verkürzter Weise können ein biographisches Interview, eine Anamnese oder ein diagnostisches Gespräch höchstens die wichtigsten biographischen und anamnestischen

Daten einer Person zu gewinnen versuchen. Diese bilden dann den Bezugsrahmen für ein gezielteres psychologisches Assessment wichtiger Persönlichkeitsbereiche, um die es bei der pädagogischen Beratung, bei der Auswahl oder Förderung von Personal oder bei diagnostisch-therapeutischen Strategien u. a. Schritten geht.

Die Abwendung von Biographik und Prozessdiagnostik im allgemeinen ist auch durch das veränderte Verständnis von Diagnostik zu erklären. Statt eines umfassendes Bildes wurden für praktische Zwecke bestimmte, zu einer Entscheidung führende Assessmentstrategien benötigt. Die Gründe der Abwendung scheinen demnach weniger in einem besonderen methodischen Fortschritt zu liegen als in der pragmatischen Orientierung. Welcher Aufwand ist für eine Assessmentstrategie in den Anwendungsfeldern der Psychologie noch vertretbar? Diese kritischen Fragen und die möglichen Kriterien der kurzfristigen und mittelfristigen Evaluation solcher Einschätzungen und ihrer Konsequenzen für die Praxis und auch den Berufsstand selbst scheinen kaum diskutiert zu werden.

Ebenso wenig kann jedoch von der aktuellen Wiederbelebung des "interpretativ-qualitativen Paradigmas" behauptet werden, dass sich hier ökonomische und pragmatisch nützliche Assessmentstrategien für Aufgaben der Anwendungsfelder der Psychologie ergeben haben oder sich wenigstens abzeichnen. Eine klinisch-psychologische Assessmentstrategie wie die von Luborsky und Mitarbeitern entwickelte Symptom-Kontext-Analyse hat weitaus mehr Praxisbezug, wird aber ebenfalls kaum zitiert oder genutzt.

Die Frage nach den Gründen des fachlichen Interessenwandels scheint wieder zu den bevorzugten Instrumenten zurückzuführen, vielleicht auch zum begrifflichen Stil und der Fachsprache von Heiß und Thomae. Beim Abwägen der möglichen Gründe bleibt vor allem der Eindruck, dass zwei Gesichtspunkte wesentlich sind: das hohe theoretische und zugleich auch methodische Anspruchsniveau und die relative Distanz zu heute gewünschten, zielstrebigem und empirisch zu rechtfertigenden Assessmentstrategien.

Es gibt hier mehrere interessante Zukunftsperspektiven. Wird es in der differentiellen Psychologie gelingen, nach der schließlich als weitgehend müßig bzw. folgenlos angesehenen Person – Situation – Interaktion – Kontroverse, zu einer gründlichen Prozessforschung mit adäquaten Methoden zu gelangen? Wird sich die Datenerhebung in den Anwendungsfeldern weiterhin fast nur noch auf Fragebogen (oder ähnliche Leitfaden-Interviews) und oft nur ad-hoc konzipierte und "offen" geführte Interviews beschränken? Oder werden sich biographisch interessierte Psychologen auf eine anspruchsvollere Konzeption der Interviewmethodik mit einer narrativen *und* einer genau geplanten explorativen Strategie einlassen, wie es Wengraf (2001) in dem halb-strukturierten Tiefeninterview entwickelt hat? Wird es mehr Bemühungen um eine alltagsnahe Psychologie geben?

12 Interpretationslehre – Heuristik und kritische Prüfung

12. 1 Übersicht

Der Pluralismus der Methoden und Theorien in der Psychologie ist offenkundig. Die Methodenlehre scheint oft von Gegensatzpaaren beherrscht zu sein. Beispiele sind hier: *Erklären – Verstehen, nomothetisch – idiographisch, Beobachtung – Deutung, Experiment – Interpretation, quantitativ – qualitativ, Labor – Feld*. Diese Begriffe sind durch lange Diskussionen mit vielen Bedeutungen belastet; ohne Erläuterungen fördern sie eher Missverständnisse als aufzuklären. Diese Gegensatzpaare suggerieren außerdem, dass es Alternativen sind, zwischen denen wir, wie zwischen richtig und falsch, zu wählen haben.

Tatsächlich sind solche Zuspitzungen und Polarisierungen in den wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen zu finden. Dabei müsste es doch evident sein, dass eine Psychologie im vollen Umfang ihrer Fragemöglichkeiten auf diesen Methodenpluralismus angewiesen ist. Nicht die Entscheidung für die eine oder die andere Alternative, sondern neue Ideen zur heuristischen Kombination einander ergänzender Verfahren werden uns weiterführen.

Die Einseitigkeiten und Verständigungsschwierigkeiten haben verschiedene Gründe. So werden das allgemeine Erkenntnisziel, das konkrete Arbeitsziel und die speziellen Fragestellungen den Bezugsrahmen festlegen. Eine umfassende Biographik oder die ausgedehnte Beschäftigung mit interessanten Narrativen oder oral history unterscheiden sich vom *pragmatischen Ansatz in der beruflichen Praxis der Psychologie*. Hier ist es wichtig, die benötigten Informationen möglichst direkt und zuverlässig zu gewinnen. Auch die unterschiedliche fachliche Ausbildung und Erfahrung werden zu anderen Bewertungen von Zielsetzungen und Methoden führen.

Philosophische und wissenschaftstheoretische Auffassungen

Philosophische Vorentscheidungen können einen Einfluss haben, selbst wenn sie aktuell nicht als eigene Position deutlich ausgedrückt sind. Hier sind vor allem die philosophisch-psychologischen Bestimmungen des Menschen (“Menschenbilder”) gemeint. Aus diesen Überzeugungssystemen ergeben sich Konsequenzen für die Auswahl von Zielen und Methoden in Forschung und Praxis. In der wissenschaftstheoretischen Diskussion sind verschiedene Auffassungen entwickelt worden, aus denen sich speziell auch für die Psychologie bestimmte Arbeitsrichtungen und Methodiken ableiten oder – umgekehrt – auch kritisieren lassen. Über solche philosophischen und wissenschaftstheore-

tischen Grundfragen hinaus stellen sich in der Berufspraxis noch andere fachlich und berufsethisch wichtige Fragen: Wie aufwendig ist eine Methodik hinsichtlich Ausbildung und Anwendung? Ist sie hinreichend gültig und nützlich, um mit wissenschaftlichem Anspruch angewendet werden zu dürfen? In welchen Assessmentstrategien ist dies zweckmäßig? Welche Qualitätskontrollen gibt es?

Diese oft widersprüchlichen Einflüsse bestimmen die Rahmenbedingungen der allgemeinen Interpretationslehre in der Psychologie und in den Sozialwissenschaften. Auch für die Zukunft ist nicht abzusehen, dass es zu diesen vielfältigen Fragen eine einheitliche Antwort geben kann. Folglich wird der Pluralismus der Konzepte und Methoden als Herausforderung bestehen bleiben. Zur Orientierung können Kenntnisse der Gemeinsamkeiten, aber auch der Unterschiede und Defizite beitragen.

Einige der für die psychologische Interpretationslehre wichtigen Begriffe und Grundlagen sind in den folgenden Abschnitten dargestellt. In der Auswahl und in den Argumenten wird auch die eigene Auffassung deutlich werden. Mit Blick auf die Praxis und mit Interesse am methodischen Fortschritt kann diese Diskussion nicht wie durch einen neutralen Beobachter geführt werden.

Allgemeine Interpretationslehre

Die *Interpretation als heuristische und methodenkritische Konstruktion von Zusammenhängen* ist auch in der Psychologie eine wesentliche Methodik. Es gibt viele ältere und neuere Gebiete wie Traumdeutung und Graphologie. Hier standen jedoch Biographik, Texte und Tests im Mittelpunkt.

Von einer *Allgemeinen Interpretationslehre* ist eine Systematik von Prinzipien, Strategien und Regelsystemen dieser Methodik zu erwarten. Diese allgemeine Interpretationslehre kann in wichtigen Teilen dargestellt werden, doch sind wesentliche Fragen nach den wissenschaftsmethodischen Grundlagen und nach methodischen Güte Merkmalen und Grenzen einer kritischen Anwendung weiterhin ungeklärt bzw. kontrovers. Unter den Gesichtspunkten der *Interpretationstiefe* und der *Interpretationsdivergenz* ist insbesondere nach den Möglichkeiten und Grenzen einer Verallgemeinerung aus Einzelfällen zu fragen.

Die allgemeine Interpretationslehre im Fach Psychologie wird sich in vieler Hinsicht mit der Interpretationslehre aus sozialwissenschaftlicher Sicht überlappen. In der Psychologie kann diese Methodenlehre jedoch reichhaltiger und praktischer sein.

Psychologische Interpretation ist lehrbar und sie ist lernbar. Zu diesem Zweck werden anschauliche Beispiele benötigt, die zur Interpretation und zur Diskussion methodischer Einwände anregen. Da viele wichtige Hinweise auf Prinzipien und Strategien nur sehr verstreut zu finden sind oder z. T. fast vergessen zu sein scheinen, kann eine systematische Darstellung nützlich sein. Vielleicht ist es

geradezu ein Kennzeichen für die gegenwärtige Verfassung dieser Methodik, dass es zwar viele programmatische Schriften und Projekte, aber kein Lehrbuch dieser Methodik wie über andere Gebiete der Methodenlehre gibt.

Über die in den Kapiteln des Buches bereits eingefügten methodischen Anmerkungen und Exkurse hinaus, werden hier wichtige theoretische Grundlagen und Begriffe erläutert. Wieder aufgenommen werden die methodischen Einwände, vor allem hinsichtlich der empirischen Überzeugungskraft (Gültigkeitsprobleme) und die Frage nach den geeigneten Strategien zur Sicherung von Interpretationen.

Grundbegriffe und Glossar

Eine vertiefende Diskussion der in diesem Kapitel angeschnittenen Fragen kommt nicht ohne einige Begriffe der Wissenschaftstheorie aus. Viele dieser Begriffe sind schon zuvor gefallen, oft nur mit einem kurzen erläuternden Hinweis wie im Kapitel 3. Deshalb werden sie hier in einem systematischen Zusammenhang und in Anlehnung an die Einführungen in die Wissenschaftstheorie für Psychologen etwas ausführlicher erläutert (siehe Breuer, 1989; Danner, 1998, Westermann, 2000). Neben diesen und den noch folgenden Literaturhinweisen sind vor allem das Handwörterbuch der Philosophie (hrsg. von Ritter et al., 1971 ff.) und die zahlreichen Bände der Enzyklopädie der Psychologie (hrsg. von Birbaumer, Frey, Kuhl, Prinz & Weinert, 1994 ff.) zu nennen. Das oft irritierend breite Bedeutungsspektrum der Begriffe kann in gründlicher Weise nur aus der vertiefenden Literatur verstanden werden.

Dieses Kapitel hat durch den Bezug auf wichtige Richtungen und durch die Verwendung vieler Begriffe auch die *Funktion eines Glossars* (das auch mit dem Sachregister erschlossen werden kann).

12.2 Philosophische Fragen

Tradition der Hermeneutik als Universalmethode

Das Wort Hermeneutik ist in etymologischer Hinsicht nicht genau festzulegen und seine Bedeutung hat sich seit den Autoren der Antike grundsätzlich gewandelt. Gadamer (1974, S. 1060) schrieb: "Hermeneutik ist die Kunst des ἐρμηνεύειν, d. h. des Verkündens, Dolmetschens, Erklärens und Auslegens. "Hermes" hieß der Götterbote, der die Botschaften der Götter den Sterblichen ausrichtet. Sein Verkünden ist offensichtlich kein blosses Mitteilen, sondern das Erklären von göttlichen Befehlen, und zwar so, daß er diese in sterbliche Sprache und Verständlichkeit übersetzt. Die Leistung der H. besteht grundsätzlich immer darin, einen Sinnzusammenhang aus einer anderen Welt in die eigene zu übertragen. Das gilt auch für die Grundbedeutung von ἐρμηνεία, die 'Aussage

von Gedanken' ist, wobei der Begriff der Aussage selber vieldeutig ist, Äußerung, Erklärung, Auslegung und Übersetzung umfassend."

Hermeneutik war also ursprünglich nicht einfach Übersetzen, sondern war Erschließen des Wahrheitsgehalts von göttlichen Offenbarungen. Die in den theologischen Schriften, insbesondere der Heiligen Schrift, enthaltene göttliche Wahrheit zu verstehen, wurde zur Aufgabe der theologischen Hermeneutik. Neben den dogmatischen Texten wurden später auch historische und juristische Texte einbezogen. Die zunehmende Einsicht in die Geschichtlichkeit und in die Zirkelstruktur von Interpretationen schränkte wissenschaftsmethodisch den Anspruch auf Allgemeingültigkeit ein. Die Hermeneutik hat jedoch bis in die neuere Zeit einen eigentümlichen Anspruch auf *hermeneutische Wahrheit* behalten. Zwar ist es kaum noch die Konnotation einer theologischen und dogmatischen Auslegung, aber doch ein Anspruch auf ein tiefes und authentisches Verstehen des ursprünglichen Sinns, auf ein Begreifen der ontologischen Verfassung oder das Erkennen der wahren (ursprünglichen) Absicht des Autors (intentio bzw. voluntas auctoris).

Hermeneutik darf nicht mit dem sehr ähnlich klingenden Wort *Hermetik* verwechselt werden, zumal dieses auch inhaltlich verwandte Anklänge aufweist. Hermetik bezieht sich auf den ägyptisch-hellenistischen Gott Hermes Trismegistos. Unter seinem Namen bestand eine Geheimlehre über die wahre Erkenntnis der Welt und die Erlösung der menschlichen Seele. Diese Lehre war ein abgeschlossenes (hermetisches) Wissen, d. h. für Außenstehende nicht zugänglich. Vor allem im zweiten nachchristlichen Jahrhundert war diese esoterische Lehre verbreitet, später auch in der Alchemie, mit Ausläufern bis in neuere Geheimlehren hinein (Eco, 1988).

Interpretation

Aristoteles hatte sich in seiner Schrift *Περὶ ἑρμηνείας* (Peri hermeneias, lat. De interpretatione) mit den logischen Strukturen von Aussagen bzw. grammatischen Urteilen befasst und erläutert, wie dieser Prozess der Verständigung abläuft: "Die Sprache ist Zeichen und Gleichnis für die seelischen Vorgänge, die Schrift wieder für die Sprache. Und wie nicht alle dieselben Schriftzeichen haben, bringen sie auch nicht dieselben Laute hervor. Die seelischen Vorgänge jedoch, die sie eigentlich bedeuten sollen, sind bei allen die gleichen, und auch die Dinge, die jene Vorgänge nachbilden, sind die gleichen" (zit. n. Gohlke, 1952, S. 86).

Die Sprache dient der Übertragung des Inneren (Seelischen bzw. der Gedanken) in äußere Zeichen. Interpretation versucht, das Gedachte festzustellen, unabhängig davon ob es logisch oder sachlich zutreffend ist. Diese Prüfung wäre erst der nächste Schritt, wenn der Inhalt erfasst ist. Wer das gesprochene Wort auslegen will, muss den Weg zum Inneren zurück verfolgen.

Sprachgeschichtlich wird *Interpretation* als lateinische Entsprechung des griechischen Wortes Hermeneutik aufgefasst. Als Quelle werden auch die Auslegung des römischen Rechts oder die Auslegung und Ausdeutung von Orakeln und Träumen genannt (Anton, 1976; zum Wortfeld Interpretation, siehe Diemer, 1977). Interpretation und Hermeneutik sowie Auslegung (*ars interpretandi*) werden vielfach ähnlich oder synonym gebraucht.

Im Gebrauch des Begriffs *Interpretation* scheint jedoch im Vergleich zu *Hermeneutik* ein geringerer Restbestand des dogmatischen Erkenntnisanspruchs enthalten zu sein. Deswegen wird er hier gegenüber Hermeneutik bevorzugt, wenn es um eine *allgemeine Interpretationslehre* in der Psychologie geht. Interpretation vermittelt zwischen Werk (Text) und Person (Betrachter, Leser) sowie zwischen Personen. Interpretation übersetzt und verbindet Bedeutungen, erschließt offene und noch verborgene Zusammenhänge und stiftet neue Beziehungen.

Die Hermeneutik in den Geisteswissenschaften

Der Philosoph und Theologe Schleiermacher (im Anschluss an Ast) und der Philosoph Dilthey gelten als wichtige Begründer der "Universalhermeneutik", d. h. der allgemeinen Interpretationslehre der Geisteswissenschaften. Es gibt jedoch viele ältere und neuere "Stationen der Hermeneutikgeschichte" (Diemer, 1977; Gadamer, 1974, 1990; Grondin, 2001a; Ineichen, 1991; Seiffert, 1992; Soeffner & Hitzler, 1994) und viele Sichtweisen und Kontroversen. In paradoxer Weise stehen gerade die Wörter "Hermeneutik" und "Verstehen" für vieldeutige Wortfelder und Missverständnisse.

Die Hermeneutik wird als die universale Methodik der Geisteswissenschaften angesehen: *zutreffendes Auslegen und Verstehen*. Diese Auffassung ist bis heute sehr verbreitet. Schleiermacher (1838/1977) entwarf eine *Kunstlehre des Verstehens* und betonte den Unterschied zu einer einfachen Auslegungspraxis: "Hermeneutik ist die Kunst, Missverstand zu vermeiden." (zit. n. Gadamer, 1990, S. 188). Der Sinn (die Wahrheit) der Texte wird durch eine Herstellung der Gleichheit mit dem Autor, durch kongeniales Verstehen, erreicht. Schleiermachers Anspruch, einen Schriftsteller *besser zu verstehen, als er sich selber verstanden habe*, ist häufig kommentiert worden (siehe Gadamer, 1990). Für Schleiermacher beschränkte sich die Aufgabe der Hermeneutik auf Texte und das Verstehen von Rede überhaupt.

Auch Dilthey übte einen großen Einfluss auf die weitere Diskussion aus. Dilthey verwies auf den *erworbenen Zusammenhang des Seelenlebens* und grenzte den beschreibenden und zergliedernden Ansatz von der grundsätzlich anderen Methodik der Naturerkenntnis ab. Für den geschichtlichen Zusammenhang gilt ebenso wie für den Lebenszusammenhang das Prinzip des hermeneutischen Textverstehens. Dilthey befasste sich ausführlich mit der Begründung

des hermeneutischen und des psychologischen Verstehens und beschrieb als wichtige Erkenntnisbedingungen die Sympathie für den Text (den Autor), das Verstehen von Ausdruck und das Hineinversetzen in den Autor. Das Nachbilden und Nacherleben ermöglichen die Übertragung: "Das Verstehen ist ein Wiederfinden des Ich im Du" (Dilthey, 1910, S. 191). Vor allem auf Dilthey beriefen sich später die Anhänger der *Verstehenden Psychologie* in Abgrenzung von anderen Richtungen der Psychologie, d. h. der Experimentalpsychologie, der Psychoanalyse, der Verhaltenswissenschaft und Biologischen Psychologie.

Gadamer (1960) schilderte in seinem vielzitierten Buch "Wahrheit und Methode" die Entwicklung der Hermeneutik als Methode der Geisteswissenschaften und interpretierte die Auffassungen von Schleiermacher, Dilthey, Husserl und Heidegger. Er stellte dabei in Frage, ob es eine solche Kunstlehre des Verstehens, einen Kanon oder ein Organon der Auslegung in den Geisteswissenschaften geben könnte.

"Heidegger ging auf die Problematik der historischen Hermeneutik und Kritik nur ein, um von da aus in ontologischer Absicht die Vorstruktur des Verstehens zu entfalten. Wir gehen umgekehrt der Frage nach, wie die Hermeneutik, von den ontologischen Hemmungen des Objektivitätsbegriffs der Wissenschaft einmal befreit, der Geschichtlichkeit des Verstehens gerecht zu werden vermöchte. Das traditionelle Selbstverständnis der Hermeneutik beruhte auf ihrem Charakter als Kunstlehre." (Gadamer, 1990, S. 270).

"Jedenfalls aber wird man nach den Konsequenzen fragen dürfen, die Heideggers grundsätzliche Ableitung der Zirkelstruktur des Verstehens aus der Zeitlichkeit des Daseins für die geisteswissenschaftliche Hermeneutik hat. Die Konsequenzen brauchen nicht so zu sein, dass eine Theorie auf eine Praxis angewendet und dieselbe nun anders, d. h. kunstgerecht ausgeübt würde. Sie könnten auch darin bestehen, dass das Selbstverständnis des stets geübten Verstehens berichtigt und von unangemessenen Anpassungen gereinigt würde – ein Vorgang, der höchstens mittelbar der Kunst des Verstehens zugute käme." (S. 270).

Heideggers Position kommt – sehr abgekürzt – in den folgenden Sätzen zum Ausdruck: "Nicht darum geht es, Verstehen und Auslegung einem bestimmten Erkenntnisideal anzugleichen, das selbst nur eine Abart von Verstehen ist, die sich in die rechtmäßige Aufgabe einer Erfassung des Vorhandenen in seiner wesenhaften Unverständlichkeit verlaufen hat." ... "Das Entscheidende ist nicht, aus dem Zirkel heraus-, sondern in ihn nach der rechten Weise hineinzukommen. Dieser Zirkel des Verstehens ist nicht ein Kreis, in dem sich eine beliebige Erkenntnisart bewegt, sondern er ist der Ausdruck der existentiellen *Vor-struktur* des Daseins selbst. Der Zirkel darf nicht zu einem vitiosum, und sei es auch zu einem geduldeten, herabgezogen werden. In ihm verbirgt sich eine positive Möglichkeit ursprünglichsten Erkennens, die freilich in echter Weise nur dann

ergriffen ist, wenn die Auslegung verstanden hat, daß ihre erste, ständige und letzte Aufgabe bleibt, sich jeweils Vorhabe, Vorsicht und Vorgriff nicht durch Einfälle und Volksbegriffe vorgeben zu lassen, sondern in deren Ausarbeitung aus den Sachen selbst her das wissenschaftliche Thema zu sichern.” (Heidegger, 1993, S. 153).

In Gadamer's Worten kann diese Diskussion zusammengefasst werden: “Wer einen Text verstehen will, vollzieht immer ein Entwerfen. Er wirft sich einen Sinn des Ganzen voraus, sobald sich ein erster Sinn im Text zeigt. Ein solcher zeigt sich wiederum nur, weil man den Text schon mit gewissen Erwartungen auf einen bestimmten Sinn hin liest. Im Ausarbeiten eines solchen Vorentwurfs, der freilich ständig von dem her revidiert wird, was sich bei weiterem Eindringen in den Sinn ergibt, besteht das Verstehen dessen, was dasteht.” (Gadamer, 1990, S. 271).

In diesem Zusammenhang räumt Gadamer ein, dass die Rede vom hermeneutischen Zirkel keinen wissenschaftlichen Beweisanspruch hat, sondern eine “seit Schleiermacher bekannte logische Metapher” sei (S.271). Der *hermeneutische Zirkel* (siehe Abschnitt 3.3) muss hier vom *logischen Zirkel* (*circulus vitiosus*), dem Inbegriff eines unproduktiven “zirkulären” Denkens, unterschieden werden (zum Wortfeld Zirkel und zur Kritik siehe u. a. Diemer, 1977; Stegmüller, 1970 ff). Aus der Sicht des kritischen Rationalismus (siehe unten) wurde jedoch bestritten, dass der Prozess des zunehmenden Verstehens von Sachverhalten spezifisch für die Hermeneutik bzw. die Geisteswissenschaften sei. Die Schritte des wachsenden Verstehens im hermeneutischen Zirkel würden sich nicht grundsätzlich von der Ausformung von Vermutungen zu wissenschaftlichen Hypothesen unterscheiden.

Gadamer erläuterte, dass *die Sprache das Medium der hermeneutischen Seinserfahrung* ist und erwähnte andere Medien nur am Rande. Schleiermacher neigte nach seinem Verständnis von Hermeneutik dazu, die Kunstwerke, d. h. auch sprachliche Kunstwerke, wegen ihrer ausgeprägten Individualität im Ausdruck und im zugrundeliegenden Gefühl vom Bereich der Hermeneutik auszuschließen. Deshalb sah u. a. Brenner (1998) die Entstehungsgeschichte der literaturwissenschaftlichen Hermeneutik nicht bei Schleiermacher, sondern in der Wiederbelebung der antiken Literatur.

Für die Literaturwissenschaft, die sich weithin als Interpretationswissenschaft versteht, ist die Auseinandersetzung mit den Strömungen der philosophischen Hermeneutik fundamental. Aus der Sicht von Brenner (1998) hatten die Auseinandersetzungen ernüchternde Resultate: Die wahre Absicht des Autors kann nicht eindeutig erschlossen werden. Texte haben keinen eindeutigen Sinn, sondern sind mehrdeutig. Das Bewusstsein des Autors ist aus psychoanalytischer Sicht nur eine von mehreren Instanzen, welche “dezentriert” einen Sinn setzen (siehe auch Ricoeur, 1999). Die Interpretation ist von Kontexten, von Vorverständnissen und Erkenntnisinteressen abhängig. Intersubjektivität setzt

Verständigungen und Konventionen voraus. Andererseits muss eine Willkür in der Interpretation verhindert werden.

In dieser Hinsicht sind die zentralen Probleme der Hermeneutik als Grundlage einer allgemeinen Interpretationslehre weiterhin ungelöst. Allerdings ist zweifelhaft, ob diese Tradition auch die praktische Entwicklung einer Methodik im Sinne einer *allgemeinen Interpretationslehre* einschließt. So behauptete Titzmann (1977) aus der Sicht eines Philologen, dass die Hermeneutik seit Dilthey über Gadamer bis zu Habermas nicht als eine methodische Grundlegung der Textanalyse aufzufassen sei. Tatsächlich sind Lehrbücher mit der Absicht einer *allgemeinen Interpretationslehre* kaum vorzuweisen, wenn von speziellen Darstellungen für bestimmte Fächer abgesehen wird (z. B. Bättschmann, 2001; Oeming, 1998; Rittelmeyer & Parmentier, 2001).

Zur Anwendung der Hermeneutik als Auslegungskunst (*Applicatio*, in der *Theologie: Exegese*) existieren in der älteren Literatur zahlreiche Regelwerke (Kanones). Die Übersicht von Betti (1967) über hermeneutische Erkenntnislehre und mögliche Typen von Auslegungen oder neuere Bücher zur qualitativen Psychologie oder Sozialforschung erfüllen jedoch die notwendigen Anforderungen an eine moderne Einführung in die allgemeine Interpretationslehre und Praxis noch nicht. Hervorzuheben ist jedoch der von Danner (1998) zusammengestellte Katalog von hermeneutischen Regeln (siehe Kapitel 3).

Das Problem des Verstehens

Alle der bisher genannten Autoren haben sich eingehend mit dem Begriff des Verstehens und seinen elementaren und höheren Formen auseinandergesetzt. Das Bedeutungsspektrum ist sehr breit (Danner, 1998; Diemer, 1977; Gadamer, 1990; Groeben, 1986; Schmidt, 1995; Scholz, 2001). Möglichkeiten und Nuancen des Verstehens sind :

- das grammatische Verstehen (Verstehen von Regeln);
- die verstehende Erfahrung und das praktische Verstehen (Gebrauchs-Verstehen);
- das Verstehen der wörtlichen, grammatischen Aussage (*sensus litteralis*) und des Sinns (*sensus spiritualis*);
- das unmittelbare psychologische Verstehen als Einfühlen und Nachfühlen, intuitives und empathisches Sich-Hineinversetzen;
- das mittelbare psychologische Verstehen als reflektiertes Nachvollziehen, durch theoretische Konzepte oder Erfahrungen geleitet;
- das erklärende Verstehen;
- das Verstehen als leitendes Vorverständnis (antizipierendes Verstehen);
- das Verstehen als Sich-Einarbeiten;
- das Verstehen als Aneignung und Assimilation;

- das sich hineinversetzende, kongeniale Verstehen, das divinatorische Verstehen (lat. mit göttlicher Eingebung oder mit Sehergabe);
- das Verstehen des (tieferen) Sinns.

Groeben (1986) versuchte aus der Sicht der Psychologie drei Hauptbedeutungen herauszuarbeiten: die Erkenntnisfunktion des Verstehens bei der Beschreibung von komplexen Einheiten, die vorgeordnete Heuristikfunktion des Verstehens für Erklärungen; die indirekte Erklärungsfunktion von Verstehen innerhalb der Theoriehaltigkeit von Beschreibungen bei komplexen Einheiten (S. 381). Außerdem hob er das dialogische vom monologischen Verstehen ab.

Für Schleiermacher und Dilthey stand die Sprache in ihrer Universalität als *die* Basis der hermeneutischen Bemühungen fest. Sie meinten primär das Lesen und Auslegen von Texten. Diese enge Beschränkung kann jedoch nicht überzeugen. Zweifellos können auch Bedeutungen von nicht-sprachlichen Werken und Geschehnissen ausgelegt werden. Aus kunstwissenschaftlicher Sicht wurde dies von Bätschmann (2001) ausführlich dargelegt, und ein Musikwissenschaftler müsste sich dem anschließen. Es gibt deshalb einen erweiterten Begriff der Hermeneutik, der auch diese Medien umfasst. Aus psychologischer Sicht ist an die Interpretation von Mimik und Stimme und vor allem an die Interpretation von Verhaltensweisen, Handlungen und Interaktionen zu erinnern. Dass es eine psychische und personale Wirklichkeit "hinter der Sprache" gibt, darf nicht ausgeblendet werden.

Auch in anderer Hinsicht wirkt die Diskussion über Hermeneutik und Verstehen bei vielen der geisteswissenschaftlichen (z. T. auch bei sozialwissenschaftlichen) Autoren sehr verkürzt. Aus methodologischer und psychologischer Sicht gibt es eigentümliche Lücken. So wird Freud von Ausnahmefällen (Ricoeur, 1999) abgesehen nur selten erwähnt. Es geht ja nicht um den Anspruch der psychoanalytischen Theoriebildung oder um die Gültigkeit der Trieblehre, sondern um die Erfahrung mit der Interpretationsmethodik. In der vor der neueren Hermeneutikdebatte veröffentlichten Traumpsychologie hatte Freud (1900) einige fundamentale Aspekte beschrieben: latent-unbewusste Bedeutungen der manifesten Texte, systematische Entwicklung und Prüfung interpretativer Konstruktionen, Auslegung mit Hilfe von spontanen Einfällen und Assoziationen. Auch das empirische Dilemma von Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz und die Konvergenzprobleme scheinen wenig zu interessieren. Missverstehen, Auslegungsmängel und typische Fehlerquellen sind hier kein Thema.

Die Begriffe *Hermeneutik* und *Verstehen* sind durch diese Tradition so sehr belastet, dass – über die Kennzeichnung eines überdauernden Problemfeldes hinaus – kaum noch eine Übereinstimmung zu erreichen sein wird. Die *allgemeine Interpretationslehre* könnte eher in der aristotelischen Akzentuierung der Inter-

pretationsaufgabe als ein System von Strategien und Regeln für die sprachliche Verständigung über *Inneres* begriffen werden. Auf dem Gebiet der *empirischen Psychologie* gehören dazu die notwendigen fachlichen Konventionen und Ausbildungsverfahren, die systematische Prüfung durch qualifizierte Interpreten, der Praxisbezug und die zugehörigen berufsethischen Kriterien. Unter diesen Perspektiven gibt es wesentliche Unterschiede zur geisteswissenschaftlichen Hermeneutik.

In weiten Bereichen der neueren Psychologie ist die ermüdende Auseinandersetzung über die Probleme des Verstehens erlahmt. Die neuere Diskussion hat sich mehr in die wissenschaftstheoretischen Fragestellungen und Kontroversen verschoben. Hier ist auch eine bemerkenswerte terminologische Akzentverschiebung eingetreten, denn statt *Verstehen* wird heute oft der Begriff *Wissen* bevorzugt. Dies ist besonders auffällig im Handbuch von Denzin und Lincoln (2000). Auch Wengraf (2001) hat sein wichtiges Buch über halb-strukturierte narrative Forschungsinterviews ohne wesentliche Verweise auf Hermeneutik, Verstehen oder Psychoanalyse geschrieben.

Kommunikation und Interaktion sind konstitutiv

Während es in der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik primär um das Verständnis eines Textes geht, wird in der psychologischen und sozialwissenschaftlichen Sichtweise der Kommunikationsprozess stärker betont. Der Text entsteht in einem zweiseitigen sozialen Prozess zwischen Erzähler und gedachtem oder tatsächlichem Zuhörer. Deswegen sind, vor allem beim Interview, kommunikative Aspekte und situative Bedingungen zu berücksichtigen – auch als vielleicht verzerrende Einflüsse.

Die grundlegende Überzeugung – zugleich Ausdruck einer bestimmten philosophischen Anthropologie – ist dem Vorwort zum Handbuch der qualitativen Sozialforschung zu entnehmen (von Kardorf, 1991, S. 7): “Auf einer *erkenntnistheoretischen* Ebene haben insbesondere die in der interaktionistischen und phänomenologischen Tradition stehenden Analysen zwei Sachverhalte deutlich gemacht: die soziale Wirklichkeit kann zureichend als sinnhaft durch Kommunikation und Interaktion der Menschen konstituiertes Gebilde begriffen werden; und sie kann nur auf dem Wege der Rekonstruktion kollektiver Deutungsmuster verstanden werden.”

Philosophie des Verstehens (Wahrheit und Methode)

Hermeneutik bezeichnet nicht nur die Idee einer Universalmethodik der Geisteswissenschaften, sondern auch eine philosophische Position. Diese *philosophische Hermeneutik*, wie sie mit den Namen Heidegger und Gadamer verbunden ist, geht den Ursprüngen und allgemeinsten Grundlagen des Verstehens nach. Sie befasst sich vorrangig mit *Grundfragen der Möglichkeit des Verste-*

hens überhaupt – auch im Kontrast zu naturwissenschaftlich geprägten Auffassungen hinsichtlich “Wahrheit und Methode” (siehe Gadamer, 1990). Dieses philosophische Denken hat nur wenig *direkten* Bezug zu den praktischen Fragen einer adäquaten Methodik empirischer Disziplinen und Fragestellungen.

Unter dem Einfluss dieser philosophischen Hermeneutik gab es jedoch eine bis heute andauernde Diskussion über das hermeneutische Verstehen und über Hermeneutik als selbstreflexiven Prozess. Aus dieser abstrakten Sichtweise wurden die möglichen Konsequenzen für das Verstehen in Alltag und Wissenschaft und damit auch Grundpositionen für eine Interpretationslehre entwickelt (zur Geschichte, Verfassung und Kritik des hermeneutischen Verstehens siehe auch Albert, 1994; Danner, 1998; Diemer, 1977; Gadamer, 1990; Grondin, 2001a, 2001b; Schmidt, 1995; Seiffert, 1992; Soeffner & Hitzler, 1994; Stegmüller, 1970).

Phänomenologie

Auch die *Phänomenologie* im Sinne von Husserl ist Philosophie. Grundlegend war hier der Begriff der Intentionalität. Für Brentano war es das Hauptmerkmal des Psychischen, dass das Bewusstsein immer auf etwas gerichtet ist. “Jedes psychische Phänomen ist durch das charakterisiert, was die Scholastiker des Mittelalters die intentionale (auch wohl mentale) Inexistenz eines Gegenstandes genannt haben, und was wir, obwohl mit nicht ganz unzweideutigen Ausdrücken, die Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Object (worunter hier nicht eine Realität zu verstehen ist), oder die immanente Gegenständlichkeit nennen würden. Jedes enthält etwas als Object in sich, obwohl nicht jedes in gleicher Weise. In der Vorstellung ist etwas vorgestellt, in dem Urtheile ist etwas anerkannt oder verworfen, in der Liebe geliebt, in dem Hasse gehasst, in dem Begehren begehrt usw.” (Brentano, 1874/1924 S. 124).

Der Begriff “Intentionalität“ erwies sich als ein schwieriger philosophischer Begriff. Die “intentionalen Gegenstände“ existieren nicht außerhalb, sondern ausschließlich im Intellekt (deswegen mentale Inexistenz) und sie sind als psychische Phänomene auf einen Gegenstand bezogen. Die Analyse der Bewusstseinsgegebenheiten unter dieser Perspektive ist folglich die primäre und originäre Erkenntnisquelle.

Husserl nahm diese Gedanken, aber auch Anregungen der zeitgenössischen Psychologie auf und entwickelte seine Phänomenologie als Erkenntnisssystem. Später ersetzte er seinen früheren Begriff “deskriptive Psychologie“ durch “Phänomenologie“ und betonte nach seiner “transzendentalen Wende“, dass Phänomenologie in keiner Weise Psychologie sei.

Husserls Werk enthält Analysen, wie der phänomenologische Erkenntnisprozess über mehrere Stufen der Reduktion (Rückführung) zu leiten ist (einfüh-

rend Danner, 1998; Schmitz, 1994). Es sind vier *Ebenen oder Reflexionsstufen* zu unterscheiden, zwischen denen wir hin- und hergehen können; dazu gehören auch das Anhalten (Epoché) und das Fortschreiten in abstrahierenden Schritten (Reduktionen):

1. Die *theoretische Welt*. Diese übernommene, religiöse, wissenschaftliche oder anderweitig konstruierte Welt ist mit "Vorurteilen" versehen.
2. Die *ursprüngliche Lebenswelt*. Dies ist die Welt, die wir vorfinden, in der wir spontan, unbefangen und naiv (ohne theoretische Voreingenommenheiten) und mit einem offenen Horizont existieren. Die natürliche Einstellung zu dieser primären, vor-wissenschaftlichen, a-theoretischen Welt gilt es aufzudecken und in den phänomenologischen Untersuchungen zu nutzen.
3. Die *phänomenologische Einstellung*. Hier kann das reflektierende Subjekt (Husserl: das "phänomenologisierende Ich") unbeteiligter Zuschauer sein und die psychischen Akte wie Wahrnehmen, Erinnern, Vorstellen "systematisch enthüllen und beschreiben" und so durch *eidetische Reduktion* zur *Wesensschau*, d. h. zum Invarianten, Allgemeinen, eben dem Wesen des (Bewusstseins-) Gegenstandes gelangen.
4. Die *transzendente Reduktion*. Auf dieser letzten Reduktionsstufe wird ein Bezug zwischen dem Ich, der Welt und einer transzendentalen Subjektivität hergestellt – dies ist Husserls Versuch einer universalen Ontologie.

Bei der *eidetischen Reduktion und Wesensschau* soll das reflektierende Subjekt unbeteiligter Zuschauer sein und die psychischen Akte (Wahrnehmen, Erinnern, Verstehen usw.) systematisch enthüllen und beschreiben: "Mit Staunen war zu beobachten, welche unermeßliche Mannigfaltigkeit von Differenzen im innersten Leben rein intuitiv hervortritt und einer streng wissenschaftlichen Arbeit zugänglich wird, wenn man nur den Mut hat, ganz ausschließlich in einer konsequent durchgeführten Innenschau das Bewußtsein selbst zu befragen und ihm gewissermaßen zuzusehen, wie es das Bewußtwerden solcher Gegenstände zustandebringt, wie es in sich selbst als Objektivität leistendes Bewußtsein aussieht." (Husserl, 1968, S. 28).

Dieser Teil von Husserls Werk scheint, auch wenn er es nicht in umfassender Weise durchgeführt hat, eine Konzeption und Anleitung für empirische Arbeiten zu sein. Phänomenologie ist die Bezeichnung für das philosophische System und für die Arbeitsmethode. Tatsächlich hatte diese Sichtweise, speziell die *Phänomenologie der ursprünglichen Lebenswelt*, einen großen Einfluss auf viele Autoren bzw. Arbeitsrichtungen. Dennoch muss deutlich zwischen Husserls Phänomenologie als Philosophie und der *phänomenologischen Orientierung* empirischer Untersuchungen (siehe unten) unterschieden werden.

Kritischer Rationalismus

Im Kontrast zu diesen philosophischen Auffassungen und in Ablehnung des Anspruchs der Hermeneutik und Phänomenologie haben Popper (1934) und andere Autoren eine skeptische philosophische Grundhaltung vertreten. *Kritik* heißt Beurteilungskunst, Trennung des Richtigen vom Falschen und Ablehnung dogmatischer Letztbegründungen. Eine allgemeine Erkenntniskritik jeglicher Aussagen des Menschen über sich und seine natürliche und gesellschaftliche Welt ist unerlässlich. *Kritischer Rationalismus* ist die Überzeugung, dass die vernunftgeleitete Erfassung der Wirklichkeit in eingeschränktem Maße, aber doch intersubjektiv gültig (objektiv) möglich ist.

Der Kritische Rationalismus als philosophische Position hat einen starken Bezug zur Wissenschaftstheorie. Alle wissenschaftlichen Aussagen müssen sich kritischer Überprüfung und einem eingehenden Rechtfertigungsprozess stellen, ähnlich einer Gerichtsverhandlung. Sicheres Wissen ist uns, nach Popper, versagt; es ist ein kritisches Raten, ein Netz von Hypothesen und Vermutungen. Dennoch ist eine Annäherung an Wahrheit möglich: *Ein empirisch-wissenschaftliches System muss an der Erfahrung scheitern können* (Logik der Forschung, 1934). Dieses Prinzip gibt das *Abgrenzungskriterium* zwischen wissenschaftlichen und alltagssprachlichen sowie metaphysischen Sätzen.

Aus dieser Sicht ist das hermeneutische Denken nur eine Vorstufe des üblichen empirisch-wissenschaftlichen Problemlösungs-Prozesses und der allgemeinen Logik der Forschung.

Schema des Problemlösens durch gedankliche Hypothesen und Kritik (Vermutung und Widerlegung) nach Popper:

- P1 Ausgangsproblem (Situationsanalyse, Problemverständnis);
- VT Vorläufige Theorie (vermutete gedankliche Lösung, vorläufige Deutung);
- FB Fehlerbeseitigung (strenge kritische Prüfung der Vermutungen);
- P2 neue Problemsituation (als Resultat bzw. als Vorstufe weiterer Versuche).

(Popper, 1973, S. 184 f)

Die Hermeneutik hat also nach Popper ihren Platz in der teilweise noch spekulativen Entwicklung vorläufiger Theorien. Die hermeneutischen Ansätze können für die Bildung von Hypothesen nützlich sein. Diese müssen jedoch anschließend den Prozess der kritischen Prüfung durchlaufen, wobei alle Ergebnisse

grundsätzlich als revisionsfähig angesehen werden. Deshalb wird jegliche Sonderstellung der Hermeneutik, d. h. die Behauptung eines eigenständigen Erkenntniszuganges und das Postulat einer besonderen Art "hermeneutischer Wahrheit" (Evidenz) zurückgewiesen. Vielleicht klingt in der betonten Ablehnung einer Sonderstellung der Hermeneutik noch die Kritik an dem ursprünglichen theologisch-dogmatischen Wahrheitsanspruch der Hermeneutik an.

Der schwierige Begriff Wahrheit wird im kritischen Rationalismus durch Konzeptionen der Aussagenprüfung ersetzt. Konventionen regeln die kritischen Prüfungen anderer Wissenschaftler und die Beschlussfassung. Hält ein Lösungsversuch stand, so wird er vorläufig akzeptiert, d. h. als wichtig angesehen, um weiter diskutiert und kritisiert zu werden. Die Bewährung einer Theorie ist demnach ein Bericht über die Art, wie eine Theorie ihre Prüfungen bestanden hat und wie streng diese waren. Sicheres Wissen ist nicht möglich, dennoch ist eine Annäherung an Wahrheit durch Eliminierung von Irrtümern im Zuge der kritischen Prüfungen erreichbar.

Popper hat seine Auffassungen vor allem im Hinblick auf die Physik und andere Naturwissenschaften entwickelt. Eine uneingeschränkte Übertragung auf die Psychologie, die sich mit dem Verhalten *und* den Auskünften über innere Zustände befasst, ist unmöglich. Auskünfte über solche inneren Prozesse sind grundsätzlich nicht falsifizierbar. So bleibt – je nach der bevorzugten Definition von "Wissenschaft" – nur die Wahl zwischen den Alternativen: diese Auskünfte über innere Prozesse werden aus der wissenschaftlichen Psychologie ausgeklammert oder es werden auch schwächere Bestätigungsweisen als die intersubjektiv prüfbareren Beobachtungen zugelassen. In der Methodik der Psychologie sind *verschiedene Typen der Bestätigung (Konfirmation)* solcher "inneren Sachverhalte" entwickelt worden (siehe unten).

Auch Stegmüller (1973) kritisierte die Auffassung, dass es eine besondere und von den Naturwissenschaften völlig verschiedene oder sogar überlegene Methode der Erkenntnis durch Verstehen oder einführendes Verstehen gibt. Aus seiner Sicht hat Wissenschaft in dem Prinzip der empirischen Prüfung eine *einheitliche Methodik*. Aus dieser Überzeugung stammen die *drei formalen Bedingungen der Wissenschaftlichkeit*, d. h. der rationalen Suche nach Wahrheit.

1. Bemühen um *sprachliche Klarheit* (intersubjektive Verständlichkeit);
2. Möglichkeit der *Kontrolle durch andere Wissenschaftler* mit einem analogen wissenschaftlichen Training (Nachvollziehbarkeit, Analysierbarkeit der Äußerungen und Evidenzen, intersubjektive Nachprüfbarkeit);

3. *Begründung der Behauptung durch rationale Argumente* (die Berufung auf Autorität, göttliche Eingebung usw. ist unzulässig, ebenso die bloße subjektive Versicherung, von der Wahrheit der Behauptungen vollkommen überzeugt zu sein).

(Stegmüller, 1973, S. 5 ff.).

Die *Wissenschaftlichkeit* einer Untersuchung bzw. die Wissenschaftlichkeit der forschenden oder praktisch tätigen Personen kann unter diesen Gesichtspunkten bewertet werden. Der Begriff der empirischen Prüfung bleibt hier jedoch mehrdeutig. Offensichtlich bestehen hier Unterschiede im Verständnis von empirischen Prüfmöglichkeiten in der geistes-, sozial- und naturwissenschaftlichen Forschung.

Aus der vorherrschenden Orientierung an den Denkgewohnheiten der Geistes- und Sozialwissenschaften darf nicht übersehen werden, dass die Möglichkeiten der Verständigung zweifellos auch genetische Grundlagen haben. Die Vertreter der evolutionären Erkenntnistheorie können dies mit guten Argumenten aus der Primatenforschung und Evolutionspsychologie wahrscheinlich machen. Unser Wahrnehmungsapparat und unsere systemischen Möglichkeiten zur Kommunikation und Interaktion haben sich in der langen Evolution unserer Art angepasst, bewährt und selektiv weiterentwickelt. Deshalb sind auch die extremen Formen des sozialen Konstruktivismus oder der kognitivistischen Subjektivierung als unangemessene erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Auffassungen zu kritisieren. Menschen befinden sich häufig in sehr ähnlichen Lebenssituationen, in denen sie im Rahmen einer Reaktionsnorm, d. h. mit individuellen, aber nicht unbegrenzten Unterschieden, sehr ähnlich wahrnehmen, sich verhalten, reagieren — und auch in ähnlicher Weise interpretieren werden.

Leib-Seele-Problem (psychophysisches Problem) und Methodenwahl

Nach vorherrschender Meinung bestehen zwischen den Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften fundamentale Unterschiede im Wissenschaftsbegriff und in der Prüfung der empirischen Gültigkeit von Aussagen. Dieser Dualismus hat eine Entsprechung im *psychophysischen Problem*. Wenn Körper (Leib) und Geist (Seele) als zwei grundverschiedene Formen des Seins begriffen werden, ist es sehr naheliegend, auch zwei fundamental verschiedene Erkenntniszugänge zu postulieren. Dieser *Dualismus* ist in der europäischen Philosophie und Religion sehr ausgeprägt, wenn auch nicht unumstritten. Dagegen postuliert der *Monismus* nur ein einziges und einheitliches Seinsprinzip, das sowohl den Bewusstseinsprozessen als auch den bioelektrischen und biochemischen Vorgängen im Gehirn zugrunde liegt. In der europäischen und in der außereuro-

päischen Philosophie sind unüberschaubar viele Varianten und Ausgestaltungen des Leib-Seele-Problems entwickelt worden. In diesem Prozess spiegeln sich auch politisch-weltanschauliche Entwicklungen (z. B. Dialektischer Materialismus und Lehrmeinungen der Kirchen) und aktuelle Einflüsse (Gehirnforschung, Computerwissenschaft, Primatenforschung u. a.).

Sind Physis und Psyche nicht bloß der Erscheinung nach, sondern wesentlich und kategorial verschiedene, eigengesetzliche Seinsbereiche; sind es zwei Welten oder lassen sie sich auf eine einzige, letztlich materielle Basis reduzieren? Die Begriffsbestimmung “psychisch” und “physisch” ist schwierig, weil das “Psychische” Oberbegriff für eine Vielfalt von Funktionen ist. Philosophen meinen mit “psychischen” Prozessen in der Regel mentale Prozesse (Geist, Bewusstsein, Subjektivität, Intentionalität); Psychologen meinen dagegen Erleben (Befinden, Bewusstsein) und Verhalten. Das Wort “physisch” ist ebenfalls mehrdeutig, da der materielle Körper oder der *belebte* Organismus und speziell das *aktive Gehirn* gemeint sein können. Kategoriale Unschärfen und Kategorienfehler stiften in Diskussionen oft Verwirrung, dies gilt ebenso für undifferenzierte Ganzheits- und Einheits-Postulate. Es kann sein, dass die primären Definitionen von “psychisch” und “physisch” bereits die Antworten zum Leib-Seele-Problem präjudizieren.

Das Leib-Seele-Problem ist eine überdauernde philosophische Fragestellung: Welche Beziehung besteht zwischen dem Gehirn und dem Bewusstsein? Von vielen als unlösbares Problem oder als Scheinproblem bezeichnet, ist es für andere die Grundfrage der Philosophie oder der “Weltknoten”. Diese Fragen stellen sich für einige wissenschaftliche Disziplinen, insbesondere Psychologie (Psychophysiologie, Neuropsychologie), Psychiatrie und Psychosomatik, direkter als für andere Disziplinen. Es könnte sein, dass bestimmte Auffassungen des Leib-Seele-Problems (z. B. Monismus gegenüber Dualismus) die Theoriebildung und Forschungsmethodik, u. U. bis in die berufliche Praxis hinein bestimmen.

In der Diskussion werden außer dem Begriffspaar “psychisch – körperlich” häufig auch andere Begriffe verwendet, um die zwei Bezugssysteme (Ebenen, Seinsweisen) hervorzuheben:

Subjekt – Objekt,
Geist – Natur,
Bewusstsein – Gehirn,
erlebte Innerlichkeit – lebendiger Organismus,
phänomenal (personal) – neuronal,

oder in erkenntnisbezogener (epistemischer) und methodologischer Sichtweise:

subjektiv – objektiv,
privat – öffentlich,
introspektiv – intersubjektiv,
innerlich (erfahren) – empirisch (im engeren Sinn, außen) beobachtbar.

So gibt es ein breites Spektrum von Auffassungen, und die von einer Person vertretene Ansicht kann ein *Diagnostikum philosophischer Überzeugungssysteme* sein. Die hauptsächlichen Positionen wurden in Übersichten zusammengefasst (u. a. Bunge, 1984; Dennett, 1994; Metzinger, 1985; auch im Hinblick auf die Methodenlehre der Psychologie, siehe Fahrenberg, 1979; Westermann, 2000).

In didaktischer Absicht wurde ein Fragebogen entwickelt, um die individuellen Auffassungen wenigstens in grober Annäherung erkunden und diskutieren zu können. Eine Erhebung bei Freiburger Studierenden verschiedener Fächer ergab, dass die *praktische Relevanz der philosophischen Vorentscheidungen zum Leib-Seele-Problem* allgemein bejaht wurde. Die Befragten nahmen überwiegend an, dass die jeweilige Auffassung einen Einfluss auf die Forschung und Praxis haben wird. Darüber hinaus zeigten sich zwischen den Studierenden der geisteswissenschaftlichen und der naturwissenschaftlichen Fächer im Vergleich zu denen der Psychologie keine deutlichen Unterschiede in den Präferenzen für bestimmte Auffassungen (Fahrenberg, 1999).

Die mutmaßliche Praxisrelevanz der Auffassungen müsste sich in bestimmten diagnostisch-therapeutischen Entscheidungssituationen herausstellen. Konstruierte Beispiele dieser Art wurden Psychologen und Ärzten zusammen mit dem Leib-Seele-Fragebogen vorgelegt, um diese Beziehungen zu analysieren (Wider, 1994). Die Interviews und Umfragen sprechen zwar für die Relevanzbehauptung, doch müssten für einen überzeugenden Nachweis tatsächliche Entscheidungssituationen analysiert werden.

Hier wird die These vertreten, dass die *jeweilige Auffassung des Leib-Seele-Problems Konsequenzen für die Theorienbildung und Methodologie der Psychologie hat*. Ein Dualist wird eher eine *Sonderstellung der geisteswissenschaftlichen Methodik* behaupten als ein Monist. Dieser wird wahrscheinlich eher an einem einheitlichen Verständnis von Wissenschaft festhalten und die systematische intersubjektive Kontrolle als unverzichtbar ansehen.

Statt eine Entscheidung zwischen diesen Positionen herbeiführen zu wollen, kann eine epistemische, der Erkenntnis und der Wissenschaftsmethodik dienliche Kombination angestrebt werden. Diese Auffassung entspricht in einer erweiterten Form dem Prinzip der Komplementarität (im Sinne Bohrs, siehe

Fahrenberg, 1979, 1992; Hoche, 1990). Hier ist nur eine verkürzte Definition möglich.

Komplementarität ist ein mehrstelliger (komplexer) Relationsbegriff und bedeutet:

- epistemologisch die Verbindung verschiedener Erkenntniszugänge zu einer ganzheitlichen Auffassung;
- ontologisch die kategoriale Eigenständigkeit der Bezugssysteme;
- methodologisch die operative Geschlossenheit (u. a. hinsichtlich Methodik, Bestätigungs- und Falsifikationsweisen, Fachsprache) der betreffenden Beschreibungsweise.

In diesem Sinne gilt für alle höheren, bewussteinfähigen Lebensprozesse: die Kategorien der Innerlichkeit, Subjektivität und Intentionalität mentaler Prozesse sowie die introspektiv-hermeneutischen Methoden der Psychologie sind komplementär zu den neurobiologischen und verhaltenswissenschaftlichen Kategorien und Beschreibungsweisen.

Eine metaphysisch neutrale Auffassung des Leib-Seele-Problems könnte vielleicht im Unterschied zum Monismus und zum Dualismus und ihren verschiedenen Weiterentwicklungen die größere Akzeptanz und methodologische Fruchtbarkeit erreichen. Aus Sicht des Komplementaritätsprinzips ist eine *wechselseitige Ergänzung der geistes- und der naturwissenschaftlichen Strategien* zu fordern. Statt der dualistischen Aufspaltung oder der monistischen Vereinheitlichung und Reduktion wird das schwierige Sowohl-als-Auch empfohlen (E. P. Fischer, 1987). Im übertragenen Sinn können auch die idiographischen und die nomothetischen Strategien sowie die qualitativen und die quantitativen Auswertungen der Inhaltsanalyse als komplementäre Strategien aufgefasst werden.

Auch Groeben (1986) hat in seinem programmatischen Entwurf für eine Integration von Hermeneutik und Empirismus eine Komplementarität von Selbstbericht und Verhaltensbeobachtung (“Psychologie in der ersten und in der dritten Person”) behauptet (Abschnitt 12.4.3). Diese Position ist der hier geschilderten ähnlich, klammert jedoch die biologische Seite, Gehirn und Evolution des Menschen, völlig aus.

12.3 Wissenschaftstheoretische Auffassungen

Eine Reihe weiterer Begriffe steht in einem inneren Zusammenhang mit der Hermeneutik und mit der phänomenologischen Orientierung. Sie beziehen sich mehr oder minder deutlich auf diese geisteswissenschaftliche Tradition und gelten als “hermeneutisch”. So werden gelegentlich unter dem Begriff der “Hermeneutik” heterogene Positionen zusammengefasst. Im Unterschied zur philoso-

phischen Hermeneutik besteht jedoch teilweise oder überwiegend ein Bezug zur Empirie. Deshalb werden sie hier als *primäre* wissenschaftsphilosophische und wissenschaftstheoretische Auffassungen angesehen. Aus diesen Positionen folgen bestimmte Prinzipien, wie Erfahrungsdaten adäquat zu gewinnen, auszuwerten und zu interpretieren sind. Es sind philosophische und sozialphilosophische Weltansichten, aber zugleich Grundüberzeugungen der allgemeinen Methodenlehre, die sich als Auswahlpräferenzen und Arbeitsprogramme oder – anspruchsvoller formuliert – als Paradigmen beschreiben lassen:

- hermeneutischer Ansatz,
- phänomenologische Orientierung,
- idiographischer Ansatz und verstehende Psychologie,
- Psychoanalyse und andere tiefenpsychologische Ansätze,
- kritisch-rationalistische Wissenschaftskonzeption,
- Symbolischer Interaktionismus,
- Strukturalismus,
- Tiefenhermeneutik,
- Objektive Hermeneutik,
- Handlungstheorien,
- Theorie kommunikativer Handlung,
- Sozialer Konstruktivismus,
- Dekonstruktivismus.

Diese Begriffe sind aus ihrem schwierigen Zusammenhang und durch ihre Tradition mehrdeutig, und ihr Gebrauch durch verschiedene Autoren und in verschiedenen Richtungen verlangt eigentlich umfangreiche Kommentare (einführend siehe u. a. Breuer, 1989; Danner, 1989; in Bezügen zur Psychologie einführend Schönplig, 2000; mit Bezug auf Textanalysen in der Sozialwissenschaft und Psychologie, Denzin & Lincoln, 200; Flick et al., 1991, 2000; Mayring, 1997; Merten, 1983). Nur am Beispiel der phänomenologischen Orientierung werden solche Unterschiede durch einige Hinweise erläutert.

Phänomenologische Orientierung

Die *eidetische Reduktion* im Sinne Husserls ist durchaus als Arbeitsmethode, als systematisches und kontrolliertes Denken gemeint, welches sich nach allgemeinen Regeln richtet (Danner, 1998; Seiffert, 1973):

- Alles Subjektive ist auszuschalten. Es soll eine rein objektivistische, dem Phänomen zugewandte Haltung eingenommen werden. Der Phänomenologe in diesem Sinn sei der wahre Positivist, sagt Husserl, da nur das Vorliegende (positum) gelten soll.

- Alles tradierte Wissen, alle Vorurteile, Hypothesen und Lehrmeinungen müssen ausgeschaltet werden, damit das Gegebene allein wirken kann.
- Alles Zufällige, Unwichtige wird ausgeklammert und das Wesen geistig geschaut und beschrieben.
- Vom unmittelbar und intuitiv Erfahrenen ausgehend wird das betreffende Phänomen in seinen möglichen Formen variiert, um den invarianten Kern, eben das Wesen, zu erfassen.

Diese Hauptregeln der Reduktion bezwecken ein Öffnen bzw. Offenhalten unseres Denkens für das direkte geistige Erfassen bestimmter Sachverhalte – mit anderen Worten: die Förderung und Übung des intuitiven und doch systematischen Denkens, ohne in Subjektivismen oder individuell-psychologische Auffassungen zu geraten: “Zu den Sachen selbst”. Die gerade von psychologischer Seite möglichen und naheliegenden Einwände gegen die wohl unvermeidlichen Voreingenommenheiten und Grenzen solcher Wesensschau hat Husserl wiederholt zurückgewiesen. Husserls Verdikt hat die Kontroverse über die fragwürdigen Ansprüche beider Seiten und über die Denkstile dieser Disziplinen jedoch nicht beendet (siehe Jahnke et al., 1999; Schmidt, 1995).

Graumann und Metraux (1977) betonten die vielfältigen Missverständnisse in dieser Hinsicht und sprachen vorsichtig nur von einer *phänomenologischen Orientierung* in der Psychologie (siehe auch Herzog & Graumann, 1991; Schmitz, 1991, 1994). Es handelt sich nicht um ein spezielles Untersuchungsgebiet, sondern um eine besondere Denkweise und einen besonderen Forschungsstil:

- *heuristisch*, d. h. beziehungsstiftend und anregend, weil Alternativen zu anderen Forschungsweisen vorgeschlagen werden;
- *deskriptiv wichtig*, weil wesentliche Kategorien und Beschreibungsweisen verwendet werden, die vor einer einseitigen, reduktionistischen Psychologie bewahren können.

Graumann und Metraux (1977) rechtfertigten diese phänomenologische Orientierung, indem sie die Unabweisbarkeit bestimmter Fragestellungen in der Psychologie betonten: im Hinblick auf das *Subjekt*, die *Intentionalität* (selektive Abhängigkeit unserer Wahrnehmung und Erfahrung von subjektivem Sinnverständnis und Sinnstreben, den Interessen und Absichten) und die *Wechselbeziehungen zwischen Subjekt und Umwelt in konkreter Lebenssituation*.

Als phänomenologisch orientierte Anthropologen und Psychologen sind vor allem Scheler, Lersch, Linschoten und Merlau-Ponty zu nennen. Das Lehrbuch von Lersch (1938) “Aufbau der Person”, erreichte eine der höchsten Auflagenzahlen in der deutschen Psychologie. Für diese Autoren war eine neue psychologische Anthropologie und Wesensbestimmung des Menschen vorrangig. Die

psychischen Prozesse und Strukturen, die “Lebenswelt” des Einzelnen, die Wahrnehmung, Befindlichkeit und Leiblichkeit, die Persönlichkeit und ihre einzelnen Funktionen sollen in der Einheit des Lebenszusammenhanges begriffen werden. Außer dem psychologischen Werk von Lersch sind die sehr differenzierten Analysen von Befindlichkeiten und Befindlichkeitsstörungen des phänomenologisch orientierten Philosophen Schmitz (1992) hervorzuheben.

Eine nicht vorgeformte Auffassung von Sachverhalten zu erhalten, ist – genau betrachtet – eine psychologische Unmöglichkeit. Falls die wissenschaftlich geleiteten Konzepte fehlen, werden sich die naiven und impliziten (konventionellen) Schemata einstellen. Psychologische Argumente dieser Art wurden von Husserl nicht akzeptiert. Er hatte sich energisch gegen die Versuche gewehrt, die empirischen Analysen wie in der Denkpsychologie auch auf die Logik und die Denkgesetze anzuwenden. Diesen “Psychologismus” wies er zurück (siehe auch Bernet, Kern & Marbach, 1996; Husserl, 1986; Münch, 1998; Schmidt, 1995; Ziche, 1998). Aus Husserls langjähriger Funktion als Direktor des Psychologischen Laboratoriums an der Freiburger Universität sind keine schriftlichen Quellen bekannt, welche für diese späterliegende Phase in Husserls Leben einen konkreten Zusammenhang seiner Grundposition und der damals von Cohn in Freiburg gelehrt empirischen Psychologie belegen könnten (siehe Fahrenberg & Stegie, 1998). Husserl hat allerdings nach seiner Emeritierung, im Sommersemester 1928, über “phänomenologische Psychologie” gelesen und “phänomenologisch-psychologische Übungen” veranstaltet. Auch von Heidegger ist kein direkter fachlicher Einfluss auf die Freiburger Psychologie jener Zeit belegt. Heidegger war als Nachfolger Husserls Mitdirektor des Labors neben Cohn (den Heidegger 1933 in seiner Rolle als Rektor entließ).

Wissenschaftstheoretische Grundsätze

Aus den genannten Positionen wurden Strategien und Regeln des methodischen Vorgehens entwickelt, z. B. in der Psychoanalyse, in der strukturalistischen Textinterpretation und in den Richtungen der Inhaltsanalyse. In den Kapiteln dieses Buchs wurden einige der für die Psychologie interessanten Ansätze geschildert. Diese Arbeitsprogramme schreiben das als adäquat behauptete Verfahren vor und enthalten eine praktisch mehr oder minder entwickelte Interpretationslehre.

Gemeinsamkeiten dieser Ansätze sind nur in sehr allgemeiner Form zu bestimmen: *die Interpretation sinnvoller Kommunikationen in einer geistigen und sozialen Welt*. Dies verweist wieder auf den Ursprung der Hermeneutik. Heute wird oft die moderne Bezeichnung “interpretatives Paradigma” für diesen Sachverhalt verwendet.

Nomothetik und Idiographik, Erklären und Verstehen

Das Prinzip der Idiographik geht auf den Philosophen Windelband (1894) zurück. Er entwickelte die Auffassung: Naturwissenschaften arbeiten *nomothetisch* "allgemeine Gesetze aufstellend", die Geisteswissenschaften dagegen *idiographisch* "das Einzelne beschreibend". In den nomothetischen Naturwissenschaften wird der beobachtete Einzelfall als Sonderfall allgemeiner Gesetze erklärt, während es in den Geisteswissenschaften gerade auf das Einzelne, auf das Verstehen des Sinnzusammenhangs (Hermeneutik) ankommt. Der Gegensatz Idiographik – Nomothetik ist wissenschaftsmethodisch aufschlussreich und wissenschaftshistorisch zum Verständnis verschiedener Richtungen der Psychologie wichtig.

Windelband scheint den Unterschied von Idiographik und Nomothetik nicht so scharf gemeint zu haben wie es später vielfach referiert wurde. Die Abgrenzung zweier Bereiche von Wissenschaften hat Münsterberg (1898, zit. n. Häcker, 1996) entschiedener formuliert.

Die Abgrenzung zweier Arten von Wissenschaft, ähnlich zu Windelbands Sichtweise, wurde auch von Dilthey (1894) akzentuiert, indem er postulierte: "Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir." (S. 1314). Auch diese Unterscheidung erscheint aus heutiger Sicht überspitzt oder sogar als eine falsche Alternative (siehe Riedels (1981) Vorwort zur Neuauflage von Diltheys Schrift). In der sich bis heute fortsetzenden Diskussion zeigte sich, dass nicht nur die Sinndeutung des Einzigartigen gemeint sein kann. Auch im Singulären sollen Gesetze der Entwicklung, Regelmäßigkeiten und Typisches erfasst werden. Schon Historiker wie Droysen und Soziologen wie Weber hatten betont, dass es ja in der Geschichtswissenschaft bzw. Soziologie nicht nur auf das Einmalige, sondern auf das Typische ankommt.

Zum Verhältnis des Ganzen zum Einzelnen führte Dilthey aus: "...wir gehen im Verstehen vom Zusammenhang des Ganzen, der uns lebendig gegeben ist, aus, um aus diesem das Einzelne uns faßbar zu machen. Eben dass wir im Bewusstsein von dem Zusammenhang des Ganzen leben, macht es uns möglich, einen Satz, eine einzelne Gebärde oder eine einzelne Handlung zu verstehen. Alles psychologische Denken behält diesen Grundzug, dass Auffassen des Ganzen die Interpretation des Einzelnen ermöglicht und bestimmt." (1894, S. 1342).

Aber auch die naturwissenschaftliche, empirisch-analytische Methodik kann im induktiven-hypothetisch-deduktiven Fortschreiten zirkelhaft bzw. spiralenhaft und rückbezüglich-reflexiv ablaufen, stellt also jeweils einen Zusammenhang von neuer Aussage und vorherigem Erkenntnisstand her.

Unbeeinflusst von diesen Argumenten gibt es eine *radikale Idiographik*, die nur in der Subjektivität einen problemangemessenen Zugang erkennen will. Letzten Endes bleibt dann nur der privilegierte Zugang zur eigenen Bewusstseinswelt (zur weiteren Diskussion siehe u. a. Bergold & Flick, 1987; Danner, 1998; Grondin, 2001a).

Thomae (1968, 1987b) setzte sich ausführlich mit den Prinzipien Nomothetik und Idiographik auseinander und nahm eine mittlere Position ein: Biographische Persönlichkeitspsychologie ist nicht Idiographik, denn es werden typisierende oder in bestimmter Hinsicht auch generalisierende Aussagen angestrebt. Insofern muss eine Synthese idiographischer und nomothetischer Forschung erreicht werden (zur neueren Diskussion über Idiographik, Individualität und Typologie, siehe u. a. Häcker, 1996; Jüttemann, 1987).

Grundsätzlich bestehen bleibt jedoch der Unterschied zwischen dem erklärenden, nomologischen Begründungszusammenhang und dem *Sinnzusammenhang*. *Sinndeutung* heißt, den Einzelfall in einen allgemeinen geistigen Zusammenhang zu stellen, also Wert- und Zweck-Vorstellungen, Tradition und bewusste Intention, Subjektivität und soziales Handeln einzubeziehen. Gerade von Psychologen ist leicht zu belegen, dass eine Reduktion auf die Verhaltensanalysen und auf die Suche nach allgemeinen Naturgesetzen des menschlichen Verhaltens nicht ausreichend wäre.

“Als reiner Gegenstand der Naturwissenschaft ist der Mensch lediglich Exemplar, Anwendungsfall allgemeiner Gesetze; aber wo der Mensch zur Kultur in Beziehung tritt, wirkt und leidet er als Individualität.” (Stern, 1911, S. 319).

12.4 Zur allgemeinen Interpretationslehre

12.4.1 Arbeitsprogramme und Paradigmen

Die Theorie und Praxis der psychologischen Interpretation haben sich in typischen Anwendungsbereichen entwickelt. Diese können als Paradigmen, d. h. als Anwendungsformen mit exemplarischer Bedeutung und Vorbildfunktion für die wissenschaftliche Arbeit angesehen werden. Eine Akzentverschiebung zur älteren Tradition ist zu erkennen, wenn für die Auslegung von Texten und die Deutung von Inhalten auch der Kontext der Kommunikation und die soziale Interaktion wesentlich sind.

Auslegung und Deutung als Paradigma

Der geisteswissenschaftlich-verstehenden Auslegung von Texten entsprechen viele Methoden der Psychologie, die als *Methoden der Deutung* oder *Deuteverfahren* zusammengefasst werden:

- Deutung von Mimik (Ausdruck) und Physiognomik (Lavater, Piderit, Klages);
- Deutung von Traumerinnerungen und spontanen Einfällen (Freud, Jung u. a.);
- Deutung der Handschrift (Klages, Heiß u. a.);

- Deutung von Klecksbildern (Rorschachs Formdeutversuch) oder von Bildern mit psychologisch bedeutsamen Themen (Murrays Thematischer Apperzeptions Test TAT).

Mit diesen Deute-Verfahren sollten Persönlichkeitsmerkmale, Themen, Konflikte und Emotionen erfasst werden. Die Ergebnisse können durchaus empirisch durch Vergleich (1) zwischen unabhängigen Interpreteten und (2) zwischen Deutungen und unabhängigen Kriterien evaluiert werden. Mit solchen Validierungen und Bewährungskontrollen haben sich in der Vergangenheit viele Untersucher beschäftigt.

Die Deutungen wurden an Ausdruckserscheinungen oder an einem bestimmten Testmaterial vorgenommen. Die Aspekte der Kommunikation und sozialen Interaktion waren aber in der Regel noch keine wesentlichen Bestandteile dieses Prozesses, obwohl die Verschränkung von Ausdruck und Eindruck oder die kommunikative Funktion des Ausdrucks und der Schrift zweifellos gesehen wurden.

Interpretatives Paradigma in Psychologie und Sozialwissenschaften

Das sog. interpretative Paradigma der Sozialwissenschaften (Wilson, 1970) unterscheidet sich von der traditionellen Kunst der Auslegung und Deutung. Über die Lebenswelt der einzelnen Personen hinausreichend werden die Prozesse der Kommunikation, der symbolischen Interaktion und der Handlung zu zentralen Themen dieser breiten, aber sehr heterogenen Strömung (siehe u. a. Bergold & Flick, 1987; Breuer, 1996a; Brüsemeister, 2000; Denzin & Lincoln, 2000; Flick, 1996; Flick et al., 1991, 2000; Kelle, 1997; Lamnek, 1993; Mayring, 1996, 1997; Mead, 1980; Schütz, 1974; Witzel, 1982).

Die Perspektive des Individuums ist wesentlich durch die Perspektive der anderen bestimmt. Das Handeln wird durch subjektive Bedeutungs- und Sinnzusammenhänge gesteuert, dies schließt auch die Situationsinterpretationen im alltäglichen Lebenszusammenhang ein. Durch Verwendung des Begriffs *Handlung* im Sinne eines intentionalen (absichtlichen, bewussten) Tuns, wird hier stillschweigend ausgeklammert, dass es auch ein unbemerkt-unbewusstes *Verhalten* und eine natürliche, gelernte oder reflexhafte *Lebenstätigkeit* des Menschen gibt.

Das interpretative Paradigma der Sozialwissenschaften wird von anderen Auffassungen abgehoben. So unterschied Schneider (1989, S. 88) drei Paradigmen hinsichtlich der jeweiligen Sinn- und Bedeutungskonzepte:

- das den Naturwissenschaften entlehnte Paradigma mit dem Behaviorismus und der quantitativen Sozialforschung, die beide kontextfrei konzeptualisiert wären;
- das Paradigma der idealistisch-verstehenden Geisteswissenschaft (verstehende und phänomenologische Sozialwissenschaft, interaktionistische Theorien:

qualitative interpretativ-verstehende Sozialforschung), deren Sinnverständnis zwar kontextabhängig konzipiert, aber stets als subjektiver Sinn, vom “Meinen” des Handelnden festgelegt wäre;

- das strukturelle Paradigma, das sich in der qualitativen, strukturrekonstruktiv verfahrenen Sozialforschung auf so unterschiedliche Ansätze wie die von Marx, Durckheim, Mead, Freud, Piaget und Levi-Strauss berufen könnte. Der Sinnbegriff sei hier ebenfalls kontextabhängig, jedoch unabhängig vom subjektiven Bewusstsein auf ein Verweisungsgefüge objektiv vorhandener sinnhafter Relationen zwischen Sinnelementen bezogen.

Wie sollen aber Handlungen verstanden werden, deren Sinn nicht offenkundig ist bzw. auch vom Handelnden nicht mehr begründet werden kann? Habermas (1971) sah die Grenzen der traditionellen Hermeneutik und forderte eine dem hermeneutischen Verfahren vorgelagerte Theorie der kommunikativen Kompetenz. Hier deuten sich Bezüge zur psychoanalytischen Theorie an. Schneider (1989) bezog sich u. a. auf Habermas Modell des dialogischen Verfahrens und auf die Skizze einer objektiven Hermeneutik durch Oevermann (siehe Kapitel 8). Schneider wies auch auf die Schwierigkeiten hin, die Geltung einer Sinnkonstruktion intersubjektiv mit dem Befragten abzusichern. “Eine derartige Rekonstruktion des (subjektiv gemeinten) Sinns macht sich vom jeweiligen Grad der Selbstdeutungen eines Subjektes abhängig und setzt damit immer schon ein rational argumentierendes Subjekt voraus.” (Schneider, 1989, Anmerkung S. 89).

In dieser abstrakten Auseinandersetzung besteht die Gefahr, dass Zerrbilder der Verhältnisse entstehen. Skinners (1974) Lerntheorie ist durch das Prinzip der kontingenten Verstärkung und durch das Prinzip der Verhaltenskontrolle (durch das Verhalten der anderen Menschen) im höchsten Maße kontextbezogen. Pointiert kann hier fast von einer empirischen Ausformung der berühmten These von Marx über die wechselseitige Abhängigkeit und Formung von Erziehern und Erzogenen gesprochen werden (zit. nach Hiebsch, 1972, S. 12).

Die völlige Subjektivierung des “Sinns” kann weder für die Deute-Verfahren der Psychologie noch für die verstehende Psychologie und Psychopathologie (Spranger, Jaspers, Gruhle u. a.) behauptet werden. Als diagnostische Methoden und als Beschreibungen von Personen und Patienten in einer realen Welt müssen sie auch eine Realitätsprüfung jenseits des subjektiven Meinens enthalten.

Die beschriebenen Zuspitzungen schaffen Missverständnisse oder unnötige Kontroversen. Es handelt sich um Akzentuierungen – und zum Teil auch um Methodenprobleme – und nicht um fundamentale Gegensätze.

Die Interpretation als hauptsächlicher Methodentypus kennzeichnet zweifellos weite Bereiche der Psychologie und der Sozialwissenschaften, doch sind diese Verfahren in keinem dieser Bereiche wirklich neu. Fortschritte gibt es also nicht

durch einen unterstellten “Paradigmenwechsel”, sondern durch eine systematische Interpretationslehre mit kritisch überlegten und gründlicheren Analysen.

12.4.2 Grundbegriffe

In den folgenden Abschnitten werden wichtige Grundbegriffe und Kontroversen erläutert, z. T. aber nur kurz und stichwortartig eingeführt. Diese Hinweise und Querverweise sind für eine vertiefende Diskussion der allgemeinen Interpretationslehre wichtig.

Semiotik, Linguistik, Psycholinguistik

Semiotik (griech. *sema* Zeichen) ist die allgemeine Theorie der Zeichen in allen ihren Formen, in sprachlichen (linguistischen) und nicht-sprachlichen (sozial-kommunikativen u. a.) Manifestationen. In der Semiotik wird zwischen einem syntaktischen, einem semantischen und einem pragmatischen Aspekt unterschieden. Die *Syntaktik* befasst sich mit den Zeichen als solchen, d. h. mit den Regeln der Darstellung und Verknüpfung der Zeichen, unabhängig von ihren Bedeutungen. Die *Semantik* ist die Lehre von den Beziehungen zwischen Zeichen und Bezeichnetem, d. h. den Bedeutungen, dem Bezug auf ideelle und materielle Objekte. Die *Pragmatik* handelt von den Beziehungen zwischen den Zeichen und ihren Benutzern, also den Bedeutungen in einem – weit verstandenen – Kommunikationsprozess.

Bedeutungen

Hier sind zunächst drei Aspekte zu unterscheiden: das Zeichen, der Interpret und die Bedeutung des Zeichens. In der Semiotik wurden unterschiedliche und bis heute kontroverse Auffassungen über die Beziehungen zwischen einem Zeichen und dem Bezeichneten entwickelt. Repräsentiert das Zeichen oder vertritt das Zeichen das Bezeichnete? Diese Relation ist nicht eindeutig. Wenn ein *materieller Zeichenträger* einem *ideellen oder materiellen Objekt* zugeordnet wird sind drei Funktionen zu unterscheiden: Interpret – Objekt, Interpret – Zeichenträger und Zeichenträger – Objekt sowie darüber hinaus ein unabhängiger Interpret dieser Beziehungen (weitere Erläuterungen zu dieser von Peirce eingeführten Aufgliederung der Zeichenbeziehungen sowie zur Definitionslehre und Explikation siehe u. a. Breuer, 1989; Hoche, 1990; Merten, 1983; Westermann, 2000).

Das Begriffspaar denotativ – konnotativ

Zeichen (Wörter) haben Bedeutungen. Diese Bedeutungen sind nicht grundsätzlich “richtig” oder “falsch”, sondern sind selektiv in einem Zusammenhang zutreffend oder nicht zutreffend. Zeichen sind folglich prinzipiell mehrdeutig. Wenn sich das Zeichen auf ein (nicht-sprachliches) externes Objekt oder Ereignis bezieht, hat es eine Denotation. Eine eindeutige, *denotative* Bedeutung ist nur

dann vorhanden, wenn eine genaue Erläuterung (Explikation) mit Aufzählung der notwendigen und hinreichenden Attribute möglich ist. Von dieser *denotativen* Bedeutung sind die *konnotativen* Bedeutungen zu unterscheiden. Diese ergeben sich aktuell aus dem Kontext. Bedeutung muss nicht immer Erzählung eines Inhaltes sein. Sie kann auch in Hinweisen auf formale (funktionale) Zusammenhänge bestehen, z. B. bei mathematischen Zeichen und technischen Darstellungen.

Für Sprachverständige (den “Durchschnittsrezipienten”) haben zwar viele Wörter eine festgelegte Hauptbedeutung und einige Nebenbedeutungen, doch ist der situative und soziale Kontext für das Verständnis in der Regel unverzichtbar. Oft reicht sogar der Kontext des Textes nicht aus, sondern erst der weitere Kontext legt die Bedeutung hinreichend fest (der intra-textuelle Kontext und der extra-textuelle Kontext mit den Teilaspekten des kommunikativen und des nicht-kommunikativen Kontexts, Merten, 1983). Bekannte Beispiele sind “ich” oder “danke!”, die je nach Kontext eine gegensätzliche Bedeutung haben können.

Rommetveit (1968) hat mehr aus psychologischer als aus linguistischer Sicht ein hilfreiches, später in der Kommunikationsforschung, Psycholinguistik und computer-unterstützten Textanalyse vielfach ausgestaltetes Prozessmodell der Entfaltung von Wortbedeutungen formuliert. Vereinfacht lautet es: Nach der Auffassung des Stimuluswortes erfolgt zunächst die Zuordnung eines Denotatums (ein Akt der Referenz wie die Vorstellung eines Objektes, Bezug auf eine Eigenschaft oder ein Ereignis), danach beginnt eine Kette von Assoziationen und es treten Konnotationen, u. a. Bewertungen und emotionale Bedeutungskomponenten auf. Durch die Assoziationen und Konnotationen wird die anfängliche Denotation modifiziert, was diesen Prozess weitertreibt. Die Reichhaltigkeit der Bedeutung eines Wortes hängt also von dem Umfang und der Dauer dieser Entfaltung ab. Deswegen ist es unzutreffend einem Zeichen bzw. Wort durch Angabe seiner semantischen Komponenten eine feste Bedeutung zuschreiben zu wollen.

Die deutsche Sprache hat viele Homonyme und Synonyme. Ein Homonym bezeichnet Verschiedenes (Beispiele “Wurzel”, “Heide”) und verschiedene Wörter können als Synonyme ein Objekt bezeichnen (Beispiele Auto und PKW, Mensch und homo sapiens sapiens, Menschlichkeit und Humanität). So steht “Wurzel” aus der Sicht des Mathematikers, aus der Sicht des Gärtners, aus der Sicht des Zahnarztes für verschiedene Sachverhalte; hinzu kommen die übertragenen Bedeutungen, wie “in die Tiefe reichend”, “Wurzel ziehen”, “an der Wurzel ausreißen”.

Da es eine Vielzahl von Kontexten gibt, ist die Festlegung einer Zeichenbedeutung in der Kommunikation bzw. im Verständnis immer ein selektiver und ein inferentieller Prozess. Es bestehen konventionelle und individuelle, häufige und seltene, persönlich wichtige und unwichtige Kontexte. Dementsprechend wird es

auch ein Spektrum von konventionellen und häufigen bis zu seltenen, persönlich signifikanten, oder sogar singulären, für andere Personen nicht vollständig nachvollziehbaren Bedeutungen geben. An dieser Stelle ist an komplexe Bilder und Traumbilder sowie an den Begriff des Symbols zu erinnern.

Die Bedeutung eines Satzes wird nicht nur aus der Serie der bedeutungstragenden Wörter, sondern durch die grammatikalischen Regeln bestimmt. Zur Entscheidung, was mit einem bestimmten Satz gemeint ist, werden aber vor allem der sprachliche Kontext des Satzes und pragmatische Informationen durch den außersprachlichen Kontext der Kommunikation (situative Bedingungen, Empfänger) benötigt.

Intension und Extension, Bedeutung und Sinn

Intension meint die Merkmale (Attribute), die ein Objekt haben muss, um diesem Begriff zugeordnet werden zu können. *Extension* meint den Umfang, d. h. den Anwendungsbereich bzw. die Menge der Objekte, auf die der Begriff zutrifft (auch Denotation eines Begriffs). Der Morgenstern und der Abendstern haben eine unterschiedliche Intension (Sinn) und voneinander abweichende Konnotationen, aber dieselbe Extension (Bedeutung), denn es handelt sich immer um den Planeten Venus. Dieser Sachverhalt konnte allerdings erst durch astronomische Messungen aufgeklärt werden (unbeschadet der fortbestehenden Konnotation von Morgen- und Abendstern). Das Wort "ich" hat in jedem Satz die gleiche Bedeutung (was gemeint ist), je nach Sprecher (Kontext) jedoch einen anderen Sinn (wer gemeint ist).

Definition und Explikation

Für einen *Begriff* liegt eine feste Zuordnung eines Zeichens (Wort, Symbol) zu einem Bezeichneten (Designatum) vor. Dieses Bezeichnete ist ein sprachlicher Ausdruck (Term), dessen Bedeutung durch Definition und Explikation geklärt wird. Während es alltagssprachlichen Begriffen an expliziter und präziser Bedeutungsfestlegung mangelt, sollen wissenschaftliche Begriffe möglichst genau sein.

Definition ist die begriffliche Operation, welche ein bisher undefiniertes, neues Zeichen (Wort, Symbol), das sog. Definiendum, einem bekannten sprachlichen Ausdruck, dem Definiens, logisch gleichsetzt. Das neue Zeichen sollte kürzer bzw. sprachlich ökonomischer sein. Explizite Definitionen sind vor allem für intentionale Aspekte eines Begriffs, aber auch für den extensionalen Aspekt notwendig.

Zu den *Kontextdefinitionen* gehören: Gebrauchsdefinitionen (implizite Definitionen durch komplexere Sprachausdrücke, in denen das neue Zeichen enthalten ist; Nominal-, Wort-, Namens-Erklärungen, Aufzählungen); Real-Definitionen durch hinweisende Definition "dieses hier" oder durch Angabe des Oberbegriffs

(genus proximum) und der speziellen Merkmale (differentiae specificaе); Wesensdefinitionen; genetische Definitionen durch Darlegung des Entwicklungsprozesses.

Operationale Definitionen erfolgen durch die empirische Forschungsoperation, d. h. in beobachtungssprachlich gehaltenen Ausdrücken bzw. durch Angabe der Methode, welche die Anwesenheit oder Abwesenheit eines Merkmals feststellen lässt.

Die *theoretischen Begriffe (Konstrukte) in der Psychologie*, z. B. "Intelligenz", "Angst" oder "Lernen", sind komplexe Annahmengenüge (als gegenwärtiger Stand eines kontinuierlichen Problemlösungs- und Erkenntnisprozesses). Diese Konstrukte können nicht ausreichend definiert, sondern nur teilweise empirisch interpretiert werden. Die theoretischen Konstrukte behalten folglich einen Bedeutungsüberschuss, der heuristisch-kreativen Nutzen oder auch Konfusion mit sich bringen kann. Streng genommen gibt es keine Möglichkeit, einen theoretischen Begriff mit Beobachtungsprädikaten vollständig zu definieren. Ohne Korrespondenz von theoretischen Begriffen und Beobachtungssprache, d. h. ohne Operationalisierungen, ist jedoch keine empirische Wissenschaft möglich.

Explikation heißt, einen vieldeutigen, ungenauen Begriff (Explikandum) in einen eindeutigen, präzisen Begriff (Explikat) zu überführen. Kriterien sind weitgehende Ähnlichkeit, Exaktheit, Fruchtbarkeit und Einfachheit.

Das Begriffspaar quantitativ – qualitativ

Aus Sicht der allgemeinen Methodenlehre ist zwischen verschiedenen Skalenniveaus mit den zugehörigen Operationen zu unterscheiden. Für psychologische Daten sind die folgenden drei Skalen wichtig:

- **Klassifizierung (Nominalskala)**
Die elementare Klassifizierung in zwei oder mehr Klassen, die einander ausschließen (Merkmal A ist vorhanden oder nicht vorhanden; Merkmal A oder B oder C ist vorhanden bzw. in einer zählbaren Häufigkeit vorhanden).
- **Vergleichsurteile in einer Rangordnung (Ordinalskala)**
Merkmal A ist im Text (bei Person) 1 stärker ausgeprägt als im Text (bei Person) 2, so dass eine Größer-Kleiner-Relation (die Rangordnung $1 > 2$) ausgedrückt werden kann.
- **Vergleichsurteile mit festen Einheiten (Intervallskala)**
Merkmal A ist im Text (bei Person) 1 um eine oder mehrere Einheiten größer ausgeprägt als im Text (bei Person) 2.
Wenn die interessierenden Merkmale tatsächlich nur in dichotomer oder polytomer Weise vorkommen, ist nur eine Klassifizierung möglich. Diese

klassifikatorischen Urteile werden von einigen Autoren als “qualitativ” angesehen im Unterschied zu den quantitativen Vergleichsurteilen, die sich auf Größer-Kleiner-Relationen oder Einheiten beziehen.

Sobald jedoch ein Merkmalskontinuum postuliert werden kann, sind grundsätzlich auch Skalierungen (Quantifizierungen) möglich. So gelangte Graumann (1960) nach ausführlicher Diskussion der idiographischen und nomothetischen Sichtweise zur Verneinung der Frage, “ob es im engeren Bereich der Charakter-Eigenschaften prinzipiell nicht-skalierbare gibt” (S. 116). Kerlinger (1986) betonte, dass alles Material bestimmte Attribute aufweist, die potentiell quantifizierbar sind, wenn auch mehr oder minder leicht. Auch Sonette von Shakespeare oder Quartette von Beethoven können z. B. in eine Rangordnung des subjektiven Gefallens gebracht werden. Allerdings handelt es sich hierbei um die Beurteilungen (Präferenzen) aus Sicht der Rezipienten.

Stegmüller (1973) hat dargelegt, dass sich das Begriffspaar quantitativ – qualitativ nicht auf die Realität, sondern auf einen Unterschied in der Sprache bezieht. Andererseits ist offensichtlich, dass zahlreiche biologische Merkmale nur in dichotomer oder polytomer Ausprägung ohne ein Kontinuum auftreten. Dagegen lässt sich weiter fragen, ob nicht für *alle theoretischen Konstrukte von Persönlichkeitseigenschaften* ein Kontinuum unterschiedlicher Merkmalsausprägungen postuliert werden kann. Welches könnten die Ausnahmen sein? Verlangt nicht jede Empirie vergleichende (relationale) Urteile und setzen diese nicht ein numerisches Relativ oder zumindest Größer-Kleiner Urteile voraus?

Nach Mayrings (1997) Ansicht verwendet qualitative Auswertung keine Zahlbegriffe und ordnet das Material nur klassifizierend in Nominalskalen ein. Quantitative Auswertung will mit einzelnen exakt gemessenen Variablen an repräsentativen Stichproben wissenschaftliche Aussagen treffen, qualitative Auswertung will verstehen, sich interpretierend auf die Komplexität des einzelnen Falls einlassen.

Kritisch ist jedoch zu sagen, dass in diesem Zusammenhang weder der Begriff der *exakten* Messung noch die *repräsentative* Stichprobe relevant sind. Dagegen wird die Kernfrage übergangen, ob und wie ein Schritt vom Singulären zu irgendwelchen allgemeineren Schlussfolgerungen geleistet werden kann. Schon Holsti (1969) hatte vor solchen missverständlichen Dichotomisierungen quantitativ – qualitativ gewarnt.

Die Kontroverse hinsichtlich quantitativer oder qualitativer Auswertung hat vielleicht etwas mit der Vorstellung von Zahlen zu tun. Wer die Mehrdeutigkeit eines Textes erkennt, dem wird dafür eine als eindeutig angesehen Zahl völlig ungeeignet erscheinen. Hier kann das Verständnis helfen, dass ein empirisches Kontinuum von Merkmalsausprägungen behauptet wird und deswegen auch

Operationen auf *Ordinalskalen* (größer – kleiner Relation) möglich sind. Dagegen wäre es für die Mehrzahl inhaltsanalytischer Merkmale sehr zweifelhaft, *Intervallskalen* zu unterstellen.

Die Gegenüberstellung von *quantitativer Inhaltsanalyse* und *qualitativer Inhaltsanalyse* ist aus mehreren Gründen missverständlich und unzureichend. In vielen neueren Publikationen wurde inzwischen wieder die wechselseitige Ergänzung bzw. die notwendige Methodenkombination und Überwindung dieser häufig zu oberflächlich verwendeten Begriffe betont (z. B. Kelle & Erzberger, 1999, 2000; Hoffmeyer-Zlotnik, 1992; Tashakkori & Teddlie, 1998; Schwandt, 2000; siehe auch Bortz & Döring, 2002; Kerlinger & Lee, 2000). Aus dem Begriffspaar quantitativ – qualitativ zwei grundverschiedene Paradigmen ableiten zu wollen, ist unergiebig. Zwei andere Entscheidungen sind vorrangig.

Sollen die einzelnen Interpretationen zu *Typisierungen* und *Generalisierungen* führen oder erschöpft sich die Arbeit in einer Kasuistik und singulären Darstellung ohne jede darüber hinausgehende Absichten? Eine Zusammenfassung von Einzelbefunden verlangt offensichtlich, Häufigkeiten zu erfassen, Vergleichsurteile zu treffen. Die Beschränkung auf Nominal- und Ordinalskalen würde solche verallgemeinernden Schlussfolgerungen sehr erschweren.

Soll nur der *manifeste Text* in seinen relativ allgemeinverständlichen denotativen Bedeutungen ausgewertet werden oder sollen auch die *konnotativen Bedeutungen* und *latenten Beziehungen* interpretiert werden? Die *Tiefe* der Interpretation ist offensichtlich nicht als Dichotomie (quantitativ versus qualitativ), sondern als Kontinuum von Möglichkeiten aufgrund einer Selektion von Kontexten zu beschreiben. Wie konvergent und intersubjektiv überzeugend kann dieser Spielraum genutzt werden und wie divergent, singulär und spekulativ sind die Ergebnisse? Quantitativ darf nicht mit denotativ und manifest gleichgesetzt werden, qualitativ nicht mit konnotativ und latent.

Diese Kontroverse, ob für Psychologie und Sozialwissenschaften qualitative Auswertungen “besser” geeignet sind als quantitative Ansätze, wurde hier referiert, weil sie sich bis heute durch viele Veröffentlichungen hindurchzieht und fast zur Floskel geworden ist. Die Bezeichnung “qualitativ” und die damit verbundene Kontroverse sind unproduktiv und hinderlich.

Die viel wichtigere Frage der noch erreichbaren Konvergenz und der nicht mehr vertretbaren Divergenz von Verständnissen auf Berelsons “Kontinuum” ist dagegen in der “qualitativen” Richtung empirisch nahezu unbearbeitet geblieben. Die Rechtfertigung durch kritische Prüfung der empirischen Ansätze und geeignete Methodenstudien befindet sich vielfach noch in den Anfängen (siehe Kapitel 8 und 9).

Das Begriffspaar manifest – latent

Berelson (1952, S. 20) hatte von einem Kontinuum gesprochen: an einem Ende steht z. B. die Zeitungsmeldung von einem Eisenbahnunglück, wobei jeder Leser dieses Ereignis verstehen wird, und am anderen Ende ein modernes Gedicht, von dem wahrscheinlich keine zwei Leser “get identical meaning”. Die Inhaltsanalyse ist für die manifesten Inhalte an jenem Ende anwendbar, wo das Verstehen einfach und direkt ist. “Presumably, there is a point on the continuum beyond which the ‘latency’ of the content (i. e. the diversity of understanding in the relevant audience) is too great for reliable analysis” (1952, S. 20).

Berelson hätte auch die Traum-Interpretation oder die projektiven Tests zur Illustration des Bereichs, wo die Divergenz sehr groß wird, heranziehen können. Das Extrem ist vielleicht in der psychoanalytischen Interpretation gegeben. Freud hat allerdings Strategien entwickelt, wie die im manifesten Traumtext verborgene, unbewusste Dynamik entschlüsselt werden könnte. Es gibt also Strategien zur Begrenzung der spekulativen Möglichkeiten. Aber nur ein Teil der Trauminterpreten entscheidet sich für dieses psychoanalytische Verfahren, während sich andere um eine psychologische Auslegung des manifesten Traumberichts bemühen.

Die Möglichkeit latenter Bedeutungen wurde auch von Berelson nicht bestritten. Es geht vielmehr um die Frage der *Interpretationstiefe*. Statt auf dem Nebenaspekt quantitativ – qualitativ zu beharren, wäre die Frage zu diskutieren: wo sind die Grenzen, jenseits derer die Divergenz der Verständnisse zu groß wird?

“Latente Sinnstruktur” ist ein unbestimmter und schwieriger Begriff der Inhaltsanalyse. Wenn diese latenten Bedeutungen nur durch das “Lesen zwischen den Zeilen” oder vom “Rand” des Kontexts erschlossen werden können, dann wird dies nicht in einer intersubjektiv konvergenten Weise, sondern wahrscheinlich in individuell geformten Interpretationen geschehen. Über deren Gültigkeit wird nicht leicht zu entscheiden sein.

Ritsert (1972) räumte die Schwierigkeiten einer näheren Bestimmung ein, was latente Sinnstrukturen sind. Sie gehören zum Text, stehen aber nur “zwischen den Zeilen”. Er diskutierte wichtige Aspekte wie Denotation und Konnotation, Sinngehalt und Bedeutung, ging jedoch auf Freuds Psychoanalyse nicht ein. Aus seiner Sicht entsprechen sich die Unterscheidungen manifest – latent und denotativ – konnotativ weitgehend. Er unterschied schließlich drei Aspekte latenter Sinnstrukturen:

Aspekte der Latenz:

Latenz: gesellschaftliche Konnotationen eines Textes;

Latenz: sich ohne bewusste Absicht des Verfassers im Text ausdrückende, gesellschaftliche Sinngehalte;

Latenz: als Bezeichnung für gesellschaftliche Sinngehalte, welche einem Text in der historischen Entwicklung und durch erweitertes Wissen zuwachsen.

(Ritsert, 1972, S. 44).

Ritsert reduzierte den Umfang latenter Aspekte auf “gesellschaftliche” Konnotationen, die an einem Text erschlossen werden können. Diese Bedeutungen sind vielleicht nicht unmittelbar präsent, aber es sind in einem weiteren Sinn bewusste oder vorbewusste Beziehungen im Unterschied zu den verdrängten, dynamisch-unbewussten Affekten und Triebansprüchen aus psychoanalytischer Sicht.

In seiner eigenen Forschung hat Ritsert die qualitative Inhaltsanalyse als “ein Untersuchungsinstrument zur Analyse des “gesellschaftlichen”, letztlich des ideologischen Gehalts von Texten” bezeichnet (1972, S. 9). Er hat dieses Verfahren zur Ideologiekritik an Trivialliteratur (am Beispiel der sog. Landserheftchen über die Taten der Deutschen Wehrmacht) empirisch eingesetzt. Ideologie wird häufig als “falsches Bewusstsein” übersetzt; Ideologiekritik ist demnach die Aufdeckung und Unterscheidung von “richtigem” und “falschem” Bewusstsein (siehe Lenk, 1972).

Latenz als Beziehung zwischen Text, Kontext und Benutzern

Latenz kann auf andere Weise definiert werden als im vorausgegangenen Abschnitt. “*Inhaltsanalyse ist eine Methode zur Erhebung sozialer Wirklichkeit, bei der von Merkmalen eines manifesten Textes auf Merkmale eines nicht manifesten Kontextes geschlossen wird.*” (Merten, 1983, S. 57, in Anlehnung an Krippendorff). Merten definierte weiterhin: “Manifest sollen dann alle *absoluten* Merkmale eines Textes sowie die zwischen diesen herstellbaren Relationen heißen. *Latent* sind dagegen die Relationen, die sich zwischen den absoluten oder relationalen Textmerkmalen und den Benutzern des Textes (Kommunikator, Codierer, Rezipient) ausmachen lassen.” (S. 56).

Mit absoluten Merkmalen sind Wörter, Sätze oder Bildelemente im Unterschied zu relationalen Merkmalen gemeint, d. h. Strukturen, Differenzen usw. Eine objektive Beschreibung der latenten Merkmale sei gerade wegen dieser Beziehungsvielfalt und Beliebigkeit der Rezipienten unmöglich.

Latenz als unbewusste Bedeutung

Im Abschnitt 8.3 wurden bereits die beiden hauptsächlichen Bedeutungen beschrieben: *latent im Sinne von momentan nicht bewusst* und *latent im Sinne von dynamisch-verdrängt-unbewusst*. Die psychoanalytische Interpretation verlangt eine spezielle interaktive *Deutearbeit*. Diese methodologische Sonder-

stellung der Psychoanalyse im Vergleich zur geistes- und sozialwissenschaftlichen Hermeneutik wird oft nicht gesehen.

Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz

Statt von verborgenen und latenten Bedeutungen zu sprechen, wurden hier die Begriffe *Interpretationstiefe* und *Interpretationsdivergenz* eingeführt (siehe Abschnitt 8.3). Es sind Konzepte, die den *Prozess der Interpretation operational genauer zu kennzeichnen* erlauben. Die wichtigsten Fragen lauteten: In welchem Bereich zunehmender Divergenz kann die Inhaltsanalyse noch aussichtsreich konvergent geleistet werden? Wo müssen wissenschaftliche Untersuchungen und wo müssen Anwendungen, die u. U. nachhaltige Konsequenzen für andere Personen haben, abgebrochen werden? An welchen Kriterien ist die Grenzüberschreitung abzulesen, dass die Deutung zu spekulativ, die Interpretation zur Dichtung wird? Dies muss heute – zumindest in den Anwendungsfeldern der empirischen Psychologie und Sozialwissenschaft – genauer gesagt werden können, d. h. in den Begriffen von Gütekriterien (Zuverlässigkeit und Validität in ihren verschiedenen Aspekten). Dazu gehört auch die kritische Evaluation der Ergebnisse (mit entsprechendem Appell an die fachliche Qualitätskontrolle).

12.4.3 Methodik und Gütekriterien

Die Methodik der Interpretation steht im Zusammenhang mit grundsätzlichen philosophischen und wissenschaftstheoretischen Überlegungen, die zu einer allgemeinen Interpretationslehre gehören. Die kritische Frage nach den Gütekriterien ist jedoch auf der Ebene der praktischen Methodenlehre unausweichlich, denn sie richtet sich ausnahmslos an jede wissenschaftliche Methode. Die Überlegungen zur Gültigkeit von Interpretationsergebnissen wurden von Bortz und Döring (2002) in zwei allgemeinen Fragen zusammengefasst: “Lässt sich die Gesamtinterpretation tatsächlich zwingend bzw. plausibel aus den Daten ableiten?” und “Inwieweit sind die herausgearbeiteten Muster und Erklärungen auf andere Situationen bzw. andere (nicht untersuchte) Fälle verallgemeinerbar?” (S. 335).

Diese Fragen entsprechen den allgemeinen Prinzipien der internen und der externen Validität bei der Beurteilung einer psychologischen Methode. Der Sachverhalt ist jedoch bei den interpretativen Verfahren viel komplizierter als bei einem Wahrnehmungsexperiment oder einen Intelligenztest. Weder eine Biographie noch die Inhaltsanalyse eines Textes, eines Traumes oder eines Interviews sind *zwingend* zu interpretieren oder *zu generalisieren*. Dennoch sind Gütekriterien unerlässlich. Sie müssen jedoch viele Besonderheiten der Fragestellung und der methodischen Eigenart berücksichtigen. Deswegen werden hier mehrere Gesichtspunkte und Prinzipien dargestellt. Es gibt in diesem Bereich keine einfachen Maßstäbe.

Auswahlentscheidungen

Die praktische Anwendung der Text- und Inhaltsanalyse verlangt mehrere Auswahlentscheidungen, zu denen u. a. die wichtige Auswahl der Materialbasis gehört. Handelt es sich um einen einzelnen Text, um eine Gelegenheitsauswahl von Texten oder um mehrere typische Fälle, gibt es eine systematische Auswahl, z. B. nach Quoten oder nach Zufallsprinzip? (siehe u. a. Mayring, 1997; Merten, 1983; Wengraf, 2001). Dies sind elementare Fragen, falls ein Untersucher an eine wissenschaftliche Generalisierung seiner Eindrücke und Ergebnisse denkt. Die allgemeine Methodenlehre der Psychologie enthält ausführliche und gründliche Anleitungen für solche Auswahlentscheidungen (Bortz & Döring, 2002; Kerlinger & Lee, 2000).

Zuverlässigkeit von Segmentierung, Kodierung und Interpretation

Im Prozess der Text- und Inhaltsanalyse kommt es – als Voraussetzung methodisch verantwortbarer und inhaltlich überzeugender Interpretationen – auf eine möglichst weitgehende Übereinstimmung bei wichtigen Operationen an. Eine Methodik ist auch nur dann lehr- und lernbar, wenn eine ausreichende Übereinstimmung in den wichtigsten Schritten besteht.

Sofern für ein bestimmtes Verfahren der Text- und Inhaltsanalyse spezielle Regeln festgelegt wurden, kann die Übereinstimmung verschiedener Auswerter kontrolliert werden. Wie gut stimmen sie hinsichtlich der Segmentierung des Textes und der Kodierung dieser Textsegmente überein? Für diesen Zweck eignen sich die in der psychologischen Methodenlehre und Testtheorie zur Zuverlässigkeitsprüfung üblichen statistischen Verfahren: Übereinstimmung unabhängiger Auswerter (Inter-Rater-Reliabilität) und Reproduzierbarkeit (Retest-Reliabilität). Je nach Art der Daten können die statistischen Analysen und Signifikanztests unter der Annahme einer Nominalskala, einer Ordinalskala oder einer Intervallskala durchgeführt werden. Diese Verfahren sind gut gearbeitet und einfach anzuwenden. Sie wurden auch in einigen der Bücher zur Inhaltsanalyse referiert (u. a. Krippendorff, 1980; Mayring, 1997; Merten, 1983; Ritsert, 1972; siehe Lienert & Raatz, 1998). Es fehlen jedoch konkrete Ergebnisse, d. h. Koeffizienten für qualifizierte Auswerter von typischen Verfahren. Dem Leser ist es meist nicht möglich, typische Koeffizienten zu erfahren und Erwartungswerte zu bilden. Andere Publikationen schweigen sich über diese methodisch grundlegenden Fragen völlig aus.

Natürlich kann es sein, dass solche Prüfungen in Projektberichten oder unveröffentlichten Arbeiten vorgenommen wurden. Dann ist es aber auffällig und schwer verständlich, dass nicht wenigstens einige Ergebnisse und Erfahrungen mitgeteilt werden. Kann es sein, dass diese Fragen einfach ausgeklammert wurden? Tatsächlich fehlen methodische Kontrollen dieser Art für weite Bereiche der Text- und Inhaltsanalyse, während sie für psychologische Tests und sogar für die Graphologie gründlich durchgeführt worden sind.

Die kritische Frage nach der Übereinstimmung stellt sich grundsätzlich auch für die erreichten Interpretationen. Es ist eine zulässige und auch unerlässliche Frage, inwieweit qualifizierte Personen in ihren Ergebnissen konvergieren – unabhängig von der Frage der überhaupt erreichbaren Gültigkeit der Interpretation.

Gültigkeit von text- und inhaltsanalytischen Interpretationen

Das Problem, was eine gültige Interpretation ist, wird durch ein über die Jahrtausende aktuelles Beispiel noch einmal veranschaulicht. Es wird hier mit den Worten des Altphilologen Gomperz (1939/1992) zitiert.

“Über dem Haupteingang zum Apollotempel in Delphi wurden als Inschrift die Worte “Erkenne dich selbst” (γνώθι σαυτόν) angebracht. Diese Worte wurden später ganz unterschiedlich interpretiert. Heraklit gebrauchte sie in folgendem Sinne: Dadurch, daß du dich selbst erkennst, wirst du das Universum erkennen (denn in dir wie im Kosmos sind Gegensätze miteinander verknüpft und gewinnen abwechselnd die Vorherrschaft; der Rhythmus des Wachens und Schlafens, der Jugend und des Alters entspricht dem von Tag und Nacht, Sommer und Winter). Nach Ansicht des Sokrates bedeuten diese Worte: Werde dir deiner Unwissenheit bewußt sowie der dringenden Notwendigkeit, Klarheit in deine Vorstellungen zu bringen! Platon oder wer sonst den “Alkibiades I” verfaßt haben mag, erklärte die Worte wie folgt: Erkenne dich selbst, d. h. erkenne das göttliche Element deiner Seele und werde ihm gerecht! Und ein Interpret von heute, der gern “modernisiert”, würde sie wahrscheinlich in folgendem Sinne auffassen: Werde dir deiner Instinkte und Fähigkeiten bewußt, um den ersteren keine Gewalt anzutun und dich nicht auf Unternehmungen einzulassen, die über die letzteren hinausgehen! Doch nun müssen wir uns fragen: Hatten die Priester irgend ein Interesse daran, den Pilgern, die kamen, um sich beim Orakel Rat zu holen, einen dieser Ratschläge einzuprägen? Wie hätte das in die *Situation* gepaßt, wenn sie ihnen mitgeteilt hätten, wie man zum Verständnis des Universums gelangt? Oder wenn sie ihnen geraten hätten, sich Klarheit zu schaffen über ihre Vorstellungen? Oder auf das göttliche Element in ihrem Inneren zu achten? Oder ihr Verhalten ihren Instinkten und Fähigkeiten anzupassen? So werden wir zu der Einsicht gelangen, daß die Bedeutung ursprünglich höchstwahrscheinlich eine ganz andere gewesen war, nämlich: Erkenne dich selbst, das heißt: werde dir bewußt, daß du ein schwaches und hilfloses Geschöpf bist, das ganz und gar angewiesen ist auf den Rat und die Unterstützung Gottes!”

Gomperz (1939/1992, S. 385 f)

Dieses Beispiel diene Gomperz zur Erläuterung wie eine Bedeutung aus dem pragmatischen Kontext, d. h. dem Zusammenhang zwischen den Worten und der Situation erschlossen wird.

Aus der Sicht von Psychologen würde wohl gern eine weitere Interpretation angeschlossen: Mit dem "Erkenne Dich selbst" forderten die Tempelpriester zur tieferen Selbsterkenntnis auf. Sie wussten aus ihrer Erfahrung mit den Menschen, dass dies ein grundlegendes Motiv des Denkens ist. Mit dieser Verbindung von praktischer Fremderkenntnis und Selbsterkenntnis ist der Beginn der empirischen Psychologie ausgedrückt.

Falsche Deutungen

Es gibt offensichtlich Interpretationen, die kaum überzeugen können. Sie sind unzutreffend, weit hergeholt und in verschiedener Weise aus dem Kontext gerissen. Deutungen können spekulativ und willkürlich wirken. Gibt es grundsätzlich auch *falsche* Deutungen?

"Zu sagen, dass ein Text potentiell unendlich sei, bedeutet nicht, dass *jeder* Interpretationsakt gerechtfertigt ist. Selbst der radikalste Dekonstruktivist akzeptiert die Vorstellung, dass es Interpretationen gibt, die völlig unannehmbar sind. Das bedeutet, dass der interpretierte Text seinen Interpreten Zwänge auferlegt. Die Grenzen der Interpretation fallen zusammen mit den Rechten des Textes (was nicht heißen soll, sie fielen zusammen mit den Rechten des Autors)."

(Eco, 1992, S. 22)

Eco beschrieb philologische Kriterien, Fälschungen und Nachahmungen von Texten zu erkennen, ging jedoch auf die Frage *falscher Interpretationen* kaum ein. Falsch werden Interpretationen z. B. dann sein, wenn sie auf falschen Voraussetzungen oder Fehlern beruhen. Hier ist u. a. zu denken an: eine Fehlerhaftigkeit oder falsche Zuordnung des Materials, fehlerhafte Aufzeichnung und Auswertung sowie irrtümliche Annahmen des Interpreten, falls diese dann wesentliche Auswirkungen haben.

Hermeneutische Wahrheit und empirische Wahrheit

Hermeneutische Wahrheit ist nicht nach dem Prinzip intersubjektiv kontrollierter Beobachtung (ggf. mit Falsifikation von Aussagen) zu beurteilen. Interpretationen sind "zutreffend", "trifftig", "evident", traditionsbewusst und schöpferisch. Doch inwiefern können Interpretationen falsch sein, an den Interpretationen anderer oder

an der Erfahrung scheitern? Hier existieren Spannungen zwischen dem *Wissenschaftsideal*, *allgemeingültige Aussagen zu machen*, und der *Subjektivität*, *Beliebigkeit* und *Befangenheit* des Interpretierens sowie der angestrebten *hermeneutischen Verbindlichkeit* (siehe Danner, 1998; Gadamer, 1990; Seiffert, 1992).

Danner (1998) möchte verschiedene Formen des Verstehens unterscheiden: Psychologisches Verstehen und Sinnverstehen, jeweils untergliedert nach elementarem und höherem Verstehen. Bereits die begriffliche Abgrenzung ist schwierig und die Ausformung zu bestimmten Strategien oder speziellen Kriterien kaum durchführbar (siehe Abschnitt 12.2).

Wenn von Verstehen, Auffassung von Sinnstrukturen, hermeneutischer Wahrheit und Verbindlichkeit gesprochen wird, sind aus psychologischer Sicht zahlreiche methodische Einwände möglich. Zutreffendes Verstehen von tieferen Sinnzusammenhängen, spekulative Beliebigkeit und maßlose Subjektivität können dicht nebeneinander liegen.

Es gibt andere Formen der Verständigung, des Verstehens und der Bestätigung:

- die *Intuition*
hier verstanden als “Eingebung”, d. h. als ein Urteil, das nicht weiter begründet werden kann;
- die *naïve Evidenz*
 (“ja, so ist es und nicht anders!”);
- die *Impression*
der erste Eindruck oder Einfall (so könnte es sein);
- die *Einfühlung*
als emotional getöntes Hineinversetzen in einen Zustand oder eine Person;
- die *indirekte Einfühlung*
unter Verwendung von gedanklichen Konstruktionen und Hypothesen;
- die *freie Assoziation zum Thema*;
- das *Anekdotische*
ein anschaulich hervorgehobenes Element als Teil des Ganzen;
- das *Spekulative*
die geistreiche oder stereotype Auslegung, die weniger am Material, sondern eher an der Funktionslust des Deutens und eigenen Ideen interessiert ist;
- die *Dichtung*
mit phantasievoller, analogischer, metaphorischer, szenischer, allegorischer usw. Gestaltung.

Im Unterschied zu diesen Formen soll sich die qualifizierte Interpretation durch Systematik und Transparenz des Vorgehens, durch methodenkritische Reflexion sowie die Möglichkeit differenzierter Begründungen auszeichnen.

Gadamer (1990, S. 273) fragte: “Wie soll vorgängig ein Text vor Mißverständnis geschützt werden?” Wir sollen der eigenen Voreingenommenheit inne sein, damit sich der Text selbst in seiner Andersheit darstellt und damit in die Möglichkeit kommt, seine sachliche Wahrheit gegen die “eigene Vormeinung” auszuspielen. “Wer einen Text verstehen will, ist vielmehr bereit, sich von ihm etwas sagen zu lassen.” Gadamer wies auf Befangenheiten hin und diskutierte die Rolle von Autorität und Tradition, doch blieben diese Überlegungen abstrakt, d. h. ohne praktische Verfahrensweisen. Aus psychologisch-methodischer Sicht ist diese Auffassung fragwürdig, denn der Text kann eben leider nicht selber sprechen und sich gegen inkonsistente und dissonante Auslegungen wehren. Es war Gadamers Absicht, solche Verständigungen über sprachliche Mitteilungen (Texte und Gespräche), über Sachverhalte und über persönliche Einstellungen deutlich zu machen. Es waren jedoch vor allem philosophische Reflexionen über die Möglichkeiten des Verstehens, nicht eine konkrete Interpretationslehre zur konvergenten Sicherung möglichen Wissens.

Auch Ritsert (1972, S. 87) blieb in dieser Hinsicht allgemein: “Gelungen ist eine Exegese vor allen Dingen dann, wenn sie einen Sinn und Bedeutungskontext herausarbeiten kann.” Ritsert erläuterte in Anlehnung an Kaplan (1964) zwei Aspekte der Triftigkeit bei der Rekonstruktion des Kontextes. Eine Interpretation ist triftig, wenn alles seinen Platz findet, wobei die Elemente durchaus Komponenten eines in sich widerspruchsvollen Musters sein können: eine Substruktur wird einer Struktur eingefügt. Dieses *Einpassen in ein Muster* geschieht nicht mechanisch wie bei einem Puzzle. Statt dessen wird die *Gesamtstruktur erweitert, vertieft und verändert*. Eine Interpretation gilt zweitens als triftig, wenn heuristisch erschlossen, eventuell sogar vorhergesagt werden kann, welche anderen Elemente an diesem oder jenem Platz des Musters zu erwarten sind. Als Ergebnis einer gelungenen Interpretation können *Strukturelemente neu identifiziert und verknüpft* werden.

Welche anderen und praktisch möglichen Verfahren zur Sicherung einer Interpretation, welche Prüfstrategien, welche Validierungsmöglichkeiten im Hinblick auf Kriterien und welche Bewährungskontrollen in der Praxis sind hier geeignet? Welche Qualitätskontrollen der qualitativen und der quantitativen Auswertungsverfahren gibt es?

Zur Vertiefung dieser zentralen Frage sind mehrere wichtige Gesichtspunkte und Einschränkungen zu nennen: die Überlegungen zur Gegenstandsangemessenheit einer Methode und zu den möglichen Operationalisierungsfehlern, die Effekte der Kommunikation und Interaktion sowie die methodenbedingte Reaktivität.

Gegenstandsangemessenheit

Der wissenschaftstheoretische Diskurs war überwiegend eine Auseinandersetzung zwischen Philosophen, die in der Regel nur einen geringen eigenen und direkten Bezug zu einer Erfahrungswissenschaft verfügen, und die ihre Beispiele oft aus der Physik wählten, falls es nicht ohnehin fiktive Beispiele waren. In die Sozialwissenschaften und in die Psychologie, aber auch in die Medizin, mussten jene Auffassungen und Strömungen erst “übersetzt” und adaptiert werden. Offensichtlich ist dabei oft die Frage der “*Gegenstandsangemessenheit*”, d. h. Adäquatheit von Phänomen und Methode, zu wenig bedacht worden. Physik und exakte Wissenschaften machen nur einen kleinen Teil möglicher und erstrebter wissenschaftlicher Erkenntnis aus; deswegen kann eine Physik-zentrierte Wissenschaftstheorie nicht ohne weiteres das einzige Bezugssystem anderer Disziplinen sein. Für die Psychologie mit ihrer Sonderstellung zwischen Geistes-, Sozial- und biologischen Wissenschaften stellt sich *diese Frage der Adäquatheit zweifellos fundamentaler als für alle anderen Wissenschaften!*

Die gemeinte Gegenstandsangemessenheit ist einerseits eine Frage nach dem Erkenntnisinteresse und Untersuchungsziel, andererseits eine Frage der empirischen Untersuchungsplanung. In der Methodenlehre der Psychologie werden diese oft sehr schwierigen Fragen unter dem Gesichtspunkt der Operationalisierungen behandelt. Sind die ausgewählten Methoden der Datenerhebung und die Untersuchungsstrategien gerechtfertigt? Gibt es offenkundige oder erst später bemerkte Fehler der Operationalisierung?

Probleme der Operationalisierung

Die Auswahl einer manifesten Variablen, welche ein theoretisches Konstrukt “repräsentieren” (indizieren) soll, wird als *Operationalisierung* bezeichnet (siehe Carnaps Unterscheidung von Theorie-Sprache und Beobachtungs-Sprache). Zur operationalen Definition gehören die Festlegung der Variablen und die zugehörigen Auswertungsregeln oder Messvorschriften. In diesem Sinne erfolgen Definitionen in der Psychologie durch die Auswahl von unabhängigen bzw. abhängigen Variablen sowie durch die Verwendung von bestimmten Untersuchungsparadigmen. Da solche Selektionen oft *per fiat* (so sei es) erfolgen, drohen Operationalisierungs-Fehler oder zumindest Missverständnisse. Die Angemessenheit und Zulässigkeit bestimmter Operationalisierungen wird in Untersuchungen zur Konstruktvalidität geprüft.

Typische Operationalisierungs-Fehler sind:

- Fehler der unzureichenden Referenz (ein Konstrukt hat mehr Bedeutungskomponenten als durch die verwendete(n) Variable(n) erfasst sind);
- Falsche Spezifikation (die verwendete Variable gehört nicht zu dem Zielkonstrukt);

- Überschussbedeutung (die verwendete Variable trägt auch Bedeutungskomponenten anderer Konstrukte, die dann fälschlicherweise dem Zielkonstrukt zugeschrieben werden).

Kompetente Psychologen/innen werden in vielen Fällen eine *Methodenkombination* auswählen, vor allem wenn es um verhältnismäßig breite theoretische Begriffe (Angst, Intelligenz u. a.) geht oder wenn es auf riskante, folgenreiche Entscheidungen ankommt. Die Erläuterung von Operationalisierungs-Entscheidungen und Operationalisierungs-Fehlern ist weitgehend unabhängig von den allgemeineren wissenschaftstheoretischen Überzeugungen. Auch im phänomenologischen, hermeneutischen oder strukturalistischen Ansatz sind Festlegungen hinsichtlich Material, Auswahl, Thematik, Begriffsumfängen unerlässlich. Allerdings ist der Begriff Operationalisierung in jenen Arbeitsgebieten unüblich.

Der *Multitrait-Multimethod-Ansatz MTMM* von Campbell und Fiske (1959) ist ein Verfahren, die empirische Konvergenz bzw. Divergenz von multiplen Operationalisierungen eines Konstrukts zu prüfen. Wenn z. B. in einer Untersuchung drei theoretisch unterschiedene Eigenschaftskonstrukte (Selbstachtung, Dominanz, Aufgeschlossenheit) mit verschiedenen unabhängigen Methodentypen (Persönlichkeitsfragebogen, Selbsteinstufung, Fremdeinstufung durch Bekannte) erfasst werden, dann müssten bei erfolgreicher multipler Operationalisierung die Indikatoren *eines* Konstrukts über verschiedene Methodentypen substantiell korrelieren (*konvergente Validität*), jedoch nicht mit den Indikatoren der anderen Konstrukte (*diskriminante Validität*).

In solchen Operationalisierungsstudien hat sich sehr häufig gezeigt, dass als einheitlich angenommene Konstrukte eher als Anordnung von relativ unabhängigen Sub-Konstrukten aufzufassen sind. Die befriedigende Konvergenz multipler Indikatoren ist eher die Ausnahme; Divergenzen (bzw. unerwartet niedrige Korrelationen) sind häufig. Deshalb wurden von Fiske sehr viel *genauere operationale Definitionen von Subkonstrukten und speziellen construct-operation-units* verlangt (siehe Fahrenberg, 1987). Als Konsequenz dieser Erfahrung sollen sich empirische Untersuchungen um eine breite und repräsentative Auswahl geeigneter Indikatoren bemühen. Bei Fragestellungen mit Prädiktoren und Kriterien sollen beide Seiten symmetrisch, d. h. repräsentativ geplant werden.

Operationalisierung

Welcher Index (welche Variable) "repräsentiert" das gemeinte (latente) theoretische Konstrukt?

Welche Auswertungsregeln und Messvorschriften und Untersuchungsanordnungen gehören dazu? Welche Klärungen müssen erfolgen, um hier Missverständnisse zu vermeiden?

Ist eine multiple Operationalisierung möglich? Was ergibt die Kontrolle der konvergenten und diskriminanten Validität im MTMM-Ansatz?

Welche Ergänzungen sind erforderlich, um die Symmetrie von Prädiktor und Kriterium zu verbessern?

Diese Überlegungen führten zur Forderung nach multi-methodalen und multi-strategischen Untersuchungen, um möglichst die Schwächen oder Defizite einzelner Methoden der Datenerhebung oder spezieller Untersuchungsstrategien auszugleichen.

Effekte der Kommunikation und Interaktion

Interviews und Tests finden in einer sozialen Situation statt. Die Kommunikation und die soziale Interaktion zwischen den Beteiligten sind hier wesentliche Bestandteile und sind typisch für Lebenswelt und Alltag dieser Personen. Diese Wechselwirkungen sind also funktional, durchaus “natürlich” und bilden zugleich ein zentrales Methodenproblem. Inwieweit kann später im Interpretationsprozess noch zwischen den verschiedenen Einflüssen und Komponenten unterschieden werden? Für das spontane und volle Auffassen eines Narrativs scheint diese Differenzierung nicht notwendig, u. U. nicht einmal wünschenswert zu sein. Andererseits ist nicht zu übersehen, dass hier auch problematische Einflüsse, individuelle Unsicherheiten und mögliche Fehlerquellen der gültigen Interpretation bestehen können.

Zu diesem Thema gibt es aus verschiedenen Bereichen der Psychologie viele Untersuchungsbefunde und Differenzierungsversuche. Dazu gehören:

- die Sozialpsychologie der Personwahrnehmung mit Rollen und Stereotypen, impliziten Konzepten und Attributionen (Forgas, 1999);
- die Sozialpsychologie der dyadischen Interaktion (Interviewer und Interviewter, Proband und Testleiter, Versuchspersonen und Versuchsleiter);
- die Analyse von Antworttendenzen, Wahrnehmungsfehlern und Verzerrungen;
- die Strategien der Informationsverarbeitung, der Urteilsheuristiken und des Wissenserwerbs;
- die Psychologie des Selbsts (Mummendey, 1995), u. a. hinsichtlich der Bedeutung der Selbstkonzepte und der Selbstdarstellung (“impression management”).

Gewiss wird es wissenschaftliche Fragestellungen geben, in denen solche Effekte nicht schlicht als “natürliche” Gegebenheiten des interpretativen Para-

digmas gelten können. In solchen Untersuchungen könnte es zu einer tiefreichenden Verzerrung oder Verfälschung von psychologischen und sozialwissenschaftlichen Schlussfolgerungen kommen. Dass eine gründliche Ausbildung und längere Erfahrung zu einer methodenkritischen Differenzierung solcher Einflüsse befähigen, scheint eine verbreitete und hoffnungsvolle Annahme zu sein. Doch wie sollen *Verzerrungen*, die durch *Erinnerungsfehler des Interviewten* oder durch *Einflüsse des Interviewers* zustande kommen, nachträglich erkannt oder von vornherein vermieden werden? Dieses Methodenproblem wird in der Literatur zum interpretativen Paradigma selten angesprochen. Dagegen findet sich gelegentlich ein nach Immunisierung gegen Kritik klingender Hinweis. Beim Erzählen und einem narrativen Interview sei von vornherein die Motivation und Offenheit des Erzählenden oder Interviewten anzunehmen bzw. bei dieser Art der Kommunikation voranzusetzen.

Die strukturellen Voraussetzungen eines biographischen Interviews hinsichtlich Verständigungsbereitschaft, Kommunikationsfähigkeit, Fehlen von Abhängigkeitsverhältnissen und Erfüllung eines Arbeitsbündnisses hat Legewie (1987) in Anlehnung an Gedanken von Habermas zum kommunikativen Handeln kurz beschrieben. Mit dem Arbeitsbündnis sind Geltungsansprüche wie Verständlichkeit, Wahrheit, soziale Angemessenheit und Aufrichtigkeit verbunden.

Reaktivität

Untersuchungsmethoden, d. h. auch ein Interview oder ein Test, können in verschiedener Weise auf die untersuchte Person, ihr Befinden, Verhalten und ihren körperlichen Zustand wirken. Sie können also die Zustände, die erfasst werden sollen, verändern. Diese Unschärfe-Relation gilt analog zu der von Heisenberg für die Quantenphysik formulierten Unschärferelation auch in vielen anderen Bereichen der Erfahrungswissenschaften.

Da das Wort Reaktivität in der Psychologie häufig in breiterer Bedeutung, d. h. für die überdauernde Disposition zu ausgeprägten Reaktionen unter Belastung, üblich ist, wird hier von *methodenbedingter Reaktivität* gesprochen. Methodenbedingte Reaktivität ist – mit Ausnahme der selten anwendbaren nicht-reaktiven Methoden – ein Kennzeichen jeder psychologischen Untersuchungsmethode, wobei die Bewusstwerdung der Untersuchung ein wichtiger, aber nicht der einzige Aspekt ist. Solche Effekte können als Verhaltensanpassungen unbemerkt eintreten. Es gibt eine umfangreiche Literatur zur methodenbedingten Reaktivität, weil hier auch Gültigkeitsfragen der Introspektion (siehe Feger & Graumann, 1983; Kleinig, 1999) angesprochen sind.

Die methodenbedingte Reaktivität (Varianz aufgrund der Anwendung der Methode selbst) umfasst verschiedene Phänomene:

- Effekte, die eher unabsichtlich zustande kommen wie Aufmerksamkeitsänderungen, Verhaltensanpassungen, Beobachterdrift, Sättigungsphänomene und darüber hinaus auch Abnahme der Teilnahmemotivation und der Compliance;
- Routinisierung und Schematisierung der Selbstberichte, Ausbilden von implizit-naiven Konzepten und Attribuierungen mit der Möglichkeit entsprechender Erwartungseffekte, Verstärkung von Antworttendenzen, Zunahme von missing data und Fehlern;
- absichtliche Reaktivität mit Verhaltensänderungen, absichtlichem Invalidieren oder Verändern von Daten; psychologische Reaktanz, Abnahme der Compliance, bis zur Unterbrechung und Verweigerung.

Auch in psychologischen Interviews und Testsituationen werden solche Effekte in verschiedenen Formen und Abstufungen vorkommen. Die methodenbedingte Reaktivität kann folglich auch zu einem Problem der psychologischen Interpretation werden.

Methoden der Bestätigung (Konfirmation) von Sätzen

Die Gültigkeit von Interpretationen einfach aus dem Akt des “Verstehens” und der “Evidenz” zu behaupten, wird grundsätzliche Einwände provozieren. Deshalb stellt sich erneut die Frage, ob es andere und überzeugendere Bestätigungsmöglichkeiten gibt. Diese Formen der *Konfirmation* lassen sich logisch und methodologisch definieren und pragmatisch nach ihrer *intersubjektiven “Überzeugungskraft” im Kontext von Kommunikation und Rechtfertigung ordnen*.

- Formallogische Richtigkeit (Syllogismus);
- intersubjektiv, sensorisch und/oder apparativ prüfbare Aussagen (Protokollsätze) über die äußere Welt (z. B. Verhaltensmessungen, physiologische Messungen);
- intersubjektive Übereinstimmung von Aussagen über Erfahrung von Situationen und Stimuli sowie über das Verhalten anderer Personen, d. h. im Prinzip öffentliche Sachverhalte (z. B. Verhaltens-Einstufungen);
- intersubjektive Bestätigung von Aussagen über das eigene Verhalten oder Ereignisse der Vergangenheit (nur referierte und deshalb im Prinzip nachprüfbare Ereignisse);
- intersubjektive Bestätigung von Interpretationen durch ihre Wirkungen auf das Erleben und Verhalten des Informanten (z. B. Freuds Traumdeutung im Behandlungsverlauf);
- intersubjektive Konvergenz über Stimmigkeit, Triftigkeit einer Interpretation als Leistung einer Interpretationsgemeinschaft nach lehr- und lernbaren Regeln und Heuristiken (z. B. Biographik, Inhaltsanalyse von Texten);

- intersubjektive partielle Prüfbarkeit von introspektiven Aussagen über die innere Welt, also von “privaten” Phänomenen, die jedoch unter bestimmten theoretischen Annahmen teilweise objektiviert werden können (z. B. subjektive Müdigkeit als Wirkung eines Schlafmittels in einem Blindversuch);
- intersubjektive Plausibilität und Nachvollziehbarkeit introspektiver bzw. selbst-referentieller Aussagen aufgrund von Analogieschlüssen (“so wie bei mir auch”), hypothetischem “Hineinversetzen” in den anderen, Nachahmung, Einfühlung und Empathie (z. B. emotionales Ausdrucks-Verstehen);
- intrasubjektive Wiedererkennungsleistungen (Wittgensteins “E” im Tagebuch) und Vergleichsoperationen an solchen sprachlichen oder nicht-sprachlichen Zuständen und Annahmen (z. B. die Selbstbeurteilung von Zustandsänderungen, autobiographische Analysen);
- subjektive Evidenz, Überzeugtheit, einfache Behauptung der Plausibilität, Glaubensgewissheit, Für-wahr-Halten einer Aussage ohne Versuch der Konfirmation.

Die hier vor allem didaktisch gemeinte Stufenfolge von Verfahren zur Bestätigung von Aussagen lässt erkennen, wie breit das Spektrum der Möglichkeiten in der Methodenlehre der Psychologie tatsächlich ist. Der Oberbegriff *Konfirmation* wurde hier gewählt, um diese Verfahren mit den konventionellen Methoden zur Bestätigung und Widerlegung von Hypothesen zusammenfassen zu können (siehe z. B. Westermann, 2000). Wesentliche Aspekte der interindividuellen Überzeugungskraft einer Interpretation im Unterschied zur Behauptung subjektiver Evidenz wurden bereits im Kapitel 2 und 3 hervorgehoben: die *Konvergenz beim Prüfen von Interpretationshypothesen im Interpretationsprozess*, die *Konvergenz innerhalb einer Interpretationsgemeinschaft*, die *Passung von Mustern und die heuristische Erschließung neuer Muster*.

Besonderheiten des interpretativen Paradigmas

In einem Teil der neueren Literatur wird der Eindruck vermittelt, dass im interpretativen Paradigma bzw. in der “qualitativen” Methodik besondere Verhältnisse bestehen, welche die Gültigkeit einer Interpretation auf eine eigenständige Weise beurteilen lassen. Diese Auffassung scheint auf die ältere geisteswissenschaftliche Tradition der Hermeneutik und des Verstehens zurückzugehen. Solche spezifischen Validierungsstrategien sind jedoch – wenn von dem diffusen Begriff des Verstehens von Sinn – abgesehen wird, nicht zu sehen.

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass es sich hier um allgemeinere methodische Prinzipien handeln muss, die eine lange Vorgeschichte, u. a. in der Traumpsychologie, Gesprächsführung, Biographik und Testpsychologie haben. Diese Zusammenhänge scheinen vielfach nicht gesehen zu werden. Außerdem fehlt oft die für praktische Anwendungen unverzichtbare Perspektive, die unter den Begrif-

fen Assessment, Entscheidungsnutzen, fachliche Verantwortung und Qualitätskontrolle in vorausgegangenen Kapiteln erläutert wurde (u. a. in Kapitel 9).

Eine systematische Darstellung der Gültigkeitsprobleme fehlt bisher, obwohl es an Büchern zur Text- und Inhaltsanalyse nicht mangelt. Unter dem Begriff der "spezifisch inhaltsanalytischen Gültigkeit" zählte Mayring (1997) in Anlehnung an Krippendorff (1980) die aus der Testtheorie bekannten Aspekte der empirischen Validität auf, ähnlich gehen andere Autoren vor. Dabei wird vielfach die Überzeugung geäußert, dass die Inhaltsanalyse spezieller, anderer und adäquater Validierungsstrategien bedürfe. Die ähnliche, aber viel ältere Methodendiskussion zur Validierung projektiver Verfahren oder graphologischer Gutachten scheint weitgehend unbekannt zu sein.

Flick (1996) nannte zur Geltungsbegründung von Textinterpretation die für Psychologen bekannten Gütekriterien, d. h. die Aspekte der Reliabilität und Validität, erwähnte aber keine typischen Resultate oder Beurteilungsmaßstäbe. Anschließend erwähnte er einige neuere Validierungsformen. Genauer betrachtet handelt es sich eher um spezielle Aspekte des Interpretationsprozesses (wie semantische, prozedurale oder kommunikative Validität). An adäquate Reformulierungen des Validitätskonzepts für die Zwecke der allgemeinen Interpretationslehre sind höhere Anforderungen zu stellen, u. a. sind auch exemplarische Anwendungen zu erwarten. Die vielzitierte "dichte Beschreibung" (Geertz, 1987) als interpretierende Herausarbeitung von Bedeutungsstrukturen in der Lebenswelt der untersuchten Subjekte wird sicher nicht genügen.

Auch die anderen zitierten Autoren haben bisher weder Evaluationsmaßstäbe für die empirische Prüfung der Auswertungs- und Interpretations-Übereinstimmung noch das Reliabilitäts-Validitäts-Dilemma herausgearbeitet. Dieses Dilemma wurde oben mit den Begriffen Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz erläutert.

Es wäre unbefriedigend, sich allgemein mit der Behauptung einer logischen oder inhaltlichen Gültigkeit zu begnügen und auf methodenkritische Untersuchungen und Verbesserungen zu verzichten. Mayring (1997) forderte neue Validierungsstrategien und sah in einer noch zu entwickelnden Fehlertheorie der Inhaltsanalyse mögliche Ansätze. Jeder Schritt der nach seinem Ablaufmodell durchgeführten Inhaltsanalyse (siehe Abschnitt 8.6) enthält zugleich eine mögliche Fehlerquelle. Außerdem könne es Verzerrungen im zugrundeliegenden Kommunikationsmodell geben. Die Analyse von Fehlerquellen zur Entwicklung von Validierungsstrategien zu nutzen, ist eine interessante Heuristik. Es sind zahlreiche Formen der Mängelanalyse denkbar, neben Aspekten der Reliabilität auch verschiedene Aspekte der Übereinstimmungsvalidität und der externen Validität näher zu untersuchen.

Auch Merten (1983) nannte einige Aspekte der logischen und der empirischen Gültigkeit, doch folgte dann der Hinweis. "Da Inhaltsanalyse als basales

Erhebungsinstrument gelten darf ..., ist gerade eine Validierung der Inhaltsanalyse durch andere Erhebungsinstrumente nicht unproblematisch." (S. 311). Dieser Hinweis ist sicher berechtigt, darf aber nicht zu einer Immunisierung gegen Kritik führen. Statt sich mit positiven Erwartungen und Eindrücken zu begnügen, könnten auch hier wichtige Aspekte des Methodenproblems in empirischer Weise untersucht werden. Die Prüfmethodik ist, wie auch zur Reliabilitätsprüfung der Segmentierung und Kodierung, verfügbar, doch mangelt es weithin an praktischen Untersuchungskonzepten und Resultaten.

Von den anderen Darstellungen hebt sich Ballstaedts (1987) Forderungskatalog an jede Auswertung von Dokumenten ab:

“Folgende sechs Punkte halten wir bei jeder interpretativen Auswertung für unverzichtbar:

- a) Explizite Darstellung des theoretischen Interpretationsrahmens oder Vorverständnisses.
- b) Mehrfaches Durcharbeiten der Dokumente unter jeweils anderen Fragen und Perspektiven (mehrstufige Interpretation).
- c) Überprüfung von Lesarten, die aus dem eigenen Interpretationsrahmen herausfallen (Falsifikationsprobe).
- d) Belegung jeder interpretierenden Folgerung mit den Textstellen, aus denen sie abgeleitet wurde.
- e) Überprüfung der Konsistenz und Stimmigkeit der erarbeiteten Interpretation.
- f) Durchführung von Gültigkeitsprüfungen, wenn möglich kommunikative Validierung.”

Ballstaedt (1987, S. 209)

Triangulation

Die *Triangulation*, von der einige Autoren sprechen (siehe Flick, 1992, 1996), läuft auf die in der psychologischen Methodenlehre gut bekannte multiple Operationalisierung hinaus. Triangulation ist kaum mehr als ein neues Wort. Wenn Methoden, die dasselbe Konstrukt erfassen sollen, tatsächlich eine hohe Konvergenz, d. h. hohe Korrelationskoeffizienten, zeigen, wird dies als Gültigkeitsnachweis gewertet (Campbell & Fiske, 1959).

Triangulation ist eigentlich die exakte Bestimmung eines Ortes durch mehrere Vermessungen zu verschiedenen Referenzpunkten, d. h. Landmarken oder Gestirnen. Zwischen einer Interpretation und der Navigation auf dem Meer

besteht aber nur eine schwache Analogie. Es fehlen ja bei diesen Interpretationen die objektiven Beobachtungen, die Messungen und wahrscheinlich auch die Konvergenz. Bemerkenswert ist der Bezug auf exakte Messungen vor dem Hintergrund der Abneigung gegen Quantifizierungen.

Triangulation meint nun in einem sehr weiten Sinn “die Kombination von Methodologien bei der Untersuchung desselben Phänomens” (Denzin, 1978, S. 291). Diese methodologische Triangulation im Sinne Denzins bezieht sich auf: unterschiedliche Methoden der Datenerhebung, unterschiedliche Beobachter/Interviewer, verschiedene theoretische Sichtweisen, den Prozess der Kombination und der wechselseitigen methodischen Kontrolle, um die Gültigkeit der Aussagen zu maximieren. Kritische Einwände ergeben sich u. a. wegen Zirkularität, wenn die maßgebliche Validität einer der Methoden vorausgesetzt wird statt eine Gleichberechtigung anzunehmen. Wie ist überhaupt die Prüfung anhand von Korrelationen durchzuführen? (siehe u. a. Flick, 1992). Es bleibt unklar, wie die sog. Perspektiven-Triangulation im einzelnen zur Geltungsbegründung qualitativer Daten und Interpretationen herangezogen werden kann.

Methodenkombination

Von einigen Autoren wurde das Kombinationsprinzip auf die Verbindung quantitativer und qualitativer Verfahren der Inhaltsanalyse sowie der psychologischen und der sozialwissenschaftlichen Methodik überhaupt ausgedehnt. Die Forderung nach wechselseitiger Ergänzung entspricht dann weitgehend dem bekannten Prinzip der Komplementarität. Dies bedeutet jedoch ein Verhältnis wechselseitiger Ergänzung und nicht eine Validierungsmethode.

In mehreren Büchern dieses Bereichs wird eine Verbindung der “qualitativen” und der “quantitativen” Ansätze gewünscht oder sogar ausdrücklich vorgeschlagen (u. a. Flick, 1996; Mayring, 1997). Miles und Huberman (1994) beschrieben vier Typen von Kombinationen, je nachdem, ob die Datensorten parallel oder sequentiell erhoben werden. Exemplarische Anwendungen dieser Vorschläge im Sinne der gewünschten “Integration qualitativer und quantitativer Forschung” fehlen jedoch auch hier.

Die Forderung nach einem breiteren empirischen Ansatz als in der oft sehr eng und isolierend angelegten experimentellen Laborforschung ist auch in der Methodologie der differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung seit Cattell nachdrücklich vertreten worden. Zur operationalen Definition psychologischer Konstrukte soll eine multi-methodale (multi-modale) Methodik verwendet werden und die Forschung, aber auch das Assessment von Persönlichkeitsbereichen soll multi-strategisch angelegt werden (siehe die Assessmentcenter zur Personalauswahl). Dieser “Multiplismus” (Fiske, 1987) ist wegen der schwierigen Beurteilung von Konvergenzen und aus ökonomischen Gründen nicht unumstritten.

Kommunikative Validierung

Als ungewöhnlich kann der Vorschlag der *kommunikativen Validierung* (u. a. Heinze & Thiemann, 1982) angesehen werden, wobei Untersucher und Untersuchte in einem gleichberechtigten Diskurs – ähnlich wie in der Aktionsforschung – eine Einigung erreichen sollen. Auch hier gibt es ältere Vorbilder, u. a. in der von Freud entwickelten gemeinsamen Deutearbeit von Therapeut und Analysand in der Psychoanalyse.

Devereux (1998) behauptete, dass die Persönlichkeit des Wahrnehmenden (Interviewers) die Wahrnehmung einer Situation radikal beeinflusst. Die Gefühle, die der Befragte in dem Interviewer auslöst, sollen nicht ignoriert werden oder als Störungen der Erhebung angesehen werden, sondern als aufschlussreiche, besonders wichtige Daten und wesentliche Zusatzinformationen. Ihre Bewusstmachung sei eine wesentliche Erkenntnisquelle. Devereux meinte dies im psychoanalytischen Sinn von Übertragung und Gegenübertragung. Diese Selbstreflexivität könnte stärker in den Forschungsprozess einbezogen werden (Muckel, 1996).

Legewie (1987) schilderte, wie sich die Gültigkeitsprobleme theoretisch angehen lassen könnten. Er bezog sich auf die Konsensstheorie von Habermas und skizzierte zwei Möglichkeiten einer auf rationalem Konsens beruhenden Validierung. Für die "konsensuelle Validierung" soll es zwei Wege geben: "Der Interpret diskutiert seine Hypothesen und Ergebnisse in einer Forschergruppe, die gleichzeitig die Funktion einer Supervision besitzt...". "Die Hypothesen und Ergebnisse der Interpretation werden nach dem Modell der dialogischen Forschung mit dem Interviewten diskutiert..." (1987, S. 149). Nähere Einzelheiten der gedachten Methodik fehlen. Fortschritte erwartete Legewie durch eine künftige, also bisher noch fehlende Grundlagenforschung zur Praxis der Interpretation.

Die dialogische Methode (Dialog-Konsens-Methode) von Scheele und Groeben (1988) folgt einer der kommunikativen und konsensuellen Validierung ähnlichen Idee. Ein schwieriges Teilproblem ist hier der Umgang mit Divergenzen. Muss ein Konsens erreicht werden oder kann ein fruchtbarer oder auch verwirrender Dissens bestehen bleiben? Was wäre dann zu generalisieren? Wie verläuft der wechselseitige Prozess des Überzeugens hinsichtlich einer bestimmten Interpretationshypothese?

Interpretationsgemeinschaft

Eine Gruppe von kompetenten Auswertern in einem Projekt, eine Gruppe von noch unerfahrenen Personen während der Ausbildung oder das Plenum einer "Übung zur Inhaltsanalyse" bilden eine *Interpretationsgemeinschaft*. Alle Schritte eines Interpretationsprozesses von der Materialauswahl und Materialkritik über die heuristische Phase zu den schrittweisen methodenkritischen

Prüfungen im Durchlaufen des hermeneutischen Zirkels können in einer Gruppe geleistet werden. Dieses Verfahren kann in sehr anregender Weise befolgt werden, z. B. bei der Interpretation einer Biographie oder bei der Interpretation von Testergebnissen.

Zu dieser Interpretationsgemeinschaft kann natürlich auch der Autor eines Textes bzw. die Person, um deren Biographie oder Testergebnisse es geht, gehören. Bei Übungsbeispielen des Kapitels 5 wurde erläutert, wie in den Interpretationsprozess andere Personen und Ebenen einbezogen und der Kontext durch die Rückmeldungen erweitert werden kann.

Die Verständigung und die Entwicklung der Interpretation auf diesen verschiedenen Ebenen könnten hochinteressante Themen für Methodenstudien und sozialpsychologische Analysen abgeben. Von kleinen Ansätzen abgesehen scheint es bisher solche Untersuchungen mit adäquaten Kontrollen und weiterführenden Ergebnissen nicht zu geben. Die sog. Interaktions-Prozess-Analysen hatten andere Themen und Ziele.

Auch der sozialwissenschaftliche Arbeitsprozess hat über die hier zunächst gemeinten Interpretationen von Texten hinaus viele wichtige sozialpsychologische Aspekte, die im Sinne einer Aktions- und Feldforschung, zum interpretativen Paradigma in Psychologie und Sozialwissenschaft gehören (Breuer, 1996a, 1996b, Heeg, 1996).

Grounded Theory

Als qualitativ-interpretative Rahmenkonzeption wurde von mehreren Autoren die in der Soziologie entstandene *Grounded Theory* von Strauss und Corbin (1996) genannt. Damit ist im Unterschied zu einer deduktiven Strategie eine vor allem *gegenstandsbegründete Entwicklung einer Theorie* gemeint. Dies geschieht auf der Basis sehr detaillierter Analysen sozialer Phänomene im Feld, und induktive Prozesse sollen die erarbeiteten Strukturen zu Theorieentwürfen verallgemeinern. Diese sollen durch fortwährende Rückkopplung mit dem Untersuchungsfeld ausgebaut werden. Breuer (1996) betonte die Orientierung an Begriffen aus einem interaktionalen Vokabular statt aus einer "solitär-personalen physiologischen, kognitiven, emotionalen o. ä. Binnenwelt" (S. 18). Er hob die Auffassung des Individuums als Ensemble seiner sozialen Verhältnisse und die möglichen Interventionen und Transaktionen zum Untersuchungsfeld hervor. Der Sammelband enthält vier Arbeitsbeispiele "gegenstandsbegründeter Theorie-Entwürfe", u. a. zu den Lebensläufen von Einwanderern in Kalifornien und zur Autonomieentwicklung im familiären Weihnachtsritual.

Häufig wiederkehrende Stichworte sind: Theoriegewinnung mittels komparativer Analyse in der soziologischen Forschung, Verwendung qualitativer Daten, theoretisches Sampling und Gruppenvergleiche (Glaser & Strauss, 1998). Da diese Aspekte kaum als neue Ideen zu bezeichnen sind, bleibt oft unklar, welches die tie-

feren Unterschiede zu der viel breiteren Methodologie empirischer Forschung, wie sie zumindest in der Psychologie seit langem üblich ist, sein könnten. Die Strategie des induktiv-hypothetisch-deduktiven Verfahrens besteht ja in der schrittweisen, vergleichenden und rekursiven Prüfung von empirischen Daten, Hypothesen, theoretischen Annahmen, Widersprüchen und Konvergenzen, durchaus in der Absicht praktischer Anwendung (siehe u.a. die Lehrbücher von Bortz & Döring, 2002; Kerlinger & Lee, 2000; Westermann, 2000).

Integration von Hermeneutik und Empirismus

Groeben hat einen umfangreichen Programmentwurf zur Integration vorgelegt: "Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie" (1986). Er ging von Diltheys Unterscheidung "Erklären – Verstehen" aus und verfolgte diesen weitreichenden und einflussreichen Dualismus in den wissenschaftstheoretischen Auffassungen und Diskussionen. Aus seiner Sicht muss dieser Dualismus überwunden werden, indem diese Sichtweisen als komplementär begriffen werden. Deshalb sind Methodenkombinationen notwendig. In der Psychologie muss vor allem die Frage nach den angemessenen Einheiten der Beschreibung und nach der notwendigen Komplexität vertieft werden, indem die Reflexionsfähigkeit und die Sprachkompetenz des menschlichen Subjektes ernstgenommen werden. Reflexionsfähigkeit heißt (1) Fähigkeit der Referenz auf internale Ereignisse und (2) Auskunft über sich selbst geben zu können ("epistemologisches Subjektmodell"). Aus dieser Sicht ergaben sich Kritik an Experiment und Verhaltensforschung, vielfältige methodologische Argumente, aber auch Ideen für eine "kommunikative Validierung" bzw. "Dialogisierung von Interpretationsverfahren".

Groeben diskutierte die Zweifel an der Fähigkeit zur gültigen Selbstauskunft und fragte zusammenfassend nach den Bedingungen für einen "optimalen Selbstbericht des reflexiven Individuums über seine mentalen Prozesse und Zustände". Mögliche Methoden und Kriterien zur Abgrenzung von Irrtum, Spekulation, Vorurteilen, Schemata der "folk psychology" bzw. zur Prüfbarkeit oder Bestätigung von Aussagen, Fehlerkorrektur und Rekonstruktion wurden jedoch *nicht* systematisch dargestellt. Insgesamt forderte Groeben die Auflösung der beiderseitigen Reduktionismen (Erklären, Verstehen) und die Integration von hermeneutischer und empiristischer Tradition. Groebens Ansatz führt allerdings in viele altbekannte Schwierigkeiten (psychophysischer Interaktionismus; intersubjektive Prüfbarkeit von Aussagen) und seine Perspektive beschränkt sich auf eine Psychologie ohne biologische Grundlagen, ohne Gehirn und ohne Evolution. Die beabsichtigte Integration zu einer wirklich umfassenden Methodologie der Psychologie fehlt also noch.

Ohne von Triangulation zu sprechen, haben Scheele und Groeben (1988) eine dialog-hermeneutische Legetechnik, ein teilstandardisiertes Interview und eine

externe Beobachtung zur Erhebung subjektiver Theorien kombiniert. Solche multimodalen und multi-strategischen Ansätze können theoretisch fruchtbar sein, stellen jedoch hohe Anforderungen an die Beteiligten.

Generalisierbarkeit

Die Unterscheidung zwischen dem idiographischen und nomothetischen Ansatz erscheint häufig stärker zugespitzt als sie ursprünglich gemeint war. Dennoch bestehen grundsätzliche Kontroversen fort, inwieweit im interpretativen Paradigma vom Einzelnen ausgehend Generalisierungen angestrebt werden sollen und können. Diese Kontroversen verweisen auf wissenschaftstheoretische Positionen, auf unterschiedliche Begriffe von Wissenschaft und tieferliegende philosophische Vorentscheidungen.

Biographien können wie Autobiographien singuläre Darstellungen und Selbstzweck sein. Die Person und ihre Lebenswelt werden einführend geschildert und damit wird ein vertieftes Verständnis gewonnen. Thomae (1968) hat sich sehr eingehend mit den möglichen Erkenntniszielen befasst. Für ihn steht fest, dass sich die *psychologische Biographik* im Unterschied zur geisteswissenschaftlichen Methodik nicht auf den Einzelfall und das Verstehen einer Person beschränkt. Die psychologische Biographik als wichtigste Basis der Persönlichkeitspsychologie versucht typisierende oder verallgemeinernde Schlussfolgerungen zu erreichen. Biographik sei nicht Idiographik. Im Unterschied zur überwiegenden Tradition der Hermeneutik führte die biographische Persönlichkeitsforschung zur systematischen Suche und Klassifikation von allgemeinen Beschreibungseinheiten. In der Praxis geben biographische Informationen häufig ein Bezugssystem für beratende, für diagnostisch-therapeutische Strategien und Entscheidungen. Ohne Generalisierungen und Gültigkeitsprüfungen wäre diese Praxis nicht zu rechtfertigen.

Doch wäre es unzutreffend, die Geisteswissenschaften ausschließlich auf das Verstehen des Singulären festlegen zu wollen. Jede Ordnung von Literatur- und Kunstgattungen, Stilen, historischen Epochen und Entwicklungsphasen enthält in diesen Systematisierungen auch Generalisierungen.

Diese geschichts-, literatur- und kunstwissenschaftliche Typik unterscheidet sich von einer formalen Generalisierung, weil nicht alle Einheiten auf einen Klassenbegriff reduziert werden. Mit dem Begriff des empirischen *Typus* ist meist gemeint, dass ein charakteristisches Merkmalsmuster nicht bei allen Merkmalsträgern identisch vorkommen muss, sondern bei einigen nur unvollständig existiert. Da in der Empirie oft nur unscharfe Mischtypen gefunden werden, hatte Weber (1904) den Begriff des *Idealtypus* eingeführt. Die "idealtypische Rekonstruktion" gibt eine Übersteigerung der wesentlichen Merkmale des Typus und ist für Erkenntniszwecke und Didaktik zweckmäßig. Hier sind ähnliche Absichten wie bei der Bildung von Invarianten durch eidetische Reduktion innerhalb der phänomenologischen Richtung zu sehen.

Typenanalyse

In neuerer Zeit haben Algorithmen und Computerprogramme Wege zur Bestimmung solcher Typen an Datensätzen eröffnet. Dazu gehören die Faktorenanalyse (zur automatischen Typenanalyse siehe bereits Cattell, 1957), die Clusteranalyse und ähnliche Techniken, welche die Ordnung von Merkmalen oder Merkmalsträgern leisten sollen. Mögliche Anwendungen in der biographischen und sozialwissenschaftlichen Forschung wurden u. a. von Bühler (1989), Gerhardt (1991) sowie Rockenbauch und Gerhardt (1993) diskutiert.

Mit *Typenanalyse* sind meist statistische Verfahren gemeint, die in einer heterogenen Grundgesamtheit nach Gruppen untereinander relativ ähnlicher Individuen bzw. Merkmalsträger suchen. Es wird sozusagen nach mehreren Dichtezentren im Raum der Merkmalsverteilung gefahndet: Gibt es Abweichungen von der Annahme einer multivariaten Normalverteilung, die zur Identifikation von einander vielleicht überlappenden, aber unterscheidbaren Untergruppen (fuzzy sets) führen können?

Diese Typenanalyse kann auch durch Inspektion und Sortieren von Material nach der Methode des Hin- und Herschauens ("eye balling") versucht werden. Weiterhin können graphische Darstellungen herangezogen werden. Zur Datenübersicht und Kontrolle sind Streudiagramme (Scatter Plots) allgemein bekannt und sie können auch eine Typenanalyse unterstützen. Die häufig verwendeten statistischen Verfahren zur Typenanalyse und Klassifikation setzen in der Regel eine Intervallskalierung voraus. So verwenden die Faktorenanalyse (Q-Technik) und die verbreiteten Clusteranalysen Korrelations- und Ähnlichkeitskoeffizienten. Für bestimmte Zwecke sind jedoch auch einfache verteilungsfreie Verfahren anwendbar, z. B. Clusteranalysen für nominal- und ordinalskalierte Daten (Bortz, Lienert & Boehnke, 2000; Engel & Wuggening, 1991). Diese statistischen Techniken leisten keine automatisierten Entscheidungen, sondern lassen, zumal verschiedene Algorithmen voneinander abweichende Lösungen bringen werden, einen Interpretationsspielraum. Inwieweit solche "statistisch unterstützte Hermeneutik" akzeptiert wird, muss sich noch zeigen.

Die breiteste Anwendbarkeit haben selbstverständlich jene Verfahren, die nur Nominalskalen voraussetzen. Zumindest die Häufigkeiten der interessierenden Merkmale müssten in jeder Empirie von Inhaltsanalysen und Interpretationen festzustellen sein. Solche Häufigkeiten können in Kontingenztafeln zusammengefasst werden, um Übereinstimmungen und Unterschiede hinsichtlich verschiedener Aspekte zu beschreiben und ggf. gegen eine Zufallserwartung oder gegen früher gefundene Verteilungen zu prüfen. An diesen Kontingenztafeln kann eine Konfigurations-Frequenzanalyse KFA durchgeführt werden (Lienert, 1988). Mit dieser Methode sind die relative Häufigkeit von Merkmalsmustern zu prüfen und Typen (sehr häufige Muster) und Antitypen (sehr seltene Muster) zu bestimmen.

Die Suche nach solchen Konfigurationen ist zweifellos eine der Hauptaufgaben einer interpretativen Methodik. Die KFA ist dafür speziell geeignet, denn es werden dafür noch nicht einmal Größer-Kleiner-Relationen, sondern nur Informationen über Häufigkeiten benötigt. Es gibt jedoch eine Einschränkung anderer Art. Für eine überzeugende Analyse wird ein verhältnismäßig großer Datensatz benötigt. Aber der Grund hierfür ist einzusehen. Wenn keine genauere Skalierung (Messung) möglich ist, müssen die notwendigen Informationen durch einen größeren Untersuchungsumfang gewonnen werden.

In der Methodologie wurde der Begriff der *Familienähnlichkeit* auf die Ähnlichkeit von Merkmalsträgern verallgemeinert. Die *Idee des unscharfen Typenbegriffs* im Unterschied zum Klassenbegriff ist auch unter dem Begriff der "fuzzy sets" in vielen Disziplinen bekannt geworden. Ein *Prototyp* (griech. erstes, hauptsächliches Bild) ist ein herausragendes Muster von Merkmalen (Inbegriff) und deshalb ein Vorbild für Beschreibungen und Zuordnungen.

Einzelfallanalyse

Wichtige methodische Fortschritte sind auch für die Einzelfallanalyse zu verzeichnen. Methodiker und Statistiker haben sich zunehmend um die Auswertung solcher Einzelfälle bemüht. In der Wissenschaftsmethodik gibt es den Begriff der singulären Hypothese, die auch als *idiographische Hypothese*, d. h. für *eine* Person zutreffende Individualhypothese bezeichnet wird. Im empirischen Ansatz werden die Daten eines Individuums ausgewertet, zufallskritisch geprüft und interpretiert. Dies geschieht unabhängig von den Befunden bei anderen Individuen, doch nicht singulär. Durch den Untersuchungsansatz wird bereits unterstellt, dass ein gemeinsamer Bezugsrahmen der Eigenschaftsbegriffe, Skalen und Bedeutungen besteht. Diese Annahmen sind daran zu erkennen, dass nach den Einzelfallanalysen oft eine Aggregation, d. h. eine interpretierende oder auch statistische Zusammenfassung der Einzelbefunde geplant wird. Typische Anwendungsbeispiele innerhalb der Psychologie sind in der Therapieforschung zu finden.

Mit Einzelfallanalyse ist meist die über eine beschreibende Kasuistik hinausgehende Analyse des Datensatzes eines Individuums gemeint. Falls wiederholte Beobachtungen vorliegen, können die Veränderungen untersucht werden, z. B. im Verlauf einer altersabhängigen Entwicklung oder einer Behandlung. Solche auch als *Zeitreihen* bezeichneten Datensätze können mit geeigneten Methoden auch statistisch analysiert werden, um zu prüfen, ob die Veränderungen einer Zufallshypothese widersprechen. Diese Auswertung kann tatsächlich nur am Einzelfall oder in einer geplanten Aggregation über mehrere gleichartig untersuchte Individuen durchgeführt werden.

Für Einzelfallstudien gibt es statistische Tests, die auch für Daten auf Nominal- und Ordinalskalen geeignet sind (u. a. Bortz et al., 2000). Das größere Problem besteht in der Voraussetzung, dass die Untersuchung bzw. Datenerhebung in

gleicher Weise wiederholt werden kann. Diese Bedingung schränkt zwar den Rahmen der Einzelfallforschung ein, doch sind Anwendungsfelder zu sehen, in denen regelmäßige Erhebungen gemacht werden, z. B. wiederholte Interviews oder Behandlungsprotokolle. Je größer die Reaktivität, d. h. der methodenbedingte Anteil an den Veränderungen, desto weniger wird diese Voraussetzung erfüllt sein. Statistische Tests setzen auch voraus, dass die einzelnen Erhebungen unabhängig voneinander sind. Dies steht natürlich im Widerspruch zu dem psychologisch und biologisch begründeten inneren Zusammenhang der Veränderungen. Der statistische Aspekt solcher Abhängigkeiten kann methodisch erfasst und unter bestimmten Voraussetzungen berücksichtigt werden. Die Einzelfallforschung ist in diesem Bereich also höchstens mit Kompromissen möglich. Am Beispiel von Tagebuchdaten haben Ott und Scholz (2001) die Möglichkeiten und Schwierigkeiten solcher Aggregationen diskutiert. Anwendungsorientierte Einführungen in Einzelfall- und Interventionsstudien geben u. a. Brähler und Adler (1996), Julius, Schlosser und Goetze (2000), Kern (1997), Petermann (1989, 1995) und Suen und Ary (1989). Originelle Einzelfallstudien, z. B. über das Leiden als Prozessvariable in einer Psychotherapie (Neudert, Hohage & Grünzig, 1987) oder eine Langzeitstudie über Lebenslauf und Blutdruckverhalten (Maiwald, Geider, Jost & Rogge, 1988) zeigen, welche interessanten Ansätze hier möglich sind. Einzelfallstudien sind jedoch in der klinischen Psychologie weiterhin selten (Perst & Baumann, 1999).

Komparative Kasuistik

Als *komparative Kasuistik* hat Jüttemann (1981) ein Verfahren empfohlen, das auf die Besonderheiten qualitativer Daten Rücksicht nimmt. Es geht um die "Erhebung und Aufbereitung *qualitativer retrospektiver Daten* und vorzugsweise um wenig strukturierte Interviews als Datenquelle" (S. 111). Das Spiralenmodell dieser Strategie entspricht weitgehend dem bekannten induktiv-hypothetisch-deduktiven Verfahren empirischer Wissenschaften mit dem Unterschied, dass einzelfallanalytische Auswertungen im Zentrum stehen. Deswegen bleibt die Komparation dieser Einzelfälle und die abschließende Bearbeitung der methodisch interessanteste Aspekt. Die Analysen werden durch mehrere unabhängige Auswerter vorgenommen, deren Resultate von der Auswertergruppe zusammengetragen und diskutiert werden sollen. Übereinstimmungen werden verwendet, um typische Fälle zu gruppieren, Abweichungen können zu neuen Hypothesen führen. Aufgrund von Ähnlichkeitsurteilen kleine Gruppen bzw. Typen zu bilden, ist an sich ein naheliegendes Verfahren. Wie letztlich die Konvergenz und Divergenz bestimmt und die gewünschten Generalisierungen und Typisierungen methodenkritisch begründet werden, bleibt noch bei den Anwendungsversuchen dieser Strategie in einem größeren Projekt zu klären (Jüttemann, 1990).

Die Rolle der Qualitativen Methodik und Qualitativen Psychologie

Gegenwärtig gibt es eine auffällige Zahl von Büchern, die das Wort "qualitativ" im Titel führen. Diese Mode lässt die psychologische Vermutung aufkommen, dass hier auch die Konnotation von qualitativ als gut (oder sogar besser als anderes) mitschwingt. Selbst bei Autoren, die aus der Psychologie stammen (z. B. Flick, 1996; Mayring, 1997), klingt nicht selten eine Argumentation von Soziologen und Sozialwissenschaftlern an, die in deren Bereich eher berechtigt sein mag. Es ist fast ein Stereotyp. Die qualitative Methodik habe in Deutschland nach wenigen Vorläufern erst in den 70er Jahren, zunächst als Import aus den USA und Frankreich, und dann mit eigenen Diskussionen und Methodenentwicklungen einen Platz erobert.

Die möglichen Missverständnisse in dem Begriffspaar qualitativ – quantitativ wurden bereits ausführlich diskutiert. Mayring (1997), der sich für die Überwindung dieses Gegensatzes aussprach, wählte dennoch den Buchtitel "Qualitative Inhaltsanalyse". Das Stichwort "qualitativ" steht offensichtlich nicht nur für eine verbreitete Überzeugung, sondern auch für fachliche und fachpolitische Kontroversen. Deshalb werden hier einige jener allgemeineren Argumente, vor allem im Hinblick auf die Forschung und Praxis der Psychologie wiedergegeben. Qualitative Psychologie und Sozialwissenschaft werden hier mit dem interpretativen Paradigma und mit der Inhaltsanalyse im weitesten Sinn gleichgesetzt. Die im folgenden geschilderten Eindrücke werden kritische Leser bei vielen dieser Aufsätze, Buchbeiträge und Lehrbücher der qualitativen Psychologie haben.

Eine These ist häufig zu finden: Die qualitativen Verfahren gewinnen eine zunehmende Bedeutung. Sie wurden bisher vernachlässigt oder sie führten ein Dasein im Schatten der herrschenden nomothetischen, behavioristischen und quantitativen Wissenschaftsauffassung. Dieser Wandel ist Ausdruck eines anderen Wissenschaftsverständnisses, das sich nun aus der Kritik an einer eindimensionalen Entwicklung, einem Unbehagen am galileischen Leitbild, d. h. dem Konzept einer Einheitswissenschaft, entwickelt hat.

In diesen stichwortartigen Formulierungen werden die Klischees deutlicher als es vielleicht im ursprünglich Kontext erscheinen mag. Manche Autoren entwickelten ein Gegenprogramm zu dem, was sie als "quantitative" Methodik verstehen. Die Profilierung wird durch Argumente, die z. B. von der Sackgasse einer rein quantitativen Inhaltsanalyse sprechen, verstärkt, so dass auch ein sehr umfassender, überzogener Anspruch deutlich wird.

Eine der sehr allgemein gehaltenen Definitionen lautet: "Der Begriff "qualitative Forschung" ist ein Sammelbegriff für sehr unterschiedliche theoretische, methodologische und methodische Zugänge zur sozialen Wirklichkeit. Qualitative Forschung lässt sich auf verschiedenen Ebenen einerseits als eigenständige Ergänzung, andererseits als Gegensatz, Abgrenzung und besondere Akzentuierung im Verhältnis zur vorwiegend am einheitswissenschaftlichen (d. h. an

den Naturwissenschaften) Paradigma orientierten experimentellen, modelltheoretischen und quantitativen Sozialforschung begreifen.” (von Kardorff, 1991, S. 3, für die Herausgeber des Handbuchs “Qualitative Sozialforschung”).

An Prägnanz gewinnt diese Definition auch im weiteren Verlauf nicht. Die Gegenüberstellung “qualitativ” versus “quantitativ” und “einheitswissenschaftlich” bleibt oberflächlich, weil die Gründe dieses Dualismus kaum diskutiert werden. Eine Auseinandersetzung mit Stegmüllers Argumenten für die *prinzipielle Einheit* der wissenschaftlichen Methodik durch die Verpflichtung auf empirische Prüfung (siehe oben) fehlt. Die fundamentalen und eigentlich sehr einprägsamen *formalen Bedingungen von Wissenschaftlichkeit* werden nicht erwähnt. Weithin ungeklärt bleiben auch die beiden sehr naheliegenden und kritischen Kernfragen an die vorgetragenen Überzeugungen: nach den notwendigen Konventionen zur *Begrenzung subjektiver Willkür von Interpretationen* und die andere Kernfrage nach dem *Beharren auf singulärem Verstehen* oder dem *Fortschreiten zu typisierender Ordnung oder Generalisierung* der Ergebnisse als Ziel empirischer Wissenschaft.

Abgesehen von den oft missverständlichen Aussagen über Quantifizierung gibt es häufig weitere begriffliche Unschärfen, z. B. hinsichtlich der Rolle latenter Bedeutungen und der Gütekriterien der Interpretation. Manche Formulierungen, die sich allgemein gegen Quantifizierung, Generalisierung und konventionelle methodenkritische Prüfungen richten, können manchmal den Eindruck erwecken, es ginge um die grundsätzliche Befreiung von Kontrollen. Das vielzitierte Prinzip der Offenheit qualitativer Forschung (u. a. Flick, et al., 2000; Hoffmann-Riem, 1980) darf nicht als eine Entschuldigung dienen, sich von der mühseligen Arbeit zurückzuziehen, die empirischen Grundlagen schrittweise zu sichern und intersubjektiv überzeugende Begründungen zu suchen.

Auch die historische Perspektive dieser Diskussion ist oft viel zu kurz geraten. Wer behauptet, dass interpretierend-qualitative Methoden in der Psychologie erst heute in zunehmendem Maße beachtet würden, übersieht deren Dominanz über viele Jahrzehnte in der universitären Ausbildung und in der Berufspraxis. Diese These ist anhand von Vorlesungsverzeichnissen und Lehrbüchern bis in die 80er Jahre hinein zu belegen. Hatte nicht das phänomenologisch orientierte Lehrbuch von Lersch über den “Aufbau der Person” die höchsten Auflagen? Hatten nicht die Werke von Klages und Wellek, die Bücher von Freud und Jung eine große Leserschaft in der Fachwelt? Haben nicht Deute- und Interpretationsverfahren sowie die Graphologie in der psychologischen Diagnostik neben den Intelligenz- und Leistungstests lange Zeit dominiert?

Diese Vorgeschichte auszuklammern, aber auch die Grundlagen oder Parallelen heutiger Verfahren in der wesentlich älteren Biographik, Psychoanalyse, Traumdeutung, Graphologie, projektiven Testdiagnostik zu übersehen, wirkt sehr verkürzt und zutiefst unhistorisch – gerade in diesem Bereich.

Auch heute dominieren wohl in der psychologischen Untersuchungspraxis unvermindert das Interview und in bemerkenswert großem Umfang werden die projektiven Verfahren verwendet. Eine relative Zunahme kann wahrscheinlich nur für die Verwendung von normierten Fragebögen behauptet werden. In der Ausbildung zum Diplom-Psychologen fehlen heute jedoch sowohl projektive Verfahren als auch Graphologie. Auch als Forschungsthemen sind sie nicht mehr aktuell.

Die zentrale Frage ist nun, *weshalb* an den Universitäten nach vielen Jahrzehnten Abstand von diesen Theorien und Methoden genommen wurde. War es tatsächlich ein gemeinsamer und vollständiger Wechsel der wissenschaftstheoretischen Überzeugungen oder war es die mangelnde empirische Gültigkeit und deshalb schwindende Überzeugungskraft dieser Verfahren? Diese Reflektion wäre eigentlich von einer "neuen" qualitativen Psychologie zu erwarten; sie steht noch aus.

Viele Publikationen zum interpretativen-qualitativen Ansatz sind als Einführungen verfasst. Auch deswegen fehlen in der Regel ausführliche Berichte über substantielle Forschungsergebnisse oder praktische Anwendungen. Dadurch wirken diese Bücher sehr programmatisch und anspruchsvoll. Sie fordern deshalb zur kritischen Stellungnahme heraus. Die von Methodikern gelegentlich geübte, vielleicht *überkritische Bewertung der qualitativen Verfahren* rührt wohl auch daher, dass die methodischen Kontrollen unterentwickelt sind. Selbst in den wenigen Beiträgen, wo überhaupt Begriffe wie Auswertungs- und Interpretations-Übereinstimmung angesprochen werden, fehlen meist empirische Details. So gut wie nie werden Ergebnisse tatsächlicher Überprüfungen mitgeteilt. Deshalb liegt der Schluss nahe, dass solche Befunde nicht verfügbar sind oder nicht wirklich interessieren.

Eigenständige und neue Verfahren der Geltungsbegründung sind noch kaum hervorgetreten. Begriffe wie Triangulation, kommunikative Validierung oder komparative Kasuistik entsprechen sehr weitgehend altbekannten Prinzipien der Methodenlehre. Weiterführende Ansätze sind vielleicht durch genau geplante Kombinationen verschiedener Auswertungsstrategien zu erhoffen. Deren Fruchtbarkeit müsste jedoch erst in größeren Anwendungsstudien aufgezeigt werden.

Diese Kontroverse um qualitative und quantitative Auswertungen wurde hier referiert, weil sie sich bis heute durch viele Veröffentlichungen zieht. Die Frage der noch erreichbaren Konvergenz und der nicht mehr vertretbaren Divergenz von Verständnissen auf Berelsons "Kontinuum" (siehe oben) ist dagegen in dem "interpretativen" und "qualitativen Paradigma" empirisch nahezu unbearbeitet geblieben.

Anspruch und Leistung

In vielen Büchern zum interpretativen Paradigma in der Psychologie und in den Sozialwissenschaften wird ein hohes Anspruchsniveau vermittelt. Das beste Argument wäre der Ausweis besonderer Fruchtbarkeit, Nutzenanwendung, Über-

zeugungskraft und, dadurch bedingt, Ausbreitung dieser Methodologie. Nun gibt es eine bemerkenswerte Anzahl von Publikationen, aber sie zeichnen sich eher durch illustrierende Beispiele als durch konkrete Ergebnisse der Forschungsarbeit aus. Verbreitet sind Sammelbände, in denen ein Konglomerat von theoretisch-abstrakten Stellungnahmen und kleinen Einblicken in aktuelle Projekte gegeben wird. Auch die Handbücher (Denzin & Lincoln, 2000; Flick et al., 2000; Richardson, 1996) enthalten keine Übersichten über erreichte Resultate und konkrete Anwendungen, sondern überwiegend Programmatik und Problematisierungen. Dieser Eindruck bestätigt sich auch – mit wenigen Ausnahmen – beim Vergleich der beiden Sammelbände (Denzin & Lincoln, 1994 und 2000; Flick et al., 1991 und 2000).

Demgegenüber gibt es auch eine Anzahl herausragender Forschungen. Als Beispiele sind Thomaes außerordentlich umfangreiche biographische Persönlichkeitsforschung oder das internationale SOSTRIS-Projekt und ähnliche große Arbeitsvorhaben in den Sozialwissenschaften zu nennen. Eine faire Einschätzung von Anspruch und Leistung muss zweifellos den notwendigen Aufwand für solche Projekte und deren Auswertung, aber auch für die methodische Ausbildung bedenken.

Anwendung und Ökonomie

Fast alle der in diesem Buch behandelten Interpretationsverfahren sind recht zeitaufwendig. Dies gilt für die älteren Methoden wie die Graphologie und die projektiven Tests sowie für viele der Methoden zur Text- und Inhaltsanalyse. Auch für ein halb-strukturiertes Tiefen-Interview nach Wengraf (2001) werden je nach Aufgabenstellung und Gründlichkeit viele Stunden benötigt, und eine gründliche psychologische Biographik im Sinne Thomaes wird noch wesentlich mehr Zeit beanspruchen.

Für die psychodiagnostische Untersuchung am Freiburger Psychologischen Institut wurden früher zwei Arbeitstage angesetzt. Am ersten Tag: Psychologische Anamnese und Tests mit erster Testauswertung; am zweiten Tag weitere psychologische Tests und vertiefende Exploration sowie der Entwurf eines zusammenfassenden Persönlichkeitsgutachtens. Dieser Aufwand ist nur bei speziellen Fragestellungen, u. a. forensischen und psychologisch-psychiatrischen Begutachtungen vertretbar.

Ein Zeitaufwand in der Größenordnung von Stunden bis zu vielen Stunden oder Tagen für eine genauere Auswertung des Materials wird in der Regel für die heutige psychologische Praxis zu lang oder sogar viel zu lang sein. Deshalb werden die meisten dieser Verfahren nur als Forschungsmethoden in Frage kommen. Diese Aufspaltung zwischen dem Forschungssektor und dem Anwendungsbereich, wo diese Methodik ungeeignet zu sein scheint, muss als problematisch angesehen werden. Inwieweit die Entwicklung von geeigneten Kurzformen

neben detaillierten Langfassungen zweckmäßig ist, wird aber in den Darstellungen dieses Bereichs bisher – mit Ausnahme von Wengraf (2001) – kaum diskutiert. Ohne solche pragmatische Formen für den Alltagsgebrauch ist jedoch ein Transfer in die Praxis nicht wahrscheinlich. Insofern kann auch die Kontroverse über Gegenstandsangemessenheit oder Überlegenheit des interpretativ-qualitativen Paradigmas leicht eine schiefe Sichtweise vermitteln, wenn extrem zeitaufwendige Verfahren mit den pragmatischen Kompromissen der Berufspraxis kontrastiert werden (Flick & Bauer, 2000).

Ohne systematische Ausbildung wird sich eine Methodik oder ein umfassendes interpretatives Paradigma in der wissenschaftlichen Welt und Berufspraxis kaum durchsetzen können. Die Interpretationslehre muss auch gelehrt werden. Diese elementare Voraussetzung ist auch in den neueren Büchern dieses Gebiets kein Thema. Hier ist sogar ein Rückschritt zu verzeichnen. Die inzwischen entfallene testpsychologische oder graphologische Ausbildung war ja zugleich auch ein Training in der allgemeinen Kompetenz zur psychologischen Interpretation.

13 Interpretation: Ausblick auf Forschung, Praxis und Ausbildung

Die Biographik bildet den Schwerpunkt dieses Buches. Die praktische Erhebung und die Interpretation einer Biographie wurden durch autobiographische Übungen vorbereitet. Zu diesem Schwerpunkt gehört eine Einführung in die biographische Persönlichkeitsforschung und Prozessforschung.

An diesen Kern der Biographik wurden weitere Kapitel angefügt. Das Beispiel einer Traumdeutung und der Exkurs zu wichtigen Prinzipien der Interpretation sollten schon zu Beginn deutlich machen, dass Interpretation zweierlei verlangt: *Heuristische Entwicklung und methodenkritische Prüfung von Interpretations-hypothesen*. Die Prinzipien und Strategien der Biographik haben sehr viele Gemeinsamkeiten mit anderen Bereichen und Aufgaben psychologischer Interpretation. Die sich an die Biographik anschließenden Kapitel zur Text- und Inhaltsanalyse, zur Interpretation von psychologischen Tests und zur Interpretation der Handschrift sollten dies belegen. Zugleich können diese z. T. sehr gut ausgearbeiteten Methodiken, wenn von den speziellen Inhalten abstrahiert wird, strategische Einsichten und einige Regeln für eine *allgemeine Interpretationslehre* liefern.

Der Rückblick auf die früher in der Psychologie sehr verbreiteten Deutungsverfahren und diagnostischen Interpretationen kann auch zum Verständnis beitragen, weshalb diese interpretativen Methoden in der diagnostischen Praxis weitgehend aufgegeben wurden. Diese schwierige Vorgeschichte und die Gründe der gewandelten Einstellung sind in der aktuellen Diskussion und in der positiven Bewertung "qualitativer" Psychologie zu wenig reflektiert.

Dieses Buch hat die Absicht, die Kontinuität der Aufgaben und wissenschaftsmethodischen Probleme der psychologischen Interpretation zu zeigen. Aus dieser systematischen Darstellung sind Beiträge zu einer Interpretationslehre und noch bestehende Lücken und Defizite abzuleiten. Mögliche Fortschritte auf dem Wege zu einer allgemeinen Interpretationslehre und ihrer fruchtbaren (heuristischen und methodenkritischen) Anwendung sind unter mehreren Gesichtspunkten zu diskutieren:

- höheres fachliches Anspruchsniveau;
- mehr Praxisbezug und Präzisierung von Assessmentstrategien;
- systematische Methodenstudien zu den Grundlagen;
- Verbindung verschiedener Ansätze in komplementärer Strategie;
- curriculare Änderungen im Diplomstudium für eine bessere Ausbildung.

Im Hinblick auf diese Ziele werden einige der in den Kapiteln dieses Buches ausführlicher geschilderten Überlegungen in Thesen und Schlussfolgerungen zusammengestellt.

Beiträge zur Interpretationslehre

Aussagen und Untersuchungsergebnisse zu interpretieren, ist eine fundamentale Aufgabe in der Forschung und Praxis der Psychologie – wie in den meisten anderen wissenschaftlichen Disziplinen. Eine für diese Zwecke geeignete allgemeine Interpretationslehre und ein Lehrbuch mit geeigneten Anleitungen und Übungen gibt es nicht. Im Curriculum des Diplom-Studiengangs Psychologie ist dieser Bereich der Methodik gegenwärtig stark vernachlässigt.

In der Tradition der Interpretationslehre dominieren, die universelle Hermeneutik und die phänomenologische Orientierung, die sich auf fundamentale philosophische, d. h. ontologische und transzendentalphilosophische Überzeugungen zurückführen lassen. Begriffe wie Verstehen, Sinn, Wahrheit, Geist, Subjekt und Welt haben dort ihren Platz. Diese Begriffe sind jedoch durch ihre Tradition und durch uferlose Kontroversen so belastet, dass sie keinen prägnanten Bezugsrahmen für die Methodologie einer empirischen Disziplin geben können.

Hier wird ein nüchterner Begriff von Interpretation als *Übersetzung und Beziehungsstiftung* bevorzugt.

Interpretation ist Übersetzung und dadurch ein Herstellen von Beziehungen/Zusammenhängen zwischen sprachlichen Aussagen oder zwischen sprachlichen Aussagen und Phänomenen, d. h. Erfahrungen oder Sachverhalten.

Der Interpretationsprozess hat zwei wesentliche Anteile: *Heuristik* und *methodenkritische Prüfung* der Übersetzungen.

Interpretation wird dem Begriff *Hermeneutik* vorgezogen, denn Hermeneutik haftet immer noch der oft nur unterschwellige Beiklang an, dass es auf die Auslegung und das verbindliche Sinn-Verstehen der göttlichen Offenbarung oder einer tiefen philosophischen Wahrheit oder der *eigentlichen* Absicht des Autors ankäme.

Von qualitativer Methodik zu sprechen, wäre sehr missverständlich, weil damit ein untergeordneter Aspekt der Auswertungsverfahren überbetont würde. Auch Zahlen müssen interpretiert werden. Außerdem hat "qualitativ" den unpassenden Beiklang, etwas besseres zu sein als andere Verfahren.

Die Tradition der theologischen und geisteswissenschaftlichen Hermeneutik und die phänomenologisch orientierten Ansätze sind weiterhin in einigen Aspekten und Begriffen der allgemeinen Interpretationslehre gegenwärtig.

Für Interpretationen lassen sich einige grundlegende Prinzipien und wichtige Strategien angeben und darüber hinaus in speziellen Verfahren bestimmte Regeln und umfangreiche Regelsysteme aufzeigen.

Texte und andere Materialien sind grundsätzlich mehrdeutig und wegen der Vielfalt von Kontexten und Konnotationen in ihren möglichen Bedeutungen unerschöpflich.

Die *Verständigung* beruht auf der Zugehörigkeit zu einem soziokulturellen System und einer biologischen Spezies. In dieser Lebenswelt sind viele, aber nicht alle Inhalte und Bedeutungen sprachlich tradiert und in der individuellen Entwicklung vermittelt worden. Dies schafft viele Gemeinsamkeiten, aber auch Grenzen der Interpretationen, die nicht für alle Kontexte, Personen, Bildungsgruppen, Altersgruppen, Sprachgruppen und andere (Sub-) Populationen gleichermaßen überzeugend sein können.

Heuristik und methodenkritische Prüfung sind sehr allgemeine Beschreibungen des Interpretationsprozesses. Mit den Konzepten Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz kann der *Prozess der Interpretation operational genauer gekennzeichnet* werden. Hier werden sich zahlreiche weitere Fragen anschließen. Die Bildung und Prüfung der Interpretationshypothesen und vor allem die Bestätigungsversuche folgen mehr oder minder ausgearbeiteten Konventionen und Regeln. Für die Interpretationskonventionen sind der Interpret, aber auch eine gedachte oder tatsächliche Interpretationsgemeinschaft zuständig. In der Berufstätigkeit der Psychologen gehört noch ein weiterer Kontext hinzu, der in der Regel Einschränkungen zur Folge haben wird. Die betroffenen Personen werden von den Interpretationsergebnissen ein hohes Maß an fachlicher Qualität, an Überzeugungskraft, an berufsethischer Korrektheit erwarten. Dies macht die Sonderstellung der Interpretationsmethodik in der praktischen Psychologie im Vergleich zu den anderen Fächern aus.

Beiträge zur allgemeinen Interpretationslehre

Von einer *Allgemeinen Interpretationslehre* ist eine Systematik von Prinzipien, Strategien und Regelsystemen zu erwarten. Diese allgemeine Interpretationslehre kann zwar in wichtigen Teilen dargestellt werden, doch sind wesentliche Fragen nach den wissenschaftsmethodischen Grundlagen und nach methodischen Güte Merkmalen weiterhin ungeklärt bzw. kontrovers.

Unter den Gesichtspunkten der Interpretationstiefe und der Interpretationsdivergenz ist insbesondere nach den Möglichkeiten und Grenzen einer Verallgemeinerung aus Einzelfällen zu fragen.

Die allgemeine Interpretationslehre im Fach Psychologie wird sich in vieler Hinsicht mit der Interpretationslehre aus sozialwissenschaftlicher Sicht überlappen. In der Psychologie kann diese Methodenlehre jedoch reichhaltiger und praktischer sein, denn es existiert ein größeres Inventar möglicher Strategien und Operationalisierungen. Außerdem sind geeignete Methoden zur psychologischen

Analyse von Interpretationsprozessen und Gültigkeitsansprüchen vorhanden. Auch unter dieser Perspektive besteht eine Sonderstellung der Psychologie im Vergleich zur Soziologie, Ethnologie sowie zu den Literatur- und Kunstwissenschaften.

Die Interpretation des mehrdeutigen Textes kann von den häufigen, gewöhnlichen, naheliegenden Bedeutungen zu seltenen, ungewöhnlichen oder erst zu erschließenden Bedeutungen vordringen.

Die Anzahl und die Vielfalt der möglichen Schritte kennzeichnen die Tiefe eines Textes.

Der Interpret bzw. die Interpretationsgemeinschaft entscheiden, welche Interpretationstiefe sie als zweckmäßig, ausreichend oder erschöpfend ansehen wollen.

Mit zunehmender Interpretationstiefe wird in der Regel die inhaltliche Divergenz von unabhängig gegebenen Interpretationen zunehmen und deren breite Überzeugungskraft abnehmen.

Divergenz, Konvergenz und Überzeugungskraft sind nicht allgemeingültig zu bestimmen, sondern nur aus den Beurteilungen einer Bezugsgruppe abzuleiten.

Die Interpreten haben einen Entscheidungsspielraum, in dem sie zwischen möglicher Tiefe und gewünschter Konvergenz und Überzeugungskraft abwägen können.

Die Einstellung zu diesem Dilemma von Interpretationstiefe und zunehmender Interpretationsdivergenz wird vom Zweck und Risiko einer Interpretation und der Verantwortung der Interpreten abhängen. Zur psychologischen Praxis gehören auch die kritische Evaluation der Ergebnisse bzw. die methodische Qualitätskontrolle.

In den Interpretationsgemeinschaften können Konventionen festgelegt werden, und deren Einhaltung kann durch geeignete Analyse der Übereinstimmung und Wiederholbarkeit geprüft und trainiert werden.

Die Überzeugungskraft einer Interpretation zeigt sich:

- in der Zustimmung der Interpretationsgemeinschaft,
- in der Reaktion des Autors, Untersuchten, Patienten,
- in der Übereinstimmung mit empirischen Kriterien,
- im praktischen psychologischen Nutzen der Anwendung.

Der Geltungsanspruch der psychologischen Interpretationen und die relative Annäherung an die Gütekriterien sind empirisch zu evaluieren.

Defizite

Es gibt unter dem Titel der “qualitativen Methoden” kaum Untersuchungen zur kritischen Evaluation interpretativer Verfahrensweisen. Dies wäre empirisch durchaus möglich und für eine Verbesserung von Regeln bzw. für die Lehr- und Lernbarkeit – wie in der Entwicklung der Testdiagnostik — geboten. Die tatsächliche Divergenz oder Konvergenz verschiedener Interpreten und die Bedingungen solcher Unterschiede scheinen kaum zu interessieren. Die *Qualitätskontrolle der “qualitativen” Verfahren ist aber unverzichtbar*. Über die lange Diskussion und Forschung zu den Gültigkeitsproblemen der psychologischen Diagnostik kann auch von Sozialwissenschaftlern nicht einfach hinweggesehen werden.

Die Interpretationsgemeinschaft als eine mögliche Instanz zur Entwicklung von konvergenten Interpretationen spielt in der Fachliteratur kaum eine Rolle. Es scheint trotz der langen Vorgeschichte, u. a. in der Psychoanalyse und in der testpsychologischen Ausbildung, aktuell keine speziellen Methodenstudien zu dieser Fragestellung zu geben. Eigentlich liegt es sehr nahe, die Interpretationstiefe und die Interpretationsdivergenz im Gruppenprozess und in der Rückbindung von Interpreten, Interpretationsgemeinschaft und Autoren zu untersuchen.

Der Mangel an empirisch-kritischer Evaluation mit den dafür vorhandenen und angemessenen Verfahren ist auffällig. Es scheinen keine systematisch vergleichenden Untersuchungsansätze so wie in anderen Bereichen der Psychologie zu existieren, um die Überzeugungskraft dieser biographischen und interpretativen Methodik zu erkunden, zu sichern und zu verbessern. In den methodisch-programmatischen Ausführungen und in den Sachregistern der meisten Publikationen dieses Bereichs kommen bestimmte Stichwörter nur selten vor: Fehler, Fehlertheorie, Irrtum, falsche Deutung, Grenzen des Verstehens, Missverständnis, Spekulation, Verhinderung von Willkür. Es ist kaum vorzustellen, dass den Autoren solche Phänomene in ihrer eigenen Praxis nicht begegnet sind.

Im amerikanischen Handbuch (Denzin & Lincoln, 2000) kommen nicht oder nur am Rande vor: Freud, Murray, Thomae, Wengraf; biography, idiographic, reliability (error, artifact), understanding, validity, dagegen sehr häufig gender, narratives, postmodernism, reflexivity und subjectivity. Das deutsche Handbuch offenbart im Sachregister ähnliche systematische Lücken.

Noch eine zweite Lücke ist unübersehbar: Die hier erscheinende relative Abgeschlossenheit gegenüber anderen Entwicklungen in der Psychologie äußert sich teilweise auch in einer auffälligen Zurückhaltung, wichtige theoretische Konzepte der neueren psychologischen Forschung aufzunehmen. Diese Konzepte könnten eine theoretische Weiterentwicklung fördern, sie haben natürlich auch das Potential, eine kritische Auseinandersetzung und Grundlagenkritik eines sich zu eng definierenden interpretativen Paradigmas zu provozieren.

Solche Konzepte betreffen u. a.: differentielle Effekte und Fehlerquellen der Personwahrnehmung und Eindrucksbildung, Formen der Informationsverar-

beitung in Schemata, in Urteilsheuristiken und in Attributionsprozessen, Verzerrungseffekte im autobiographischen Gedächtnis, Mängel der Introspektionsfähigkeit, Grenzen des Verstehens, und die schwer einzuschätzenden Effekte der Selbstdarstellung.

Der Praxisbezug von vielen der neueren Publikationen zur "qualitativen" Methodik scheint nur gering zu sein. Es werden oft die Forschungsprojekte geschildert, programmatische Hinweise gegeben, aber verhältnismäßig wenig konkrete Ergebnisse referiert. Zweifellos existiert eine Anzahl origineller Forschungsergebnisse zur Biographik und Persönlichkeitsentwicklung, auch differenziell in verschiedenen Berufs- und Altersgruppen, sowie über die biographischen Auswirkungen von chronischer Krankheit oder extremen Lebensereignissen und Schicksalen. Überwiegend werden jedoch einzelne Lebensläufe oder als charakteristisch angesehene Kleingruppen dargestellt. Die mögliche Typisierung und Generalisierung werden selten genauer diskutiert oder genauer untersucht. Über solche Projekte hinausgehende Konsequenzen und tatsächliche Anwendungen in bestimmten Praxisfeldern sind noch seltener.

Der richtige Weg der psychologischen Empirie

Wahrscheinlich ist es in hohem Maße typisch, dass es in der Psychologie *kontinuierliche Auseinandersetzungen über den "richtigen" Weg* gibt. Als Beispiele nur aus dem deutschen Bereich sind zu nennen: Th. Herrmann (1976), Groeben (1986), Grawe et al. (1991), von Kardorff (1991) und Mayring (1996, 1997). Es scheinen sich psychologiegeschichtlich wiederkehrende Antagonismen abzuzeichnen: Psychologie mit intentionalen (personalen) gegenüber Psychologie mit nicht-intentionalen (neuro-behavioralen) Erklärungsversuchen. Beide Ansätze scheinen sich in Kritik und Antikritik dialektisch zu bedingen (Th. Herrmann, 1987). Dies gilt auch für das ähnliche Begriffspaar Idiographik und Nomothetik. So gibt es eine lange Tradition, mit einem Zyklus von wissenschaftstheoretischen Orientierungen, Wiederholungen, Umwertungen, Wandel, Wenden und Wiederentdeckungen. Statt solcher Dualismen wird nur eine komplementäre Auffassung der Vielfalt von Aufgaben und Methoden gerecht werden können.

Da keine empirischen Umfrageergebnisse existieren, ist es völlig offen, wie sich die Einstellungen tatsächlich verteilen. Die Auffassungen der publizistisch tätigen Psychologen sind sicher nicht repräsentativ. Hat vielleicht das "interpretativ-qualitative Paradigma" in der beruflichen Praxis immer dominiert?

Seit einiger Zeit wird von einer biographischen Mode gesprochen, obwohl es sich vielleicht nur um Aufmerksamkeitsschwankungen des fachlichen Bewusstseins handelt. Hinsichtlich der Publikationen mit dem Wort "qualitativ" im Titel trifft dieser Eindruck eher zu.

Psychologiegeschichtlich hat es gerade in der deutschsprachigen Psychologie in der Forschung und Praxis immer sehr heterogene Traditionen und Methoden-

bekanntnisse gegeben. So ist auch in den zurückliegenden Jahrzehnten zweifellos ein buntes Spektrum von biographischen Methoden, tiefenpsychologischen Interviews und charakterkundlichen Explorationen, von projektiven Tests und von Ausdrucks-, Schrift- und Test-Deutungen praktiziert worden. Es war an manchen Universitäten eher ein "zu viel". Nach einer breiten Auseinandersetzung über diese Verfahrensgruppe verschwanden viele dieser diagnostischen und interpretativen Verfahren, welche vor 30 oder 40 Jahren in Deutschland noch zum Pflichtstudium an vielen Instituten gehörten. Maßgeblich waren nicht allein die Zweifel an der Gültigkeit und am praktischen Nutzen, sondern auch der große Zeitaufwand für solche Verfahren.

Die häufig genannten Gütekriterien einer Methodik, Adäquatheit (Operationalisierungsgüte), Validität, Zuverlässigkeit, Standardisierung durch Manuale, Vorliegen von Vergleichsdaten, sind nicht etwa nur Gütekriterien *psychologischer Tests* oder bestimmter Messmethoden. Sie sind als allgemeine Prinzipien der Wissenschaftlichkeit im Praxisfeld zu postulieren. Allerdings müssen die Verfahren und Konventionen so modifiziert oder weiterentwickelt sein, dass sie in einem bestimmten Arbeitsbereich überzeugen können.

Ein Teil der Strömung zur "qualitativen" Psychologie ist wohl so zu verstehen, dass wegen des Fortfalls der gründlichen Interpretationsschulung im Diplommstudiengang nun in speziellen Projekten autodidaktisch und z. T. offensichtlich mit viel Begeisterung eine als adäquat angesehene Methodik erarbeitet wird. Allerdings scheint eine Verbindung mit der breiten Methodenlehre der Psychologie bisher erst selten zu gelingen. Der Schwierigkeitsgrad ist zweifellos hoch. Auch in dem langen Forschungsprogramm Thomaes ist die erstrebte Generalisierung von Beschreibungseinheiten und Typisierungen auf empirisch-induktivem Weg und mit statistischen Sicherungen noch nicht in breiter und systematischer Weise gelungen.

Ausbildung

Psychologische Interpretation ist lehrbar und sie ist lernbar. Zu diesem Zweck werden anschauliche Beispiele benötigt, die zur Interpretation und zur Diskussion methodischer Einwände anregen. Da viele wichtige Hinweise auf Prinzipien und Strategien nur sehr verstreut zu finden sind oder z. T. fast vergessen zu sein scheinen, kann eine systematische Darstellung nützlich sein. Vielleicht ist es geradezu ein Kennzeichen für die gegenwärtige Verfassung dieses Gebiets, dass es zwar viele programmatische Schriften und Projekte, aber kein Lehrbuch dieser Methodik wie über andere Gebiete der Methodenlehre gibt.

In der Psychologie ist die Ausbildung im Diplom-Studiengang weitgehend normiert, doch lässt die bundeseinheitliche Rahmenprüfungsordnung noch etwas Raum für Akzente. Dies gilt auch für den Bereich "Methodenlehre der Psychologie" im Grundstudium. Zwischen den Instituten gibt es hier deutliche Unter-

schiede, welche auch die Ausbildung in interpretativer Methodik betreffen. Das Freiburger Curriculum sieht gegenwärtig vor:

Bausteine des Fachs Methodenlehre der Psychologie in den vier Semestern des Grundstudiums am Psychologischen Institut der Universität Freiburg

1. Semester

Empiriepraktikum I Einführung in Methoden wie Selbstbeobachtung, Interview, Verhaltensbeobachtung, Inhaltsanalyse, Fragebogen und Tests mit kleinen Übungen und Hausarbeiten;

Statistik I (mit zwei begleitenden Tutoraten für Statistik und für SPSS-Anwendung);

Vorlesung Geschichte, Berufsethik und Wissenschaftstheorie der Psychologie I (mit Colloquium).

2. Semester

Empiriepraktikum II Feldstudie und computer-unterstütztes Experiment (mit tutorieller Unterstützung);

Statistik II (mit zwei begleitenden Tutoraten für Statistik und für SPSS-Anwendung);

Übung zur Versuchsplanung;

Vorlesung Geschichte, Berufsethik und Wissenschaftstheorie der Psychologie II (mit Colloquium);

Übung zur Biographik oder Übung zur Inhaltsanalyse.

3. Semester

Empiriepraktikum III Selbständige empirische, in der Regel experimentelle Untersuchung (Literaturreferat, Planungsreferat).

4. Semester

Empiriepraktikum IV Durchführung und Ergebnisreferat über die durchgeführte Untersuchung.

Praktika II bis IV in Gruppen zu drei Studierenden. Pflichtscheine in den vier Praktika und zwei Statistik-Übungen. Dreistündige Klausur im Fach Methodenlehre in der Diplom-Vorprüfung.

Im Vergleich zum Studienplan vor 40 Jahren haben sich die Gewichte verlagert. Die Lehrveranstaltungen zum Training der Interpretation psychologischer Tests wurden sehr reduziert zugunsten der stark ausgebauten Empiriepraktika. Der

Zeitaufwand für Statistik ist in etwa geblieben, jedoch durch die Tutorate erhöht. Die Übung Biographik ermöglicht zwar einen Wahl-Pflicht-Schein, wird aber nur von ca. 20 Prozent eines Jahrgangs besucht. Die Übung "Inhaltsanalyse" wurde wegen mangelnder Teilnahme nur sehr selten im Grundstudium angeboten. Die Teilnahmemotivation hat sicher viele Gründe. Falls die beiden Übungen als Alternative zur Statistik angeboten würden, könnte sich das Bild grundlegend ändern.

Im zweiten Teil des Studiums gibt es neben einer Pflichtveranstaltung über psychologische Diagnostik (vor allem in der klinischen Psychologie und im A & O-Bereich) eine ergänzende zweistündige Lehrveranstaltung über Erzähltechniken oder narratives Interview (Wahl-Pflicht-Schein für "Evaluation und Forschungsmethodik").

Überlegungen zum Curriculum

Die Teilnahme an einer Übung "Biographik" oder einer Übung "Inhaltsanalyse" im Grundstudium von allen zu verlangen, würde zu einer besseren Ausbildung führen. Eine Abwahl oder eine starke Reduktion der Ausbildung in Versuchsplanung und statistischen Methoden kann nicht ernsthaft vertreten werden, falls nicht auf einen großen Teil der anderen Methodenkompetenz der Psychologie verzichtet werden soll. Ebenso wenig ist eine Aufspaltung zwischen *Statistik* und *Interpretation* vertretbar. Sie würde gerade der gewünschten Verbindung beider Bereiche und der Vorstellung einer Basiskompetenz für die *komplementäre Anwendung beider Methodiken* widersprechen.

Nicht ausgeschlossen wäre die stärkere Einbindung der Interpretationsmethodik in die Empiriepraktika, doch müsste dann mehr Zeit eingeräumt werden. Die stärkere Integration der statistischen Methodik ist hier nicht nur aus didaktischen, sondern auch aus motivationalen Gründen oft versucht worden. Curriculare Überlegungen dieser Art hängen auch mit dem Interesse und der Ausbildung der Dozenten zusammen. Wegen der zunehmenden Spezialisierung der Arbeitsgebiete wird es wahrscheinlich schwieriger werden, eine breite Orientierung und Kompetenz in dem Pluralismus der Methodenlehre zu finden.

Die Übung in interpretativer Methodik und die Einführung in die allgemeine Interpretationslehre bereits im Grundstudium werden hier als ein wichtiges Ausbildungsziel postuliert. Dazu gehören auch die Förderung des fachlichen Interesses an (Auto-) Biographien und Inhaltsanalysen, an dem intellektuellen Spaß am Deuten, Enträtseln, Konstruieren von Interpretationshypothesen. Wesentliche Bestandteile sind die notwendige methodische Anleitung, das Training und die Kontrolle in einer Interpretationsgemeinschaft. Zumindest einige dieser Ziele sind bereits durch ein oder zwei Übungen im Grundstudium zu erreichen.

Nützliche Schritte in diese Richtung können neue Lehrbücher sein, die ein Programm der allgemeinen Interpretationslehre mit einführenden Beispielen geben. In Teamarbeit müsste ein didaktisch gut ausgearbeiteter Studententext, auch mit

audiovisuellem Material für eine Kasuistik, mit Software für computer-unterstützte Textanalyse und geeigneten Programmen (für Reliabilitätsanalysen, Typenanalysen u. a.) auf einer CD-ROM, entwickelt werden.

Ausblick

Die weitere Entwicklung ist weder in curricularer Hinsicht noch in den Forschungsprogrammen abzusehen. Offensichtlich gibt es, wie im Internet zu sehen ist, eine große Zahl engagierter Psychologen und Sozialwissenschaftler, die sich zu den “qualitativen” Methoden hingezogen fühlen. Wie es weitergehen wird, wenn nicht nur viele der älteren Verfahren wiederentdeckt werden, sondern auch deren Erblast an überdauernden Methodenproblemen, wird sich zeigen. Die folgenden Ausblicke sind nicht als Prognosen, sondern nur als mögliche Entwicklungslinien gemeint.

- Die anspruchsvollere psychologische Biographik wird nur dann in der Praxis eine breitere Anwendung finden, wenn sie zu einer biographischen Interviewmethodik mit speziellen Assessmentstrategien ausgearbeitet und trainiert werden kann (z. B. zur Personalauswahl, Entwicklungsberatung, Therapieplanung).
- Projektive Verfahren wie der Rorschach-Test und die Graphologie sind nicht dauerhaft wieder einzuführen. Eher werden thematisch angelegte Verfahren wie der TAT und der Scenotest für spezielle Aufgaben nützlich sein können.
- Die Methodik des psychologischen Interviews kann ein höheres methodisches Anspruchsniveau erreichen, wenn sie in einer Kombination von narrativen und explorativen Anteilen durchgeführt, im voraus geplant und systematisch ausgewertet wird. Wengrafs (2001) halb-strukturiertes Tiefeninterview kann hier ein Vorbild sein – zumindest in der fachlichen Diskussion.
- Einige Forschungsvorhaben der “qualitativen” Sozialwissenschaften und Psychologie machen noch den Eindruck großer Praxisferne, und es fällt manchmal schwer, die Möglichkeit eines Transfers auf Praxisfelder zu erkennen.
- In Forschungsprojekten werden solche Methoden dann ergiebig werden, wenn der methodologische Sprung von der Einzelfall-Darstellung zur Typisierung geleistet werden kann. Dies geht nicht ohne statistische Verfahren. Kontingenzen, Konfigurationen und Verlaufsmuster können abgeleitet werden, ohne Intervallskalen postulieren zu müssen. Allerdings wird ein ungleich höherer empirischer Aufwand notwendig sein als bisher in den allermeisten Projekten geleistet wurde. Auf andere Weise sind aussagefähige

und überzeugende Typisierungen und Verallgemeinerungen nicht zu gewinnen.

- Aus diesen Überlegungen folgt ein nachdrückliches Plädoyer für die Verbindung von interpretativen Strategien und statistischen Verfahren in komplementärer Weise. Dazu gehören auch eine Aufwertung, Verbesserung und breitere Nutzung der computer-unterstützten Textanalyse sowie vergleichende Methodenstudien.
- Die Entwicklung des interpretativen Paradigmas und der allgemeinen Interpretationslehre verlangen über eine Sichtung des bisherigen Standes hinaus grundlegende Methodenstudien zu wissenschaftsmethodischen Fragen und Kontroversen. Stichworte sind hier Interpretationstiefe, Interpretationsdivergenz und Interpretationskonvergenz, Interpretationsgemeinschaft, Assessmentstrategien.
- Dabei wird das Dilemma von Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz nur in Bezug auf ein praktisches Problem mit objektiven Konsequenzen realistisch zu beurteilen sein, weil die Rahmenbedingungen, der Entscheidungsnutzen und das Risiko fehlgeleiteter Entscheidungen in eine rationale Evaluation einbezogen werden müssen.
- Qualitätskontrollen der interpretativen Methodik sind auch unterhalb solcher vertieften Untersuchungen möglich und unerlässlich.
- Die Entwicklung des interpretativen Paradigmas in der empirischen Psychologie hängt von der Bereitschaft und Kompetenz ab, wichtige und spannende Aufgaben der angewandten Forschung aufzunehmen. Dazu gehört u. a. die Prozessforschung in der Persönlichkeitspsychologie und klinischen Psychologie, z. B. als Symptom-Kontext-Analyse mit diagnostischen, ätiologischen und therapiestrategischen Fragen.
- Wichtig ist eine bessere fachliche Ausbildung, um die psychologische Interpretation von Biographien, Texten und Tests zu lernen.

Anhang

1 Biographie Frau D., 35 Jahre

Erhebungsbedingungen

Vor dem Interview habe ich mit Frau D. nur ein Mal für etwa eine halbe Stunde gesprochen. Bei telefonischer Nachfrage und kurzer Erklärung um was es geht, war Frau D. sofort bereit, mir als Interviewpartnerin zur Verfügung zu stehen. Wir trafen uns in ihrer Wohnung und sprachen ungefähr fünf Stunden miteinander. Unsere Unterhaltung wurde von einem Rekorder aufgenommen und fand im Wohnzimmer statt, wobei wir gemeinsam auf einem Sofa saßen. Während des Gesprächs hielt ich schriftlich die Punkte fest, die ich später klären wollte.

Frau D. wirkt sympathisch, offen und interessiert; während des Gesprächs konzentriert sie sich auf ihre Erzählung, die flüssig ist. Gezielte Fragen beantwortet sie nach kurzen Denkpausen ausführlich, ohne abzuschweifen. Sie hält fast immer direkten Blickkontakt. Ihre Körperhaltung ist entspannt, die Gestik zurückhaltend, die Mimik vielseitig, die Stimme ist gleichbleibend ruhig, ohne monoton zu sein.

In den ersten 90 Minuten erzählt D. frei, im Anschluss daran stellte ich vertiefende Fragen zu den mir wichtig erschienenen Punkten. Nach weiteren 120 Minuten verändert sich unsere Gesprächssituation durch die Anwesenheit des Ehemannes. D. und ich einigen uns darauf, uns zum Thema "Männer" ein weiteres Mal zu treffen. Die Weiterführung des Interviews zu anderen Themen war an diesem Abend dennoch möglich. Die Anwesenheit des Ehemannes schien D. während der weiteren Unterhaltung zu ignorieren.

In einem weiteren Gespräch, etwa zwei Wochen später, versuchten wir, die noch offenen Fragen zu klären. Nachfolgend habe ich unsere Gespräche zusammengefasst. Verbatim Wiedergabe erscheint ("..."); Auslassungen (...)

Biographie

"Ich erinnere mich, ich bin nicht einmal ein Jahr, ich liege in der Wiege, ich fühle mich allein, da ist Kühle, Kälte"

D. wird 1962 in einem kleinen südbadischen Dorf als drittes von vier Kindern geboren. Der fünf Jahre ältere Bruder ist der 'Erstgeborene', die Schwestern sind zwei Jahre älter bzw. vier Jahre jünger. Der in Baden geborene Vater ist Handwerker, die aus Magdeburg stammende Mutter ist Arbeiterin. Beide sind vollzeitig in der selben Firma beschäftigt. Sie bewohnen ein Haus mit großem Nutzgarten, die Großeltern leben im selben Dorf. Die Familie nimmt am dörflichen Leben teil und wird akzeptiert. Obwohl der christliche Glaube

im Alltag keine Rolle spielt, werden die Kinder zum sonntäglichen Kirchengang gezwungen. D. besucht nur ungern den Kindergarten, dort findet eine autoritäre Erziehung statt, ständige Sanktionen und Prügelstrafen sind normal. Trägt D. Klagen nach Hause, findet sie bei ihren Eltern keinen Rückhalt "bist ja frech genug".

An die Grundschulzeit hat D. keine schönen Erinnerungen. Ihre sprachlichen Schulleistungen sind schlecht, auch hier findet D. keine Unterstützung im Elternhaus. "Du bist halt blöd".

Die wenigen Umarmungen der Eltern sind "so hart", Küsschen werden von ihnen als "ekelig" empfunden.

Vor allem die älteren Mädchen müssen schon früh Arbeiten übernehmen, Raum zum Spielen bleibt kaum. "Nach der Schule standen da 3 Körbe mit Bohnen, die mussten bis zum Abend gezupft, gekocht, verpackt und eingefroren werden." Der Bruder besucht das Gymnasium, er wird von den häuslichen Pflichten verschont. Für die Kinder gibt es wenig Verständnis, viele Regeln, häufig Prügelstrafe, vor allem von der Mutter. "Meine Mutter hat, glaube ich, kein Kind liebgehabt,...vielleicht meinen Bruder, der war gescheit, kannte sich aus."

Eine schöne Kindheitserinnerung an ihre Mutter hat D. im Alter von 3 1/2 Jahren: Ihre Mutter ist krank und liegt im Bett. D. darf zu ihr unter die Decke kriechen "es war schön, meine Mutter nur für mich zu haben". Der Vater hält sich zurück, er will nur seine Ruhe haben. Sind die Kinder mit ihm allein zu Hause, gibt es keine Schranken, es wird "auch mal gelacht".

Das Verhältnis der Geschwister untereinander ist "lieblos..., die autoritären Strukturen (der elterlichen Erziehung) ... finden sich hier wieder."

Während der Realschulzeit verliebt sie sich immer mal wieder, Treffen mit befreundeten Jungen werden vor den Eltern verheimlicht. Nach Abschluss der Schule ist D. orientierungslos. Auf Druck der Eltern beginnt sie eine kaufmännische Ausbildung in dem Betrieb, in dem auch ihre Eltern arbeiten.

Sie lernt einen acht Jahre älteren Philosophiestudenten kennen, ihre erste richtige und intime Beziehung "man las ja in der Bravo, dass das so sein muss". Durch ihn wird sie an Literatur herangeführt, entwickelt sich zu einer lesebegeisterten Frau. Die Eltern nehmen den Freund nicht ernst, heimliche Treffen werden durch den Bruder, der vorübergehend aus dem Elternhaus ausgezogen ist, gedeckt. Von der älteren Schwester wird sie oft heimlich verfolgt und "verpiffen". D. sieht darin die ihr bekannte Rivalität um die Gunst der Mutter bestätigt.

Nach zwei unbefriedigenden Jahren Berufserfahrung beschließt D. gegen den Willen ihrer Eltern, das Abitur nachzumachen. "Ich kann was! Und das wollte ich ihnen beweisen". Sie muss zu Hause ausziehen, da ihre Eltern nicht dulden, dass sie nicht mehr arbeiten will. "Für meine Eltern war es wichtig, dass die Mädchen eine Lehre machen und den Führerschein, danach fühlten

sie sich nicht mehr für uns verantwortlich." In den nächsten drei Jahren lebt sie von Ersparnissen und BAFöG. In der letzten Klasse entwickelt sich bei ihr der Wunsch Sozialpädagogik zu studieren. Andererseits möchte sie finanziell unabhängig sein und bewirbt sich bei der Lufthansa, wo sie in den nächsten 9 Jahren arbeitet. Sie zieht nach und mag zu Beginn ihre Arbeit gerne. "Ich kann was, ich bin wer und kann es auch nach außen zeigen." Im Laufe ihrer Tätigkeit bekommt sie Schlafprobleme, Durchschlafstörungen, die sie als 'normal' hinnimmt. Sie lernt als Flugbegleiterin sehr viele Menschen kennen. Festen Kontakt hat D. zu einem Freund aus der Lehrzeit und zu einer Freundin aus der Abitursklasse. Auch mit ihrer älteren Schwester versteht sie sich lange Zeit gut (bis diese ihre Psychoanalyse abbricht und damit auch die Nähe zu D.). Enge Kontakte zu Kollegen sind wegen der unterschiedlichen Flugpläne kaum möglich, was D. sehr bedauert. Ihre Freizeit verbringt sie mit den gerade verfügbaren Mitarbeitern. Während der Flugreisen empfindet sie oft ein Einsamkeits- und Verlassenheitsgefühl. Phasenweise überlegt sie, dass diese Flugreisen nicht das Richtige sind, aber sie verfolgt diese Gedanken nicht weiter.

Die Eltern besucht D. nur selten. Über Krankheiten wird nicht gesprochen; von der Gallenoperation der Mutter und den drei Herzinfarkten des Vaters erfährt D. erst im Nachhinein etwas.

1985 lernt D. ihren ersten Mann kennen, der die Arbeit seiner Frau sehr bewundert. "Für ihn war es das Größte, das ich fliege!" 1991 erkrankt er, für beide unfassbar, an akuter Leukämie "Er war immer sehr gesund und so sportlich". Für D. ist die Erkrankung in vielerlei Hinsicht als besonders traumatisch in Erinnerung geblieben. In den ersten Monaten will ihr Mann, dass Freunde nichts über die Krankheit erfahren. D. fühlt sich lange an ihr Versprechen gebunden, doch kann sie die Isolation nicht ertragen. "Ich hatte plötzlich das Bedürfnis, ja Sehnsucht nach meiner Mutter". Doch auch auf ihre Bitten hin, hat die Mutter sie in dieser Zeit nie besucht.

Schließlich gibt ihr Mann nach, die Unterstützung durch Freunde und Kollegen ist hilfreich. Durch eine sie begleitende Therapie (Krisenintervention) hat D. "ganz viel Kraft geschöpft".

Während der Zeit der Erkrankung versucht D. zu arbeiten, für sie bedeutet es, "Auszeit nehmen können". Sie ist am Rande der Erschöpfung, hat massive Schlafstörungen. Sie ist beherrscht von dem Gedanken, nicht ausfallen zu dürfen, funktionieren zu müssen.

Ihr Mann erholt sich zunächst immer recht gut von den Chemotherapien. Trotz der letalen Diagnose glauben beide fast bis zum Schluss fest an seine Genesung. Die letzten Lebenstage verbringt ihr Mann zu Hause. Eine weitere Behandlung in der Klinik lehnt er ab. Neun Monate nach Ausbruch der Erkrankung stirbt ihr Mann 1992 im Krankenhaus.

D. arbeitet weiter als Flugbegleiterin, doch sie ist unruhig, "beginnt die Suche nach dem, was mich zufrieden macht."

Sie lernt 1993 ihren zweiten Mann kennen. Obwohl sie eigene Kinder bisher immer ablehnte, will sie "plötzlich ganz arg ein Kind, körperlich." Vor der Entbindung zieht D. 1994 nach ... zu ihrem Mann, der berufsbedingt häufig für längere Zeit im Ausland arbeitet. Nach der Geburt ihrer Tochter fühlt sie sich unsicher und überfordert. Sie hat Schwierigkeiten, neue befriedigende Kontakte zu knüpfen und findet sich in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter nicht zurecht. "Ich wurde dem Zeitschriften-Mutterideal nicht gerecht. Alles brach über mir zusammen. Obwohl das Kind, das aus reiner Liebe entstanden war, da war, habe ich Einsamkeit empfunden." Sie stellt ihre gesamte Lebenssituation in Frage, begibt sich in Therapie. ("Tiefenpsychologische Gesprächstherapie").

1997 beginnt D. ein Sozialpädagogikstudium, was sie mit großem Enthusiasmus betreibt. An der richtigen Wahl ihres Studiums hat sie keine Zweifel. "Ich habe ein gutes Gefühl. Ich kann das."

Das Leben mit ihrer Tochter empfindet sie zur Zeit "richtig nett; ich habe das Gefühl, wir können was miteinander anfangen. (...) ist so lieb".

Den Kontakt zu ihren Eltern nimmt D. nach der Geburt der Tochter wieder auf. Gespräche mit der Mutter über die Vergangenheit sind nicht möglich. "Ich habe jahrelang immer den Wunsch gehabt, es wird alles gut, wir verstehen uns, wir vertragen uns und können miteinander reden und uns verzeihen. Den Wunsch habe ich einfach aufgegeben....Bei Auseinandersetzungen (über die Vergangenheit) rastet sie immer aus." Trotz aller Schwierigkeiten hält D. es für wichtig, ihrer Tochter die Großeltern nicht vorzuenthalten.

Die Beziehung zu ihrem Vater erlebt sie als unverbindlich, manchmal herzlich. "Ich habe das Gefühl, er wartet richtig darauf, ein Küsschen zu kriegen".

Zu den Geschwistern hat D. nur selten und dann oberflächlichen Kontakt.(3 Mal pro Jahr). Ihr Bruder "hat das Gymnasium dann doch nicht geschafft, jetzt wohnt er wieder bei meinen Eltern, ... genau wie meine kleine Schwester".

Freunde sind für D. sehr wichtig, "zur gegenseitigen Unterstützung und als Bereicherung".

Für die Zukunft wünscht sie sich Gesundheit, dass sie sich gut mit ihrem Mann versteht. "Dass alle ihre Wünsche äußern und möglichst einvernehmlich miteinander verwirklichen können."

Methodischer Rückblick

Meine Vorüberlegung, D. zunächst frei erzählen zu lassen und sie im Anschluss daran zu befragen, erwies sich als überflüssig, da D. ohne Umschweife begann, mir ihr Leben zu erzählen und mit der Bemerkung abschloß "so, jetzt kannst du Fragen stellen".

Es herrschte eine offene und freundliche, von gegenseitiger Sympathie getragene Atmosphäre. Als Rückfragen kamen wie "Kennst du das nicht?" oder "Das kennst du wohl auch!" gab ich mir Mühe, mich in der Folgezeit neutral-motivierend zu verhalten, was mir während ihrer langen Erzählungen über die Zeit der Erkrankung ihres Mannes schwer gefallen ist. Ich glaube jedoch, dass D. Die Erzählung durch meine Sympathie leicht fiel. Der Einfluss der beiden Therapien, die D. gemacht hat, war häufig an der Art ihrer Darstellungen zu erkennen.

Die Wirkung der Anwesenheit ihres Mannes ist schwer einzuschätzen. Zunächst hatte ich Bedenken, das Gespräch überhaupt weiterzuführen, da ich bei D. eine leichte Veränderung bemerkte (sie stockte in ihrer sonst flüssigen Erzählung, rutschte auf dem Sofa herum). Nachdem wir das Thema ("Männer") gewechselt haben, kehrte sie zu ihrer bis dahin bekannten Art der Darstellung zurück.

Interpretationsversuch

In D's Erzählungen taucht recht häufig das Gefühl *Einsamkeit* auf. Ihre erste Erinnerung, ihre Erfahrung mit den Eltern in ihrer Kindheit (keine Unterstützung, wenn sie von anderen Personen angegriffen wird), ihre Erfahrung auf Flugreisen. Und auch, als ihr Ehemann lebensbedrohlich erkrankt, wird sie von ihren Eltern alleingelassen. Sie vermisst ihre Freunde, die sie in dieser schweren Krise unterstützen könnten. Allerdings schafft sie es nach einigen Wochen, ihre Gefühle zu äußern und ihre Bedürfnisse "durchzusetzen" und somit teilweise der ihr auferlegten Einsamkeit zu entkommen. Ihr zweiter Ehemann ist häufig unterwegs.

Regeln, Gehorsam, Pflichten sind weitere wichtige und auffällige Kategorien, in denen D. denkt, fühlt und lebt. Dies sind Werte, die sie in Kindheit und Jugend erfahren hat. Sie muss am Kirchgang teilnehmen, den Erzieherinnen folgen, ihre Arbeiten am und im Haus erledigen, den Führerschein machen, eine Ausbildung, die ihr nicht gefällt, absolvieren. Sie muss zu Hause ausziehen, wenn sie eigene Wege gehen will. Sie schläft mit ihrem ersten richtigen Freund (weil das so sein muss), sie nimmt die Schlafstörungen während ihrer Arbeit als Flugbegleiterin als normal hin. Sie "gehört" ihrem Mann, wenn er sie um Stillschweigen bittet. Sie "darf" während seiner Erkrankung nicht ausfallen. Nach der Geburt ihrer Tochter, als sie den scheinbaren Anforderungen, dem "Zeitschriften-Mutterideal", nicht gerecht wird, treten bei D. massive Konflikte auf, die sie versucht, mit Hilfe therapeutischer Unterstützung zu bewältigen.

D's Selbstwertgefühl ist nicht stark ausgeprägt. Sie erfährt, dass es richtig ist (d. h. ihre eigene Schuld), wenn sie bestraft wird oder sie ganz einfach zu dumm ist, wenn sie Anforderungen nicht gerecht wird. Daraus kann sich bei ihr das Bedürfnis entwickelt haben, es den Anderen (ihren Eltern und sich

selbst) zu zeigen. Auch ihre ersten intimen Erfahrungen resultieren nicht nur aus ihren eigenen Bedürfnissen oder Gefühlen, sondern weil "es" so sein muss. Sie empfindet sich als schlechte Hausfrau und Mutter.

D. begibt sich auf die *Suche* nach Anerkennung und Bestätigung (durch Andere und sich selbst): als Kind, wenn sie über Erzieherinnen (Sanktionen) klagt, bewusst während ihrer Tätigkeit als Kauffrau, in der Abitursklasse, während ihrer Tätigkeit als Flugbegleiterin, nach dem Tod des ersten Ehemanns und schließlich nach der Geburt der Tochter.

Die Beziehung zur Mutter ist äußerst widersprüchlich. D. empfindet, dass sie von ihrer Mutter in ihrem bisherigen Leben niemals Unterstützung, Interesse, Zuneigung oder gar Liebe erfahren hat. Sie hat immer auf Anerkennung von ihr gewartet, diese aber bisher nicht bekommen. D. hat den "Wunsch aufgegeben". Ihre erneute Kontaktaufnahme zur Mutter deutet jedoch in eine andere Richtung.

Der Vater wird während des Interviews nur selten erwähnt. Seine Rolle erscheint im Vergleich zu Mutter eher im Hintergrund. Er wurde von der Mutter dominiert. Die Interpretation D's, er warte richtig darauf, einen Kuss zu bekommen, mag eine Wunschinterpretation von D. sein. Nichts in ihrem bisherigen Lebenslauf deutet darauf hin.

Die kleine Schwester spielt in D's Leben scheinbar keine Rolle.

Die Beziehung zur großen Schwester ist nicht schlüssig. In der Kindheit mögen sich die Schwestern nicht, buhlen um die Gunst der Mutter. Im Erwachsenenalter verstehen sich die beiden plötzlich sehr gut, tauschen sich aus. Nun ist der Kontakt nahezu abgebrochen.

Zu ihrem Bruder äußert sie sich heute mit Genugtuung. Dieses Gefühl bezieht sich meiner Meinung nach eher auf die Eltern.

Der Einfluss der Tochter auf D's Leben ist vielschichtig. Zunächst setzt D. hohe Erwartungen in sie (Zufriedenheit), die aber nicht erfüllt werden, sondern zu einer schweren Krise führen. Beschreibungen D's, die Tochter sei "so nett, so lieb", sind keine Zeugnisse für tiefe Zuneigung oder Begeisterung, sondern eher Sympathieäußerungen.

Es scheint, dass D. (durch ihre Therapien?) gelernt hat, ihre eigenen, wahren Bedürfnisse besser zu erkennen und versucht, diese Erkenntnisse aktiv umzusetzen. Zur Zeit erscheint D. als zielstrebige, in ihren Lebenseinstellungen positive Frau.

Kommentar zum zweiten Beispiel

Auch das zweite Beispiel stammt von einer Teilnehmerin an einer einführenden Übung zur Biographik.¹ Die Verfasserin hat die Schilderung der Biogra-

¹ An dieser Stelle sei Frau Christiane Kuwert für dieses Beispiel und die ausdrückliche Zustimmung zur Veröffentlichung gedankt.

phie und ihren Interpretationsansatz in zwei Gesprächsterminen vorbereitet, wobei das zweite Treffen stärker explorativ angelegt war.

Die früheste Erinnerung stimmt bereits das charakteristische Thema an: die emotionale Kälte in den Familienbeziehungen. Die schwierige Kindheit mit dem problematischen Verhältnis zur Mutter und zu den Geschwistern wird eingehend dargestellt. Es gibt Versuche, sich aus diesen engen Verhältnissen zu befreien, durch Kontakte mit Freunden und vor allem durch die berufliche Entwicklung.

Das Hauptthema dieser Biographie ist das konsequente Verfolgen der schulischen und beruflichen Ausbildung, mit Abitur und Studium der Sozialpädagogik, sowie die Gestaltung des privaten Umfeldes durch Heirat und Familiengründung. Diese Entwicklung und Verwirklichung von Lebenszielen stehen im größten Kontrast zu den als sehr einschränkend erlebten familiären und sozialen Bedingungen der Kindheit.

In der Seminardiskussion wurde insbesondere dieser aktive und erfolgreiche Entwicklungsprozess, in dem D. schließlich auch ihren schon früh gewünschten Beruf verwirklicht, betont. Weiterhin wurde diskutiert, inwieweit das gewählte Fach Sozialpädagogik und auch der intensive Wunsch nach einem eigenen Kind als bewusste oder unbewusste Kompensation (Wunschbefriedigung, Lebensplan) zur eigenen Kindheit zu interpretieren sind.

Die beruflichen Anforderungen und die erstrebte, idealisierte Rolle einer guten (besseren) Mutter scheinen in Schwierigkeiten und Enttäuschungen geführt zu haben. In diesem Zusammenhang ist auch die Psychotherapie zu sehen, obwohl wir über deren speziellen Anlass nichts wissen. Grundsätzlich ist die Bereitschaft zu einer Psychotherapie mit gesprächspsychotherapeutischen und tiefenpsychologischen Komponenten in dieser biographischen Konstellation gut verständlich. Offenbar besteht die Absicht, psychologische Erklärungen für die Lebensprobleme zu suchen und psychologische Auswege bzw. Veränderungen zu erreichen.

Diese Erfahrungen in der Psychotherapie führen noch zu einer anderen Perspektive. Die verstärkten psychologischen Reflektionen werden nicht ohne Folgen für das Selbstbild und die Selbst-Interpretation (vielleicht auch für das autobiographische Gedächtnis und psychologische Ursachen- Attribuierungen?) geblieben sein. Dies wäre zur Vertiefung dieser Biographie eine inhaltlich und methodisch interessante Blickrichtung, die allerdings noch ein weiteres Gespräch verlangt hätte.

Unter den Stichworten Einsamkeit, Regeln, Ordnung, Pflichten, Stärkung des Selbstbewusstseins und Suche nach Bestätigung und Harmonie hat die Verfasserin wesentliche Themen herausgestellt und psychologisch kommentiert. So ist auch diese zweite Biographie ein wichtiges Anschauungsbeispiel für die Aufgabe, eine Biographie zu erheben und einen Interpretationsansatz zu entwickeln.

2 Gottschalk-Gleser-Methode der Sprachinhaltsanalyse

2.1 Die Angst-Skalen (zitiert mit Genehmigung des Verlags Beltz aus Schöfer, 1980, S. 45 ff.)

Das Angstmodell von Gottschalk und Gleser beinhaltet eine Differenzierung nach verschiedenen Angstformen, wobei auch wieder vorwiegend psychoanalytische Annahmen in Hinblick auf die Entstehung der verschiedenen Ängste eingehen. Die Autoren sehen ihre Auswahl der Angstformen selbst als eine Möglichkeit an und schließen das Vorhandensein anderer Angstformen nicht aus. Es ließen sich andere Ängste denken, die von ebenso großer Wichtigkeit sein könnten, wie die von Gottschalk Gleser genannten, wie z. B. Angst vor Kontrollverlust oder Angst vor der eigenen Aggressivität. Zum Teil werden diese Ängste noch durch die "diffuse" Angstkategorie erfasst, welche eine Angstform bei Gottschalk und Gleser ist.

Todesangst

Mit dieser Subskala werden alle Inhalte erfasst, die direkt von Tod, Zerstörung, Sterben oder einer solchen Bedrohung handeln. Sie gilt damit sowohl realen Ängsten in einer bestimmten Situation (z. B. Krieg), als auch solchen Formen wie Vernichtungsangst oder Angst vor der Auflösung des Selbst. Die letzteren sind Ängste, die einer sehr frühen Entwicklungsstufe entsprechen und z. B. bei psychotischen Patienten zu beobachten sind. Hier wird zwar auch eine Gefahrensituation phantasiert, aber ohne dass von der Umwelt real eine solche Bedrohung ausgeht. Vielmehr können es eigene zerstörerische Impulse sein, die projiziert und gegen das Selbst gerichtet erlebt werden. Todesangst wäre dann eine Form der Abwehr eigener aggressiver Impulse.

Verletzungsangst

Diese Subskala gilt allen Inhalten, die von physischer Verletzung handeln. Gottschalk und Gleser setzen die Verletzungsangst der Kastrationsangst aus der psychoanalytischen Theorie gleich. Auch bei dieser Angstform sollte man zwischen der realen Angst vor einer Verletzung (was dann vielleicht auch eine teilweise abgewehrte Todesangst sein könnte) und der Vorstellung einer körperlichen Verstümmelung als Reaktion auf verbotene Wünsche differenzieren. Im letzteren Falle bestehen dann Beziehungen zur Schuldangst und zur Schamangst.

Trennungsangst

Unter diesem Begriff sind die psychoanalytischen Formen der Angst vor Objektverlusten und der Angst vor Verlust der Liebe des geliebten Objektes subsummiert. Gottschalk und Gleser bewerten u.a. auch Äußerungen über

Einsamkeit oder Alleinsein in dieser Subskala. Dies mag in vielen Fällen richtig sein, aber Einsamkeit oder Alleinsein ("ich liebe die Einsamkeit") kann auch ein angestrebtes angenehmes Gefühl sein, das sich qualitativ von dem Gefühl Angst unterscheidet, und es wäre dann fraglich, ob in solchen Inhalten auch wirklich Angst enthalten ist.

Schuldangst

Unter dieser Subskala werden Inhalte wie Kritik, Beschimpfung, Beleidigung, Misshandlung, Grausamkeit, Verurteilung, Missbilligung etc. erfasst. Es sind zwei unterschiedliche Phänomene, die unter dem Begriff Schuldangst subsummiert sind. Zum einen die Angst vor Kritik, Beschimpfung etc. durch andere (Angst vor Beschuldigung), ohne dass dabei ein subjektives Schuldgefühl vorhanden sein muss, und zum anderen ein Schuldgefühl aufgrund unerlaubter Gedanken und Taten, die das Subjekt begangen hat (Angst vor Bestrafung). Angst vor Beschuldigung könnte dann eine Beziehung zur Trennungsangst haben (Verlust der Liebe des geliebten Objektes), während Angst vor Bestrafung eine Folge der Verurteilung durch das eigene Über-Ich darstellt.

Angst vor Scham/Schande

Diese Subskala gilt Äußerungen über Spott, Unzulänglichkeit, Verlegenheit, Demütigung, Hervorhebung von Schwächen etc.. Das englische Wort "shame" beinhaltet zwei Begriffe, die im Deutschen getrennt sind, nämlich Scham und Schande. Auch Gottschalk und Gleser sehen diese beiden Unterformen. Scham wäre eher ein intrapsychischer Konflikt zwischen dem Ich und dem Ich-Ideal, während Schande eher auf äußere Kriterien bezogen ist, denen das Individuum nicht genügt. Es wäre also theoretisch die Angst vor dem Sich-minderwertig-erleben und die Angst vor der Geringschätzung durch die Umwelt zu unterscheiden.

Diffuse oder unspezifische Angst

Mit dieser Subskala werden Wörter oder Sätze erfasst, in denen Angst oder Furcht ohne Charakterisierung der Art oder der Quelle erwähnt werden. Diese Subskala unterscheidet sich von den fünf anderen grundlegend, dass hier kein bestimmter Inhalt (Tod, Verletzung, Trennung etc.) angesprochen ist, sondern dass die Tatsache der Erwähnung von – im allgemeinen Verständnis – mit Angst verbundenen Begriffen das Vorkommen von Angst anzeigt, ohne dass gleichzeitig ein bestimmter Inhalt angesprochen ist. Es besteht m. E. hier ein Bruch im System, bei dieser Angstform wird nicht mehr streng inhaltsanalytisch, sondern eher lexikalisch das Vorhandensein von Angst erfasst. Andererseits ist unbestritten, dass es Angst ohne konkrete Vorstellung gibt, die auch in klinischer Hinsicht von großer Bedeutung ist. Es sollte deshalb eher eine methodische Unreinheit in Kauf genommen werden, als auf diese wichtige Form der Angst zu verzichten.

Wie die kurze Diskussion zeigte, werden unter den einzelnen Angstformen auch noch unterschiedliche Phänomene subsumiert, die sich zwar theoretisch differenzieren lassen, aber inhaltsanalytisch eine Trennung meist nicht möglich ist. Wie schon oben diskutiert, ist aber auch die Unterscheidung zwischen den einzelnen Angstformen manchmal problematisch und mag Anlass zu Kritik geben. Vielleicht sollte man deshalb vorsichtiger mit dem Gebrauch der Begriffe "Angst" sein und sich darauf beschränken, eine Gesamtangst zu erfassen und die einzelnen "Teilängste" eher als Hinweise betrachten, mit welchen thematischen Inhalten die Angst des jeweiligen Individuums bevorzugt verknüpft ist.

Die folgende Übersicht zeigt für jede Subskala die Kategorien und die Gewichtungen (1, 2 oder 3 Punkte):

Todesangst

Äußerungen über Tod, Sterben, Zerstörung, tödliche Bedrohung oder über Todesangst, erlebt von oder aufgetreten bei:

- a) dem Sprechenden (3)
- b) anderen Lebewesen (2)
- c) unbelebten Objekten (1)
- d) Verneinung und Verleugnung (1)

Verletzungs- (Kastrations-) Angst

Äußerungen über Verletzungen, körperliche Schäden oder über Angst vor Verletzung oder über eine solche Bedrohung, erlebt von oder aufgetreten bei:

- a) dem Sprechenden (3)
- b) anderen Lebewesen (2)
- c) unbelebten Objekten (1)
- d) Verneinung und Verleugnung

Trennungsangst

Äußerungen über Im-Stich-gelassen-werden, verlassen werden, Zurückweisung, Verlust von Unterstützung, Fallen, Liebesverlust oder Verlust des geliebten Objektes, Einsamkeit oder über eine solche Bedrohung, erlebt von oder aufgetreten bei:

- a) dem Sprechenden (3)
- b) anderen Lebewesen (2)
- c) unbelebten Objekten (1)
- d) Verneinung und Verleugnung (1)

Angst vor Schuld

Äußerung über Kritik, Beschimpfung, Beleidigung, Verurteilung, Missbilligung, Grausamkeit, Misshandlung, Schuld oder von einer solchen Bedrohung, erlebt von:

- a) dem Sprechenden (3)

- b) anderen Lebewesen (2)
- c) Verneinung und Verleugnung (1)

Angst vor Scham/Schande

Äußerung über Spott, Unzulänglichkeit, Scham/Schande, Verlegenheit, Demütigung, Hervorhebung von Schwächen oder privaten Einzelheiten oder über eine solche Bedrohung erlebt von:

- a) dem Sprechenden (3)
- b) anderen Lebewesen (2)
- c) Verneinung und Verleugnung (1)

diffuse oder unspezifische Angst

Ängstliche Äußerungen in einzelnen Wörtern oder Sätzen ohne Charakterisierung der Art oder der Ursache der Angst, bezogen auf:

- a) den Sprechenden (3)
- b) andere Lebewesen (2)
- c) Verneinung und Verleugnung (1)

Auswertungsregeln

Schöfer gibt zahlreiche allgemeine und spezielle Auswertungsregeln und erläuternde Beispiele (S. 86-112), von denen hier nur die allerwichtigsten zitiert werden können. Zur Technik des Gottschalk-Gleser-Verfahrens gehören außerdem Regeln zur standardisierten Textaufnahme, zur Textaufbereitung (Transskription vom Band), allgemeine Codierungsregeln, Ermittlung der Wortzahl und Berechnung von Scores (S. 72-86). Wichtig ist die Unterscheidung von:

1. Codierungseinheit (Coding Unit).

Sie ist der Textteil, dem eine Codierung zugeordnet werden kann. Sie entspricht einem Satz, gleichgültig, ob er abhängig oder unabhängig ist: d.h. jeder grammatikalische Satz, Hauptsatz und jeder Nebensatz, ob pronominal, adverbial, adjektivisch oder substantivisch, wird als Codierungseinheit angesehen. Jede Codierungseinheit wird durch Schrägstrich gekennzeichnet. Da es sich bei den Texten um gesprochene Sprache handelt, kommt es manchmal vor, dass der Satz formal nicht vollständig ist, weil das Subjekt oder das Prädikat fehlt, es sich aber trotzdem um eine neue, eigenständige Aussage handelt. In solchen Fällen wird ein in diesem Sinne unvollständiger Satz als eigenständige Codierungseinheit angesehen.

2. Kontexteinheit (Contextual Unit).

Um einer Codierungseinheit eine Codierung zuordnen zu können, muss oft ein größerer Kontext als nur der Text innerhalb der Codierungseinheit betrachtet werden. Es fiel Gottschalk et al. (1969) schwer, hier klare Grenzen und Regeln festzulegen, da die individuellen Unterschiede im Grad der Klarheit und Eindeutigkeit des verbalen Ausdruckes groß sind. So ist bei der einen Person

jeder Satz so klar und eindeutig, dass eine Codierungsentscheidung bei jeder einzelnen Codierungseinheit möglich ist, bei anderen ist es notwendig, den vorhergehenden oder nachfolgenden Satz hinzuzuziehen, um die richtige Entscheidung treffen zu können. In wieder anderen Fällen müssen große Teile oder sogar die ganze Sprachprobe berücksichtigt werden, weil sonst hier die Codierungsentscheidung nicht möglich ist.

3. Auswertungseinheit (Summarizing Unit).

Die Auswertungseinheit ist der Text oder Textteil, über den ein Score, d.h. ein Skalenwert gebildet wird. Ist der Text z. B. eine 5-Minuten-Sprachprobe, so ist dies die Auswertungseinheit. Bei anderen Sprachmaterialien, wie z. B. längere Sprachproben, Interview- oder Therapiestunden-Protokollen, Gruppengesprächen etc. muss die jeweilige Auswertungseinheit definiert werden. Die Entscheidung, welche Auswertungseinheit im einzelnen Fall zu wählen ist, ist weitgehend abhängig von den Fragestellungen der jeweiligen Untersuchung (z. B. Zeitreihenanalysen, Korrelationen mit anderen Variablen, die in kleinen Zeiteinheiten schwanken, etc.).

2.2 Auswertung des Übungsbeispiels Sprachprobe 9 (Schöfer, 1980, S. 131-133)

Ja, also, ein sehr aufregendes Erlebnis hatte ich vor 2 Jahren/und zwar kam ich damals mit meinem Mann aus dem Urlaub, sehr erholt und braungebrannt/und wir fuhren oft zusammen allein in ein Bauernhaus/wir hatten damals noch kein Auto/und in diesem Haus war auch kein Telefon/ also, es war

3c1

völlig abgeschnitten/ ... und abends hab ich dann im Fernsehen so einen ganz

6a3

fürchterlichen brutalen Kriminalfilm gesehen/so weit ich weiß, jedenfalls nachts also, ab 11, 12 Uhr fing ich auf einmal an, zu phantasieren/ und das

6a3

6a3

war ganz furchtbar/ ich kriegte Angstzustände und wußte überhaupt nicht

6a3

mehr/ was ich machen sollte/ich hatte Angst, da noch länger zu bleiben/

6a3

6b3

ich hatte Angst verrückt zu werden/mein Mann war völlig verzweifelt/er wußte gar nicht/was er machen sollte/naja, und dann hatte ich eine Beruhigungstablette genommen und schlief dann so allmählich doch ein/und am nächsten Morgen sind wir dann zu dem 6 Kilometer weiterliegenden nächsten Dorf gepilgert/ und dann hat mein Mann mich zum Arzt geschleppt/und dann stellte sich raus/daß ich eben ein Sonnenstich hatte und außerdem eine falsche Hormonzufuhr/und das muß wohl alles zusammengekommen sein/ daß es also

von dem Augenblick fing es erst an/da bekam ich das erste Mal in meinem
 6a3 3a3
 Leben richtig so richtige Angstzustände/und zwar hatte ich Angst alleine zu/
 2a3 6a3
 also ich hatte Angst vor scharfen Gegenständen/das war fürchterlich/ ich
 6a3
 hatte ständig Angst/und geholfen hat mir eigentlich/also wir haben immer
 überlegt/soll ich zum Neurologen oder was weiß ich wohin gehen und mich
 6a4
 erstmal noch untersuchen lassen/ich hab aber eine panische Angst davor/
 5a3
 weil ich ja immer die Angst hatte/mein Gott du bist nicht normal/ das war
 5a4 5a3
 meine größte Angst/und diese Angst resultierte eben daraus/daß mein Vater//
 als ich sehr klein war//mal in einer Nervenklinik war/und jedesmal, wenn ich
 6a3
 sowas hatte immer so ein Angstzustand hatte/hat immer mein Mann gesagt/du
 mußt dann zu mir kommen und mir alles erzählen/und da hatte ich so, das
 Vertrauen so/das war auch der einzige Mensch, dem ich das erzählt hatte
 damals/und immer bin ich denn zu ihm hingegangen und hab ihm das er-
 zählt/und später//das weiß ich noch genau//nach einer ganz bestimmten Zeit,
 dann braucht ich nur daran zu denken/daß ich zu ihm hingehen könnte/wenn
 ich wollte/und von da an war es eigentlich bewältigt/.

Wortzahl: 404

	Rohwert	Score
1 Todesangst	0	0,35
2 Verletzungsangst	3	0,95
3 Trennungsangst	4	1,06
4 Schuldangst	0	0,35
5 Scham-/Schande-Angst	10	1,61
6 diffuse Angst	34	2,92
Gesamtangst	51	3,57

3 Interpretationsansatz zum TAT-Beispiel im Abschnitt 9.3

Gesamteindruck. Die Geschichte entspricht der Testinstruktion, eine dramatische Phantasieerzählung zu liefern und die Gefühle der beteiligten Personen zu schildern. Eine Zukunftsperspektive wurde jedoch erst aufgrund der Nachfrage entwickelt. Die junge Frau im Vordergrund (mit den Büchern) ist offensichtlich die Hauptfigur der Geschichte.

Die psychologische Situation der Hauptfigur. Die junge Frau hat sich durch ihre schulische (geistige) Ausbildung vom ländlichen Leben gelöst und hat auf sehr enttäuschende Weise ihren Partner verloren. Dies ist indirekt an der Schwangerschaft der anderen Frau zu erkennen. Die Hauptfigur drückt ihre Verzweiflung und ihren Ärger aus. Sie will sich einen neuen Partner suchen oder sich an dem früheren Partner rächen.

Psychologischer Situationsverlauf. Der eigene Weg der Weiterbildung könnte beim Auseinanderleben eine Rolle gespielt haben, vielleicht auch eine zu geringe emotionale Zuwendung des Mannes. Doch scheinen weder der Mann noch das ländliche Milieu als Hemmnis für diese Ausbildung erlebt worden zu sein. Der Partner hat sich der anderen Frau zugewandt, ohne dass die Gründe deutlich gemacht werden. Die Zukunft bleibt vage. Eine Rückkehr scheint es nicht zu geben (auch wegen der Schwangerschaft der anderen Frau). Sie denkt an eine neue Partnerschaft (wobei die Formulierung "ranmachen" auffällt). Zunächst verharrt sie in Enttäuschung und Ärger. Die angedeutete Möglichkeit einer Rache an dem früheren Partner wird nicht ausgemalt.

Zentrales Thema. Im Mittelpunkt steht die gescheiterte Partnerbeziehung wegen einer nicht näher erklärten Entfremdung. Das Thema der Geschichte entspricht dem Aufforderungscharakter der Tafel 2, d. h. Beziehungen zwischen den drei Personen, der ländlichen Szene und den Büchern herzustellen.

Entwicklung des Themas. Die Hauptfigur ist von diesem Partnerschaftsproblem überwältigt und sieht gegenwärtig keinen deutlichen Ausweg. Psychologisch interessant sind die stark kontrastierenden Emotionen dieser Personen: der gleichgültig erscheinende Mann, die mit ihrer Schwangerschaft zufriedene andere Frau und bei der Hauptfigur die heftigen Gefühlsreaktionen, für die noch kein Ausgleich (Reifung) gefunden werden konnte: Enttäuschung, Jammern, Ärger, Rachegefühle.

Die Schilderung des situativen Erlebens der Hauptfigur spricht dafür, dass sich die Erzählerin weitgehend mit der Hauptfigur identifizieren könnte. Zu dieser Annahme tragen natürlich das Vorwissen über ihr Geschlecht und über den Anlass der psychologischen Untersuchung ("Partnerschaftsprobleme") bei. Vielleicht hat auch dieser Untersuchungsanlass den Einfall zu dieser Geschichte gebahnt und dessen Richtung mitbestimmt. Der Vergleich mit den übrigen TAT-Geschichten könnte hier weiterführen.

Literaturverzeichnis

Nach Möglichkeit wurde die jeweils neuste Auflage berücksichtigt. In einigen wissenschaftsgeschichtlich besonders interessanten Fällen wurden auch die Erstauflagen genannt.

- Adler, A. (1912). *Praxis und Theorie der Individualpsychologie* (3. Aufl. 1924). München: Bergmann.
- Adler, A. (1928). *Die Technik der Individualpsychologie. Erster Teil. Die Kunst eine Lebens- und Krankengeschichte zu lesen*. München: Bergmann (Neuaufgabe, 1974, Frankfurt a. M.: Fischer.)
- Adler, R. & Hemmeler, W. (1988). *Praxis und Theorie der Anamnese. Der Zugang zu den biologischen, psychischen und sozialen Aspekten des Kranken* (2. Aufl.). Stuttgart: G. Fischer.
- Albert, H. (1994). *Kritik der reinen Hermeneutik: der Antirealismus und das Problem des Verstehens*. Tübingen: Mohr.
- Alexander, I. E. (1988). Personality, biographical assessment, and psychobiography. *Journal of Personality*, 56, 265-294.
- Allesch, C. G. (1991). Über die Vorteile der Nachteile projektiver Techniken. *Diagnostica*, 37, 93-96.
- Allport, G. W. (1959). *Persönlichkeit. Struktur, Entwicklung und Erfassung der menschlichen Eigenart* (2. Aufl.). Meisenheim: Hain (1. Aufl., Personality. A psychological interpretation. New York: Holt, 1938).
- Allport, G. W. (1970). *Gestalt und Wachstum der Persönlichkeit*. Meisenhain, Glan: Hain.
- Amelang, M. & Bartussek, D. (1997). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (4. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Amelang, M. & Zielinski, W. (1997). *Psychologische Diagnostik und Intervention* (2. Aufl.). Berlin: Springer.
- Anderson, J. W. (1988). Henry A. Murray's early career: A psychobiographical exploration. *Journal of Personality*, 56, 139-171.
- Andreas-Salomé, L. (1994). *Friedrich Nietzsche in seinen Werken*. Leipzig: Insel-Verlag.
- Anson, B. J. (1951). *Atlas of human anatomy*. Philadelphia: Saunders.
- Anton, H. (1976). Interpretation. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (S. 514-518). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Antonovsky, A. (1979). *Health, stress and coping*. San Francisco CA: Jossey Bass.
- Anz, T. (Hrsg.). (1999). *Psychoanalyse in der modernen Literatur. Kooperation und Konkurrenz*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Argelander, H. (1999). *Das Erstinterview in der Psychotherapie* (6. Aufl.). Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Asendorpf, J. B. (1999). *Psychologie der Persönlichkeit* (2. Aufl.). Berlin: Springer.
- Ball, P. (1997). *10000 Träume: Traumsymbole und ihre Bedeutung*. München: Mosaik.
- Ballstaedt, S. P. (1987). Zur Dokumentenanalyse in der biographischen Forschung. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Persönlichkeit* (S. 203-214). Berlin: Springer.
- Baltes, P. B. (1990). Entwicklungspsychologie der Lebensspanne: Theoretische Leitsätze. *Psychologische Rundschau*, 41, 1-24.
- Barker, R. G. & Associates (1978). *Habitats, environments, and human behavior. Studies in ecological psychology and eco-behavioral science from the Midwest Psychological Field Station, 1947-1972*. San Francisco CA: Jossey-Bass.
- Barker, R. G. & Wright, H. F. (1951). *One boy's day*. New York: Harper.

- Barresi, J. & Juckes, T. J. (1997). Personology and the narrative interpretation of lives. *Journal of Personality*, 65, 693-719.
- Bätschmann, O. (2001). *Einführung in die kunstgeschichtliche Hermeneutik. Die Auslegung von Bildern* (5. Aufl.). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Bauer, H. (1950). Über charakterologische Selbstbeurteilung. *Wiener Zeitschrift für Philosophie, Psychologie und Pädagogik*, 3, 60-71.
- Beit, H. von (1952). *Symbolik des Märchens*. Bern: Francke.
- Berelson, B. (1952). *Content analysis in communication research*. New York: Hafner.
- Berger, M. (Hrsg.). (1992). *Handbuch des normalen und gestörten Schlafs*. Berlin: Springer.
- Bergold, J. B. & Flick, U. (Hrsg.). (1987). *Ein-Sichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung*. Tübingen: DGVT.
- Bernet, R., Kern, I. & Marbach, E. (1996). *Edmund Husserl. Darstellung seines Denkens*. Hamburg: Meiner.
- Bertaux, D. (Ed.). (1981). *Biography and society. The life history approach in the social sciences*. Beverly Hills, CA: Sage.
- Bettelheim, B. (1975). *Kinder brauchen Märchen*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Betti, E. (1967). *Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften*. Tübingen: Mohr.
- Beutel, M. (1988). *Bewältigungsprozesse bei chronischen Erkrankungen*. Weinheim: Edition Medizin.
- Beutelspacher, A. & Petri, B. (1995). *Der Goldene Schnitt*. Mannheim: Wissenschaftsverlag.
- Bierhoff-Alfermann, D., Brandt, S. & Dittel, A. (1982). Die Darstellung geschlechtstypischen Verhaltens in Märchen. Eine Inhaltsanalyse. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 29, 129-139.
- Bilsky, W. & Schwartz, S. H. (1994). Values and personality. *European Journal of Personality*, 8, 163-181.
- Birbaumer, N., Frey, D., Kuhl, J., Prinz, W. & Weinert, F. E. (Hrsg.). (1994 ff.). *Enzyklopädie der Psychologie*. Göttingen: Hogrefe. (zuvor hrsg. von C. F. Graumann et al., 1982 ff)
- Birkhoff, G. D. (1933). *Aesthetic measure*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Bjork, D. W. (1997). *B. F. Skinner: A life*. Washington DC: APA.
- Blankenburg, W. (Hrsg.). (1989). *Biographie und Krankheit*. Stuttgart: Thieme.
- Bliesener, T. (1992). Ist die Validität biographischer Daten ein methodisches Artefakt? Ergebnisse einer metaanalytischen Studie. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 36, 12-21.
- Blum, H. (1996). The Irma dream, self-analysis and self-supervision. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 44, 511-532.
- Boehm, A., Mengel, A. & Muhr, T. (Hrsg.). (1994). *Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Bohm, E. (1996). *Lehrbuch der Rorschach-Psychodiagnostik* (7. Aufl.). Bern: Huber.
- Boothe, B. (1994). *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Boothe, B. & von Wyl, A. (Hrsg.). (1999). *Erzählen als Konfliktarstellung*. Bern: Lang.
- Boothe, B., von Wyl, A. & Wepfer, R. (1998). *Psychisches Leben im Spiegel der Erzählung. Eine narrative Psychotherapiestudie*. Heidelberg: Asanger.
- Borofsky, G. L. & Brand, D. J. (1980). Personality organization and psychological functioning of the Nuremberg war criminals: The Rorschach data. In: J. E. Dimsdale (Ed.). *Survivors, victims, and perpetrators. Essays on the Nazi Holocaust* (pp. 359-403). Washington DC: Hemisphere.
- Bortz, J. & Döring, N. (2002). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (3. Aufl.). Berlin: Springer.
- Bortz, J., Lienert, G. A. & Boehnke, K. (2000). *Verteilungsfreie Methoden in der Biostatistik*. (2. Auflage). Berlin: Springer.

- Bos, W. & Tarnai, C. (Hrsg.). (1989). *Angewandte Inhaltsanalyse in Empirischer Pädagogik und Psychologie*. Münster: Waxmann.
- Bos, W. & Tarnai, C. (Hrsg.). (1998). *Computerunterstützte Inhaltsanalyse in den empirischen Sozialwissenschaften. Theorie, Anwendung, Software* (2. Auflage). Münster: Waxmann.
- Boss, M. (1953). *Der Traum und seine Auslegung*. Bern: Huber.
- Boss, M. (1975). "Es träumte mir vergangene Nacht; ..." *Sehübungen im Bereich des Träumens und Beispiele für die praktische Anwendung eines neuen Traumverständnisses*. Bern: Huber.
- Brähler, E. & Adler, C. (1996). (Hrsg.). *Quantitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren*. Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Brähler, E., Schumacher, J. & Strauß, B. (2002). *Diagnostische Verfahren in der Psychotherapie*. Göttingen: Hogrefe.
- Brandstätter, H. (1983). Emotional responses for other persons in everyday life situations. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 871-883.
- Brecht, B. (1990). *Die unwürdige Greisin und andere Geschichten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brenner, P. J. (1998). *Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Grundlagen der Literaturwissenschaft*. Tübingen: Niemeyer.
- Brentano, F. (1874). *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (2. Aufl. 1924). Leipzig: Meiner.
- Breuer, F. (1989). *Wissenschaftstheorie für Psychologen. Eine Einführung*. (4. Aufl.). Münster: Aschendorff.
- Breuer, F. (Hrsg.). (1996a). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F. (1996b). Theoretische und methodologische Grundlinien unseres Forschungsstils. In: F. Breuer (Hrsg.). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S. 14-40). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bringmann, W. G., Lück, H. E., Miller, R. & Early, C. E. (Eds.). (1997). *A pictorial history of psychology*. Chicago: Quintessence Publishing.
- Brinker, K. (1997). *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Bielefeld: Schmidt
- Brinker, K. & Sager, S. F. (1996). *Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung*. Bielefeld: Schmidt.
- Bronnen, B. (1996). *Die Stadt der Tagebücher. Vom Festhalten des Lebens durch Schreiben*. Frankfurt a. M.: Krüger.
- Bruhn, A. R. & Last, J. (1982). Earliest memories: Four theoretical perspectives. *Journal of Personality Assessment*, 46, 119-127.
- Brüsemeister, T. (2000). *Qualitative Forschung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Buchheim, P., Cierpka, M. & Seifert, T. (Hrsg.). (1998). *Das Narrativ – aus dem Leben Erzähltes*. Berlin: Springer.
- Bude, H. (1982). Text und soziale Realität — zu der von Oevermann formulierten Konzeption einer "objektiven" Hermeneutik. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 2, 134-143.
- Bühler, C. (1933). *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem*. Leipzig: Hirzel.
- Bühler, C. (1959). *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem* (2. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Bühler, C. & Massarik, F. (Hrsg.). (1969). *Lebenslauf und Lebensziele*. Stuttgart: Fischer.
- Bühler, K. E. (1989). Methodologische Aspekte wissenschaftlicher Biographik. In: W. Blankenburg (Hrsg.). *Biographie und Krankheit* (S. 29-46). Stuttgart: Thieme.
- Bunge, M. (1984). *Das Leib-Seele-Problem*. Tübingen: Mohr.
- Burghardt, F. J. (2000). *Familienforschung "Hobby und Wissenschaft"*. Meschede: Karl Thomas.

- Burkart, G. (1983). Zur Mikroanalyse universitärer Sozialisation im Medzinstudium. Eine Anwendung der Methode der objektiv-hermeneutischen Textinterpretation. *Zeitschrift für Soziologie*, 12, 24-48.
- Buse, L. & Pawlik, K. (1984). Inter-Setting Korrelationen und Setting-Persönlichkeits-Wechselwirkungen: Ergebnisse einer Felduntersuchung zur Konsistenz von Verhalten und Erleben. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 15, 44-59.
- Campbell, D. T. & Fiske, D. W. (1959). Convergent and discriminant validation by the multi-trait-multimethod matrix. *Psychological Bulletin*, 54, 81-105.
- Carlson, R. (1988). Exemplary lives: Psychobiography for theory development. *Journal of Personality*, 56, 105-136.
- Carver, C. S. & Scheier, M. F. (1996). *Perspectives on personality* (3rd. ed.). Boston, MA: Allyn and Bacon.
- Cattell, R. B. (1957). *Personality and motivation. Structure and measurement*. Yonkers-on-Hudson, NY: World Book Company.
- Chamberlayne, P., Bornat, J. & Wengraf, T. (Eds.). (2000). *The biographical turn in social science: Comparative issues and examples*. London: Taylor and Francis/Routledge.
- Charlton, M. & Schneider, K. (1986). *Medienkonsum und Lebensbewältigung in der Familie. Methode und Ergebnisse der strukturanalytischen Rezeptionsforschung mit fünf Falldarstellungen*. München: Psychologie Verlags Union.
- Clauser, G. (1963). *Lehrbuch der biographischen Analyse*. Stuttgart: Thieme.
- Clynes, M. (1980). The communication of emotion: Theory of sentics. In: R. Plutchik & H. Kellermann (Eds.). *Emotion, research an experience. Vol. 1* (pp. 271-301). Orlando: Academic Press.
- Cocks, G. & Crosby, T. L. (Eds.). (1987). *Psycho/history. Readings in the method of psychology, psychoanalysis, and history*. New Haven: Yale University Press.
- Cohn, J. (1894). Experimentelle Untersuchungen über die Gefühlsbetonung der Farben, Helligkeiten und ihrer Combinationen. In: W. Wundt (Hrsg.). *Philosophische Studien*, 10, 561-603.
- Conquest, R. (1991). *Stalin: der totale Wille zur Macht*. München: List.
- Craik, K. H. (1997). Circumnavigating the personality as a whole : The challenges of integrative methodological pluralism. *Journal of Personality*, 65, 1087-1111.
- Dalí, S. (1974). *Unabhängigkeitserklärung der Phantasie und Erklärung der Rechte des Menschen auf seine Verrücktheit. Gesammelte Schriften*. (Hrsg. A. Matthes & T. D. Stegmann). München: Rogner & Bernhard.
- Dalí. *Gemälde, Zeichnungen, Objekte. Schmuck*. Ausstellungskatalog (1971). Baden-Baden: Staatliche Kunsthalle.
- Dalí 1904-1989. Ausstellungskatalog Stuttgart/Zürich (1989). Stuttgart: Gerd Hatje.
- Danner, H. (1998). *Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik: Einführung in die Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik*. (4. Aufl.). München: Reinhardt (UTB). (1. Aufl., 1979).
- Dattenberg, T., Zander, E. & Zander, W. (1976). Über zwei Kriterien zur Erleichterung der Differentialdiagnostik zwischen primär psychogener bzw. primär organischer Körpersymptomatik. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, 22, 240-249.
- Davidow, S. & Bruhn, A. R. (1990). Earliest memories and the dynamics of delinquency: A replication study. *Journal of Personality Assessment*, 54, 601-616.
- de Vries, M. W. (Ed.). (1992). *The experience of psychopathology. Investigating mental disorders in their natural settings*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Delius, L. & Fahrenberg, J. (1966). *Psychovegetative Syndrome*. Stuttgart: Thieme.
- deMause, L. (1977). Jimmy Carter and American fantasy. *Journal of Psychohistory*, 5, 151-173.
- deMause, L. (1984). What is psychohistory? *Journal of Psychohistory*, 9, 179-184.

- deMause, L. (2000). *Was ist Psychohistorie. Eine Grundlegung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Demorest, A. P. & Siegel, P. F. (1996). Personal influences on professional work: An empirical case study of B. F. Skinner. *Journal of Personality*, 64, 243-261.
- Dennet, D. C. (1994). *Philosophie des menschlichen Bewußtseins*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Denzin, N. K. (1978). *The research act*. (3rd. ed. 1989). Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Denzin, N. K. & Lincoln, Y. S. (1994). *Handbook of qualitative research*. London: Sage.
- Denzin, N. K. & Lincoln, Y. S. (2000). *Handbook of qualitative research* (2nd ed.). Thousand Oaks: Sage.
- Dettmering, P. (1995). *Psychoanalyse als Instrument der Literaturwissenschaft*. Eschborn: Fachbuchhandlung für Psychologie.
- Deusinger, I. M. (1986). *Frankfurter Selbstkonzeptskalen (FSKN)*. Göttingen: Hogrefe.
- Deutscher, I. (1989). *Stalin: eine politische Biographie*. Berlin: Argon.
- Devereux, G. (1998). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* (4. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Diemer, A. (1977). *Elementarkurs Philosophie - Hermeneutik*. Düsseldorf: Econ.
- Dilthey, W. (1894). Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. *Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften Berlin*, 2, 1309-1407. (Ges. Schriften Band V, 1924, S. 139-240). Leipzig: Teubner.
- Dilthey, W. (1907-1910). *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Ges. Schriften Band VII. (S. 79-347). (3. Aufl. 1961). Stuttgart: Teubner.
- Dollard, J. & Mowrer, O. H. (1947). A method for measuring tension in written documents. *Journal of Social and Applied Psychology*, 42, 3-32.
- Drewermann, E. (1992). *Lieb Schwesterlein, laß mich herein. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gesehen*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Drewermann, E. & Neuhaus, I. (1984). *Das Eigentliche ist unsichtbar. Der kleine Prinz tiefenpsychologisch gedeutet*. Freiburg: Herder.
- Dührssen, A. (1997). *Die biographische Anamnese unter tiefenpsychologischem Aspekt* (4. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Eberle, T. S. (1997). Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: R. Hitzler & A. Honer (Hrsg.). *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* (S. 245-279). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Eco, U. (1988). *Das Foucaultsche Pendel*. München: Hanser.
- Eco, U. (1992). *Die Grenzen der Interpretation*. München: Hanser.
- Edwards, J. A. & Lampert, M. D. (Eds.). (1993). *Talking data: Transcription and coding in discourse research*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Eisen, M. L., Quas, J. A. & Goodman, G. S. (Eds.). (2002). *Memory and suggestibility in the forensic interview*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Elms, A. C. (1981). Skinner's dark year and Walden Two. *American Psychologist*, 36, 470-479
- Elms, A. C. (1987). The personality of Henry A. Murray. In: R. Hogan & W. H. Jones (Eds.). *Perspectives in personality*. (Vol. 2, pp. 1-14). Greenwich, CT: JAI Press.
- Elms, A. C. (1988). Freud as Leonardo: Why the first psychobiography went wrong. *Journal of Personality*, 56, 19-40.
- Engel, U. & Wuggenig, U. (1991). Statistische Auswertungsverfahren nominalskalierter Daten. In: U. Flick, E. von Kardorff, H. Keup, L. von Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.). *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 237-242). München: Psychologie Verlags Union.
- Enzensberger, H. M. (1965). *Einzelheiten I. Bewußtseins-Industrie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ericson, K. A. & Simon, H. A. (1993). *Protocol analysis. Verbal reports as data* (2nd ed.). Cambridge, MA: MIT Press.
- Erikson, E. H. (1958/1990). *Der junge Mann Luther*. München: Suhrkamp.
- Erikson, E. H. (1969). *Gandhi's truth: On the origins of militant nonviolence*. New York: Norton.

- Erikson, E. H. (1976). *Identität und Lebenszyklus* (3. deut. Aufl.). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Erikson, E. H. (1977). *Lebensgeschichte und historischer Augenblick*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ermert, C. (1997). *Scenotest Handbuch*. Bern: Huber.
- Ertel, S. (1972). Erkenntnis und Dogmatismus. *Psychologische Rundschau*, 23, 241-269.
- Etherington-Smith, M. (1998). *Dalí. Eine Biographie* (2. Aufl.). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Fahrenberg, B. (1985). *Frauen nach der Familienphase. Psychosoziale Bedingungen. Entwicklung und Evaluation eines Förderprogramms*. Phil. Diss. Universität Bonn.
- Fahrenberg, B. (1986). Die Bewältigung der "empty nest situation" als Entwicklungsaufgabe der älterwerdenden Frau – eine Literaturanalyse. *Zeitschrift für Gerontologie*, 19, 323-335.
- Fahrenberg, J. (1968). Aufgaben und Methoden der psychologischen Verlaufsanalyse (Zeitreihenanalyse). In: K. J. Groffmann & K. H. Wewetzer (Hrsg.). *Person als Prozeß. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. phil. Robert Heiss* (S. 41-82). Bern: Huber.
- Fahrenberg, J. (1979). Das Komplementaritätsprinzip in der psychophysiologischen Forschung und psychosomatischen Medizin. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 27, 151-167.
- Fahrenberg, J. (Hrsg.). (1987). Themenheft "Multimodale Diagnostik". *Diagnostica*, 33, (Heft 3).
- Fahrenberg, J. (1992). Komplementarität in der psychophysiologischen Forschung. In: E. P. Fischer et al. (Hrsg.). *Widersprüchliche Wirklichkeit*. (S. 43-77). München: Piper TB.
- Fahrenberg, J. (1994). *Die Freiburger Beschwerdenliste FBL-R*. Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J. (1995). Biopsychologische Unterschiede. In: M. Amelang (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung, Band 2 Verhaltens- und Leistungsunterschiede* (S. 140-193). Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J. (1999). Das Leib-Seele-Problem aus der Sicht von Studierenden verschiedener Fächer. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie*, 47, 207-216.
- Fahrenberg, J. (2001). Physiologische Grundlagen und Meßmethoden der Herz-Kreislaufaktivität. In: F. Rösler (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Serie Biologische Psychologie. Bereich Psychophysiologie Bd. 1 Grundlagen und Methoden der Psychophysiologie* (S. 317-483). Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J. (2002). Selbstmonitoring chronischer Krankheiten. In: M. Jerusalem & H. Weber (Hrsg.). *Psychologische Gesundheitsförderung – Diagnostik und Prävention*. Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J. & Conrad, W. (1965). Eine explorative Faktorenanalyse graphometrischer und psychometrischer Daten. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 12, 223-238.
- Fahrenberg, J., Hampel, R. & Selg, H. (2001). *Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI-R*. 7. Auflage. Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J., Leonhart, R. & Foerster, F. (2002). *Alltagsnahe Psychologie mit hand-held PC und physiologischem Mess-System*. Bern: Huber.
- Fahrenberg, J. & Myrtek, M. (Eds.). (1996). *Ambulatory Assessment: computer-assisted psychological and psychophysiological methods in monitoring and field studies*. Seattle, WA: Hogrefe & Huber.
- Fahrenberg, J. & Myrtek, M. (Eds.). (2001a). *Progress in Ambulatory Assessment: computer-assisted psychological and psychophysiological methods in monitoring and field studies*. Seattle, WA: Hogrefe & Huber.
- Fahrenberg, J. & Myrtek, M. (2001b). Ambulantes Monitoring und Assessment. In: F. Rösler (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Serie Biologische Psychologie. Band 4: Grundlagen und Methoden der Psychophysiologie* (S. 657-798). Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J., Myrtek, M., Schumacher, J. & Brähler, E. (2000). *Fragebogen zur Lebenszufriedenheit (FLZ). Handanweisung*. Göttingen: Hogrefe.

- Fahrenberg, J. & Stegie, R. (1998). Beziehungen zwischen Philosophie und Psychologie an der Freiburger Universität: Zur Geschichte des Psychologischen Laboratoriums/Instituts. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegie & E. Bauer (Hrsg.). *Psychologiegeschichte - Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten* (S. 251-266). München: Profil-Verlag.
- Falldarstellung (1955). Mitteilung über einen Versuch mit der Handschrift des 28jährigen Adolf Hitler. *Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung*, 3, 254-262.
- Faller, H. (1990). *Subjektive Krankheitstheorie und Krankheitsverarbeitung bei Herzinfarkt-rehabilitanden*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Faller, H. & Gößler, S. (1998). Probleme und Ziele von Psychotherapiepatienten. Eine quantitativ-inhaltsanalytische Untersuchung von Patientenangaben beim Erstgespräch. *PPmP Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 48, 176-186.
- Fechner, G. T. (1871). *Zur experimentellen Ästhetik* (Nachdruck 1978). Hildesheim: Olms.
- Feger, H. & Graumann, C. F. (1983). Beobachtung und Beschreibung von Erleben und Verhalten. In: H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 2 Datenerhebung*. (S. 76-134). Göttingen: Hogrefe.
- Fetscher, I. (1974). *Wer hat Dornröschen wachgeküsst?* Frankfurt a. M.: Fischer.
- Fielding, N. G. & Lee, R. M. (1998). *Computer analysis and qualitative research*. London: Sage.
- Filipp, S. H. (Hrsg.). (1981). *Kritische Lebensereignisse*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Fischer, C. (1978). *Der Traum in der Psychotherapie*. München: Minerva.
- Fischer, E. P. (1987). *Sowohl als auch. Denkerfahrungen der Naturwissenschaften*. Hamburg: Rasch und Röhning.
- Fischer, H. (Hrsg.). (1985). *Feldforschungen*. Berlin: Reimer.
- Fischer, P. M. (1982). Inhaltsanalytische Auswertung von Verbaldaten. In: G. L. Huber & H. Mandl (Hrsg.). *Verbale Daten. Eine Einführung in die Grundlagen der Erhebung und Auswertung* (S. 179-196). Weinheim: Beltz.
- Fischer-Rosenthal, W. (2000). Biographical work and biographical structuring in present-day societies. In: P. Chamberlayne, J. Bornat & T. Wengraf (Eds.). *The biographical turn in social science: Comparative issues and examples* (pp. 109-125). London: Taylor and Francis/Routledge.
- Fischer-Rosenthal, W. & Rosenthal, G. (2000). Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: U. Flick, E. Kardorff & I. Steinke (Hrsg.). *Qualitative Sozialforschung* (S. 456-468). Reinbeck: Rowohlt.
- Fiske, D. W. (1987). On understanding our methods and their effects. *Diagnostica*, 33, 188-194.
- Fisseni, H. J. (1982). *Persönlichkeitsbeurteilung. Zur Theorie und Praxis des psychologischen Gutachtens*. Göttingen: Hogrefe.
- Fisseni, H. J. (1987). Exploration und Fragebogen im Vergleich. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Persönlichkeit* (S. 168-177). Berlin: Springer.
- Fisseni, H. J. (1997). *Lehrbuch der psychologischen Diagnostik* (2. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Fisseni, H. J. (1998). *Persönlichkeitspsychologie. Ein Theorienüberblick*. (4. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Flick, U. (1991). Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: U. Flick, E. von Kardorff, H. Keup, L. von Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.). *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 147-173). München: Psychologie Verlags Union.
- Flick, U. (1992). Entzauberung der Intuition. Systematische Perspektiven-Triangulation als Strategie der Geltungsbegründung qualitativer Daten und Interpretationen. In: J. H. P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.). *Analyse verbaler Daten* (S. 11-55). Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Flick, U. (1996). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften* (2. Aufl.). Reinbeck: Rowohlt Enzyklopädie.
- Flick, U. & Bauer, M. (2000). Qualitative Forschung lehren. In: U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 600-614). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Enzyklopädie.
- Flick, U., Kardorff, E. von, Keup, H., Rosenstiel, L. von & Wolff, S. (Hrsg.). (1991). *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. München: Psychologie-Verlags-Union.
- Flick, U., Kardorff, E. von & Steinke, I. (Hrsg.). (2000). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (rowohlts enzyklopädie).
- Flöttmann, H. B. (1998). *Träume zeigen neue Wege. Systematik der Traumsymbole*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Forer, B. R. (1949). The fallacy of personal validation: a classroom demonstration of gullibility. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 44, 118-123.
- Forgas, J. P. (1999). *Soziale Kommunikation und Interaktion. Eine Einführung in die Sozialpsychologie* (4. Aufl.). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Foulkes, W. D. (1978). *A grammar of dreams*. New York: Basic Books.
- Franz, M., Olbrich, R., Croissant, B., Kirsch, P., Schmitz, N. & Schneider, C. (1999). Gefühl ohne Sprache oder Sprache ohne Gefühl? Weitere Hinweise auf die Validität der Entkoppelungshypothese der Alexithymie. *Nervenarzt*, 70, 216-224.
- Freeman, D. (1983). *Liebe ohne Aggression. Margaret Meads Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker*. München: Kindler.
- French, T. M. & Fromm, E. (1964). *Dream interpretation: A new approach*. New York: Basic Books.
- Freud, S. (1899). *Über Deckerinnerungen*. GW I (S. 531-554). London: Imago. (4. Aufl. 1972)
- Freud, S. (1900). *Die Traumdeutung*. GW II/III (S. 1-642). London: Imago. (5. Aufl. 1973)
- Freud, S. (1905). *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*. GW VI. London: Imago. (2. Aufl. 1948)
- Freud, S. (1910). *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci*. GW VIII (S. 127-211). London: Imago. (6. Aufl. 1973)
- Freud, S. (1911). *Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia*. GW VIII (S. 239-320). London: Imago. (3. Aufl. 1955)
- Freud, S. (1914). *Der Moses des Michelangelo*. GW X (S. 171-201). London: Imago. (6. Aufl. 1973)
- Freud, S. (1917). *Vorlesungen zur Psychoanalyse*. GW XI. London: Imago. (5. Aufl. 1969)
- Freud, S. (1923). *Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung*. GW XIII (S. 299-314). London: Imago. (2. Aufl. 1947).
- Freud, S. (1925). *Selbstdarstellung*. London: Imago. (1946). (= GW XIV, S. 33-96). London: Imago. (4. Aufl. 1968)
- Freud, S. (1937). *Konstruktionen in der Psychoanalyse*. GW XVI (S. 41-56). London: Imago. (4. Aufl. 1972)
- Freud, S. (1939). *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*. GW XVI (S. 103-246). London: Imago. (2. Aufl. 1961)
- Freud, S. (1960). *Briefe 1873-1939*. Frankfurt a. M.: Fischer. (u. a. an Martha Bernays, J. Breuer, J. M. Charcot, W. Fliess, C. G. Jung).
- Freud, S. (1985). *Briefe an Wilhelm Fließ 1887-1904. Ungekürzte Ausgabe*. Herausgegeben von J. M. Masson. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freyberger, H. J. & Dilling, H. (Hrsg.). (1993). *Fallbuch Psychiatrie – Kasuistiken zum Kapitel V (F) der ICD-10*. Bern: Huber.
- Friederici, A. D. (1999). (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Sprache. Band 3. Sprachrezeption*. Göttingen: Hogrefe.
- Fromm, E. (1996). *Märchen, Mythen, Träume*. Reinbeck: Rowohlt.

- Fuchs, W. (1984). *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Fuchs-Heinritz, W. (2000). *Biographische Forschung* (2. Aufl.). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Füeßl, H. S. & Middeke, M. R. F. (1998). *Anamnese und klinische Untersuchung*. Stuttgart: Hippokrates.
- Gadamer, H. G. (1960). *Hermeneutik I. Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik* (6. Aufl. 1990). Tübingen: Mohr.
- Gadamer, H. G. (1974). Hermeneutik. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (S. 1062-1074). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Garz, D. (Hrsg.). (1994). *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gay, P. (1988). *Ein gottloser Jude. Sigmund Freuds Atheismus und die Entwicklung der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gay, P. (1989). *Freud. Eine Biographie für unsere Zeit*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Geertz, C. (1987). *Dichte Beschreibung – Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gergen, K. J., Hepburn, A. & Fisher, D. C. (1986). Hermeneutics of personality description. *Journal of Personality and Social Psychology*, 50, 1261-1270.
- Gerhardt, U. (1991). Typenbildung. In: U. Flick, E. von Kardorff, H. Keup, L. von Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.). *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 435-439). München: Psychologie Verlags Union.
- Gibson, I. (1997). *Salvador Dalí. Die Biographie*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Gitzinger-Albrecht, I. (1992). *Mehrebenendiagnostik von Abwehrprozessen als eine Strategie der Psychotherapieforschung*. Phil. Diss. Freiburg. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1998). *Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber.
- Goethe, J. W. von (1808/1991). *Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe. Sämtliche Werke. Zur Farbenlehre*. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag.
- Goethe, J. W. von (1809/1994). *Aus meinem Leben: Dichtung und Wahrheit*. Stuttgart: Reclam.
- Goethe, J. W. von (1820/1992). *Zahme Xenien II. Sämtliche Werke Band 13.1*. München: Hanser.
- Gohlke, P. (1952). Aristoteles und sein Werk. Die Lehrschriften (2. Aufl.) Paderborn: Schoeningh.
- Gombrich, E. H. (1978). *Kunst und Illusion. Eine Studie über die Psychologie von Abbild und Wirklichkeit in der Kunst*. Stuttgart: Belser.
- Gombrich, E. (1996). *Die Geschichte der Kunst* (16. Aufl.). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gomperz, H. (1939). *Interpretation: Logical analysis of a method of historical research*. Den Haag: van Stockum & Zoon (deutsche Übersetzung 1992. In: J. Schulte & B. McGuinness (Hrsg.). Einheitswissenschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp).
- Gottschalk, L. A. (1975). *How to understand and analyze your dreams*. New York: Vantage Press.
- Gottschalk, L. A. (Ed.). (1979). *The content analysis of verbal behavior. Further studies*. New York: SP Medical & Scientific Books.
- Gottschalk, L. A. & Gleser, G. C. (1969). *The measurement of psychological states through the content analysis of verbal behavior*. Los Angeles: University of California Press.
- Graumann, C. F. (1960). Eigenschaften als Problem der Persönlichkeits-Forschung. In: P. Lersch & H. Thomae (Hrsg.). *Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie* (S. 87-154). Handbuch der Psychologie. 4. Band. Göttingen: Hogrefe.

- Graumann, C. F. & Métraux, A. (1977). Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie. In: K. A. Schneewind (Hrsg.). *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie* (S. 27-53). München: Reinhardt.
- Grawe, K., Hänni, R., Semmer, N. & Tschen, I. (Hrsg.). (1991). *Über die richtige Art, Psychologie zu betreiben*. Göttingen: Hogrefe.
- Greenberg, L. S. & Pinosof, W. M. (1986). *The psychotherapeutic process: A research handbook*. New York: Guilford Press.
- Groeben, N. (1986). *Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie*. Tübingen: Franke.
- Groffmann, K. J. & Wewetzer, K.-H. (Hrsg.). (1968). *Person als Prozeß. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. phil. Robert Heiss*. Bern: Huber.
- Grondin, J. (2001a). *Einführung in die philosophische Hermeneutik* (2. Aufl.). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Grondin, J. (2001b). *Von Heidegger zu Gadamer. Unterwegs zur Hermeneutik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Grünewald, G. (1957). Die Schreibdruck-Kurve. *Zeitschrift für Menschenkunde*, 21, 133-177.
- Habermas, J. (1968). *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1971). Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik. In: K. O. Apel (Hrsg.). *Hermeneutik und Ideologiekritik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns Bd. 1 und 2*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Häcker, H. (1996). Idiographie, Typologie, Nomothetik. In: K. Pawlik (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. Band 1. Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie* (S. 157-204). Göttingen: Hogrefe.
- Hagen, H. P. von (1997). *Validierung von Persönlichkeitskonstrukten am Beispiel des Freiburger Persönlichkeitsinventars*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Hahn, P. (1988). *Ärztliche Propädeutik. Gespräch, Anamnese, Interview*. Berlin: Springer.
- Hale, M. (1980). *Human science and social order: Hugo Münsterberg and the origins of applied psychology*. Philadelphia, PA: Temple University Press.
- Hall, C. S. (1953). A cognitive theory of dream symbols. *Journal of Genetic Psychology*, 48, 169-186.
- Hall, C. S. & Domhoff, B. (1974). Freud und Jung: Eine vergleichende quantitative Inhaltsanalyse ihrer Träume. In: J. von Scheidt (Hrsg.). *Der unbekannte Freud. Neue Interpretationen seiner Träume durch E. H. Erikson, A. Grinstein, H. Politzer, L. Rosenkötter, M. Schur u.a.* München: Kindler.
- Hall, C. S. & Lind, R. E. (1970). *Dreams, life and literature: A study of Franz Kafka*. Chapel Hill: University of North Carolina.
- Hall, C. S. & Van de Castle, R. L. (1966). *The content analysis of dreams*. New York: Appleton.
- Hall, J. A. (1982). *Arbeit mit Träumen in Klinik und Praxis*. Paderborn: Junfermann.
- Hardin, H. T. (1994). Das Schicksal von Freuds früher Mutterbeziehung. *Psyche*, 48, 97-123.
- Harnisch, G. (2000). *Das große Traumlexikon. Über 1500 Traumsymbole von A bis Z psychologisch gedeutet*. Freiburg: Herder.
- Hartmann, H. (1999). *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Hartmann, H. & Rosenstiel, L. von (Hrsg.). (1977/1980). *Lehrbuch der Holtzman-Inkblot-Technik (HIT)*. 2 Bände. Bern: Huber.
- Hartmann, N. (1950). *Philosophie der Natur. Abriss der speziellen Kategorienlehre*. Berlin: de Gruyter.
- Havighurst, R. J. (1953). *Human development and education*. New York: Longmans, Green & Co.

- Hawkins, S. A. & Hastie, R. (1990). Hindsight: Biased judgements of past events after outcomes are known. *Psychological Bulletin*, 107, 311-327.
- Heckhausen, H. (1963). *Hoffnung und Furcht in der Leistungsmotivation*. Meisenheim: Hain.
- Heckhausen, H. (1980). *Motivation und Handeln*. Berlin: Springer.
- Heeg, P. (1996). Informative Forschungsinteraktionen. In: F. Breuer (Hrsg.). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S. 41-60). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heidegger, M. (1926). *Sein und Zeit* (17. Aufl. 1993). Tübingen: Niemeyer.
- Heim, E., Augustiny, K., Blaser, A. & Schaffner, L. (1991). *Berner Bewältigungsformen (BEFO)*. Bern: Huber.
- Heinze, T. & Thiemann, E. (1982). Kommunikative Validierung und das Problem der Geltungsbegründung. *Zeitschrift für Pädagogik*, 28, 635-642.
- Heiß, R. (1926). Die Philosophie der Logik und der Negation. Phil. Diss. Göttingen (= *Archiv für die gesamte Philosophie*, 56, 463-538).
- Heiß, R. (1936). *Die Lehre vom Charakter* (2. Aufl. 1949). Berlin: de Gruyter.
- Heiß, R. (1943). *Die Deutung der Handschrift*. Hamburg: Claassen.
- Heiß, R. (1948). Person als Prozess. In: J. v. Allesch, W. Jacobsen, G. Munsch & M. Simoneit (Hrsg.). *Kongreßbericht des Berufsverbandes Deutscher Psychologen, Bonn, 29. August bis 2. September 1947* (S. 11-25). Hamburg: Nölke. (Nachdruck in K. J. Groffmann & K.-H. Wewetzer (Hrsg.). (1968). *Person als Prozeß. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. phil. Robert Heiss* (S. 17-37). Bern: Huber.
- Heiß, R. (1949). *Die Lehre vom Charakter* (2. Aufl.). Berlin: de Gruyter.
- Heiß, R. (1949/1950). Die diagnostischen Verfahren in der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 1, 266-275; 2, 9-19, 63-75, 128-136.
- Heiß, R. (1954). Die Handschrift eines Trinkers im graphologischen Blindurteil. *Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung*, 2, 233-247.
- Heiß, R. (1956). *Allgemeine Tiefenpsychologie*. Bern: Huber.
- Heiß, R. (1959). *Wesen und Formen der Dialektik*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Heiß, R. (1982). Psychologische Diagnostik: Einführung und Überblick. In: R. Heiß, K. J. Groffmann & L. Michel (Hrsg.) *Handbuch der Psychologie. Band 6. Psychologische Diagnostik* (S. 3-16). Göttingen: Hogrefe.
- Heiß, R. (1990). *Allgemeine Psychologie. Vorlesung im Sommersemester 1937 an der Universität Köln* (mit einem Anhang, hrsg. von J. Fahrenberg). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg: Psychologisches Institut.
- Heiß, R. & Halder, P. (1975). *Der Farbpentamentest* (unter Mitarbeit von D. Höger). (2. Aufl.). Bern: Huber.
- Heiß, R. & Strauch, I. (1966). *Die Deutung der Handschrift*. (3. Aufl.). Hamburg: Claassen.
- Henrich, D. & Iser, W. (Hrsg.). (1982). *Theorien der Kunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Henry, W. E. (1956). *The analysis of fantasy*. New York: Wiley.
- Herkner, W. (1974). Inhaltsanalyse. In: J. v. Koolwijk, M. Wicken-Mayser (Hrsg.). *Techniken der empirischen Sozialforschung* (S. 158-190). München: Oldenburg.
- Herrmann, J. M., Rassek, M., Schäfer, N., Schmidt, T. H. & Uexküll, Th. von (1990). Essentielle Hypertonie. In: Th. von Uexküll, *Psychosomatische Medizin* (4. Aufl.). (S. 719-744). München: Urban & Schwarzenberg.
- Herrmann, T. (1976). *Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme*. Göttingen: Hogrefe.
- Herrmann, T. (1987). Was ist das "Psychologische" an psychologischen Theorien? In: M. Amelang (Hrsg.). *Bericht über den 35. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Heidelberg 1986* (Bd. 2, S. 159-168). Göttingen: Hogrefe.
- Herrmann, T. (Hrsg.). (1989). *Positionen der Psychologie 1949 und 1989. Demonstriert an kommentierten Beiträgen des 1. Bandes der Psychologischen Rundschau*. Göttingen: Hogrefe

- Hermans, H. J. M. & Kempen, H. J. G. (1993). *The dialogical self: Meaning as movement*. San Diego: Academic Press.
- Herzka, K. (1978). *Kinderpsychiatrische Krankheitsbilder*. Basel: Schwabe.
- Herzog, M. & Graumann, C. F. (Hrsg.). (1991). *Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften*. Heidelberg: Asanger.
- Hiebsch, H. (1972). *Sozialpsychologische Grundlagen der Persönlichkeitsformung*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Hiltmann, H., Lossen, H., Muchow, B. & Wewetzer, K.-H. (1953). *Verlaufsanalyse in der psychologischen Diagnostik. Erfassung dynamischer Persönlichkeitsstrukturen im Rorschach- und Farbpyramidentest und in der Handschrift*. Bern: Huber.
- Hiltmann, H. & Vonessen, F. (Hrsg.). (1963). *Dialektik und Dynamik der Person. Festschrift für Robert Heiß zum 60. Geburtstag*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Hoche, H. U. (1990). *Einführung in das sprachanalytische Philosophieren*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Hoffmann-Riem, C. (1980). Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32, 339-372.
- Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. P. (Hrsg.). (1992). *Analyse verbaler Daten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hogan, R. & Nicholson, R. A. (1988). The meaning of personality test scores. *American Psychologist*, 43, 621-626.
- Höge, H. (1997). The Golden Section Hypothesis – Its last funeral. *Empirical Studies of the Arts*, 15, 233-255.
- Holmes, T. H. & Rahe, R. H. (1967). The social readjustment rating scale. *Journal of Psychosomatic Research*, 11, 213-218.
- Holsti, O. R. (1969). *Content analysis for the social sciences and humanities*. Reading, MA: Addison-Wesley.
- Holt, R. H. (1969). *Assessing personality*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Huber, G. L. (1997). *Analysis of qualitative data with AQUAD Five for Windows*. Schwangau: Ingeborg Huber.
- Huber, G. L. & Mandl, H. (Hrsg.). (1994). *Verbale Daten*. Weinheim: Beltz.
- Husserl, E. (1986). *Phänomenologie der Lebenswelt. Ausgewählte Texte II. Eingeleitet und herausgegeben von Klaus Held*. Stuttgart: Reclam.
- Husserl, E. (1968). *Phänomenologische Psychologie. Vorlesungen Sommersemester 1920*. (Hrsg. W. Biemel). Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Ineichen, H. (1991). *Philosophische Hermeneutik*. Freiburg: Alber.
- Irle, G. (1965). *Der psychiatrische Roman*. Stuttgart: Hippokrates.
- Isbister, J. N. (1985). *Freud. An introduction to his life and work*. Cambridge: Polity Press.
- Jacobi, J. (1971). *Die Psychologie von C. G. Jung*. Olten: Walter.
- Jacoby, H. J. (1948). *Analysis of handwriting. An introduction into scientific graphology*. (2nd ed.). London: Allen & Unwin.
- Jäger, R. S. (1988). Persönlichkeit als Prozeß: Ein Beitrag zur Anwendung der Katastrophentheorie. *Zeitschrift für internationale erziehungs- und sozialwissenschaftliche Forschung*, 5, 95-118.
- Jäger, R. S. (1996). Biographische Verfahren. In: K. Pawlik (Ed.). *Enzyklopädie der Psychologie. Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. Band 1. Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie* (S. 325-357). Göttingen: Hogrefe.
- Jäger, R., Lischer, S., Münster, B. & Ritz, B. (1976). *Biographisches Inventar zur Diagnose von Verhaltensstörungen (BIV)*. Göttingen: Hogrefe.
- Jahnke, J. (1993). Eine wahre TAT-Geschichte. In: H. E. Lück & R. Miller (Hrsg.). *Illustrierte Geschichte der Psychologie* (S. 314-316). München: Quintessenz.

- Jahnke, J., Fahrenberg, J., Stegie, R. & Bauer, E. (Hrsg.). (1999). *Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten*. München: Profil.
- James, W. (1890). *The principles of psychology* (2 Vol.). New York: Holt.
- Jaspers, K. (1913). *Allgemeine Psychopathologie* (9. Aufl. 1973). Berlin: Springer.
- Jones, E. (1953-1957). *Sigmund Freud. Leben und Werk*. 3 Bände. Bern: Huber.
- Jorswieck, E. (1966). Ein Beitrag zur statistischen Contentanalyse manifesten Traumaterials. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, 12, 254-264.
- Joyce, J. (1956). *Ulysses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Aufl. 1996).
- Julius, H., Schlosser, R. W. & Goetze, H. (2000). *Kontrollierte Einzelfallstudien*. Göttingen: Hogrefe.
- Jung, C. G. (Hrsg.). (1968) *Der Mensch und seine Symbole* (14. Aufl. 1995). Olten: Walter-Verlag.
- Jureit, U. (1999). *Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager*. Hamburg: Ergebnisse Verlag.
- Jüttemann, G. (1981). Komparative Kasuistik als Strategie psychologischer Forschung. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 29, 101-118.
- Jüttemann, G. (1987). Das Allgemeine am Individuellen als Fragestellung. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Psychologie* (S. 73-96). Berlin: Springer.
- Jüttemann, G. (Hrsg.). (1985). *Qualitative Forschung in der Psychologie*. Weinheim: Beltz.
- Jüttemann, G. (Hrsg.). (1990). *Komparative Kasuistik*. Heidelberg: Asanger.
- Jüttemann, G. & Thomae, H. (Hrsg.). (1987). *Biographie und Psychologie*. Berlin: Springer.
- Kadushin, A. (1963). Diagnosis and evaluation for (almost) all occasions. *Social Work*, 8, 12-19.
- Kaminski, G. (1988). Ökologische Perspektiven in psychologischer Diagnostik? *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 9, 155-168.
- Kaplan, A. (1964). *The conduct of inquiry. Methodology for behavioral science*. Scranton, PA: Chandler.
- Käppler, C., Brüchner, G. & Fahrenberg, J. (2001). Pocketcomputer-unterstütztes Assessment mit MONITOR. Befindlichkeit im Alltag, Methodenakzeptanz und die Replikation des Retrospektionseffektes. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 22, 249-266.
- Kardorff, E. von (1991). Qualitative Sozialforschung – Versuch einer Standortbestimmung. In: U. Flick, E. von Kardorff, H. Keup, L. von Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.). *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 3-22). München: Psychologie Verlags Union.
- Kastner-Koller, U. & Deimann, P. (1999). Testbesprechung. Ermert, C. (1997). Scenotest Handbuch. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 31, 45-47.
- Kelle, U. (1995). *Computer-aided qualitative data analysis. Theory, methods, and practice*. London: Sage.
- Kelle, U. (1997). *Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung*. (2. Aufl.). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Kelle, U. & Erzberger, C. (1999). Integration qualitativer und quantitativer Methoden: Methodologische Modelle und ihre Bedeutung für die Forschungspraxis. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, 509-531.
- Kelly, G. A. (1963). A theory of personality : the psychology of personal constructs. New York : Norton. (1. Aufl. *The psychology of personal constructs*, 1955).
- Kempowski, W. (2002). *Das Echolot: Ein kollektives Tagebuch, Januar und Februar 1943* (4 Bände). München: Knaus. (*Fuga Furiosa; ein Kollektives Tagebuch, Winter 1945*. Barbarossa '41).
- Kenrick, D. T. & Funder, D. C. (1988). Profiting from controversy: Lessons from the person-situation-debate. *American Psychologist*, 43, 23-34.

- Kerlinger, F. N. (1986). *Foundations of behavioral research (3rd ed.)*. Forth Worth TX: Harcourt.
- Kerlinger, F. N. & Lee, H. B. (2000). *Foundations of behavioral research*: Forth Worth TX: Harcourt.
- Kern, H. J. (1997). *Einzelfallforschung. Eine Einführung für Studierende und Praktiker*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Keßler, B. H. (1982). Biographische Diagnostik. In: K. J. Groffmann & L. Michel (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Psychologische Diagnostik. Band 3. Persönlichkeitsdiagnostik* (S. 1-56). Göttingen: Hogrefe.
- Kiegelmann, M. (Hrsg.). (2001). *Qualitative research in psychology*. Schwangau: Ingeborg Huber.
- Kimble, G. A. & Wertheimer, M. (2000). *Portraits of pioneers in psychology. Volume I-IV*. Washington, DC: American Psychological Association.
- Klages, L. (1913). *Wissenschaft vom Ausdruck* (7. Aufl. 1950). Leipzig: Engelmann.
- Klages, L. (1917). *Handschrift und Charakter*. Leipzig: Barth. (*Graphologie. Sämtliche Werke. Band 8*. Herausgegeben von E. Frauchiger, 1971)
- Klauer, T. & Filip, S. H. (1993). *Trierer Skalen zur Krankheitsbewältigung. (TSK)*. Göttingen: Hogrefe.
- Kleining, G. (1995). *Lehrbuch entdeckende Sozialforschung. Band I. Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Kleining, G. et al. (1999). Themenschwerpunkt: Introspektion als Forschungsmethode. *Journal für Psychologie*, 7, 3-62.
- Klingemann, H. D. (1984). *Computerunterstützte Inhaltsanalyse in der empirischen Sozialforschung*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Klingler, W., Roters, G. & Zöllner, O. (Hrsg.). (1998). *Fernsehforschung in Deutschland. Themen, Akteure. Methoden* Band 1 und 2. Baden-Baden: Nomos.
- Klopper, B. & Davidson, H. H. (1974). *Das Rorschach-Verfahren. Eine Einführung* (3.Aufl.). Bern: Huber.
- Koch, U. & Schöfer, E. (Hrsg.). (1986a). *Sprachinhaltsanalyse in der psychiatrischen und psychosomatischen Forschung. Grundlagen und Anwendungsstudien mit den Affektskalen von Gottschalk und Gleser*. Weinheim: Psychologie Verlags Union/Beltz.
- Koch, U. & Schöfer, E. (1986b). Testgütekriterien der Gottschalk-Gleser-Sprachinhaltsanalyse: Objektivität, Reliabilität und Validität im Rahmen deutschsprachiger Studien. In: U. Koch & E. Schöfer (Hrsg.). *Sprachinhaltsanalyse in der psychiatrischen und psychosomatischen Forschung. Grundlagen und Anwendungsstudien mit den Affektskalen von Gottschalk und Gleser* (S. 76-88). Weinheim: Psychologie Verlags Union/Beltz.
- Koch-Hillebrecht, M. (1999). *Homo Hitler: Psychogramm des deutschen Diktators*. München: Siedler.
- Köhle, K. & Raspe, H. H. (Hrsg.). (1982). *Das Gespräch während der ärztlichen Visite. Empirische Untersuchungen*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Köhler, T. (1987). *Das Werk Sigmund Freuds - Entstehung, Inhalt, Rezeption* (2 Bände). Eschborn: Fachbuchhandlung für Psychologie.
- Kohli, M. (1981a). Wie es zur biographischen Methode kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 10, 273-293.
- Kohli, M. (1981b). "Von uns selber schweigen wir. Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten" in W. Lepenies (Hrsg.). *Geschichte der Soziologie*. Band 1. (S. 428-465). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kohli, M. (Hrsg.). (1987). *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt: Luchterhand.
- Kohli, M. & Robert, G. (Hrsg.). (1984). *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart: Metzler.
- Kohli, M. & Szydlík, M. (Hrsg.). (2000). *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- König, H. D. (2000). Tiefenhermeneutik. In: U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 556-569). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Enzyklopädie.
- Kornadt, H. J. & Zumkley, H. (1982). Thematische Apperzeptionsverfahren. In: K. J. Groffmann & L. Michel (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Psychologische Diagnostik. Band 3. Persönlichkeitsdiagnostik* (S. 258-372). Göttingen: Hogrefe.
- Kornbichler, T. (1994). *Adolf-Hitler-Psychogramme*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Kracauer, S. (1959). The challenge of quantitative content analysis. *Public Opinion Quarterly*, 16, 631-641.
- Krampen, G. (1989). *Diagnostik von Attributionen und Kontrollüberzeugungen*. Göttingen: Hogrefe.
- Kreitler, H. & Kreitler, S. (1980). *Psychologie der Kunst*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Krippendorff, K. (1980). *Content analysis. An introduction to its methodology*. Beverly Hills, CA: Sage.
- Krüger, H. & Zietz, K. (1933). Das Verifikationsproblem. *Zeitschrift für angewandte Psychologie*, 45, 21-53.
- Krüll, M. (1979). *Sigmund Freud und sein Vater. Die Entstehung der Psychoanalyse und Freuds ungelöste Vaterbindung*. München: Beck.
- Kruse, A. (1987). Biographische Methode und Exploration. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Psychologie* (S. 119-137). Berlin: Springer.
- Kruse, A. & Schmitz-Scherzer, R. (Hrsg.). (1995). *Psychologie der Lebensalter*. Darmstadt: Steinkopff.
- Kruse, A. & Thomae, H. (1992). *Menschliche Entwicklung im historischen Wandel. Empirisch-psychologische Beiträge zur Zeitgeschichte*. Heidelberg: Asanger.
- Kubinger, K. D. & Deegener, G. (2001). *Psychologische Anamnese bei Kindern und Jugendlichen*. Göttingen: Hogrefe.
- Kuckartz, U. (1999). *Computergestützte Analyse qualitativer Daten. Eine Einführung in Methoden und Arbeitstechniken*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kunczik, M. (1998). *Gewalt und Medien* (4. Aufl.). Köln: Böhlau.
- Kunstverein in Hamburg (1956). *Paul Klee*. Hamburg: Eigenverlag.
- Kvale, S. (1996). *InterViews. An introduction to qualitative research interviewing*. London: Thousand Oaks.
- Labov, W. (1980). *Sprache im sozialen Kontext*. Königstein: Scriptor.
- Lamnek, S. (1993). *Qualitative Sozialforschung. Band 1 und 2*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Lange-Eichbaum, W. (1986). *Genie, Irrsinn und Ruhm* (7. Aufl.). München: Reinhardt.
- Langenmayr, A. (1997). *Sprachpsychologie. Ein Lehrbuch*. Göttingen: Hogrefe.
- Langenmayr, A. & Schubert, U. (1987). *Lebenslaufanalyse*. Göttingen: Hogrefe.
- Langer, W. C. (1973). *Das Adolf-Hitler-Psychogramm: Eine Analyse seiner Person und seines Verhaltens*. (Verfasst 1943). Wien: Molden.
- Lavizzari-Raeuber, A. (1986). *Thangkas. Rollbilder aus dem Himalaya. Kunst und mystische Bedeutung* (2. Aufl.). Köln: DuMont.
- Legewie, H. (1987). Interpretation und Validierung biographischer Interviews. In: E. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Psychologie* (S. 138-150). Berlin: Springer-Verlag.
- Lehmann, A. (1983). *Erzählstruktur und Lebenslauf*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Lehr, U. (1987). Erträge biographischer Forschung in der Entwicklungspsychologie. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Psychologie* (S. 217-248). Berlin: Springer.
- Lehr, U. & Thomae, H. (Hrsg.). (1987). *Formen seelischen Alterns*. Stuttgart: Enke.
- Lehr, U. & Thomae, H. (1991). *Alltagspsychologie. Aufgaben, Methoden, Ergebnisse*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.

- Lejeune, P. (1998). Der autobiographische Pakt. In: G. Niggel (Hrsg.). *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung* (S. 214-257). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Lenk, K. (Hrsg.). (1972). *Ideologiekritik und Wissenssoziologie* (6. Aufl.). Darmstadt: Luchterhand.
- Lersch, P. (1938). *Der Aufbau des Charakters*. München: Barth (später "Aufbau der Person", 9. Aufl. 1964)
- Levinson, D. J. (1978). *The seasons of a man's life*. New York: Ballantine Books.
- Lewin, K. (1926). Untersuchungen zur Handlungs- und Affekt-Psychologie. II. Vorsatz, Wille und Bedürfnis. *Psychologische Forschung*, 7, 330-385.
- Li Zehou (1992). *Der Weg des Schönen. Wesen und Geschichte der chinesischen Kultur und Ästhetik*. Freiburg: Herder.
- Lienert, G. A. (1988). *Angewandte Konfigurationsfrequenzanalyse*. Frankfurt a. M.: Athenäum.
- Lienert, G. A. & Raatz, U. (1998). *Testaufbau und Testanalyse* (5. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Lockowandt, O. (1988). Zum Problem der Validierung graphologischer Beurteilungen. *Zeitschrift für Menschenkunde*, 52, 138-156.
- Lockowandt, O. (1998). Handschrift, Persönlichkeit und Verlaufsgestalt: Robert Heiss und die Freiburger Schule der Graphologie. *Zeitschrift für Menschenkunde*, 62, 203-221.
- Lorenzer, A. (1973). *Spracherstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (1979). Die Analyse der subjektiven Struktur von Lebensläufen und das gesellschaftlich Objektive. In: D. Baacke & T. Schulze (Hrsg.): *Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens* (S. 129-145). München: Juventa.
- Lorenzer, A. (1981). Möglichkeiten qualitativer Inhaltsanalyse: Tiefenhermeneutische Interpretation zwischen Ideologiekritik und Psychoanalyse. *Argument*, 23, 170-180.
- Luborsky, L. (1996). *The symptom-context method. Symptoms as opportunities in psychotherapy*. Washington, DC: The American Psychological Association.
- Luborsky, L. & Auerbach, A. H. (1969). The Symptom-Context Method. Quantitative studies of symptom formation in psychotherapy. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 17, 68-99.
- Lucius-Hoene, G. (1997). *Leben mit einem Hirntrauma. Autobiografische Erzählungen von Kriegshirnverletzten und ihren Ehefrauen*. Bern: Huber.
- Lucius-Hoene, G. (1998). Erzählen von Krankheit und Behinderung. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 48, 108-113.
- Lück, H. E. & Miller, R. (Hrsg.). (1993). *Illustrierte Geschichte der Psychologie*. München: Quintessenz.
- Lück, H. E., Miller, R. & Sewz-Vosshenrich, G. (Hrsg.). (2000). *Klassiker der Psychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Lueger, M. (2000). *Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie. Organisation. Materialanalyse*. Wien: WUV Universitätsverlag.
- Maiwald, M., Geider, F. J., Jost, F. & Rogge, K. E. (1988). Grundlagen einer medizinisch-psychologischen Langzeit-Einzelfalluntersuchung. *Zeitschrift Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie*, 36, 138-155.
- Malraux, A. (1956). *Stimmen der Stille. Das imaginäre Museum*. München: Droemer.
- Mardorf, E. (1999). *Ich schreibe täglich an mich selbst – im Tagebuch die eigenen Stärken entdecken*. München: Kösel.
- Marinelli, L. & Mayer, A. (Hrsg.). (2000). *Die Lesbarkeit der Träume. Zur Geschichte von Freuds Traumdeutung*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Markowitsch, H. J. (1992). *Neuropsychologie des Gedächtnisses*. Göttingen: Hogrefe.
- Marquadt, C. & Mai, N. (1994). A computational procedure for movement analysis in handwriting. *Journal of Neuroscience Methods*, 52, 39-45.

- Matt, P. von (2001). *Literaturwissenschaft und Psychoanalyse*. Stuttgart: Reclam.
- Matthes, J., Pfeifenberger, A. & Stosberg, M. (Hrsg.). (1983). *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg: Verlag Nürnberger Forschungsvereinigung.
- Matussek, P., Matussek, P. & Marbach, J. (2000). *Hitler, Karriere eines Wahns*. München: Herbig.
- Mayring, P. (1996). *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. München: Psychologie-Verlags-Union.
- Mayring, P. (1997). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (6. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mc Adams, D. P. (1988). Biography, narrative, and lives: An introduction. [Special issue]. *Journal of Personality*, 56, 1-18.
- Mc Adams, D. P. & Ochberg, R. L. (Eds.). (1988). *Psychobiography and life narratives*. Durham, NC: Duke University Press.
- Mc Adams, D. P. & West, S. G. (1997). Introduction: Personality Psychology and the case study. *Journal of Personality*, 65, 757-783.
- McClelland, D. C. (1958). Methods of measuring human motivation. In: J. W. Atkinson (Ed.). *Motives in fantasy, action, and society* (pp. 7-42). Princeton, NJ.: Van Nostrand.
- Mead, G. H. (1980). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mechanic, D. (1962). The concept of illness behavior. *Journal of Chronic Diseases*, 15, 189-194.
- Mergenthaler, E. (1984). Die Transskription von Gesprächen. Eine Zusammenstellung von Regeln. In: *ZUMA-Arbeitsbericht 8401* (S. 696-735). Mannheim: Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen e. V.
- Mergenthaler, E. (1997a). *Die Transskription von Gesprächen* (3. Aufl.). Ulm: Ulmer Textbank.
- Mergenthaler, E. (1997b). *Emotions/Abstraktionsmuster in Verbatimprotokollen. Ein Beitrag zur computergestützten lexikalischen Beschreibung des psychotherapeutischen Prozesses*. Frankfurt a. M.: Verlag für Akademische Schriften.
- Mergenthaler, E. & Kächele, H. (1996). Applying multiple computerized text-analytic measures to single psychotherapy cases. *Journal of Psychotherapy Practice and Research*, 5, 307-318.
- Merten, K. (1983). *Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Metzinger, T. (1985). *Neuere Beiträge zur Diskussion des Leib-Seele-Problems*. Frankfurt/M.: Lang.
- Michal, M. (1998). *Zur Validierung der formalen Textanalyse als Instrument der Psychotherapieprozessforschung. Eine vergleichende Studie anhand der Gottschalk-Gleser-Sprachinhaltsanalyse, der ZBKT-Methode und des Affektiven Diktionärs*. Ulm. Frankfurt a. M.: Verlag für Akademische Schriften.
- Michel, G. (1985). *Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition*. Tübingen: Niemeyer.
- Michel, L. (1982). *Gerichtliche Schriftvergleichung: Eine Einführung in Grundlagen, Methoden und Praxis*. Berlin: de Gruyter.
- Miles, M. B. & Huberman, A. M. (1994). *Qualitative data analysis: A source book of new methods* (2nd ed.). Newbury: Sage.
- Morgan, W. L. & Engel, G. L. (1970). *Der klinische Zugang zum Patienten*. Bern: Huber.
- Moser, T. (1985). *Romane als Krankengeschichte. Über Handke, Meckel und Martin Walser*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Moser, U. & von Zeppelin, I. (1996). *Der geträumte Traum: wie Träume entstehen und sich verändern*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Mruck, K. & Mey, G. (1998). Qualitative Forschung. In: F. Jacobi & A. Poldrack (Hrsg.). *Klinisch-psychologische Forschung. Ein Praxishandbuch* (S. 191-208). Göttingen: Hogrefe.

- Muckel, P. (1996). Selbstreflexivität und Subjektivität im Forschungsprozeß. In: F. Breuer (Hrsg.). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S. 61-78). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Müller, W. H. & Enskat, A. (1961). *Graphologische Diagnostik* (4. Aufl. 1993). Bern: Huber.
- Mummendey, H. D. (1995). *Psychologie der Selbstdarstellung* (2. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Mummendey, H. D. (1999). *Die Fragebogen-Methode*. (3. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Münch, D. (1998). Die vielfältigen Beziehungen zwischen Philosophie und Psychologie. Das Verhältnis Edmund Husserls zur Würzburger Schule in philosophie-, psychologie- und institutionen-geschichtlicher Perspektive. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegic & E. Bauer (Hrsg.). *Psychologiegeschichte - Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten* (S. 319-345). München: Profil-Verlag.
- Münsterberg, H. (1891). Zur Individualpsychologie. *Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie*, 14, 196-198. (Nachdruck in: H. Münsterberg. *Frühe Schriften*. Hrsg. von H. Hildebrandt & E. Scheerer, 1990. Berlin: Springer).
- Münsterberg, M. (1922). *Hugo Münsterberg: His life and work*. New York: Appleton & Co.
- Murchison, C. (Ed.). (1961). *A history of psychology in autobiography (Vol. 1-3)*. New York: Russell & Russell.
- Murphy, L. B. & Moriarty, A. E. (1976). *Vulnerability, coping and growth*. New Haven: Yale University Press.
- Murray, H. A. (1943). *Thematic Apperception Test Manual* (3. Aufl. 1991). Cambridge: Harvard University Press
- Murray, H. A. (1962). *Explorations in personality: A clinical and experimental study of fifty men of college age*. New York: Scientific Editions (1. Aufl. 1938, Oxford University Press).
- Muthny, F. A. (1989). *Manual zum Freiburger Fragebogen zur Krankheitsverarbeitung (FKV)*. Weinheim: Beltz.
- Muthny, F. A. (Hrsg.). (1990). *Krankheitsverarbeitung. Hintergrundtheorien, klinische Erfassung und empirische Ergebnisse*. Berlin: Springer.
- Myrtek, M. (1998). *Gesunde Kranke – kranke Gesunde. Psychophysiologie des Krankheitsverhaltens*. Bern: Huber.
- Myrtek, M. & Fahrenberg, J. (1998). Somatoforme Störungen: Konzeptuelle und methodologische Kritik und ein Plädoyer für die funktionale Analyse des Krankheitsverhaltens. In: J. Margraf, S. Neumer & W. Rief (Hrsg.). *Somatoforme Störungen. Ätiologie, Diagnose und Therapie* (S. 191-211). Berlin: Springer.
- Nasby, W. & Read, N. C. (1997). The life voyage of a solo circumnavigator. Integrating theoretical and methodological perspectives. *Journal of Personality*, 65, 785-1068.
- Neter, E. & Ben-Shakar, G. (1989). The predictive validity of graphological inferences: A meta-analytic approach. *Personality and Individual Differences*, 10, 737-745.
- Neudert, L., Hohage, R. & Grünzig, H. J. (1987). Das Leiden als Prozessvariable in einer psychoanalytischen Behandlung. Eine Einzelfallstudie. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 16, 135-147.
- Niethammer, L. (Hrsg.). (1985). *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History"*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Nietzsche, F. (1925). *Gesammelte Werke XV*. München: Musarion.
- Niggel, G. (Hrsg.). (1998). *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Nyanatiloka (1952a). *Buddhistisches Wörterbuch*. Konstanz: Christiani.
- Nyanatiloka (1952b). *Visuddhi-Magga* (übers. von Nyanatiloka, 2. Auflage). Konstanz: Christiani.
- Oeming, M. (1998). *Biblische Hermeneutik : eine Einführung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Oevermann, U., Allert, T. & Konau, E. (1980). Zur Logik der Interpretation von

- Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. In: T. Heinze (Hg.). *Interpretation einer Bildungsgeschichte: Überlegungen zu einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Bensheim. Päd-Extra-Buchverlag.
- Oevermann, U., Tillmann, A., Konau, E. & Krambeck, J. (1979). Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: H. G. Soeffner (Hrsg.). *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften* (S. 352-434). Stuttgart: Metzler.
- Osten, P. (2000). *Die Anamnese in der Psychotherapie*. (2. Aufl.). München: Reinhardt.
- Ott, R. & Scholz, O. B. (2001). Time series analysis of diary data. In: J. Fahrenberg & M. Myrtek (Eds.). *Progress in ambulatory assessment* (pp. 157-171). Seattle WA: Hogrefe & Huber Publishers.
- Panofsky, E. (1996). *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst* Köln: Dumont. (1. engl. Aufl. 1955).
- Panofsky, E. (1997). *Studien zur Ikonologie der Renaissance* (2.Aufl.). Köln: Dumont. (1. engl. Aufl.1939)
- Parekh, H. (1987a). Erste Erinnerungen. In: H. Schepank (Hrsg.). *Psychogene Erkrankungen der Stadtbevölkerung* (S. 200-206). Berlin: Springer.
- Parekh, H. (1987b). Träume. In: H. Schepank (Hrsg.). *Psychogene Erkrankungen der Stadtbevölkerung*. Berlin: Springer.
- Patzelt, W. J. (1987). *Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags*. München: Fink.
- Pawlik, K. (1995). Persönlichkeit und Verhalten: Zur Standortbestimmung von differentieller Psychologie. In: K. Pawlik (Hrsg.). *Bericht über den 39. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg 1994* (S. 31-49). Göttingen: Hogrefe.
- Pawlik, K. & Buse, L. (1982). Rechnergestützte Verhaltensregistrierung im Feld: Beschreibung und erste psychometrische Überprüfung einer neuen Erhebungsmethode. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 3, 101-118.
- Pawlik, K. & Buse, L. (1996). Verhaltensbeobachtung in Labor und Feld. In: K. Pawlik (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie: Themenbereich C Theorie und Forschung. Serie VIII Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung, Band 1 Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie* (S. 359-394). Göttingen: Hogrefe.
- Peres, R. & Thomson, A. (Eds.). (1989). *The oral history reader*. London: Routledge.
- Perrez, M. (1972). *Ist die Psychoanalyse eine Wissenschaft?* (2. Aufl. 1979). Bern: Huber.
- Perst, A. & Baumann, U. (1999). Einzelfallstudien in klinisch-psychologischen, psychotherapeutischen Fachzeitschriften. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 28, 205-213.
- Pervin, L. A. (2000). *Persönlichkeitstheorien* (4. Aufl.). München: Reinhardt.
- Petermann, F. (1995). Biographische Methode und Einzelfallanalyse. In: A. Kruse & R. Schmitz-Scherzer (Hrsg.). *Psychologie der Lebensalter* (S. 25-32). Darmstadt: Steinkopff.
- Petermann, F. (Hrsg.). (1989). *Einzelfallanalyse*. (2. Aufl.). München: Oldenbourg.
- Pickering, T. G. (1991). *Ambulatory monitoring and blood pressure variability*. London: Science Press.
- Pietzcker, C. (1992). *Lesend interpretieren. Zur psychoanalytischen Deutung literarischer Texte*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Pöhlmann, K. & Brunstein, J. C. (1997). GOALS: Ein Fragebogen zur Messung von Lebenszielen. *Diagnostica*, 43, 63-79.
- Politzer, H. (1974). Freud als Deuter seiner eigenen Träume. In: J. von Scheidt (Hrsg.). *Der unbekannte Freud. Neue Interpretationen seiner Träume durch E. H. Erikson, A. Grinstein, H. Politzer, L. Rosenkötter, M. Schur u.a.* (S. 56-71). München: Kindler.
- Pollak, M. (1988). *Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und Identitätsarbeit. Studien zur Historischen Sozialwissenschaft Band 12*. Frankfurt a. M.: Campus.

- Pongratz, L. J. (Hrsg.). (1972). *Psychotherapie in Selbstdarstellungen*. Bern: Huber.
- Pongratz, L. J., Traxel, W. & Wehner, E. G. (Hrsg.). (1972/79). *Psychologie in Selbstdarstellungen (2 Bände)*. Bern: Huber.
- Popper, K. (1934). *Logik der Forschung* (8. Aufl. 1989). Tübingen: Mohr.
- Popper, K. (1935). *Objektive Erkenntnis* (4. Aufl. 1973). Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Popplestone, J. A. & McPherson, M. W. (1994). *An illustrated history of American psychology*. Madison, WI.: Brown & Benchmark.
- Preetorius, E. (1963). *Geheimnis des Sichtbaren. Gesammelte Aufsätze zur Kunst*. München: Piper.
- Prinzhorn, H. (1922). *Bildnerie der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung* (4. Aufl. 1994). Wien: Springer.
- Quekelberghe, R. van & Gieseke, H. (1989). *Bibliographie zur Biographieforschung - Psychologie und Nachbardisziplinen. Landauer Studien zur Klinischen Psychologie, Band 8*. Landau: Erziehungswissenschaftliche Hochschule Rheinland-Pfalz.
- Rad, M. von (1983). *Alexithymie*. Berlin: Springer.
- Rattner, J. & Danzer, G. (1993). *Kunst und Krankheit in der Psychoanalyse*. München: Quintessenz.
- Rauchfleisch, U. (1989). *Der Thematische Apperzeptionstest (TAT) in Diagnostik und Therapie. Eine psychoanalytische Interpretationsmethode*. Stuttgart: Enke.
- Reich-Ranicki, M. (2000). *Hundert Gedichte des Jahrhunderts*. Mit Interpretationen. Frankfurt a. M.: Insel.
- Reinecker, H. (1995). *Fallbuch der klinischen Psychologie (Einzelfallstudien zum Lehrbuch der Klinischen Psychologie)*. Göttingen: Hogrefe.
- Reinhardt, M. (1974). Der Schauspieler und seine Rolle (1926). In: H. Fetting (Hrsg.). *Max Reinhardt. Schriften* (S. 315-317). Berlin: Henschel Verlag Kunst und Gesellschaft.
- Revers, W. J. (1973). *Der Thematische Apperzeptionstest TAT* (3. Aufl.). Bern: Huber.
- Revers, W. J. & Allesch, C. G. (1985). *Handbuch zum Thematischen Gestaltungstest (Salzburg)*. Weinheim: Beltz.
- Revers, W. J. & Widauer, H. (1985). *Thematischer Gestaltungstest (Salzburg) (TGT-(S))*. Weinheim: Beltz.
- Richardson, J. T. E. (Ed.). (1996). *Handbook of qualitative research methods for psychology and the social sciences*. Leicester: The British Psychological Society.
- Ricoeur, P. (1999). *Die Interpretation. Ein Versuch über Freud*. (4. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Riedel, M. (1981). *Einleitung zu Wilhelm Dilthey. Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ritsert, J. (1972). *Inhaltsanalyse und Ideologiekritik*. Frankfurt: Fischer-Athenäum.
- Rittelmeyer, C. & Parmentier, M. (2001). *Einführung in die pädagogische Hermeneutik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Ritter, J. Gründer, K. et al. (Hrsg.). (1971 ff.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel: Schwabe.
- Rockenbauch, B. & Gerhardt, U. (1993). Vom Fall zur Struktur. Verstehende Typenbildung von Krankheitsdeutungen bei Bypassoperationen. In: H. Stuhr & F. W. Deneke (Hrsg.). *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument* (S. 152-187). Heidelberg: Asanger.
- Rommetveit, R. (1968). *Words, meanings, and messages*. New York: Academic Press.
- Rorschach, H. (1921). *Psychodiagnostik. Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experiments (Deutenlassen von Zufallsformen)* (11. Aufl. 1992). Bern: Huber.
- Rosenthal, G. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Ross, B. M. (1991). *Remembering the personal past*. New York: Oxford University Press.

- Rothschuh, K. E. (1963). *Theorie des Organismus* (2. Aufl.). München: Urban & Schwarzenberg.
- Rubin, D. C. (Ed.). (1986). *Autobiographical memory*. New York: Cambridge University Press.
- Rudolf, G. (1985). *Psychischer und Sozialkommunikativer Befund. PSKB*. Weinheim: Beltz.
- Runyan, W. M. (1981). Why did Van Gogh cut off his ear? The problem of alternative explanations in psychobiography. *Journal of Personality and Social Psychology*, 40, 1070-1077.
- Runyan, W. M. (1982). *Life histories and psychobiography. Explorations in theory and method*. New York: Oxford Univ. Press.
- Runyan, W. M. (1984). Diverging life paths: Their probabilistic and causal structure. In: H. J. Gergen & M. M. Gergen (Eds.). *Historical social psychology* (pp. 191-210). Hillsdale: Erlbaum.
- Runyan, W. M. (1988a). Progress in psychobiography. *Journal of Personality*, 56, 295-326.
- Runyan, W. M. (Ed.). (1988b). *Psychological interpretation and history*. New York: Oxford Univ. Press.
- Rushton, J. P., Jackson, D. N. & Paunonen, S. V. (1981). Personality: Nomothetic or idiographic? A response to Kenwick and Springfield. *Psychological Review*, 88, 582-589.
- Rust, H. (1983). *Inhaltsanalyse. Die Praxis der indirekten Interaktionsforschung in Psychologie und Psychotherapie*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Ruthrof, H. (1981). *The reader's construction of narrative*. London: Routledge.
- Sarbin, T. R. (Ed.). (1986). *Narrative psychology. The storied nature of human conduct*. New York: Westport.
- Schafer, R. (1972). *Psychoanalytic interpretation in Rorschach testing* (8th ed.). New York: Grune & Stratton.
- Schank, R. C. & Abelson, R. A. (1997). *Scripts, plans, goals and understanding*. Hillsdale, NJ.: Erlbaum.
- Scharfstein, B. A. (1980). *The philosophers: their lives and the nature of their thought*. Oxford: Blackwell.
- Scheele, B. & Groeben, N. (1988). *Dialog-Konsens-Methoden zur Rekonstruktion Subjektiver Theorien*. Tübingen: Francke.
- Scheidt, J. vom (1974). *Der unbekannte Freud. Neue Interpretationen seiner Träume durch E.H. Erikson u. a.* München: Kindler.
- Scheidt, J. vom (1983). Von der Droge zum Traum. *Freiburger Universitätsblätter*, 22 (Heft 82), 49-64.
- Schleiermacher, F. (1838). *Hermeneutik und Kritik*. Berlin: Reimer. (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1977).
- Schmidt, N. D. (1995). *Philosophie und Psychologie. Trennungsgeschichte, Dogmen und Perspektiven*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Schmidt, R. F. & Thews, G. (Hrsg.). (1997). *Physiologie des Menschen* (27. Aufl.). Berlin: Springer.
- Schmitz, H. (1992). *Leib und Gefühl*. Paderborn: Junfermann.
- Schmitz, H. (1994). *Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie*. Bonn: Bouvier.
- Schneider, G. (1989). Strukturkonzept und Interpretationspraxis der objektiven Hermeneutik. In: P. M. Jüttemann (Hrsg.). *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 71-91). Heidelberg: Asanger.
- Schneider, G. (1999). *Psychoanalyse und bildende Kunst*. Tübingen: Ed. Diskord.
- Schneider, P. (1999). *Sigmund Freud*. Reihe dtv portrait. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Schöfer, G. (Hrsg.). (1980). *Gottschalk-Gleser Sprachinhaltsanalyse. Theorie und Technik. Studien zur Messung ängstlicher und aggressiver Affekte*. Weinheim: Beltz.
- Schönplflug, W. (2000). *Geschichte und Systematik der Psychologie*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

- Scholz, O. R. (2001). *Verstehen und Rationalität. Untersuchungen zu den Grundlagen von Hermeneutik und Sprachphilosophie*. (2. Aufl.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Schorr, A. (1995). Stand und Perspektiven diagnostischer Verfahren in der Praxis. Ergebnisse einer repräsentativen Befragung westdeutscher Psychologen. *Diagnostica*, 41, 3-20.
- Schraml, W. J. (1964). Das Psychodiagnostische Gespräch (Exploration und Anamnese). In: R. Heiß (Hrsg.). *Handbuch der Psychologie Bd. 6. Psychologische Diagnostik*. (S. 868-897). Göttingen: Hogrefe.
- Schraml, W. J. (1975). Das klinische Gespräch in der Diagnostik. In W. J. Schraml & U. Baumann (Hrsg.). *Klinische Psychologie. Band I* (S. 267-296). Bern: Huber.
- Schroeder, C. (1985). *Er war mein Chef: aus dem Nachlaß der Sekretärin von Adolf Hitler* (hrsg. von A. Jochimsthaler). (2. Aufl.). München: Langen Müller.
- Schröder, H. J. (1992). *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*. Tübingen: Niemeyer.
- Schuler, H. (1992). Das multimodale Einstellungsinterview. *Diagnostica*, 38, 281-300.
- Schuler, H. & Marcus, B. (2001). Biographieorientierte Verfahren in der Personalauswahl. In: H. Schuler (Hrsg.). *Lehrbuch der Personalpsychologie* (S.175-212). Göttingen: Hogrefe.
- Schultz-Hencke, H. (1972). *Lehrbuch der Traumanalyse* (2. Aufl.). Stuttgart: Thieme.
- Schur, M. (1982). *Sigmund Freud. Leben und Sterben*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schurian, W. (Hrsg.). (1992). *Kunstpsychologie heute*. Göttingen: Hogrefe.
- Schütz, A. (1974). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13, 283-293.
- Schütze, F. (1984). Kognitive Figuren des autobiographischen Steggreiferzählens. In: M. Kohli & G. Robert (Hrsg.). *Biographie und soziale Wirklichkeit* (S. 78-117). Stuttgart: Metzler.
- Schwandt, T. A. (2000). Three epistemological stances for qualitative inquiry. Interpretivism, Hermeneutics, and social construction. In: N. K. Denzin & Y. S. Lincoln Eds.). *Handbook of qualitative research* (2nd ed.). (pp. 189-213). Thousand Oaks: Sage.
- Schweizer, T. (1999). Wie versteht und erklärt man eine fremde Kultur? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, 1-33.
- Seibt, A. (1994). *Schriftpsychologie. Theorien. Forschungsergebnisse. Wissenschaftstheoretische Grundlagen*. Wien: Profil.
- Seiffert, H. (1973). *Einführung in die Wissenschaftstheorie*. 2 Bände. Freiburg: Herder.
- Seiffert, H. (1992). *Einführung in die Hermeneutik*. Tübingen: Francke.
- Sieenthal, W. von (1953). *Die Wissenschaft vom Traum. Ergebnisse und Probleme. Eine Einführung in die allgemeinen Grundlagen*. Berlin: Springer.
- Siegfried, K. (1981). Zusammenhänge zwischen erinnerten Eigenschaftszuschreibungen, Selbstkonzepten und Persönlichkeitsvariablen. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 28, 502-526.
- Skinner, B. F. (1974). *About behaviorism*. New York: Knopf.
- Soeffner, H. G. & Hitzler, R. (1994). Qualitatives Vorgehen – "Interpretation". In: T. Herrmann & W. H Tack (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Forschungsmethoden der Psychologie. Band I. Methodologische Grundlagen der Psychologie* (S. 98-136). Göttingen: Hogrefe.
- Sparn, W. (Hrsg.). (1990). *Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge*. Gütersloh: Mohn.
- Spillmann, J. & Spillmann, L. (1993). The rise and fall of Hugo Münsterberg. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 29, 322-338.
- Spitznagel, A. (1982). Grundlagen, Ergebnisse und Probleme von Formdeutungsverfahren. In: K. J. Groffmann & L. Michel (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Psychologische Diagnostik. Band 3. Persönlichkeitsdiagnostik*. (S. 186-257). Göttingen: Hogrefe.

- Spitznagel, A. (1991). Grundlagen projektiver Verfahren. In: U. Flick, E. von Kardorf, H. Keup, L. von Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.). *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 271-274). München: Spitznagel, A. (Hrsg.). (1998). *Geheimnis und Geheimhaltung*. Göttingen: Hogrefe.
- Spitznagel, A. (1999). Narrative Verfahren. In: W. Sarges (Hrsg.). *Management-Diagnostik* (S. 384-390). Göttingen: Hogrefe.
- Staabs, G. von (1964). *Der Scenotest*. (8. Aufl. 1992). Bern: Huber.
- Steck, P. (1991). Bemerkungen zu L. Tents Beitrag "Psychodiagnostische Verfahren und die minima scientifica". *Diagnostica*, 37, 89-92.
- Steck, P. (1997). Psychologische Testverfahren in der Praxis. *Diagnostica*, 43, 267-284.
- Stegie, R. (1980). Probleme der Life-Event-Forschung. *Medizinische Psychologie*, 6, 20-32.
- Stegmüller, W. (1970 ff.). *Probleme und Ergebnisse der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*. Berlin: Springer.
- Steinbauer, H. (1987). *Die Psychoanalyse und ihre geistesgeschichtlichen Zusammenhänge mit besonderer Berücksichtigung von Freuds Theorie der Literatur und seiner Deutung dichterischer Werke, zugleich ein Beitrag zur philosophischen Anthropologie*. Basel: Birkhäuser.
- Steinberg, L. D. (Ed.). (1981). *The life cycle. Readings in human development*. New York: Columbia Press.
- Steiner, J. M. & Fahrenberg, J. (2000). Autoritäre Einstellung und Statusmerkmale von ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS und SS und der Wehrmacht: Eine erweiterte Reanalyse der 1970 publizierten Untersuchung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 52, 329-348.
- Stekel, W. (1911). *Die Sprache des Traumes*. Wiesbaden: Bergmann.
- Stemmler, G. (1996). Strategies and designs in ambulatory assessment. In: J. Fahrenberg & M. Myrtek (Eds.). *Ambulatory Assessment: computer-assisted psychological and psychophysiological methods in monitoring and field studies* (pp. 257-268). Seattle, WA: Hogrefe & Huber.
- Stern, W. (1900). *Über die Psychologie der individuellen Differenzen*. Leipzig: Barth.
- Stern, W. (1911). *Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen*. Leipzig: Barth (Neuaufgabe, Bern: Huber, 1994).
- Stern, W. (1935). *Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage*. Den Haag: Nijhoff.
- Stieglitz, R.-D. (2000). *Diagnostik und Klassifikation psychischer Störungen*. Göttingen: Hogrefe.
- Stiemerling, D. (1974). Die früheste Kindheitserinnerung des neurotischen Menschen. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, 20, 337-362.
- Stone, P. J., Dunphy, D., Smith, M. S. & Ogilvie, D. M. (1966). *The general inquirer: A computer approach to content analysis*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Straub, J. (1989). *Historisch-psychologische Biographieforschung*. Heidelberg: Asanger.
- Strauch, I. & Meier, B. (1992). *Den Träumen auf der Spur. Ergebnisse der experimentellen Traumforschung*. Bern: Huber.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Strube, G. & Weinert, F. E (1987). Autobiographisches Gedächtnis: Mentale Repräsentation der individuellen Biographie. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Persönlichkeit* (S. 151-167). Berlin: Springer.
- Stuhr, U. (1993). Ohne Verstehen keine Fallgeschichte. Über Voraussetzungen des Verstehens. In: H. Stuhr & F. W. Deneke (Hrsg.). *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument* (S. 85-105). Heidelberg: Asanger.
- Stuhr, U. & Deneke, F. W. (Hrsg.). (1993). *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Asanger.

- Südmersen, J. (1983). Hilfe ich erstickte in Texten! – Eine Anleitung zur Aufarbeitung narrativer Interviews. *Neue Praxis*, 3, 294-306.
- Suen, H. K. & Ary, D. (1989). *Analyzing quantitative behavioral observational data*. Hillsdale, N.J.: Lawrence Erlbaum.
- Sulloway, F. J. (1982). *Freud, Biologe der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende*. Köln-Lövenich: Hohenheim.
- Sulloway, F. J. (1983). Freud und die Biologie. *Freiburger Universitätsblätter*, 22 (Heft 82), 31-47.
- Süllwold, F. (1979). Erinnerungen an Eigenschaftsattribuierungen in Kindheit und Jugend. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 26, 365-387.
- Suls, J. & Rittenhouse, J. D. (1990). Models of linkages between personality and disease. In: H. S. Friedman (Ed.). *Personality and disease* (pp. 38-64). New York: Wiley.
- Szaluta, J. (1999). *Psychohistory. Theory and practice*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Tashakkori, A. & Teddlie, C. (1998). *Mixed methodology. Combining qualitative and quantitative approaches*. London: Sage Publications.
- Tedlock, B. (2000). Ethnography and ethnographic representation. In: N. K. Denzin & Y. S. Lincoln (Eds.). *Handbook of qualitative research* (2nd ed.). (pp. 455-486). Thousand Oaks: Sage.
- Tent, L. (1991). Psychodiagnostische Verfahren und die minima scientifica. *Diagnostica*, 37, 83-88.
- Thiele, C., Laireiter, A. R. & Baumann, U. (2002). Diaries in clinical psychology and psychotherapy: A selective review. *Clinical Psychology and Psychotherapy*, 9, 1-37.
- Thomä, H. & Kächele, H. (1999). *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie* (2.Aufl.). Berlin: Springer.
- Thomae, H. (1951). *Persönlichkeit. Eine dynamische Interpretation*. Bonn: Bouvier.
- Thomae, H. (1968). *Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie*. Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1987a). Zur Geschichte der Anwendung biographischer Methoden in der Psychologie. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Psychologie* (S. 3-25). Berlin: Springer.
- Thomae, H. (1987b). *Psychologische Biographik als Synthese idiographischer und nomothetischer Forschung*. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Psychologie* (S. 108-118). Berlin: Springer.
- Thomae, H. (1992). Selbstdarstellung. In: E. K. Wehner (Hrsg.). *Psychologie in Selbstdarstellungen. Band 3* (S. 305-327). Bern: Huber.
- Thomae, H. (1996). *Das Individuum und seine Welt*. (sehr verkürzte 3. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Thomas, K. (1972). *Träume – selbst verstehen*. Stuttgart: Thieme.
- Thompson, P. (1978). *The voice of the past. Oral history*. Oxford: Oxford University Press.
- Titscher, S., Wodak, R., Meyer, M. & Vetter, E. (1998). *Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Titzmann, M. (1977). *Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation*. München: Fink.
- Töle, R. (1987). Die Krankengeschichte in der Psychiatrie. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Biographie und Psychologie* (S. 37-47). Berlin: Springer.
- Tomkins, S. S. (1987). Script theory. In: J. Aronoff, A. I. Rabin & R. A. Zucker (Eds.). *The emergence of personality* (pp. 147-216). New York: Springer.
- Trost, G. (1996). Interview. In: K. Pawlik (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. Band 1. Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie* (S. 463-505). Göttingen: Hogrefe.
- Tschacher, W. (1997). *Prozessgestalten*. Göttingen: Hogrefe.

- Tucker, R. C. (1988). A Stalin biographer's memoir. In: W. M. Runyan (Ed.). *Psychology and historical interpretation* (pp. 63-81). New York: Oxford University Press.
- Uexküll, T. von (1996). *Psychosomatische Medizin*. (hrsg. von R. H. Adler, J. M. Herrmann, K. Köhle, O. W. Schonecke, T. von Uexküll & W. Wesiack). (5. Aufl.). München: Urban & Schwarzenberg.
- Ulrich, R. E., Stachnik, T. J. & Stainton, N. R. (1963). Student acceptance of generalized personality interpretations. *Psychological Reports*, 13, 831-834.
- Undeutsch, U. (1983). Exploration. In: H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Bereich B. Methodologie und Methoden. Serie 1 Forschungsmethoden der Psychologie. Band 2 Datenerhebung* (S. 321-361). Göttingen: Hogrefe.
- Uslar, D. von (1990). *Der Traum als Welt. Sein und Deutung des Traum*. (3. Aufl.). Stuttgart: Hirzel.
- Vollmers, B. (1998). Person im Widerspruch – Robert Heiß dialektische Persönlichkeitstheorie und ihre empirische Umsetzung. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegie & E. Bauer (Hrsg.). *Psychologiegeschichte - Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten* (S. 281-392). München: Profil-Verlag.
- Waele, J. P. de & Harré, R. (1979). Autobiography as a psychological method. In: G. P. Ginsberg (Ed.). *Emerging strategies in social psychological research* (pp. 177-224). Chichester: Wiley.
- Waite, R. G. (1993). *The psychopathic god Adolf Hitler*. New York: Da Capo.
- Wallner, T. (1998). *Lehrbuch der Schriftpsychologie. Grundlegung einer systematisierten Handschriftendiagnostik*. Asanger: Heidelberg.
- Weber, M. (1904). Die "Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: J. Winkelmann (Hrsg.). (1988). *Max Weber. Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (S. 142-214). Tübingen: Mohr.
- Wehner, E. G. (Hrsg.). (1992). *Psychologie in Selbstdarstellungen. Band 3*. Bern: Huber.
- Wengraf, T. (2001). *Qualitative research interviewing. Biographic, narrative and semi-structured methods*. London: Sage.
- Werner, E. E. (1989). Vulnerability and resiliency: A longitudinal perspective. In: M. Brambring, F. F. Lösel & H. Skowronek (Eds.). *Children at risk: Assessment, longitudinal research and intervention* (pp. 157-172). Berlin: de Gruyter.
- Westermann, R. (2000). *Wissenschaftstheorie und Experimentalmethodik. Ein Lehrbuch zur Psychologischen Methodenlehre*. Göttingen: Hogrefe.
- Westhoff, G. (1993). *Handbuch psychosozialer Meßinstrumente*. Göttingen: Hogrefe.
- Westhoff, K. & Kluck, M. L. (1998). *Psychologische Gutachten schreiben und beurteilen* (3. Aufl.). Berlin: Springer.
- Westman, A. S., Westman, R. S. & Orellana, C. (1996). Earliest memories and recall by modality usually involve recollections of different memories. Memories are not amodal. *Perceptual and Motor Skills*, 82, 1131-1135.
- Westmeyer, H. (1995). Persönlichkeitspsychologie zwischen Realismus und Konstruktivismus. In: K. Pawlik (Hrsg.). *Bericht über den 39. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg 1994* (S. 748-754). Göttingen: Hogrefe.
- Whitehead, A. N. (1929). *Process and reality*. New York: Harper & Row. (Prozess und Realität: Entwurf einer Kosmologie (2. Aufl. 1995, Frankfurt a. M.: Suhrkamp).
- Wider, K. (1994). *Diagnostisch-therapeutische Strategien in Abhängigkeit von der Einstellung zum Leib-Seele-Problem*. Unveröff. Diplomarbeit. Psychologisches Institut Freiburg i. Br.
- Wiedemann, P. M. (1986). *Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews*. Weinheim und München: Psychologische Verlags Union.
- Wiedemann, P. M. (1989). Deutungsmusteranalyse. In: P. M. Jüttemann (Hrsg.). *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 212-226). Heidelberg: Asanger.

- Wiersma, J. (1988). The press-release: Symbolic communication in life history interviewing. *Journal of Personality*, 56, 205-238.
- Wiggins, J. S. (1997). Circumnavigating Dodge Morgan's interpersonal style. *Journal of Personality*, 65, 1069-1111.
- Wille, R. (Hrsg.). (1988). *Symmetrie in Geistes- und Naturwissenschaft*. Berlin: Springer.
- Wilson, T. P. (1970). Normative and interpretative paradigms in sociology. In: J. D. Douglas (Ed.). *Understanding everyday life* (pp. 57-79). London: Routledge.
- Wilz, G. & Brähler, E. (Hrsg.). (1997). *Tagebücher in Therapie und Forschung. Ein anwendungsorientierter Leitfaden*. Göttingen: Hogrefe.
- Wimschneider, A. (1984). *Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin*. München: Piper TB 740.
- Windelband, W. (1894). *Geschichte und Naturwissenschaft* (3. Aufl., 1904). Straßburg: Heitz.
- Winget, C. & Kramer, M. (1979). *Dimensions of dreams*. Gainesville FL: University of Florida.
- Winter, D. G. (1987). Leader appeal, leader performance, and the motive of leaders and followers: A study of American Presidents and elections. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 196-202.
- Winter, D. G. (1997). Allport's life and Allport's psychology. *Journal of Personality*, 65, 723-731.
- Winter, D. G. & Carlson, L. A. (1988). Using motive scores in the psychobiographical study of an individual.: The case of Richard Nixon. *Journal of Personality*, 56, 75-103.
- Wittchen, H. U., Zaudig, M. & Fydrich, T. (1997). *Strukturiertes Klinisches Interview für DSM-IV (SKID-I und SKID-II)*. Göttingen: Hogrefe.
- Wittkowski, J. (1994). *Das Interview in der Psychologie. Interviewtechnik und Codierung von Interviewmaterial*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Witzel, A. (1982). *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Witzel, A. (1989). Das problemzentrierte Interview. In: P. M. Jüttemann (Hrsg.). *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 227-255). Heidelberg: Asanger.
- Wurmser, L. & Gidion, H. (1999). *Die eigenen verborgendsten Dunkelgänge. Narrative, psychische und historische Wahrheit in der Weltliteratur*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Zacher, A. (1988). *Kategorien der Lebensgeschichte. Ihre Bedeutung für Psychiatrie und Psychotherapie*. Berlin: Springer.
- Ziche, P. (1998). "Reine Psychologie" und "Philosophie als strenge Wissenschaft" - Die Rezeption der Husserlschen Phänomenologie durch die 'Würzburger Schule der Denkpsychologie'. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegie & E. Bauer (Hrsg.). *Psychologiegeschichte - Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten* (S. 347-366). München: Profil-Verlag.
- Zimmer, D. (1988). "Die erste Erinnerung. Wann beginnt für den Menschen die Vergangenheit?". *DIE ZEIT, Zeit-Magazin*.
- Zimmermann, F. (1991). Freuds Bewertung des manifesten Traums. Versuch über die theoriegeschichtlichen und biographischen Motive einer zwiespältigen Traumentwertung. *Psyche*, 45, 967-993.
- Zöllner, H. M. (1997). *Psychiatrie in Lebens- und Leidensgeschichten*. Stuttgart: Enke.
- ZPID Zentralstelle für Psychologische Information und Dokumentation (Hrsg.). (1989). *Psychologie und Psychoanalyse der Literatur. Spezialbibliographie Nr. 52*. Trier: ZPID, Universität Trier.
- ZPID Zentralstelle für Psychologische Information und Dokumentation (Hrsg.). (1989). *Qualitative Methoden in der Psychologie. Theorie und Anwendung. Spezialbibliographie Nr. 53*. Trier: ZPID, Universität Trier.

- ZPID Zentralstelle für Psychologische Information und Dokumentation (Hrsg.). (1994). *Traumanalyse. Spezialbibliographie Nr. 99*. Trier: ZPID, Universität Trier.
- ZPID Zentralstelle für Psychologische Information und Dokumentation (Hrsg.). (1995). *Qualitative Methoden in der Psychologie. Theorie und Anwendung (Supplement). Spezialbibliographie Nr. 108*. Trier: ZPID, Universität Trier.
- Zuckerman, M. (1999). *Vulnerability to psychopathology. A biosocial model*. Washington, D. C.: American Psychological Association.
- Züll, C. & Mohler, P. (Hrsg.). (1992). *Textanalyse. Anwendungen der computer-unterstützten Inhaltsanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Zuschlag, B. & Thielke, W. (1998). *Konfliktsituationen im Alltag* (3.Aufl.). Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.

Personenregister

A

Abelson 189
Adler, A. 131, 134, 157
Adler, C. 367
Adler, R. 131
Albert 323
Alexander 47
Allert 323
Allesch 234,235
Allport 112
Allport 142
Amelang 65, 138, 250, 257, 290
Anderson 142, 277
Andreas-Salomé 78
Anson 269
Anton 317
Antonovsky 284
Anz 192
Arendt 114, 115
Argelander 133
Aristoteles 316
Ary 367
Asendorpf 65,119
Auerbach 306
Augustiny 306
Axline 114

B

Ball 153
Ballstaedt 359
Baltes 281
Barker 71, 275
Barresi 142, 277
Bartussek 65
Bätschmann 207, 212, 320, 321
Bauer 255
Baumann 72, 367
Beit, von 192
Ben-Shakar 269
Berelson 174, 344
Berger 149, 150
Bergold 143, 334, 336
Berling 114
Bernet 333
Bertaux 142
Bettelheim 192
Betti 320
Beutel 284
Beutelspacher 214

Beuys 115
Bierhoff-Alfermann 192
Bilsky 136
Birbaumer 315
Birkhoff 214
Bjork 142
Blankenburg 132
Blaser 284
Bliesener 138
Blum 154
Boehm 205
Boehnke 365
Bohm 237-239
Böhm 81
Bohr 329
Boothe 189, 193
Bornat 186
Borofsky 242
Bortz 133, 343, 346, 347, 363, 365,366
Bos 193, 204, 206
Boss 158
Brähler 72, 137, 367
Brand 242
Brandstätter 71
Brandt, S. 192
Brandt, W. 115
Brecht 287
Brenner 180, 319
Brentano 323
Breuer 315, 331, 336, 338, 362
Bringmann 142
Brinker 180
Bronnen 73, 114
Brügner 79
Bruhn 61, 62
Brunstein 136
Brüsemeister 181, 336
Buchheim 190
Bude 184
Bühler, C. 143, 277, 281
Bühler, K. E. 365
Bunge 329
Burghardt 140
Burkart 184
Buse 275

C

Campbell 353, 359
Canetti 81

Carlson 191, 280
 Carter 141
 Carver 256
 Cattell 365
 Chamberlayne 126, 129, 186
 Chaplin 81
 Charlton 191
 Cierpkal 90
 Clauser 78, 133, 134
 Clynes 271
 Cocks 142
 Cohn 213, 333
 Coleman 114
 Conquest 141
 Conrad 271
 Corbin 362
 Craik 142
 Crosby 142

D

Da Vinci 141
 Dalí 207-211
 Damm 115
 Danner 43, 49, 315, 320, 323, 324, 331,
 334, 350
 Danzer 193, 213
 Dattenberg 291
 Davidow 62
 Davidson 238
 Deegener 136
 Deimann 236
 Delius 283
 Demorest 142
 Deneke 132
 Dennet 329
 Denzin 173, 181, 185, 322, 331, 336, 360,
 371, 377
 Dettmering 192
 Deusinger 136
 Deutscher 141
 Devereux 286, 361
 Dibs 114
 Diemer 317, 319, 320, 323
 Dilling 132
 Dilthey 38, 111, 318, 334
 Dittel 192
 Dollard 195
 Domhoff 164
 Döring 133, 343, 346, 347, 363
 Dostojewski 116
 Drewermann 192
 Dührssen 133

Dunphy 174

E

Early 142
 Eberle 185
 Eco 56, 176, 180, 316, 349
 Edwards 107
 Eisen 79
 Eissler 115
 Elms 141, 142, 286
 Engel 131, 134, 365
 Enskat 260, 267
 Enzensberger 191
 Ericson 185, 190
 Erikson 106, 141, 281
 Erikson 115
 Ermert 236
 Ertel 196
 Erzberger 343
 Etherington-Smith 209
 Ettinger 115

F

Fahrenheit, B. 281
 Fahrenheit, J. 69, 71, 72, 79, 120, 121,
 137, 144, 242, 243, 247, 250, 253, 255,
 271, 275, 282, 283, 289, 296, 302, 306,
 308, 329, 330, 333, 353
 Fallada 116
 Faller 193
 Fassbinder 114
 Fechner 213
 Feger 355
 Fetscher 191
 Fielding 206
 Filipp 281, 284
 Fischer, C. 161
 Fischer, E. P. 330
 Fischer, H. 286
 Fischer, P. M. 190
 Fischer-Rosenthal 126
 Fisher 251
 Fiske 353, 359, 360
 Fisseni 127, 128, 133, 136, 219, 250, 274,
 278, 279, 295,
 Flick 133, 143, 173, 181, 185, 186, 194,
 204, 304, 331, 334, 336, 358-360, 368,
 369, 371
 Flöttmann 153, 165
 Foerster 69
 Forer 255
 Forgas 65, 107, 354

Foulkes 162, 163
Franz 292
Freeman 286
French 159
Freud 23, 54, 61, 115, 141, 150-156, 160,
162, 192, 209, 221, 306
Frey 315
Freyberger 132
Friedenthal 115
Friederici 181
Fromm 159, 192
Fuchs 77, 129, 291
Fuchs-Heinritz 86, 88, 107, 112, 113, 121,
129, 144
Füeßl 131
Funder 250, 253
Fydrich 133

G

Gadamer 182, 315, 317-319, 323, 350, 351
Gandhi 141
Garz 184
Gay 141
Gay 115
Geertz 358
Geider 367
Gergen 251
Gerhardt 365
Gibson 210
Gidion 77
Gieseke 140
Gitzinger-Albrecht 234
Glaser 362
Gleser 170, 195, 198
Goethe 35, 78, 81, 115, 213
Goetze 367
Gohlke 316
Goldmann-Posch 81
Gombrich 212
Gomperz 179, 348
Goodman 79
Görtz 115
Gossler 193
Gottschalk 159, 170, 195, 198
Graumann 295, 298, 332, 342, 355
Grawe 378
Green 81
Greenberg 306
Groeben 290, 320, 321, 330, 361, 363, 378
Grossmann 302
Grondin 317, 323, 334
Gründer 299

Grünewald 271
Grünzig 367

H

Habermas 182, 286, 337
Häcker 334, 335
Hagen, von 251, 252
Hahn 131, 134, 135
Halder 213
Hale 142
Hall, C. S. 158, 162, 164
Hall, J. A. 151, 153, 162, 163
Hampel 137
Hardin 141
Harnisch 153
Harré 77
Hartmann, H. 129, 238
Hartmann, N. 299, 300
Hastie 79
Havighurst 281
Hawkins 79
Heckhausen 195, 221, 226
Heeg 362
Heidegger 115
Heidegger 318, 319, 333
Heim 284, 285
Heinze 361
Heiß 121, 213, 221, 223, 259, 261-263,
265-269, 297-299, 302, 310
Hemmeler 131, 134
Henrich 212
Henry 225, 228, 231
Hepburn 251
Herkner 194
Hermans 279
Herrmann, J. M. 254
Herrmann, T. 303, 378
Herzka 132
Herzog 332
Hesse 116
Hetmann 115
Heym 81
Hielsch 337
Hildesheimer 115
Hiltmann 302
Hitler 141
Hitzler 317, 323
Hoche 330, 338
Hoffmann-Riem 369
Hoffmeyer-Zlotnik 205, 206, 343
Hogan 253
Höge 214

Hohage 367
Hölderlin 115
Holmes 281
Holsti 174, 194
Holt 108
Huber 190, 204
Huberman 360
Husserl 323, 324, 331-333

I

Ineichen 317
Irle 132
Isbister 141
Iser 212

J

Jackson 296
Jacobi 45, 157
Jacoby 259
Jäger 133, 134, 136, 138, 304
Jahnke 224, 332
James 69, 299
Jaspers 132
Jones 141
Joppien 115
Jorswieck 164
Jost 367
Joyce 71, 116
Juckes 142, 277
Julius 367
Jung 23, 45, 157, 224
Jureit 140
Jüttemann 143, 145, 181, 185, 335, 367

K

Kächele 155, 204, 292, 306
Kadushin 255
Kaminski 275
Kaplan 53, 351
Käppler 79
Kardorff, von 322, 369, 378
Kastner-Koller 236
Kelle 206, 336, 343
Kelly 278
Kempen 279
Kempowski 73, 140
Kenrick 250, 253
Kerlinger 342, 343, 347, 363
Kern 333, 367
Kessler 112, 133, 138, 146
Kiegelmann 206
Kimble 142

Kittsteiner 56
Klages 260, 261, 270
Klauer 284
Klee 214
Kleining 181, 355
Kleist, H. von 116
Klemperer 81
Klingemann 206
Klingler 191
Klopfer 238
Kluck 219
Koch 198, 202
Koch-Hillebrecht 141
Köhle 134
Köhler 141
Kohlhaas 116
Kohli 129, 143, 145, 297
Konau 323
König 182
Kornadt 221, 223
Kornbichler 141
Kracauer 42, 175
Krambeck 323
Kramer 162, 164
Krampen 136
Kreitler, H. 213
Kreitler, S. 213
Krippendorff 174, 347, 358
Krüger 255
Krüll 141
Kruse 112, 124, 125, 145, 277, 281, 295
Kubinger 136
Kuckartz 206
Kuhl 315
Kuiper 82
Kunczik 191
Kunstverein in Hamburg 214
Kurzke 115
Kvale 128

L

Labov 189
Laireiter 72
Lamnek 181, 336
Lampert 107
Lange-Eichbaum 132
Langenmayr 143, 181
Langer 141
Last 61
Lavizzari-Raeuber 157
Lee 206, 343, 347, 363
Legewie 112, 276, 286, 355, 361

Lehmann 146
Lehr 77, 121, 124, 294-296
Lejeune 80
Lenk 345
Lennon 114
Leonhart 69
Lersch 332
Levinson 281
Lewin 221
Li Zehou 212
Lienert 127, 219, 246, 347, 365
Lincoln 173, 181, 185, 322, 331, 336, 371, 377
Lind 164
Lindgren 115
Lischer 136
Lockowandt 267, 269
Lorenzer 182, 292
Lossen 302
Luborsky 306, 307, 310
Lucius-Hoene 193
Lück 142
Lueger 181
Luther 115, 141
Luxemburg 115

M

Mahler-Werfel 82
Mai 271
Maiwald 367
Malraux 212
Mandela 115
Mandl 190
Mann, G. 115
Mann, Th. 115, 116
Marbach 141, 333
Marcus 134, 137, 269
Mardorf 73, 114
Marinelli 154
Markowitsch 79
Marquadt 271
Marx 115, 337
Massarik 143, 277
Matt, von 192
Matthes 181
Matussek 141
Mause, de 139, 141
Mayer, A. 154
Mayring 169, 170, 174, 181, 185, 194, 196, 197, 204, 205, 331, 336, 342, 347, 358, 360, 368, 378
Mc Adams 142, 143, 277

McClelland 195
McPherson 142
Mead 183, 336
Mechanic 285
Meier 150, 165
Mengel 205
Mergenthaler 107, 204
Merten 169, 174, 181, 185, 191, 194, 195, 204, 331, 338, 339, 345, 347, 358
Métraux 332
Metzinger 329
Mey 191
Meyer 180
Michal 203
Michel, G. 190
Michel, L. 259
Middeke 131
Miles 360
Miller 142
Mohler 206
Molière 116
Morgan, D. 142
Morgan, W. L. 131, 134, 276
Moriarty 282
Moritz 82
Moser, T. 192
Moser, U. 159, 162
Moses 141
Mowrer 195
Mozart 115
Mruck 191
Muchow 302
Muckel 361
Muhr 205
Müller 260, 267
Mummendey 65, 104, 127, 279, 354
Münch 333
Münster 136
Münsterberg, H. 111, 142, 334
Münsterberg, M. 142
Murchison 142
Murphy 282
Murray 112, 142, 219, 227, 276, 277
Musil 116
Muthny 284, 285
Myrtek 69, 71, 72, 137, 283, 285, 291, 296

N

Nasby 142
Neter 269
Neudert 367
Neuhaus 192

Nicholson 253
Niethammer 81, 139
Nietzsche 116, 121, 266, 268
Niggl 80
Nyanatiloka 301

O

Ochberg 142
Oeming 320
Oevermann 182-184
Ogilvie 174
Orellana 60
Osgood 196
Osten 131
Ott 367

P

Panofsky 13
Parekh 62, 164
Parmentier 320
Patzelt 185
Paunonen 296
Pawlik 275
Perks 139
Perrez 54
Perst 367
Pervin 108
Petermann 367
Petri 214
Pfeifenberger 181
Pickering 254
Pietzcker 193
Pinsof 306
Pöhlmann 136
Poltzer 154, 155
Pollak 140
Pongratz 142
Popper 325
Poplestone 142
Preetorius 212
Prinz 315
Prinzhorn 214
Proust 116

Q

Quas 79
Quekelberghe, van 140
Quianlong 215

R

Raatz 127, 219, 246, 347
Rabin 82

Rad, von 292
Raddatz 115
Rahe 281
Raspe 134
Rattner 193, 213
Rauchfleisch 225-227, 233, 235
Read 142
Regan 141
Reich-Ranicki 192
Reinecker 132
Revers 225-228, 231, 233-235, 276
Richardson 181, 185, 371
Ricoeur 319, 321
Riedel 334
Ritsert 44, 53, 174, 175, 194, 344, 345, 347, 351
Rittelmeyer 320
Rittenhouse 283
Ritter 299, 315
Ritz 136
Robert 143, 144
Rockenbauch 365
Rogge 367
Rommetveit 339
Rorschach 237
Rosenstiel, von 238
Rosenthal 88, 112, 113, 126, 145, 193
Ross 79
Roters 191
Rothschuh 120
Rubin 79
Rudolf 136
Rühmann 82, 115
Runyan 78, 129, 142, 143
Rushton 296
Rust 193
Rustin 126
Ruthrof 185

S

Sacks 115
Sadat 82
Sager 180
Sampson 115
Sarbin 139
Sarkowicz 115
Schafer 241
Schank 189
Scharfstein 142
Scheele 361
Scheidt, vom 154, 155
Scheier 256

Schleiermacher 317, 319
 Schlosser 367
 Schmidt, N. D. 320, 323, 332, 333
 Schmidt, R. F. 120
 Schmitz 324, 333
 Schmitz-Scherzer 281, 295
 Schneider, G. 184, 336, 337
 Schneider, K. 191
 Schneider, P. 141
 Schneider, R. 115
 Schöfer 198, 200-202, 392, 396
 Schöllgen 115
 Scholz, O. B. 367
 Scholz, O. R. 320
 Schönfeldt, S. von 115
 Schönpflug 331
 Schorlemmer 82
 Schorr 223, 253, 270
 Schraml 133
 Schröder 140
 Schroeder 141
 Schubert 143
 Schuler 134, 137, 138, 269
 Schultz-Hencke 158
 Schumacher 137
 Schumann, C. 115
 Schur 141
 Schurian 212
 Schütz 336
 Schütze 186-188
 Schwandt 343
 Schwartz 136
 Schwarzer, A. 115
 Schweizer 286
 Seibt 267, 269, 271
 Seifert 190
 Seiffert 317, 323, 331, 350
 Selg 137
 Sewz-Vosshenrich 142
 Siebenthal, von 150-153, 162
 Siegel 142
 Siegfried 65
 Simon 185, 190
 Skinner 142, 337
 Smith 174
 Soeffner 317, 323
 Sparr 114
 Spielberg 140
 Spillmann, J. 142
 Spillmann, L. 142
 Spitznagel 133, 186, 221, 223
 Staabs, von 219, 236
 Stachnik 255
 Stadelhaus 115
 Stainton 255
 Stalin 141
 Steck 223, 235, 253
 Stegie 281, 333
 Stegmüller 319, 323, 326, 327, 342, 369
 Steinbauer 193
 Steinberg 281
 Steiner 242
 Stekel 157
 Stemmler 257
 Stern 111, 112, 335
 Stieglitz 136
 Stiemerling 61
 Stone 115
 Stone 174, 204
 Stosberg 181
 Straub 146
 Strauch 150, 165, 166, 259, 262, 263, 265-
 268
 Strauß 137
 Strauss 362
 Strube 79
 Stuhr 132, 286
 Südmersen 217
 Suen 367
 Sulloway 155
 Süllwold 65
 Suls 283
 Szaluta 142
 Szydlík 145

T

Tarnai 193, 204, 206
 Tashakkori 343
 Teddlie 343
 Tedlock 185, 186
 Tent 235
 Thews 120
 Thiele 72
 Thielke 128
 Thiemann 361
 Thomä 155, 292, 306
 Thomae 62, 69, 71, 77, 105, 106, 108, 112,
 121, 124, 133, 142, 143, 145, 186, 194,
 274, 277, 278, 284, 285, 292-297, 310,
 335, 364
 Thomas 159
 Thompson 139
 Thomson 139
 Tillmann 323

Titscher 180, 192
Titzmann 180, 181, 320
Tölle 132
Tomkins 276, 280
Traxel 142
Trost 133, 138
Tschacher 304-306
Tucker 141

U

Uexküll, von 289
Ulrich 255, 256
Undeutsch 124
Uslar, von 158

V

Van de Castle 158, 162, 164
van Gogh 115, 141
Vetter 180
Vollmers 304
Vonessen 302
Vries, de 71

W

Waele, de 77
Waite 141
Wallenstein 115
Wallner 260, 267, 269
Weber 174, 334, 364
Wehner 142
Weinert 79, 315
Weissweiler 115
Wengraf 88, 107, 109, 110, 112, 123, 125-
129, 133, 135, 138, 185, 186, 190, 311,
322, 347, 371, 372, 382
Wepfer 193
Werner 283
Wertheimer 142
West 142, 143
Westermann 315, 329, 338, 357, 363
Westhoff, G. 137
Westhoff, K. 219
Westman, A. S. 60
Westman, R. S. 60
Westmeyer 253
Wewetzer 302
Whitehead 299
Widauer 234
Wider 329
Wiedemann 135, 186, 188, 189
Wiersma 292
Wiggins 142

Wille 214
Wilson 336
Wilz 72
Wimschneider 81, 82
Windelband 38, 334
Winget 162, 164
Winter 142, 191
Wittchen 133
Wittkowski 133, 134, 138, 190
Witzel 88, 135, 181, 336
Wodak 180
Wright 71
Wuggenig 365
Wurmser 77
Wyl, von 193

Y

Yalom 116

Z

Zacher 146
Zander, E. 291
Zander, W. 291
Zaudig 133
Zeppelin, von 159, 162
Ziche 333
Zielinski 138, 250, 257, 290
Zietz 255
Zimmer 60
Zimmermann 154, 160
Zöllner 132, 191
Zorn 82
ZPID 164, 181, 193
Zuckerman 282
Züll 206
Zumkley 221, 223
Zuschlag 128

Sachregister

A

Abgrenzungskriterium 325
Akzentuierungen, Auffälligkeiten 46
Allgemeine Interpretationslehre 196-198, 258
Alltagsnahe Psychologie,
Alltagspsychologie 69-71, 296
Amplifikation 157
Anamnese 131
Anamnese-Schemata 136
Angstskala 199-200
Archetypen 24, 157
Assessment, Assessmentstrategien 108, 256-257
ATLAS/ti 205
Aufforderungscharakter 6, 221, 225, 228-231
Ausbildung 223-224, 296, 379-380
Ausdrucksprinzip 260-261
Ausdruckspsychologie 260-261
Auswertungsebenen 222-223
Autobiographie 10, 57-80
– Autobiographische Skizze 57, 73-80
– Autobiographie und Literatur 80-82
– Autobiographisches Gedächtnis 60, 78-79
Autobiographien (Bücher) 81, 82
Autorenanalysen 195

B

Befangenheit 29
Behavior Setting 66
Belastete Begriffe 170-171, 321
Beschreibungseinheiten (Kategorien) 118-122, 274-285, 294-295
Bewältigungsformen 284, 285
Bewusstseinsstrom 69
Biographic-Narrative Interpretative Method (Wengraf) (siehe Halbstrukturiertes Tiefeninterview)
Biographie, Biographik 3, 10, 13, 57, 83-116, 273-311
– Beschreibungseinheiten (Kategorien) 118-122, 274-285, 294, 295
– Bewältigungsformen 284, 285
– Biographie-Erhebung (Vorbereitung) 83-86

- biographisch orientierte Interviews 128-137
 - biographisch orientierte Persönlichkeitspsychologie 142-146
 - biographische Forschung (psychologische Biographik) 117-147
 - Biographische Inventare u. Fragebogen 136
 - biographische Kommunikation 144
 - biographisches Interview 130-136
 - Biographisch-narratives Forschungsinterview 109-110, 123, 125-127, 190
 - BOLSA 293, 295
 - ILSE 293, 295
 - Coping (siehe Bewältigungsformen)
 - Daseinstechniken 278, 294
 - Daseinthemen 278, 294
 - Entwicklungsaufgaben 281
 - Episoden 274
 - Formen des Interviews 132-136
 - Grundlagenkritik 146, 285-292
 - Inhalte von Biographien 128-129
 - Interview-Kombination 135
 - Krankheitsverhalten 284, 285
 - Kritische Lebensereignisse 281
 - Persönliche Konstrukte 278, 279
 - Prinzipien des biographischen Verfahrens 112
 - Risikofaktoren 282-284
 - Selbstkonzepte 278-280
 - Setting und Behavior Setting 275
 - Situationen 274, 276
 - Skripte 280
 - Themen 276
 - Typen von Lebensläufen 129
 - Vulnerabilität 282-284
- Biographik und Prozessanalyse (Prozessbezogene Persönlichkeitsanalyse) 273-311, 292-309
- Individuum und seine Welt (Thomae) 293-297
 - Person als Prozess (Heiß) 297-306
 - Persönlichkeitseigenschaft 297-299
 - Prozess (Begriff) 299-301
 - Prozessanalyse 12
 - Prozessdiagnostik, Prozessforschung 302, 303, 306

- Prozesseigenschaft 120, 298, 299
- Prozessgestalt 305
- Psychophysiologische Forschung 307, 308
- Symptom-Kontext-Analyse (Luborsky) 306-309
- Verlaufsgestalt 301, 302
- Biographisch orientierte Interviews 128-137
- Biographien (Bücher) 113-116
- Blutdruckverhalten (Blutdruckvideo) 254-255

C

- Charakter 118
- Clusteranalyse 365
- Computer-unterstützte Textanalyse 204-206
- Coping (siehe Bewältigungsformen)
- Curriculum 381, 382

D

- Darstellende Kunst (siehe Kunst) 170
- Darstellungsprinzip 262
- Daseinsthemen 278, 294
- Datenschutz 84
- Deckerinnerung 61-62
- Definition 40, 341
- Denotativ-konnotativ 37, 176, 338, 340
- Diskursanalyse (Konversationsanalyse) 185
- Divergentes Denken 5
- Divergent-konvergenter Prozess der Interpretation 16
- Dominante Themen 46
- Dominantentechnik 46, 267
- Dualismus 329, 330
- Dynamik, Dynamische Regulation 119

E

- Eigenschaftsbegriff 118
- Eigenschaftszuschreibungen (frühe) 57, 62-65
- Einpassung in Muster 53, 351
- Einseitige Auffassung vom Lebensprozess 288-289
- Einzelfallanalyse 366, 367
- Entfaltungstests 221
- Entwicklungsaufgaben 281
- Epikrise 131
- Episoden 68, 274
- Erinnerungsfehler 79
- Erkenne Dich Selbst 77, 348, 349
- Erzählte Lebensgeschichte 193

- Erzählte Zeitgeschichte (siehe Psychohistorie)
- Erzählverfahren (Erzählanalyse, Narratives Interview) 185-190
- Ethnomethodologie 181, 185
- Evidenz 5, 40, 51-55, 234-235
- Experience Sampling Method ESM 71
- Exploration 87-89, 123-128, 295
- Extension 340

F

- Falsche Erinnerungen 79
- Familiengeschichtsforschung 14
- Folgerichtigkeit 51
- Formen von Interviews 132-136
- Formen von Biographien 128-130
- Forschungsinterviews 134
- Fragetechnik 127
- Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI Testkonstruktion 137, 244-247
- Freie Assoziation 152, 156
- Frequenz 44
- Frühe Eigenschaftsattribuierung 62-64
- Frühe Erinnerung 58-61

G

- Gegenstandsangemessenheit 352
- Generalisierbarkeit 364
- Gesamtzusammenhang und Vollständigkeit 288
- Gesprächsführung 88
- Goldener Schnitt 214
- Gottschalk-Gleser Verfahren (Sprachinhaltsanalyse) 198-203, Anhang
- Graphologie (siehe Schrift-Interpretation)
- Grenzen des Verstehens 287
- Grounded Theory 362, 363
- Grundlagenkritik 146, 285-292
- Gütekriterien 137

H

- Halbstrukturiertes (Tiefen-) Interview (Wengraf) 109-110, 123, 125-127, 190
- Handschrift (siehe Schrift-Interpretation)
- Hermeneutik als Universalmethode 315-320, 326
- Hermeneutik 4, 36, 56, 374
- Hermeneutische Differenz 48
- Hermeneutische Evidenz 51
- Hermeneutische Regeln 49
- Hermeneutische Wahrheit 316, 349

Hermeneutischer Zirkel 41-43, 316, 318, 319
Hermeneutisches Verfahren 27, 43
Hermeneutik und Empirismus 363
Hermetik 316
Hervorhebungen 46
Heuristik 2, 41
Homonyme 339

I

Idealtypus 364
Idiographik 38, 334, 335
Idiographische Hypothese 108
Ikonologie 213
ILSE 293, 295
Individualität 38
– Biologische Individualität 282
Individuation 157, 192
Individuum und seine Welt (Thomae) 293-297
Inhalte von Biographien 128-129
Inhaltsanalyse (Frequenz, Valenz, Intensität, Kontingenz) 42, 174, 175
Inhaltsanalyse (Kontext, Latenz, Singularität, Präsenz) 42, 175
Inhaltsanalyse von Psychologie-Lehrbüchern 172-174
Intension 340
Intensität 44
Intentionalität 323
Interaktion (Effekte) 354, 355
Interpretation 1, 7, 316, 317, 374, 376
– Anspruch und Leistung 370, 371
– Anwendung und Ökonomie 371, 372
– Ausbildung 379-380
– Ausblick auf Forschung und Praxis 373-383
– Auslegung 316, 317, 351
– Auswertungsanforderungen 359
– Bedeutungen 338, 339
– Bestätigung (Methoden der Konfirmation) 326, 356, 357
– Beziehungsstiftung 374
– Curriculum 381, 382
– Defizite 377, 378
– Deutung 335, 336
– Einfühlen (hineinversetzen) 318
– Exegese 320
– Explikation 340
– Falsche Deutungen 349
– Geltungsanspruch 8
– Gültigkeit 54, 137, 348, 349, 358

– Gütekriterien (Validität) 346, 379
– Interpretation der Test-Skalen 247
– Interaktive Interpretation 6
– Interpretationsansatz 90
– Interpretationsdivergenz 54, 346, 376
– Interpretationsebenen 6
– Interpretationsgemeinschaft 29, 53, 361, 362, 376
– Interpretationslehre 12, 313-372, 320-322, 335-372, 373-378
– Interpretationsprozess 40
– Interpretationsstrategien 267-268
– Interpretationsstufen 45
– Interpretationstiefe 38, 54, 177, 178, 346, 376
– Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz 177-178, 346, 376
– Interpretatives Paradigma 181, 357, 358, 336, 337
– Intersubjektive Überzeugungskraft 8
– Intuition 5, 52, 350
– Kommunikative (konsensuelle) Validierung 361
– Kontext 339, 345
– Latenz als unbewusste Bedeutung 345
– Manifest-latent 343-346
– Methodenkombination 360
– Methodenkritische Reflektion 8, 39
– Missverständnis 351
– Musterpassung 351
– Notwendige Qualitätskontrolle 377
– Prinzipien der Interpretation 35-40, 174-179
– Regeln der Interpretation 35-56
– Strategien der Interpretation 35-56
– Triangulation 359, 360
– Übersetzung 1, 8, 374
– Überzeugungskraft 2, 40, 51-55, 376
– Verständigung 350, 375
– Verstehen 318-323, 350, 351
– Zuverlässigkeit 347
Intervallskala 340
Interview-Kombination 135
Intuition 5, 52, 350

K

Kasuistik 131
Katamnese 131
Kausalattributionen (falsche) 291, 292
Kindheitserinnerungen (frühe) 57-62
Klassifizierung (Nominalskala) 340
Kodierung von verbalem Material 190

Kodierung 347
 Kombination von Strategien 49
 Kombinatorik von Merkmalen
 (Syndromatik) 51, 222, 267-268
 Kommunikation 36, 322, 333, 354
 Komparative Kasuistik 367
 Komplementarität 330
 Konfigurations-Frequenzanalyse 365, 366
 Konnotation 37
 Konsens 54
 Konstitution 282
 Konstruktion 39, 53, 54, 314
 Kontext 4, 25, 37, 42, 138
 Kontingenz 44
 Konventionalität 38
 Konvergentes Denken 5
 Konvergenz 54
 Krankengeschichte 131
 Krankheitsverhalten 284, 285
 Kritik 250-253
 Kritische Hermeneutik 182
 Kritische Lebensereignisse 281
 Kritischer Rationalismus 325, 326
 Kunst-Interpretation 206-215
 – Ästhetische Prinzipien (ars una)
 212-214
 – Bildbetrachtung 208
 – Goldener Schnitt 214
 – Ikonologie 213
 Kunstpsychologie (Rezeption) 213-215

L

Latent-manifest 23-24, 151-152, 160, 163,
 176
 Latenz 42
 Lebenslaufanalyse 143
 Lebensstilforschung 129-130
 Leib-Seele-Problem 327-330
 Literatur 192-193
 Literaturwissenschaftliche Interpretation 179

M

Mandala 157
 manifester und latenter Inhalt 151-152,
 160, 163, 176
 Märchen 191-192
 Material für Inhaltsanalysen 171-172
 Materialkritik 41
 Mehrdeutigkeit 37
 Merkmalsprotokoll 262, 264-265
 Methodenkritik (Biographik) 290
 Methodenkritische Reflektion 8, 39

MONITOR 69-70
 Monitoring (computer-unterstütztes,
 ambulant) 71
 Multimodales Interview 134
 Multitrait-Multimethod-Ansatz 353, 354

N

Nachvollziehbarkeit 8
 Narratives Interview 86-87, 187
 Nomothetik 334, 335

O

Objektive Hermeneutik 182-185
 Objektstufe-Subjektstufe 157
 Operationalisierung 352-354
 Oral history (siehe Psychohistorie)
 Ordinalskala (Rangskala) 340

P

Paraverbale (paralinguistische) Merkmale
 107
 Partizipation 36
 Pathographie 113, 131
 Person als Prozess (Heiß) 297-306
 Personalismus, Personologie 112
 Persönliche Konstrukte 278, 279
 Persönlichkeitseigenschaft 297-299
 Phänomenologie 323, 324, 333
 Phänomenologische Orientierung 324,
 331-333
 Phänomenologische Psychologie
 Philosophische Fragen 315
 Philosophische Hermeneutik 322, 322
 Politische Texte 191
 Präsenz 42
 Prinzipien der Interpretation 35-40,
 174-179
 Prinzipien des biographischen Verfahrens
 112
 Projektive Tests 221-222
 Protokollanalyse (Sprachprotokollanalyse)
 185
 Prototypen 114
 Prozess (Begriff) 299-301
 Prozessanalyse 12
 Prozessbezogene Persönlichkeitsanalyse
 292-309
 Prozessdiagnostik, Prozessforschung 302,
 303, 306
 Prozesseigenschaft 120, 298, 299
 Prozessgestalt 305
 Pseudo-Gutachten 255-256

Psychoanalytische Konstruktion 53-54
Psychographie 111
Psychohistorie 139-142
psychologische Übersetzung 15, 16-18, 42
Psychologismus 333
Psychophysiologische Untersuchung 253,
255, 307, 308
Psychophysisches Problem und
Methodenwahl 327-320

Q

Qualitative Inhaltsanalyse (Kontext, Latenz,
Singularität, Präsenz) 175
Qualitative Methodik (Rolle der) 368-370
Quantifizierung 202, 252
Quantitative Inhaltsanalyse (Frequenz,
Valenz, Intensität, Kontingenz) 174-175
Quantitativ-qualitativ 176, 341-343

R

Reaktivität 355, 356
Reduktion 324
Regeln der Interpretation 35-56
Regulation 120
Rekonstruktion 39
Rekorder 83-84
Risikofaktoren 282-284
Rolle der qualitativen Psychologie 373
Rorschach-Auswertung 238-241
Rorschach-Test 237-242

S

Sceno-Test 236-237
Schrift-Interpretation (Graphologie) 11,
259-272
– Ausdrucksprinzip 260-261
– Ausdruckspsychologie 260-261
– Bindungsformen der Schrift 263
– Darstellungsprinzip 262
– Dominantentechnik 267
– Graphometrie 271
– Interpretationsstrategien 267-268
– Kombinatorik (Syndromatik) 267-268
– Merkmalsprotokoll 262, 264-265
– Schriftvergleiche 259
– Ungesicherte Validität 269-271
– Verlaufsgestalten 267-268
– Wechselmerkmaligkeit 265, 267
Schriftvergleiche 259
Schulunterschiede 161
Segmentierung 31, 199, 347
Selbstanalyse 159

Selbstaufmerksamkeit 68
Selbstdarstellung 72
Selbstinterpretation 69
Selbstkonzepte 278-280
Selbstmanagement 72
Selbstmonitoring 72
Selektion und Inferenz 60, 76
Semantisches Differential 196
Semiotik 338
Setting und Behavior Setting 275
Singularität 42
Sinnverständnis 51, 317, 337
Situation 66, 119, 274, 276, 311
Skripte 280
Sonderstellung der psychologischen
Interpretation 6, 7, 54, 176, 346, 376
SOSTRIS 371
Spekulation 28
Spontane Einfälle 25
Standortgebundenheit (Zeitabhängigkeit)
289, 290
Strategien der Interpretation 35-56
Strukturelle Textanalyse 180
Subjektive Evidenz 52
Subjektiver Lebensraum 125
Symbol 21, 44
Symbolischer Interaktionismus 181
Symptom-Kontext-Analyse (Luborsky)
306-309
Synonyme 339

T

Tagebuch 69, 72, 114
Tagebuchsammlungen 72
Tageslauf 57, 65-73
Tageslauf-Protokoll 67
TAT-Auswertung 222, 232
TAT-Beispiel 232-233
Testinterpretation 219-258
Tests, Testinterpretation 11, 219-258
– Assessment 256-257
– Assessmentstrategien 257
– Aufforderungscharakter 221, 225,
228-231
– Ausbildung 223-224
– Auswertungsebenen 222-223
– Einwände, Kritik 235-236, 250-253
– Entfaltungstests 221
– Evidenz 234-235
– FPI-Interpretations-Beispiel 248-250
– Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI
Testkonstruktion 244-247

- Interpretation der Test-Skalen 247
 - Kombinatorik 222
 - Projektive Tests 221-222
 - Pseudo-Gutachten 255-256
 - Quantifizierung 252
 - Rorschach-Auswertung 238-241
 - Rorschach-Test 237-242
 - Sceno-Test 236-237
 - TAT-Auswertung 222, 232
 - TAT-Beispiel 232-233
 - Thematischer Apperzeptionstest TAT 224-236, 276-277
 - Ungesicherte Validität 241-242
 - Text- und Inhaltsanalyse 11, 169-217
 - Ablaufschema 194-198
 - Angstskala 199-200
 - ATLAS/ti 205
 - Autorenanalysen 195
 - Computer-unterstützte Textanalyse 204-206
 - denotativ-konnotativ 176
 - Diskursanalyse (Konversationsanalyse) 185
 - Erzählte Lebensgeschichte 193
 - Erzählverfahren (Erzählanalyse, Narratives Interview) 185-190
 - Gottschalk-Gleser Verfahren (Sprachinhaltsanalyse) 198-203, Anhang
 - Inhaltsanalyse von Psychologie-Lehrbüchern 172-172
 - Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz 177-178
 - Kodierung von verbalem Material 190
 - Kritische Hermeneutik 182
 - Literatur 192-193
 - Literaturwissenschaftliche Interpretation 179
 - Manifest-latent 176
 - Märchen 191-192
 - Material für Inhaltsanalysen 171-172
 - Narratives Interview 187
 - Objektive Hermeneutik 182-185
 - Patienten und Psychotherapie 193
 - Politische Texte 191
 - Prinzipien 174-179
 - Protokollanalyse (Sprachprotokollanalyse) 185
 - Qualitative Inhaltsanalyse (Kontext, Latenz, Singularität, Präsenz) 175
 - Quantifizierung 202
 - Quantitative Inhaltsanalyse (Frequenz, Valenz, Intensität, Kontingenz) 174-175
 - quantitativ-qualitativ 176, 341-343
 - Segmentierung 199
 - Semantisches Differential 196
 - Strukturelle Textanalyse 180
 - TEXTPACK 205-206
 - Themenanalysen 195
 - Thesaurus 204
 - Tiefenhermenutik 182
 - Typologien der Text- und Inhaltsanalyse 194-196
 - Wirkungs- (Rezipientenanalyse) 196
 - Zeitungsartikel 191
 - TEXTPACK 205-206
 - Thematischer Apperzeptionstest TAT 224-236, 276-277, Anhang
 - Themen 276
 - Themenanalysen 195
 - Thesaurus 204
 - Tiefenhermenutik 182
 - Transskription 107
 - Traumdeutung (Trauminterpretation) 9, 10, 15-33, 149-167
 - Aufweckversuche (Schlaflabor) 165-166
 - Beschreibungsmerkmale 162
 - Dalís Bilder- und Traumwelt 207-211
 - experimentelle Traumforschung 150,
 - Freuds Traumdeutung 155-156
 - Irmas Injektion 153-155
 - manifester und latenter Inhalt 151-152, 160, 163
 - psychologische Übersetzung 15, 16-18, 42
 - Schlaflorschung 150
 - Schulunterschiede 161
 - Selbstanalyse 159
 - Traumauftrag 163
 - Traumdeutung (Einwände und Erwiderungen) 28-31
 - Traum inhalte 24, 164-165, 209
 - Traumsymbole 153
 - Traumtheorien 149-161
 - Triftigkeit 512
 - Typen von Lebensläufen 129
 - Typenanalyse 365, 366
 - Typologien der Text- und Inhaltsanalyse 194-196
- U**
- Überdifferenziertheit 30
 - Überinterpretation 29
 - Übersetzung 1, 8, 16, 374
 - Überzeugungskraft 2, 40, 51-55, 376

Übungsbeispiele

- Autobiographische Skizze 73-79
- Biographische Erhebung 83-90
- Deutung eines Traumes 15-31
- Frühe Eigenschaftsattribuierung 62-64
- Frühe Erinnerung 58-61
- Gemälde von Salvador Dalí 207-211
- Gottschalk-Gleser Sprachinhaltsanalyse
Sprachproben 200, 201, Anhang
- Inhaltsanalyse von Psychologie-
Lehrbüchern 172-174
- Tageslauf-Protokoll 65-72
- Thematischer Apperzeptionstest TAT
232-233, 298

Ungesicherte Validität 241-242, 269-271

Unschärfe-Relation 68

Unvoreingenommenheit 285, 286

V

Valenz 44

Verbatim-Protokoll 107

Verhaltensstrom 69

Verlaufsanalyse 48

Verlaufsgestalt 121, 267-268, 301, 302

Verständigung 350, 375

Verstehen 318-323, 350, 351

Vertraulichkeit 84

Voraussetzungslosigkeit 286, 287

Vorverständnis 7, 41

Vulnerabilität 282-284

W

Wechselmerkmaligkeit 265, 267

Widerspruchsanalyse 47, 268

Wirkungs- (Rezipientenanalyse) 196

Wissenschaftlichkeit 3, 326, 327

Wissenschaftstheoretische Auffassungen
330-334

Z

Zeichen 44

Zeitraaster 68

Zeitreihen 120

Zeitungsartikel 191